BLÄTTER FÜR DAS BAYERISCHE GYMNASIAL-UND REALSCHULWESEN




VE
RI
TAS
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

München 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping).

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. u. III. Abteilung.

Rezensionen und litterarische Notizen.

Die nicht mit * bezeichneten Werke sind unter den „Litterarischen Notizen" aufgeführt.
† bedeutet: Für Schülerbibliotheken empfohlen.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten und Nekrologe.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

1. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)



Man ersucht die Notiz über die Generalversammlung auf der nächsten Seite nicht zu übersehen.

Inhalt des I. Heftes.

Weitaus die Mehrzahl derjenigen Kollegien, die über den Ort der nächsten Generalversammlung sich geäufsert haben, haben sich für Nürnberg entschieden. Es findet also in der Woche nach den Osterfeiertagen dieses Jahres in **Nürnberg** die **XIV. Generalversammlung** des B. G.-L.-V. statt; dafs dieselbe zahlreichen Besuch finden wird, dürfte bei der regen Teilnahme, mit der man allerseits den Verein berührende Fragen in der letzten Zeit behandelt hat, mit Sicherheit anzunehmen sein. Diejenigen Herren, welche **Vorträge** halten oder **Thesen** zur Verhandlung bringen wollen, werden gebeten, dieselben bis längstens **20. Februar** der Vereinsleitung bekannt zu geben, damit dieselben eventuell noch ins Programm aufgenommen und den Mitgliedern mitgeteilt werden können.

Einhauser,
z. Z. stellvertr. Vorstand (Quaistrafse 1/4)
im Namen des Ausschusses.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den derzeitigen 2. Vorstand Prof. Einhauser in München (Quaistr. 1/4) oder an den Kassier Studienlehrer J. Nicklas (Hildegardstr. 1a/3) wenden; alle die Redaktion der Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen betreffenden Zuschriften sind nunmehr an Prof. Adolf Römer (Hefsstr. 14/3) zu richten.

In diesem Hefte sind folgende 4 Beilagen enthalten:
Von Hrn. C. Gerold's Sohn in Wien.
" " F. Hirt in Breslau.
" " R. Oldenbourg in München.
" " W. Weber in Berlin.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Kritische und exegetische Bemerkungen zu Quintilianus.

I. Prooem. 4. nam ceteri fere, qui artem orandi litteris tradiderunt, ita sunt exorsi, quasi perfectis omni alio genere doctrinae summam [in] eloquentia manum inponerent —.

Die anderen Verfasser von rhetorischen Lehrbüchern nämlich, sagt Quintilian, haben so angefangen, als ob sie an Leute, welche sich alle andern Kenntnisse schon vollkommen angeeignet haben, nur noch die letzte Hand anzulegen hätten. Ich habe bei dieser Übersetzung dasjenige, was in den Handschriften zwischen summam und manum steht, noch unberücksichtigt gelassen. Es herrscht in dieser Beziehung eine grofse Mannigfaltigkeit. Flor. und Tur. geben: in eloquenti*ae*, Mon., Arg. u. Par. 1. u. 2: in eloquentia, Voss. 3: eloquentiae, Goth.: inde eloquentiae, Poullain.: in eloquentiam, ed. Ven. 1512: eloquentiam. Dazu kommen noch die Verbesserungsversuche der Kritiker. Burmann wollte: summam eloquentia manum inponer*et*, Halm: eloquentia, Faber (Programm von Aschaffenburg 1875): inde eloquentia, Andresen (Rh. Mus. XXX H. 3): iam eloquentia.

Von diesen Verbesserungsversuchen befriedigt dem Sinn nach am meisten der von Halm: „als ob sie nur noch durch die Beredsamkeit die letzte Hand anzulegen hätten". Streng genommen freilich legen die Rhetoren nicht durch die Beredsamkeit die letzte Hand an, sondern durch die Rhetorik, durch die Anleitung zur Beredsamkeit. Wenn jedoch eloquentia überliefert wäre, so könnte man sich hiebei wohl beruhigen. Nun ist aber nicht einmal die Lesart in eloquentia, von der Halm ausgeht, die am besten beglaubigte; sie stützt sich auf Handschriften, die um mehrere Jahrhunderte jünger sind, als Flor. (XI. Jhrh.) und Tur. (XII. Jhrh.), welche in eloquenti*ae* geben. Diese Lesart scheint mir nicht nur wegen ihres hohen Alters sehr beachtenswert, sondern auch aus einem andern Grunde. Es läfst sich nämlich recht leicht erklären,

wie alle andern Lesarten aus dieser entstehen konnten. Dafs in eloquentiae nicht richtig sein kann, begriff jeder Abschreiber; man machte also Verbesserungsversuche. Die einen schrieben, weil die Präposition in den Ablativ oder Akkusativ erfordert, in eloquentia oder in eloquentiam, ein anderer strich in, wieder ein anderer machte inde daraus; die Lesart der ed. Ven. verdankt wohl nur einem Versehen ihren Ursprung. Viel schwerer aber läfst sich erklären, wie aus irgend einer dieser Lesarten in eloquenti*ae* werden konnte. Man wird also bei einem Verbesserungsversuche von dieser Lesart auszugehen haben, und wer dies thut, dem drängt sich der Gedanke auf, dafs in der Rest eines Substantivums ist, von welchem der Genetiv eloquentiae abhieng. So komme ich zu dem Vorschlage: institutione eloquentiae (vgl. institutione oratoria ep. ad Tryph.; rhetorices institutio II, 1, 9). Derselbe dürfte aus zwei Gründen den Vorzug vor dem Halm'schen verdienen. Erstens gibt er, wie ich oben schon andeutete, einen noch entsprechenderen Sinn, zweitens berücksichtigt er mehr die älteste handschriftliche Überlieferung; gewifs konnte in eloquentiae leichter durch Silbenausfall aus institutione eloquentiae entstehen, als aus eloquentia.

I, 1, 5. has (sc. nutrices) primum audiet puer, harum uerba effingere imitando conabitur. et natura tenacissimi sumus eorum, quae rudibus animis percepimus . . . . . . et haec ipsa magis pertinaciter haerent, quo deteriora sunt. nam bona facile mutantur in peius: num quando in bonum uerteris uitia? non adsuescat ergo, ne dum infans quidem est, sermoni, qui dediscendus sit.

Das im Texte stehende num findet sich in den besseren Handschriften nicht. A gibt blofs quando. In den zu einer Gruppe gehörenden Handschriften Bg, Flor. und Tur., sowie in einigen jüngeren liest man: nam quando. Dieses nam hat eine zweite Hand auch in A eingefügt. Bekanntlich hat diese zweite Hand die ganze Handschrift durchkorrigiert. Bei diesem Geschäfte hatte der Korrektor eine andere, aber schlechtere Handschrift neben sich liegen; daraus erklärt sich, dafs er eine Reihe von richtigen Ergänzungen, aber eine viel gröfsere Anzahl von schlechten Lesarten gibt. Zu den letzteren gehört offenbar auch unser nam, welches wahrscheinlich seine Entstehung nur dem Umstande verdankt, dafs der vorige Satz mit nam beginnt.[1]) Dafs dieses Wort nicht richtig

[1]) Durch solche Wiederholungen sind öfters Fehler in die Handschriften gekommen. So gibt A IV, 1, 11: ne quid dicatur non modo palam, sed ne quod omnino intellegi possit. — Wenn nur in jungen Handschriften das zweite ne fehlen würde, so könnte man auf den Gedanken kommen, dafs nach quod quidem einzusetzen sei, was ja zwischen

sein könne, war leicht einzusehen, und so verlegte man sich denn aufs Emendieren. Im Guelf. ist über nam geschrieben: al. ne. Alm. u. Arg. geben num quando, Voss. 2 nunquam. Ob das in ältere Ausgaben aufgenommene nunc quando sich auf Handschriften stützt, ist unsicher. Ed. Vid. gibt at quando, ed. Ven non quidem. Halm dachte an ecquando. Die Sache liegt also so: Unsere beste Quelle (A 1 m.) gibt blofs quando. Später (das erste Blatt des Bg ist ja von einer dritten Hand geschrieben) schlich sich nam vor quando ein. Dieses nam suchte man dann auf verschiedene Weise zu verbessern. Einer dieser Verbesserungsversuche hat in neuerer Zeit den Sieg über die anderen davongetragen; denn Gernhard, Zumpt, H. Meyer, Bonnell und Halm geben alle: num quando.

Damit drängt man aber Quintilian die trostlose Ansicht auf, dafs das Gute sich leicht verderben, das Fehlerhafte aber sich niemals verbessern lasse. Denn wer eine Frage mit num beginnt, will sie mit nein beantwortet haben. Wie verhält sich denn die Sache in Wirklichkeit? Wenn ein Kind mit schlecht sprechenden Menschen verkehrt, so wird es allerdings in kürzester Frist deren Fehler annehmen. Das mufs aber doch nicht zur Folge haben, dafs dasselbe nun das ganze Leben hindurch schlecht spricht. Nur so viel ist richtig, dafs man lange Zeit brauchen wird, bis man ihm diese Fehler wieder abgewöhnt hat. Mehr behauptet auch Quintilian nicht, wenn wir bei der bisher verschmähten ersten Lesart von A bleiben; er sagt dann: wann aber wirst du die Fehler zum Guten gewendet haben? d. h. wie lange Zeit wirst du brauchen, bis du die Fehler zum Guten gewendet hast! Diesen Gedanken erfordert auch der Zusammenhang. Quintilian sagt in unserm Abschnitte: Es ist sorgfältig darauf zu achten, dafs die Ammen nicht fehlerhaft sprechen. Denn diese wird der Knabe zuerst hören. Wir halten aber von Natur mit der gröfsten Zähigkeit an demjenigen fest, was der noch unentwickelte Geist aufgenommen hat, und dieses selbst haftet um so fester, je weniger gut es ist. Denn das Gute läfst sich leicht verderben; wie lange Zeit aber braucht man, bis man die Fehler zum Guten gewendet hat! Daher soll sich auch das Kind nicht an eine Sprache gewöhnen, die man ihm wieder abgewöhnen mufs. — Sarpe hat bereits die Frage in ähnlicher Weise aufgefafst (Jen. Lit. Zeit. 1825), derselbe hat jedoch nunc quando verteidigt. Was hindert aber die Annahme eines adversativen Asyndetons?

quod und om . . . leicht ausfallen konnte. Da aber der noch ältere Pn, welcher neben A die sorgfältigste Beachtung verdient, das zweite ne nicht gibt, so ist anzunehmen, dafs es in A durch fehlerhafte Wiederholung entstanden ist.

I, 1, 13. hoc enim accidunt et oris plurima uitia in peregrinum sonum corrupti et sermonis: cui cum graecae figurae adsidua consuetudine haeserunt, in diuersa quoque loquendi ratione pertinacissime durant.

Die Konzinnität erfordert eine andere Interpunktion, als sie bisher üblich war. Wie oris ein Attribut (in peregrinum sonum corrupti) bei sich hat, welches angibt, wodurch die Fehler in der Aussprache entstehen, so bedarf auch sermonis eine attributive Bestimmung, welche uns belehrt, wie es zu den Fehlern in der Ausdrucksweise kommt. Da Quintilian dies durch eine kurze Partizipialkonstruktion nicht ausdrücken konnte, so wählte er einen Relativsatz. Wir haben hier jene eigentümliche Art von Relativsätzen, über welche ausführlich gehandelt ist in Nägelsbachs Stilistik § 164. Wegen der Konkurrenz von Relativum und Konjunktion ist die deutsche Sprache nicht im stande, solche Relativsätze wörtlich wiederzugeben. Unser Satz liefse sich etwa in folgender Weise übersetzen: Denn dadurch entstehen sehr viele Fehler sowohl in der Aussprache, welche einen fehlerhaften fremden Accent annimmt, als auch in der Ausdrucksweise, in welcher sich durch die anhaltende Gewohnheit griechische Wendungen so einbürgern, dafs sie dann auch in der anders gearteten Sprache sich auf das hartnäckigste behaupten.

Von den elf Ausgaben, die ich aufgeschlagen habe, geben zehn (es sind die von Burmann, Gesner, Spalding, Wolff, Lünemann, Gernhard, Zumpt, Meyer, Bonnell und Halm) einen Doppelpunkt oder Strichpunkt; Capperonnier (Paris 1725) aber interpungierte richtig durch ein Komma.[1])

I, 1, 26. sed quod in litteris obest, in syllabis non nocebit.

Keiner der Kommentare, die ich eingesehen habe, gibt eine befriedigende Erklärung dieses Satzes. Burmann zitiert eine Bemerkung von Regius; dieser war der Ansicht, da er syllabis ohne in vorfand: in praepositio mihi adscribenda videtur, ut in syllabis percipiendis nihil nocere intelligamus, si pueri illas ediscent, antequam earum faciem cognoscant. illas kann sich hier nur auf syllabis beziehen. Darnach müfste also die Meinung von Regius gewesen sein: Es schadet nichts, wenn die Knaben die Silben auswendig lernen, bevor sie ihre Gestalt kennen lernen. Bei welchem Lehrer aber lernt man die Silben auswendig, bevor man sie lesen lernt? Man bedenke, eine wie grofse Menge von Silben es gibt! Und wozu sollte dieses Auswendiglernen dienen? Und diese unnütze Quälerei

[1]) Umgekehrt ist II, 13, 16 vor a qua stärker zu interpungieren, nicht, wie von H. Meyer und Halm geschehen, durch ein Komma.

sollte Quintilian gebilligt haben? — Gesner erklärt: Quia nimirum literas iam norunt, non ita facilis errandi erit occasio. Wie durch diese Worte unser Satz erklärt werden soll, verstehe ich nicht. Der vortreffliche Erklärer Spalding läfst uns hier im Stich, er bemerkt über den Satz gar nichts; ebenso macht es Gernhard. Wolff erklärt: syllabas singulas sine detrimento magis memoria teneri dicit et posse et debere. Videntur autem ueteres quoque, ut literas, sic syllabas singulas ordine quodam proposuisse pueris lectionem discentibus. Er hatte demnach folgende Auffassung: Den Knaben, die das Lesen lernten, wurden die Buchstaben immer in einer bestimmten Reihenfolge vorgehalten, sie merkten sich also diese Reihenfolge und antworteten dann, wenn sie nach dem Namen eines Buchstabens gefragt wurden, nach dem Gedächtnis, ohne auf die Form des Buchstabens zu sehen; ebenso machten es Lehrer und Schüler bei den Silben. Zunächst ist dagegen zu bemerken, dafs man nicht einsieht, warum dieses Verfahren bei den Silben nicht schaden soll, wenn es bei den Buchstaben nachteilig ist. Nachher werden wir sehen, dafs Wolff auch nicht richtig verstanden hat, welchen Fehler Quintilian bei Erlernung der Buchstaben vermieden wissen will. H. Meyer bemerkt: „in litteris enim et nomen et forma eodem simul tempore cognoscenda sunt. In syllabis autem percipiendis nihil nocet; si pueri illas ediscent, antequam earum faciem cognoscant. Verte: das Buchstabieren läfst sich nur aus der Anschauung der Buchstaben erlernen, das Syllabieren ist dann nachher auch ohne diese möglich.“ Wie er sich das Syllabieren ohne Anschauung der Buchstaben dachte, ist mir ganz unverständlich. Wenn wir in seiner lateinischen Erklärung illas auf litteris beziehen, so bekämen wir folgenden Gedanken: Für das Silbenlesen schadet es nichts, wenn die Knaben die Buchstaben auswendig lernen, bevor sie ihre Gestalt kennen. Wozu aber diese Bemerkung? Natürlich ist es für die Erlernung der Silben gleichgültig, ob man sich die Kenntnis der Buchstaben auf dem kürzesten oder auf einem umständlichen Wege angeeignet hat. Dazu kommt nun noch ein weiteres Bedenken. Die Worte würden nämlich nach allen diesen Erklärungen gar nicht in den Zusammenhang passen; erst im nächsten Abschnitte spricht Quintilian über das Silbenlesen, in unserem ist nur von dem Buchstabenlesen die Rede. Wolff sah sich daher genötigt, die Worte für eine parenthetische Bemerkung zu erklären.

Richtig aufgefafst aber fügen sie sich ganz gut in den Zusammenhang ein. Quintilian hat im Vorhergehenden davor gewarnt, die Knaben die Reihenfolge der Buchstaben auswendig lernen zu lassen, bevor sie deren Formen sich eingeprägt haben. Denn diese

Gewohnheit hatte zur Folge, dafs dieselben (da auf den Tafeln, die ihnen vorgehalten wurden, die Buchstaben wohl in der nämlichen Ordnung aufgeführt waren) die Formen nicht scharf ins Auge fafsten, sondern nur nach dem Gedächtnis antworteten und sich so die Gestalt der Buchstaben nicht einprägten, weshalb man genötigt war, dieselben auch rückwärts lesen zu lassen und sie in mannigfacher Weise durcheinander zu mischen. Mit unserm Satze nun macht Quintilian jenem Gebrauche gegenüber eine Konzession; er will damit sagen: Dann, wenn sie sich die Formen der Buchstaben gehörig eingeprägt haben, mag man sie immerhin auch ihre Reihenfolge auswendig lernen lassen; denn für die nächste Aufgabe des Elementarunterrichts, für das Silbenlesen, wird dies nicht mehr von Nachteil sein.

I, 1, 34. nam prospicere in dextrum, quod omnes praecipiunt, et prouidere non rationis modo, sed usus quoque est: quoniam sequentia intuenti priora dicenda sunt et, quod difficillimum est, diuidenda intentio animi, ut aliud uoce, aliud oculis agatur.

Es ist nicht einzusehen, was et prouidere nach den Worten prospicere in dextrum bedeuten soll. Ich wollte mir diese Tautologie (prospicere et prouidere) noch gefallen lassen, wenn die beiden Verba unmittelbar neben einander stünden. So aber, da die Worte quod omnes praecipiunt dazwischen stehen, erwartet doch jeder Leser, dafs et prouidere etwas Neues bringt, und nun besinnt er sich vergebens, wodurch sich das Vorsehen von dem Vorblicken unterscheiden soll.

An ein Glossem läfst sich hier natürlich nicht denken; wer hätte ein Bedürfnis empfinden sollen, prospicere durch prouidere zu erklären? Ich glaube, dafs Quintilian geschrieben hat: et proxima prouidere. Das Ausfallen des Wortes erklärt sich sehr leicht; das Auge des Abschreibers irrte von proxi auf proui ab. So sind die Worte nicht überflüssig; sie erklären, wozu das Rechtsblicken dienen soll.

I, 1, 35—36. et quoniam circa res adhuc tenues moramur, ii quoque uersus, qui ad imitationem scribendi proponentur, non otiosas uelim sententias habeant, sed honestum aliquid monentis. prosequitur haec memoria in senectutem et inpressa animo rudi usque ad mores proficiet.

Dafs die Worte usque ad mores proficiet auffallend sind, wird wohl niemand bestreiten. Spalding bemerkt: Wenn man usque ad liest, so erwartet man, zumal da prosequitur in senectutem vorausgeht, die Angabe einer räumlichen oder zeitlichen Grenze,

statt dessen kommt mores. Er sucht aber dadurch über die Schwierigkeit hinwegzukommen, dafs er annimmt, proficere habe hier den Sinn von progredi, und den Worten die Bedeutung beilegt: ad ipsos mores pertinget, penetrabit. Ihm folgten Wolff und H. Meyer. Der erstere erklärte: „ad mores animumque utiliter valebit et penetrabit," der letztere: „dringt bis ins Gemüt hinein." Nun ist aber proficere nicht gleichbedeutend mit penetrare und mores nicht mit animum. Aber auch wenn man hievon absehen wollte, scheint mir usque ad mores unhaltbar zu sein. Denn wenn man usque ad gebraucht, so liegt immer der Gedanke zu Grunde, dafs nicht nur ein näheres, sondern auch ein entfernteres Ziel erreicht wurde. Können aber die Sitten als ein entfernteres Ziel betrachtet werden? Wenn man Sittenlehren (sententiae honestum aliquid monentes) dem Geiste einprägt, so kommt doch die Wirkung auf die Sitten in erster Linie in betracht. Worauf sollen denn die Sittenlehren sonst wirken, als auf die Sitten? In anderer Weise suchte sich Sarpe durchzuhelfen. Er trennte usque von ad und wollte es in der Bedeutung von semper, per totam vitam genommen wissen. Gegen den Gedanken wäre nichts einzuwenden. Aber mit Recht hat Buttmann (ed. Spald. IV p. XII) dagegen bemerkt, dafs usque in dieser Bedeutung wohl von den Dichtern, aber nicht in der besseren Prosa gebraucht wurde, und dafs, wenn usque und ad neben einander stehen, eine Trennung unmöglich ist. Ich glaube also, dafs sich die handschriftliche Überlieferung nicht festhalten läfst.

Die bisher gemachten Verbesserungsversuche haben keinen Beifall gefunden. Almeloven konjizierte mortem statt mores. Aber der Inhalt des Satzes würde so zu mager; eine Angabe, in welcher Beziehung die Einprägung der guten Lehren günstig einwirken wird, läfst sich nicht wohl entbehren. Auch die Konjektur von Genfsler (Archiv f. Philol. von Seebode I, p. 149), utique statt usque, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Ich nehme an, dafs zwei Wörter ausgefallen sind, und schlage vor: usque ad mortem in mores proficiet. mortem halte ich für nötig wegen des überlieferten usque ad, mores aber ist unentbehrlich wegen des Gedankens. proficere mit in hat Quintilian auch kurz zuvor gebraucht (§ 19 in summam proficit). Die Änderung ist leichter, als die bisher vorgeschlagenen. Es ist ja bekannt, wie aufserordentlich häufig in den Quintilianhandschriften Wörter ausgefallen sind, besonders dann, wenn die nämliche Silbe oder das nämliche Wort wiederholt vorkommt. Einen solchen Fall hätten wir auch hier. Das Auge des Abschreibers irrte von dem ersten mor auf das zweite mor ab und übersah so die Wörter mortem in.

I, 3, 5. non multum praestant, sed cito. non subest uera uis nec penitus immissis radicibus nititur, ut quae summo solo sparsa sunt semina, celerius se effundunt, et imitatae spicas herbulae inanibus aristis ante messem flauescunt. placent haec annis comparata: deinde stat profectus, admiratio decrescit.

Diese Worte, in denen sich Quintilian über die Leistungen der frühreifen Köpfe ausspricht, erregen mir ein Bedenken. Was ist Subjekt zu nititur? Das Subjekt des vorhergehenden Satzes? Voran geht: non subest uera uis, d. h. hinter diesen Leistungen steckt keine wahre Kraft, oder genauer: diesen Leistungen liegt keine wahre Kraft zu Grunde. Bei dieser Auffassung von subest haben wir folgende Vorstellung: Es treten bei ihnen zwar überraschende Leistungen an die Oberfläche, aber es fehlt die unter der Oberfläche im Verborgenen wirkende Kraft, ohne welche ein stetiges, zur wahren Reife führendes Wachstum nicht möglich ist. Ebenso ist subesse gebraucht III, 5, 9 sed hic quoque subest uelut latens persona: tyrannus enim geminat quaestionem, subestque et temporis et qualitatis tacita uis. I, 11, 19 sed subesse aliquid ex hac exercitatione puerili, unde nos non id agentis furtim decor ille discentibus traditus prosequatur. Es kann wenigstens diese Bedeutung haben X, 2, 11 namque iis...... subest natura et uera uis; ebenso IX, 3, 6; XI, 2, 9; XI, 3, 155. — Kann nun aber von einer unter der Oberfläche wirkenden, von unten nachschiebenden Kraft gesagt werden, dafs sie sich nicht auf tiefe Wurzeln stützt? Ich glaube nicht; denn die Wurzeln sind eben diese Kraft.

Vielleicht wendet man gegen dieses Bedenken ein, dafs man die Präposition sub hier nicht so zu betonen brauche. Aber wenn wir auch übersetzen: diese Leistungen haben keine wahre Kraft, so bleibt doch noch ein Bedenken. Denn auch so bliebe uera uis Subjekt von nititur. Kann aber von einer wahren Kraft gesagt werden, dafs sie sich nicht auf tiefe Wurzeln stützt? Eine wahre Kraft ohne tiefe Wurzeln gibt es nicht. Wenn aber das im zweiten Satze Ausgesagte von der uis schlechthin, nicht von der uera uis gelten soll, so müfste es etwa heifsen: non subest uera uis ac penitus immissis radicibus nixa (vgl. I, 1, 28).

Sollen wir nun etwa quod praestant, die Leistungen, als Subjekt hinzudenken? Ein solcher Subjektswechsel wäre aufserordentlich hart. Im nächsten Satze ist allerdings von den Leistungen die Rede, dort steht aber auch als Subjekt der Plural haec. Bei unserm Satze aber wird nicht leicht ein Leser des vorliegenden Textes darauf kommen, dafs bei nititur ein anderes Subjekt zu denken ist, als bei dem vorhergehenden Verbum. Ich glaube daher,

dafs das Subjekt zu nititur ausgefallen ist. Wenn dies richtig ist, so wird es wohl kaum ein anderes gewesen sein, als profectus, der Fortschritt. Dieses Wort konnte, weil es nicht nur mit der gleichen Silbe schliefst, sondern auch mit demselben Buchstaben anfängt, wie penitus, vor diesem leichter ausfallen, als ein anderes. Es wird von Quintilian häufig in dieser Bedeutung gebraucht, so gleich im nächsten Satze; genau in derselben Verbindung, wie hier, an zwei Stellen: I, 1, 28 quoque solo uerus ille profectus et altis radicibus nixus paretur und X, 3, 2 nam ut terra alte effossa generandis alendisque seminibus fecundior fit, sic profectus non a summo petitus studiorum fructus et fundit uberius et fidelius continet. In unserer Stelle werden die raschen Fortschritte frühreifer Knaben verglichen mit dem schnellen Aufgehen des auf die Oberfläche des Bodens gestreuten Samens und dem schnellen Wachsen des Grases.

I, 3, 12. mores quoque se inter ludendum simplicius detegunt, modo nulla uideatur aetas tam infirma, quae non protinus quid rectum prauumque sit discat, tum uel maxime formanda, cum simulandi nescia est et praecipientibus facillime cedit: frangas enim citius quam corrigas quae in prauum indurnerunt.

Auch der Charakter (der Knaben) enthüllt sich offener während des Spielens, nur möge man von keinem Lebensalter glauben, dafs es zu schwach sei, um sofort zu lernen, was gut und böse ist. — Soweit ist alles klar; den Gedankenzusammenhang, der zwischen dem Hauptsatze und dem mit modo angeknüpften Satze besteht, hat Spalding richtig erklärt. Die folgenden Worte aber erregen mir Bedenken.

Spalding hat vor tum ein Semikolon gesetzt, und die Mehrzahl der späteren Herausgeber ist ihm hierin gefolgt. Ich kann nicht einsehen, was hiedurch gewonnen werden soll. Allerdings erwartet man eine selbständigere Anreihung des in diesen Worten enthaltenen Gedankens; aber durch eine blofse Interpunktionsänderung läfst sich eine solche nicht herstellen. Da an eine Ellipse von est hier nicht gedacht werden kann, so bleibt eben doch nichts anderes übrig, als formanda eng mit nulla aetas zu verbinden.

Aber auch wenn est überliefert wäre, würde mein Bedenken gegen die Stelle nicht schwinden. Ich glaube nämlich, dafs Quintilian nicht sagen konnte: Das Lebensalter mufs gerade in der Zeit gebildet werden, wo es von einer Verstellung noch nichts weifs. Wenn er aetas als Subjekt von formanda haben wollte, so mufste er etwa schreiben entweder: ea (sc. aetas) uel maxime est formanda, quae simulandi nescia est etc. oder: prima (sc. aetas) uel maxime est formanda, quia simulandi nescia est etc. Die in

unserm Texte vorliegende Ausdrucksweise aber halte ich für unmöglich.

Ich glaube daher, dafs zwei Wörtchen ausgefallen sind, und schlage vor zu schreiben: . . . discat. tum uel maxime mens est formanda, cum simulandi nescia est etc. Vgl. I, 1, 16 ab illis quoque iam formandam quam optimis institutis mentem infantium. II, 16, 10 ad formandas mentes. X, 1, 59 multa magis quam multorum lectione formanda mens.

I, 4, 6—7. . . . . quia interiora uelut sacri huius adeuntibus apparebit multa rerum subtilitas, quae non modo acuere ingenia puerilia, sed exercere altissimam quoque eruditionem ac scientiam possit. an cuiuslibet auris est exigere litterarum sonos? non hercule magis quam neruorum: at grammatici saltem omnes in hanc descendent rerum tenuitatem.

Wie die älteren Herausgeber, so hat auch Halm statt aut, was die besseren Handschriften geben, nach M at in den Text gesetzt. So erhalten wir aber einen Gedanken, der nicht wohl von Quintilian herrühren kann. Er spricht hier von den feineren Fragen der Grammatik, mit denen nur solche vertraut sind, welche gleichsam in die innern Räume dieses Heiligtums eingedrungen sind. Nun hatte er aber keineswegs eine so hohe Meinung von dem Stande der Grammatiker, dafs er sie alle unter diese Eingeweihten rechnete. Gleich im nächsten Kapitel (I, 5, 7) schreibt er: grammaticos officii sui commonemus. ex quibus si quis erit plane inpolitus et uestibulum modo artis huius ingressus, intra haec, quae profitentium commentariolis uulgata sunt, consistet. Er kannte also, wie es scheint, nicht wenige Grammatiker, die von den Feinheiten nichts wufsten.

Daher könnte ich mich mit der handschriftlich gut beglaubigten Lesart (aut), welche Zumpt, H. Meyer und Bonnell angenommen haben, noch eher befreunden, als mit der im Halm'schen Texte stehenden. Für die richtige aber kann ich auch jene nicht halten. Sie wäre (als Frage aufgefafst) annehmbar, wenn Quintilian mit unsern Worten zu einem neuen Stoffe der Grammatik übergienge. In Wirklichkeit aber macht er ja damit nur den Anfang, dasjenige im einzelnen auszuführen, was er unter dem vorher erwähnten exigere litterarum sonos verstanden haben will. In den §§ 7—11 legt er dar, was er in dieser Beziehung von den Grammatikern verlangt. Das zeigt deutlich der Übergang § 10: atque etiam in ipsis uocalibus grammatici est uidere. Der Gedankenzusammenhang scheint mir also folgender zu sein: Nicht jedes Ohr ist fähig, die Laute der Buchstaben zu prüfen. Aber die Gram-

matiker wenigstens sollen alle mit diesen feineren Fragen sich befassen: ob der lateinischen Sprache nicht einige notwendige Buchstaben fehlen, ob sie nicht andererseits einige überflüssige besitzt, ferner ob nicht einige Vokale auch als Konsonanten gebraucht werden u. s. w. Ich glaube daher, dafs zu schreiben ist: at . . . . . descend*a*nt.

Mit § 12 beginnt dann Quintilian auseinanderzusetzen, welche Lehre sich aus den bisherigen Erörterungen für den Jugendunterricht ergibt (quare discat puer). Man würde daher besser mit § 12 einen neuen Abschnitt beginnen, als, wie bisher geschehen, mit § 13.

I, 4, 7—8. desintne aliquae nobis necessariae litterae . . . . , ut . . . . medius est quidam u et i litterae sonus: non enim sic 'optimum' dicimus ut 'opimum', et in 'here' neque e plane neque i auditur.

Dafs die auf Bn sich stützende gewöhnliche Lesart (ut 'opimum'), welche auch von Halm noch beibehalten wurde, nicht richtig ist, wird wohl von niemand mehr bezweifelt. Sechs Verbesserungsversuche sind mir bekannt. Der Kürze wegen übergehe ich die von Bücheler, Ständer und Faber gemachten und erwähne nur die Vorschläge von Ritschl, Keil und Andresen. Ritschl schlug vor: non enim sic 'optimum' dicimus, ut aut 'optumum' aut 'optimum'. Keil: non enim sic 'optimum' dicimus, ut scribimus 'optimum'. Ebenso Andresen, aber mit Weglassung des zweiten optimum. Gegen Ritschl ist zu bemerken, dafs Quintilian, wenn auch verständlich, so doch unbeholfen sich ausgedrückt hätte, wenn er geschrieben hätte: wir sprechen optimum nicht so, wie . . . . . optimum. Wenn Ritschl meinte: es mufste optimum zuerst in irgend einer Form vorangestellt werden, so werden wir nachher sehen, dafs dies leicht zu vermeiden war. Gegen Keil ist einzuwenden, dafs das zweite optimum recht überflüssig wäre. Gegen Andresen, dafs schwer einzusehen ist, wie aus scribimus opimum werden konnte.

Ich gehe bei meinem Verbesserungsversuche aus von A, welcher gibt: non enim sic optumum dicimus ut (aut von 2. Hand) optimum. Darnach schreibe ich: non enim [sic] 'optumum' dicimus aut 'optimum' (denn nicht sprechen wir opt*u*mus oder opt*i*mus). Das heifst: wir sprechen weder opt*u*mus noch opt*i*mus, sondern bedienen uns eines Lautes, der zwischen u und i in der Mitte ist. — sic ist vielleicht deshalb eingeschoben worden, weil aus aut ut geworden war. Natürlich wäre auch vor optumum ein aut passend; wenn aber Quintilian wirklich auch vor dem ersten Gliede

diese Konjunktion gesetzt hätte, so hätte dies vermutlich auch das vor optimum stehende aut vor einer Entstellung geschützt.

I, 4, 10. atque etiam in ipsis uocalibus grammatici est uidere, an aliquas pro consonantibus usus acceperit, quia 'iam' sicut 'etiam' scribitur et 'uos' ut 'tuos'.

Vor Halm gaben alle Ausgaben den Kausalsatz nach den Handschriften in folgender Weise: quia 'iam' sicut 'tam' scribitur et 'quos' ut 'cos'. Alle Versuche, diese Worte zu erklären, sind vergeblich. Der von Halm in den Text aufgenommene Verbesserungsvorschlag rührt von Ritschl her. Dafs dieser hiemit den rechten Weg zur Verbesserung der Stelle gezeigt hat, ist sicher; ob er aber das Richtige selbst getroffen hat, möchte ich bezweifeln. Zwei Bedenken habe ich gegen seinen Vorschlag.

Erstens scheint mir etiam kein recht passendes Beispiel zu sein. Einmal weil das Wort aus et und iam zusammengesetzt ist. Dafs iam, wenn es für sich allein steht, ebenso geschrieben wird, wie in der Zusammensetzung mit et, ist nicht besonders bemerkenswert. Dann weil bei etiam der Ton nicht auf dem i liegt. Die vokalische Aussprache von i fällt nur dann deutlich in die Ohren, wenn der Ton darauf liegt. Wenn ein Römer etiam schnell sprach, so wird er das i nicht viel anders ausgesprochen haben, als wenn er iam sprach. Zweitens wäre es, genau genommen, nicht zutreffend, wenn Quintilian gesagt hätte: iam wird ebenso geschrieben wie etiam und uos ebenso wie tuos. Denn etiam hat um zwei Buchstaben mehr als iam, und tuos hat um einen mehr als uos.

Um dem letzteren Einwande zu entgehen, hat Keil vorgeschlagen: quia 'et iam' sicut 'etiam' scribitur et 'a quo' ut 'acuo'. Damit weicht er aber ziemlich stark von den Handschriften ab, und dann werden eben doch auch a quo und acuo. nicht ganz gleich geschrieben (q — c). Faber möchte schreiben: quia 'iam' sicut 'tam' d i c i t u r et 'uos' ut 'cos' (weil iam ebenso gesprochen wird wie tam und uos wie cos, n ä m l i c h e i n s i l b i g). Aber die Änderung von scribitur in dicitur ist gar nicht leicht, und dann müfste jenes „e i n s i l b i g" doch in irgend einer Weise ausgedrückt sein. Iwan Müller hat bei der Besprechung dieses Vorschlags angeregt, ob nicht vielleicht atque 'uos' aus dem handschriftlichen et quos zu machen sei. Ich glaube, dafs etwas anderes in q steckt.

Meine Meinung geht nämlich dahin, dafs zu schreiben ist: quia *i* 'iam' sicut 'uiam' scribitur et *u* 'uos' ut 'tuos' (weil mit i iam geschrieben wird sowie uiam und mit u uos wie tuos). Der Buchstabe i konnte vor iam leicht ausfallen, aus u uos ist quos geworden. uiam entspricht am besten dem tuos. Wie die

Vorsetzung eines einzigen Buchstabens aus uos tuos macht, so wird durch Vorsetzung eines Buchstabens aus iam uiam. Auch die Akkusative decken sich, sonst könnte man auch an fiam denken. — Dafs der Gedanke dem Zusammenhange entspricht, wird wohl niemand bestreiten. Aber nachgewiesen mufs werden, dafs auch die Ausdrucksweise möglich ist. Wie wir sagen: Die Konjunktion (dafs) wird mit fs geschrieben, der Artikel aber mit s, so sagte Quintilian I, 7, 26: nostri praeceptores seruum ceruumque u et o litteris scripserunt und XII, 10, 30: ut equos hac (sc. q littera) et aequum scribimus.[1]) Können aber auch die einzelnen Buchstaben i und u ohne littera oder ein anderes Attribut Ablative vorstellen? Vgl. I, 5, 12 cum c pro g uteretur; I, 7, 10, nam k quidem in nullis uerbis utendum puto und I, 7, 19 in eisdem plurali numero e utebantur. I, 4, 16 stellt der Buchstabe i einen Genetiv vor: quid? non e quoque i loco fuit?

I, 4, 10—11. at quae ut uocales iunguntur, aut unam longam faciunt, ut ueteres scripserunt, qui geminatione earum uelut apice utebantur, aut duas, nisi quis putat etiam ex tribus uocalibus syllabam fieri, si non aliquae officio consonantium fungantur. quaeret hoc etiam, quomodo duabus demum uocalibus in se ipsas coeundi natura sit, cum consonantium nulla nisi alteram frangat.

Eine Änderung von duas in diphthongum, wie Ständer vorschlug, oder in δίφθογγον, wie Ritschl lieber wollte, halte ich nicht für geboten. Quintilian sagt: Diejenigen, welche als Vokale verbunden werden, haben entweder die Geltung von einem langen Vokal (wie in m*aa*lus, Apfelbaum; hier ist das zweite a kein wirklicher Vokal, sondern es dient nur als Längezeichen) oder von zwei Vokalen (wie in *au*rum; hier gilt u gerade so viel, wie a, und die beiden gleichwertigen Vokale bilden zusammen die Silbe au). Wegen des Gegensatzes zu unam und tribus erscheint mir die Beibehaltung von duas sogar als notwendig.

In den frühern Ausgaben standen vor si non aliquae die Worte: quod nequit oder quod nequit fieri. Da diese Worte aber erst in jüngeren Handschriften von 2. Hand beigefügt sind, so hat sie H. Meyer mit Recht ausgeschieden. Derselbe erklärt die Stelle aber unrichtig, wenn er übersetzt: „Thöricht wäre es zu glauben,

---

[1]) Im vorhergehenden § schreibt Quintilian aeolicae quoque litterae, qua 'seruum ceruumque' dicimus. Man könnte daher daran denken, dafs § 8 vielleicht zu schreiben ist: non enim i 'optimum' dicimus ut 'opimum' (vgl. I, 4, 14, wo aus f ut uelut geworden ist). Ich ziehe jedoch den oben gemachten Vorschlag entschieden vor schon wegen der folgenden Worte: et in 'here' neque e plane neque i auditur.

dafs eine Silbe drei Vokale haben könnte, ohne dafs einer oder zwei die Stelle von Konsonanten versehen würden.“ Es ist ja ganz undenkbar, dafs von drei Vokalen, die eine Silbe bilden, zwei die Stelle von Konsonanten vertreten; nur der eine Fall ist möglich, dafs ein konsonantisch gebrauchter Vokal einem Diphthong vorausgeht. Quintilian hatte Silben im Auge, wie uae in ser*uae*. Daher läfst der mit si non beginnende Satz nur folgende Auffassung zu: ohne zuzugeben, dafs einige, nämlich i und u (überhaupt, nicht in der einen Silbe) die Stelle von Konsonanten vertreten. Ferner geht Meyer zu weit, wenn er meint, dafs die Worte nisi quis putat hier bedeuten können: thöricht wäre es zu glauben. Es ist mir wohl bekannt, dafs nisi uero, nisi forte, auch nisi allein, in Übergängen gebraucht wird, um eine vorhergehende Behauptung zu beschränken oder ironisch zurückzuweisen. Hier aber gibt der vorhergehende Satz dasjenige an, was Quintilian für das Richtige hält; der mit nisi quis putat angeknüpfte Satz müfste also eine Annahme enthalten, die Quintilian, wenn er sie auch nicht zu der seinigen macht, doch als nicht unmöglich für erwähnenswert hält. So kann er aber über diese Annahme nicht geurteilt haben. Denn aus dem Anfang von § 10 dürfen wir schliefsen, dafs er entschieden der Meinung war, dafs i und u auch als Konsonanten gebraucht werden. Das Nämliche geht aus § 11 hervor; denn auf die Frage, wie es kommt, dafs nur zwei Vokale die Eigenschaft haben, sich mit sich selbst zu verbinden, wie in coniicit und uulgus, gibt es nur die eine Antwort: weil i und u auch konsonantisch gebraucht werden. Wenn nun aber Quintilian die Annahme von Silben, die aus drei wirklichen Vokalen bestehen, als unmöglich verworfen hat, so mufs er dies auch in irgend einer Weise ausgedrückt haben.

Daher glaube ich, dafs nach duas ein Punkt zu setzen und dann fortzufahren ist: *nam* si quis putat . . . . fugantur, quaer*at* hoc etiam etc. Denn wenn einer glaubt, dafs auch aus drei Vokalen eine Silbe gebildet wird, ohne zuzugeben, dafs einige die Stelle von Konsonanten vertreten, so möge er sich auch die Frage vorlegen, wie es kommt, dafs gerade i und u die Eigenschaft haben, sich mit sich selbst zu verbinden, während alle übrigen Vokale und alle Konsonanten diese Eigenschaft nicht haben. Wenn er sich diese Frage vorlegt, so wird er sich überzeugen, dafs dies bei i und u nur deshalb möglich ist, weil sie auch konsonantisch gebraucht werden, und so zu der Einsicht kommen, dafs seine Annahme von Silben, die aus drei wirklichen Vokalen bestehen, nicht stichhaltig ist. So kommt auch der § 11 erst zur richtigen Geltung im Zusammenhang; auch der zweite Satz desselben soll überzeugen, dafs i auch konsonantisch gebraucht wird, denn wenn

Cicero dies nicht angenommen hätte, so hätte er nicht aiio und Maiia, mit Verdoppeluug des i, geschrieben. — Mit nam wird oft in dieser Weise angeknüpft. Vgl. die ganz ähnliche Stelle I, 5, 66: aut e d u o b u s . . . . . . n a m ex t r i b u s nostrae utique linguae non concesserim.

I, 4, 19—20. noster sermo articulos non desiderat ideoque in alias partes orationis sparguntur, sed accedit superioribus interiectio. alii tamen ex idoneis dumtaxat auctoribus octo partes secuti sunt, ut Aristarchus et aetate nostra Palaemon, qui uocabulum siue appellationem nomini subiecerunt tamquam speciem eius. at ii, qui aliud nomen, aliud uocabulum faciunt, nouem. nihilominus fuerunt, qui ipsum adhuc uocabulum ab appellatione diducerent.

Der Abschnitt, welcher von der Unterscheidung der Redeteile handelt, scheint mir durch mehrere fremde Zusätze entstellt zu sein.

Spalding hat schon den Verdacht geäufsert, dafs die Worte tamquam species eius vielleicht ein Glossem seien. species geben nämlich alle Handschriften, nicht speciem, was eine Konjektur von Spalding ist. Quintilian gebraucht subicere oft in der Bedeutung, die es hier hat (so I, 5, 1; III, 3, 6; III, 5, 1; III, 6, 33; III, 6, 38; III, 8, 26; V, 10, 55; V, 10, 62; VII, 3, 13; VIII, 6, 1; IX, 2, 40), nirgends aber setzt er tamquam speciem hinzu. Das wäre nun aber allein noch kein genügender Grund zur Ausscheidung der Worte. Die fremde Hand hat sich jedoch durch den Plural verraten; man übersah, dafs uocabulum und appellatio auf der vorhergehenden Zeile nur verschiedene Bezeichnungen der nämlichen Sache sind, und hielt sie für zwei verschiedene Begriffe und setzte deshalb den Plural species. Es scheint mir daher rationeller, die Worte als unecht einzuklammern, wie H. Meyer gethan hat, als sie zu ändern.

Für noch bedenklicher halte ich die Worte: at ii, qui aliud nomen, aliud uocabulum faciunt, nouem. Erstens ist es zu selbstverständlich, dafs diejenigen, welche das uocabulum von dem nomen getrennt haben, um einen Redeteil mehr, also neun annahmen. Diese Rechnung konnte Quintilian ruhig dem Leser selbst überlassen. Zweitens müfste man doch zu nouem hinzudenken secuti sunt. Dann müfste es aber auch fecerunt heifsen. Es ist wohl zu beachten, dafs in dem ganzen Abschnitte sonst immer Präterita stehen (tradiderunt — iudicauerunt — adiecti — subiecerunt — fuerunt — adiciebant). Das Präsens faciunt scheint mir daher ein starker Verdachtsgrund gegen die Worte zu sein. Drittens sind die Worte qui aliud nomen, aliud uocabulum faciunt kein richtiger Gegensatz zu subiecerunt. Sie können nicht bedeuten: welche einen anderen R e d e t e i l aus dem nomen, einen andern aus

dem uocabulum gemacht haben, sondern nur: welche etwas anderes aus dem nomen, etwas anderes aus dem uocabulum gemacht haben. Das haben aber auch Aristarchus und Palämon gethan, auch sie haben die beiden Begriffe nicht identifiziert; denn das nomen war ihnen das Genus, das uocabulum aber die Species. Der richtige Gegensatz wäre: qui nomini adiecerunt uocabulum, wie Quintilian sich ausgedrückt hat III, 5, 1 (cui partem quartam adiciunt quidam imitationis, quam nos arti subicimus). Viertens schliefst sich der mit nihilominus beginnende Satz besser an den vorhergehenden an, wenn die fraglichen Worte fehlen.

Am bedenklichsten aber erscheinen mir die Worte: ideoque in alias partes orationis sparguntur. Darauf, dafs nur M orationis gibt, während alle andern Handschriften orationum haben, möchte ich kein Gewicht legen. Denn auch ein Interpolator hätte wohl orationis geschrieben, orationum dürfte also nur ein Schreibversehen sein. Aber wie sollen die Worte erklärt werden? Sie werden übersetzt: und deshalb werden sie unter andere Redeteile verteilt. In wiefern? Was Gesner anführt, dafs statt ὁ ἄλλος im Lateinischen alter gebraucht werde, ist ganz wertlos. Dem alter entspricht im Griechischen ἕτερος; dafs man in gewissen Fällen ὁ ἄλλος durch alter geben kann, ist doch kein Beleg dafür, dafs im Lateinischen die Artikel unter andere Redeteile verteilt werden. Ebenso wertlos ist die Bemerkung Wolffs, dafs οἱ μὲν — οἱ δέ durch partim — partim oder non modo — sed etiam ersetzt werden könne. Andere Erklärer weisen darauf hin, dafs der Artikel manchmal durch ein Pronomen ersetzt werde, wie § 11 coniicit enim est ab illo iacit. Das ist aber nur ein Redeteil. Ich will jedoch davon absehen; man könnte ja zur Not das Substantivum hinzufügen, Quintilian hätte ja auch schreiben können: a uerbo iacit. Gewifs aber müfste eine solche Ersetzung des Artikels, wenn nicht in allen, so doch in vielen Fällen stattfinden, wenn die fraglichen Worte einen Sinn haben sollen; nun kommt ja aber eine solche Ersetzung äufserst selten vor, in vielen Litteraturgattungen wohl gar nicht, weil eben kein Bedürfnis darnach vorlag. Auch die Gedankenverbindung ist unlogisch, worauf schon Spalding aufmerksam gemacht hat. Wenn die lateinische Sprache die Artikel nicht braucht, so braucht sie auch keinen Ersatz hiefür. non desiderat ist hier in demselben Sinne gebraucht, wie oben § 9 non quaeremus. Wie es unlogisch wäre, wenn Quintilian dort sagen würde: wir brauchen psi nicht, und deshalb ersetzen wir es durch andere Buchstaben, ebenso unlogisch ist auch die Gedankenverbindung in unserm Satze.

Die von Spalding gemachten Verbesserungsvorschläge, entweder non zu streichen, oder ideo quod zu schreiben, oder orationem

partiuntur (statt orationum sparguntur), widerlegen sich von selbst. Da sich die Worte also nicht erklären und, wie ich wenigstens glaube, auch nicht verbessern lassen, so dürfte sich ihre Einklammerung empfehlen. Dann schliefst sich der mit sed angeknüpfte Satz auch besser an. Quintilian sagt: Unsere Sprache braucht die Artikel nicht, aber sie hat deswegen doch ebenso viele Redeteile, wie die griechische; denn bei uns kommt noch die Interjektion hinzu, welche in der griechischen Grammatik nicht als ein besonderer Redeteil gilt.

I, 4, 29. quid quod multa uerba non totum declinationis ordinem ferunt? quaedam etiam mutantur, ut 'fero', in praeterito, quaedam tertiae demum personae figura dicuntur, ut 'licet piget', quaedam simile quiddam patiuntur uocabulis in adverbium transeuntibus. nam ut 'noctu' et 'diu', ita 'dictu factuque'.

Offenbar gehören Verba, wie licet und piget, unter diejenigen, welche non totum declinationis ordinem ferunt. Daraus dürfen wir schliefsen, dafs Quintilian auch fero als darunter gehörig betrachtet sehen will. (Auch I, 6, 26 wird fero, cuius praeteritum perfectum et ulterius non inuenitur, unter denjenigen Wörtern angeführt, die nicht durchweg flektiert werden können). Mit dem dritten quaedam geht aber Quintilian zu einer ganz anderen sprachlichen Erscheinung über; denn dico gehört gewifs nicht zu denjenigen Verbis, welche non totum declinationis ordinem ferunt. Es wird daher nach piget ein Punkt zu setzen sein.

Wenn wir nun aber unter den ersten beiden quaedam Arten von Verben zu verstehen haben, die nicht durchweg konjugiert werden können, so wird etiam kaum zu halten sein. Es läfst sich nicht erklären: bei manchen kommt auch das noch hinzu, dafs sie verändert werden. Denn das ist nicht etwas neu hinzukommendes, sondern die Unregelmäfsigkeit dieser Verba besteht eben darin, dafs sie die ihnen fehlenden Formen durch Formen aus anderen Stämmen ersetzen. Auch an die steigernde Bedeutung von etiam kann nicht gedacht werden. Denn erstlich wird Quintilian nicht gleich mit einer Steigerung anfangen, und dann sind ja diejenigen Verba, welche wenigstens einen Ersatz für die fehlenden Formen haben, besser daran, als die, welchen auch dieser fehlt. Es wird daher etiam entweder zu streichen (nach . . . edam kann es durch Dittographie entstanden sein) oder, was mir wahrscheinlicher ist, in enim zu verändern sein. Auch I, 5, 51 und II, 11, 13 geben die übrigen Handschriften etiam; A aber hat uns das richtige enim erhalten.

Vielleicht wendet man gegen meine Bedenken ein, dafs Quintilian bei den Worten multa uerba non totum declinationis ordinem

ferunt möglicherweise nur an Verba, wie inquam oder queo, gedacht hat. Dann hätte er aber sicherlich ein solches Beispiel beigefügt[1]), wie er es in dem ganzen Abschnitte überall gethan hat. Auch durch den Hinweis auf I, 6, 25 (ut quaedam pluraliter non dicantur, quaedam contra singulari numero, quaedam casibus careant, quaedam a primis statim positionibus tota mutentur) läfst sich unser bisheriger Text nicht stützen. Denn unter denjenigen, welche casibus carent, sind Nomina zu verstehen, die überhaupt keine Kasus haben, also Indeclinabilia.

Schliefslich möchte ich noch beifügen, dafs mir Halm nicht richtig zu interpungieren scheint, wenn er nach fero ein Komma setzt. Quintilian schiebt die Beispiele nicht ein, sondern er setzt sie immer nach. Und dann gibt es ja auch Verba, welche sich in anderen Formen verändern; so verändert sich facio im Passiv in fio.[2])

I, 5, 11. scire autem debet puer, haec apud scriptores carminum aut uenia digna aut etiam laude duci, potiusque illa docendi erunt minus uulgata.

Dieser Satz, in dem Quintilian sich gegen das Verfahren derjenigen ausspricht, welche die Beispiele für die Barbarismen aus Dichterwerken zu nehmen und so den Dichtern Fehler vorzuwerfen pflegten, scheint mir nicht ganz in Ordnung zu sein.

Es ist kaum anzunehmen, dafs Quintilian zuerst den Singular puer setzte und dann in dem nämlichen Satze mit dem Plural docendi erunt fortfuhr. Dem wäre leicht abzuhelfen, wenn man docenda schriebe. Aber auch so hätte ich noch ein Bedenken. Wozu sollen denn die Knaben in diesen Dingen unterwiesen werden? Doch nicht dazu, damit sie dieselben nachmachen? An theoretischer Belehrung liefsen es aber auch jene anderen nicht fehlen, wenn sie das Fehlerhafte in diesen Dingen aufdeckten. Und doch weist potius deutlich auf einen Gegensatz zwischen dem von jenen eingehaltenen und dem von Quintilian gewünschten Verfahren hin. Der Unterschied bestand darin, dafs jene diese Dinge Barbarismen, also Fehler nannten, während Quintilian sie vielmehr als weniger gewöhnliche, seltenere Schreibarten bezeichnet sehen wollte.

---

[1]) Man könnte daran denken, dafs zwischen . . . unt und quae . . . leicht ut queo ausfallen konnte. Aber dergleichen Verba gibt es nicht viele; die multa zerfallen in quaedam — quaedam.

[2]) Auch I, 5, 13 interpungiert Halm unrichtig. Wenn nach inmutatio ein Punkt und nach uocant ein Komma steht, so glaubt man zwei Beispiele von der inmutatio zu haben, während doch das zweite eines für die transmutatio ist.

Ich glaube daher, dafs dicenda statt docendi zu schreiben ist. Vgl. § 18 sed nec in carmine uitia dicenda sunt. I, 5, 51 quaedam tamen et faciem soloecismi habent et dici uitiosa non possunt. I, 8, 14 non ut ex iis utique inprobentur poetae (quibus . . . . . . adeo ignoscitur, ut uitia ipsa aliis in carmine appellationibus nominentur).

(Fortsetzung folgt).

München. Moriz Kiderlin.

Zu den Herakliden des Euripides.

1. Wo ist die grofse Lücke? A. W. von Schlegel tadelt Euripides heftig, dafs er den Opfertod der Makaria unbeachtet lasse und kein Wort der Anerkennung, keine Thräne des Mitleids für die heroische That habe. G. Hermann rechtfertigt den Dichter durch die Annahme einer grofsen Lücke, in der alles das ausgefallen sei, was Schlegel vermifst. Er setzt die Lücke am Schlusse des Stücks (d. h. vor 1053) an und findet die Bestätigung dieser Annahme in einem Fragment, welches bei Stob. Flor. 79, 2 aus den Herakliden des Euripides angeführt wird und in dem überlieferten Texte fehlt (848 N.). Da aber die Abführung des Eurystheus nach der Verkündigung des für die Zukunft Athens, d. h. für die Gegenwart Glück verheifsenden Orakels augenscheinlich den Abschlufs der Handlung bildet, so hat Kirchhoff mit gröfserem Recht den Ausfall eines Botenberichts und der Klagen der Alkmene, sowie eines vollständigen Chorgesangs vor 630 angesetzt. Wir würden in diesem Falle fünf Stasima erhalten, während die Zahl der Stasima bei Euripides die Zahl vier nicht übersteigt. Aber es genügt auch ein Kommos, so dafs der wesentliche Punkt der Kirchhoffschen Ansicht bestehen bleibt. Dagegen ergeben sich Schwierigkeiten von anderer Seite. Einmal hat Alkmene, wenn sie, von Jolaos aus dem Tempel gerufen, sagt (646):

τί χρῆμ' ἀϋτῆς πᾶν τόδ' ἐπλήσθη στέγος;
Ἰόλαε, μῶν τίς σ' αὖ βιάζεται παρὼν
κῆρυξ ἀπ' Ἄργους;

keine Kenntnis von dem Opfertode der Makaria? Sie müfste, wenn sie kurz vorher Makaria beklagt hätte, etwa sagen: „soll noch ein Kind des Herakles dem Tode geweiht werden?" Die Hauptschwierigkeit aber liegt in dem Botenbericht 819 ff.

μάντεις δ' ἐπειδὴ μονομάχου δι' ἀσπίδος
διαλλαγὰς ἔγνωσαν οὐ τελουμένας,
ἔσφαζον, οὐκ ἔμελλον, ἀλλ' ἀφίεσαν
λαιμῶν βροτείων εὐθὺς οὔριον φόνον.

Da βροτείων sich nur auf Makaria beziehen kann, die Opferung

derselben also erst hier berichtet wird, so ist ein vorheriger Bericht ausgeschlossen. Es kann darum nur Folge der Flüchtigkeit sein, wenn Dindorf sich der Ansicht von Kirchhoff anschliefst, trotzdem aber der Änderung von βροτείων in βοείων keine Erwähnung thut. Diese Vermutung von Helbig kann auf den ersten Blick recht ansprechend erscheinen, besonders wenn man 673 καὶ δὴ παρῆκται σφάγια τόξων πέλας (so ehemals Dindorf für ἑκάς) und 399 σφάγιά θ' ἡτοιμασμένα ἕστηκεν οἷς χρὴ ταῦτα τέμνεσθαι θεῶν in betracht zieht. Allein wir machen uns gewissermafsen eines circulus vitiosus schuldig, wenn wir, um an einer andern Stelle den Ausfall eines Berichtes annehmen zu können, ihn an der Stelle beseitigen, wo wir ihn haben. Vor allem aber fragen wir, warum wurde die Opferung von Tieren aufgeschoben, bis der Vorschlag des Hyllos, durch einen Zweikampf den Streit zu entscheiden zurückgewiesen war? Für jeden, der einer Stelle etwas anzufühlen versteht, mufs in den Worten οὐκ ἔμελλον hinreichender Beweis liegen, dafs nur von einem Menschenopfer die Rede sein kann. Es schliefsen demnach die V. 819—22 die Annahme von Kirchhoff aus. Für einen, dem die Notwendigkeit einer ausführlichen Botenerzählung über den Tod der Makaria feststeht, liegt es darum nahe, diese Verse zu beseitigen. Dies thut Wilamowitz-Möllendorff Hermes XVII S. 337 ff. Da aber, wie wir gesehen haben, in jenen Versen nicht der einzige Anstofs liegt, so wird eine vollständige Überarbeitung des Stücks nach Beseitigung jener Szene statuiert. Ist es wahrscheinlich, dafs gerade eine sehr wirkungsvolle Szene nachträglich von Schauspielern beseitigt, und durch eine trockene Erwähnung ersetzt worden sei? Doch wir haben bereits in den Jahresberichten für die Altertumswissenschaft XXX (1882. I) S. 169 f. die Gründe angegeben, durch welche die Hypothese vom Wilamowitz widerlegt wird, und machen hier nur noch auf einen Punkt aufmerksam. Wenn Makaria bereits für ihre Geschwister ihr Leben geopfert hat, so kann nicht Hyllos dem Eurystheus einen Zweikampf anbieten und für den Fall, dafs er unterliege, ihm die Fortführung der Kinder des Herakles gestatten, wie er es 808 f. thut. Wofür wäre das Blut der Makaria geflossen?

Hiernach wird es wohl am platze sein, die Gründe, welche für die Annahme eines Ausfalls vorgebracht worden sind, einer Prüfung zu unterziehen. Eine Bestätigung dafür findet man einmal in den Worten der Hypothesis: ταύτην μὲν οὖν εὐγενῶς ἀποθανοῦσαν ἐτίμησαν. Wir haben gesehen, dafs die Annahme einer Lücke ohne die Wilamowitz'sche Hypothese unmöglich ist. Die Diaskeuase aber müfste der Zeit, wo die Hypotheseis geschrieben wurden, voraus liegen und unsere Hypothesis kann nur für das uns vorliegende Stück gemacht sein. Es darf also von vornherein in der Hypothesis

kein Beweis gesucht werden. Er liegt auch in keiner Weise darin, da, wenn der Chor 621 singt:

εὐδόκιμον γὰρ ἔχει θανάτου μέρος
ἁ μελέα πρό τ' ἀδελφῶν καὶ γᾶς,
οὐδ' ἀκλεής νιν
δόξα πρὸς ἀνθρώπων ὑποδέξεται,

sehr wohl der Verfasser der Hypothesis daraus sein ἐτίμησαν entnehmen konnte. Überhaupt aber finden sich Ungenauigkeiten öfter in den Hypotheseis. So hat der Verfasser der Hypothesis zum Hippolytos bei der Angabe, die er mit θεασαμένη δὲ τὸν νεανίσκον κτέ. macht, unbeachtet gelassen, dafs Phädra nicht zu Trözen, sondern in Athen von Liebe zu Hippolyt entbrannte, bei Θησεὺς καθελεῖν σπεύδων τὴν ἀπηγχονισμένην vergessen, dafs Phädra bei der Ankunft des Theseus bereits herabgenommen ist. Ein weiterer Beweis soll, wie gesagt, in fr. 848 liegen:

ὅστις δὲ τοὺς τεκόντας ἐν βίῳ σέβει,
ὅδ' ἐστὶ καὶ ζῶν καὶ θανὼν θεοῖς φίλος.
ὅστις δὲ τὸν φύσαντα μὴ τιμᾶν θέλῃ κτέ.

Dieses Fragment kann den Herakliden in keiner Weise angehören, da das Motiv der Liebe zu den Eltern keine Berührung mit der Handlung hat. Makaria opfert sich auf für ihre Geschwister, nicht für Vater oder Mutter. Das Lemma bei Stob. 79, 2 Εὐριπίδου Ἡρακλειδῶν (ῆρς Vind.) will Nauck in Κρησσῶν verwandeln, wie Stob. 105, 26 Κρήσσαις und Ἡρακλείδαις verwechselt sind. Es verdient Beachtung, dafs aufserdem noch zwei Bruchstücke, welche das gleiche Thema behandeln, bei Stob. irrtümlicher Weise den Herakliden zugewiesen werden, frg. 948 καὶ τοῖς τεκοῦσιν ἀξίαν τιμὴν νέμειν, welcher Vers bei Stob. fl. 79, 3 der aus den Herakl. (297 f.) citierten Stelle οὐκ ἔστι παισὶ τοῦδε κάλλιον γέρας ἢ πατρὸς ἐσθλοῦ κἀγαθοῦ πεφυκέναι angefügt wird, und fr. 219, welches nach den Handschr. A M aus den Herakliden, nach der Ausgabe von Trincavelli aus der Antiope stammt. Da sich uns anderswo (über drei verlorene Tragödien des Euripides, Sitzungsb. der K. Akademie d. W. in München 1878. I. B. II. S. 184) ergeben hat, dafs fr. 219 der Antigone zugehört, ist man versucht, auch die beiden anderen Fragmente in dieses Stück zu versetzen. Mag dem sein wie ihm wolle, mit den Herakliden haben dieselben nichts zu thun. Ganz unsicher ist das Citat bei dem Schol. zu Aristoph. Ri. 214 τάραττε καὶ χόρδευ' ὁμοῦ τὰ πράγματα : παρῳδίας τρόπος· παρῴδησε γὰρ τὸν ἴαμβον ἐξ Ἡρακλειδῶν Εὐριπίδου. Zu frg. 849

τὸ μὲν σφαγῆναι δεινόν, εὔκλειαν δ' ἔχει·
τὸ μὴ θανεῖν δὲ δειλόν, ἡδονὴ δ' ἔνι,

hat Stob. flor. 7, 9 das Lemma Εὐριπίδης Ἡρακλεῖ. Nauck will Ἡρακλείδαις schreiben. Die Vermutung hat nur unter der Voraussetzung der grofsen Lücke eine Berechtigung und verliert dieselbe, wenn jene wegfällt. Es ist aber aufserdem zu beachten, dafs der Inhalt des Bruchstücks nur in Gegenwart der Makaria Bedeutung haben würde. Als Abschlufs des vermifsten Botenberichts etwa dürften die Worte zu kalt und herzlos lauten. Wie aber steht es nach allem dem mit der eigentlichen Grundlage der ganzen Hypothese? Ist es so unwahrscheinlich, dafs Euripides des Opfertodes der Makaria nur nebenher gedacht habe? Nein, denn in den Phoen. haben wir den gleichen Fall. Dort wird der Opfertod des Menoikeus den Zuschauern in einem temporalen Nebensatz mitgeteilt (1090):

ἐπεὶ Κρέοντος παῖς ὁ γῆς ὑπερθανὼν
πύργων ἐπ' ἄκρων στὰς μελάνδετον ξίφος
λαιμῶν διῆκε τῇδε γῇ σωτήριον,
λόχους ἔνειμεν κτέ.

Iokaste gedenkt dieser heroischen That auch nur nebenher 1204—7 und ebenso beklagt Kreon sein Unglück in wenigen Versen (1310—16). Man mag Euripides tadeln: er hätte es so machen können, wie seine Kritiker es verlangen; das hat er in der Hekabe gezeigt: aber er wollte nicht. Er arbeitet eben nicht nach der Schablone und hat ein gewisses Vergnügen daran, ausgetretene Wege zu verlassen und neue Pfade zu suchen. Immerhin aber möchte man vermuten, dafs der Dichter sich nicht abschreiben wollte, wie es der Verfasser des Schlusses der Aulischen Iphigenie gethan hat, d. h. dafs die Hekabe den Herakliden der Zeit nach vorhergeht.

Da auch die Annahme einer Lücke vor 474 unnötig ist und den ersten Worten der Makaria nicht entspricht, so können wir unsere im Eingang gestellte Frage dahin beantworten: eine gröfsere Lücke findet sich in den Herakliden nirgends. Natürlich sprechen wir hier nicht von einzelnen Lücken, wie sie in allen Stücken vorkommen. Nach 77 und 110 ist der Ausfall von einem, bezw. von drei Versen durch die Responsion angezeigt. An letzterer Stelle fehlt sogar noch eine Erwiderung des Kopreus vor 111, so dafs der Ausfall wenigstens vier, vielleicht aber sechs Verse betroffen haben kann.

2. Der Fehler in dem überlieferten Texte von V. 103

εἰκὸς θεῶν ἱκτῆρας αἰδεῖσθαι, ξένε,
καὶ μὴ βιαίῳ χειρὶ δαιμόνων
ἀπολείπειν σ' ἕδη

ist trefflich von Fr. W. Schmidt verbessert worden: τάδ' ἀλιτεῖν σ' ἕδη. Bedenklich erscheint noch das nachträglich kommende σέ. Man möchte es gerne missen; es aber einfach beseitigen, dürfte

ungerechtfertigt sein. Vielleicht ist das Richtige: τάδ' ἀλιτεῖν στέφη.

244 οὐκ ἐλευθέραν
οἰκεῖν δοκήσω γαῖαν, Ἀργείοις δ' ὄκνῳ
ἱκέτας προδοῦναι.

Man wird dem König von Athen nachreden, er habe Schutzflehende preisgegeben und zwar aus Furcht vor den Argivern, nicht, er habe den Argivern aus Furcht Schutzlose preisgegeben. Vgl. 191 οὐ γὰρ Ἀργείων φόβῳ τοὺς Ἡρακλείους παῖδας ἐξελῶσι γῆς. Die passendere Form des Gedankens ohne Bedenken herzustellen: Ἀργείων δ' ὄκνῳ ἱκέτας προδοῦναι gestattet die Überlieferung ὀκνῶ, bei welcher der Genetiv in den Dativ übergehen mufste.

403 χρησμῶν δ' ἀοιδοὺς πάντας εἰς ἓν ἁλίσας
ἤλεγξα καὶ βέβηλα καὶ κεκρυμμένα
λόγια παλαιά, τῇδε γῇ σωτήρια.

Demophon kann nicht blofs die dem Lande heilsamen, sondern alle Orakelsprüche untersucht haben. Er wollte ja erfahren, ob nicht ein ungünstiger Spruch vom Kriege abrate. Offenbar ist σωτήρια aus dem Schlufs von 402 (πόλει σωτήρια) in 405 geraten und hat hat hier das ursprüngliche Wort, etwa τῇδε γῇ κεχρησμένα, verdrängt. Solche Fehler kommen bekanntlich öfter vor, z. B. stammt Aesch. Cho. 707 τὰ πρόσφορα aus dem Schlufs von 710.

435 συγγνωστὰ γάρ τοι καὶ τὰ τοῦδ', εἰ μὴ θέλει
κτείνειν πολιτῶν παῖδας, αἰνέσας δ' ἔχω
καὶ τἀνθάδ'· εἰ θεοῖσι δὴ δοκεῖ τάδε
πράσσειν ἔμ', οὔτοι σοί γ' ἀπόλλυται χάρις.

In αἰνέσας δ' ἔχω καὶ τἀνθάδε hat καὶ keine Beziehung und keinen Sinn, da sich τἀνθάδε von dem vorhergehenden τὰ τοῦδε nicht unterscheidet und nur allgemeineren Sinn hat. Man hat vorher αἰνέσαι δ' ἔχω oder αἰνέσαι δὲ χρὴ schreiben wollen, mit Recht, wenn das Folgende davon abhängt. Es liegt aber in αἰνέσας δ' ἔχω ein deutliches Wahrzeichen, dafs die beiden folgenden Verse interpoliert sind. Sehr passend sagt jetzt Jolaos: „verzeihlich ist auch das Verhalten des Königs, ja es hat meine volle Anerkennung." Die Verkennung dieses Sinnes hat die ungeschickte Ergänzung eines Schauspielers zur Folge gehabt; denn gerade den Schauspielern gehören solche Ergänzungen „πρὸς σαφήνειαν τῶν λεγομένων" an.

492 οὔτε γὰρ τέκνα
σφάξειν ὅδ' αὑτοῦ φησιν οὔτ' ἄλλου τινός.

Demophon hat sich etwas bestimmter ausgedrückt (411): παῖδα δ' οὔτ' ἐμὴν κτενῶ οὔτ' ἄλλον ἀστῶν τῶν ἐμῶν ἀναγκάσω ἄκοντα. Dementsprechend ist mit leichter Änderung οὔτ' ἀστοῦ τινος herzustellen.

503 τί φήσομεν γάρ, εἰ πόλις μὲν ἀξιοῖ
κίνδυνον ἡμῶν οὕνεχ' αἱρεῖσθαι μέγαν.

Gewöhnlich schreibt man οὕνεκ' (εἵνεκ') αἵρεσθαι, es ist aber der weit passendere Aor. ἄρασθαι zu setzen. Denn diese Formen sind da, wo das Versmafs ein langes α fordert, in den Handschriften fast nie unberührt geblieben. In unserem Stücke V. 322 hat Elmsley ἀρῶ für αἴρω hergestellt und dafs V. 313 ἄρασθαι geeigneter ist als αἵρεσθαι verrät ποτέ. Suppl. 772 hat Elmsley εἶμ' ἐπαρῶ aus εἶεν οἴρω (αἴρω) emendiert, Rhes. 451 geben die Handschr. αἴρηται oder αἱρέτω für ἄρηται, welches L. Dindorf hergestellt hat. Hek. 105 schwanken die Handschriften zwischen ἀραμένη, ἀραμένα, ἀρομένη, αἱρομένη. Recht sprechend sind die handschriftlichen Lesarten Hek. 1141 αἴρειαν, αἴροιαν, ἄ***αν, ἄρ*ιαν, αἴροιεν, gerade so wie Aesch. Suppl. 344 der Med. αἴρασθαι bietet. Eum. 168 gibt der Med. αἱρούμενον für ἀρόμενον, Suppl. 961 ἔρισθε (ἐρεισθε) für ἀρεῖσθαι. Es läfst sich darum annehmen, dafs noch an manchen Stellen, wo das Präsens möglich und deshalb unbeanstandet geblieben ist, der Dichter die Aoristform gesetzt hat. So möchte ich Suppl. 341

βασίλεια, βακχεύουσαν οὐ λήψῃ κόρην,
μὴ κοῦφον αἴρῃ βῆμ' ἐς Ἀργείων στρατόν;

die Form ἄρῃ vorziehen, um das unerwartete und plötzliche Erscheinen zu bezeichnen. Hipp. 198 schwanken die Handschriften zwischen αἴρετε und ἄρατε, demnach ist ἄρατε vorzuziehen. Während ebd. 1361 πρόσφορά μ' αἴρετε, σύντονα δ' ἕλκετε das Präsens an seiner Stelle ist, scheint Tro. 464

οὐκ ἀντιλήψεσθ'; ἢ μεθήσετ', ὦ κακαί,
γραῖαν πεσοῦσαν; αἴρετ' εἰς ὀρθὸν δέμας

der Aor. ἄρατ' von dem momentanen Aufheben passender zu sein. Ebenso ἀράτω El. 791, wo die einzige Handschrift, in der das Stück erhalten ist,

λοῦτρ' ὡς τάχιστα τοῖς ξένοις τις αἱρέτω

bietet. Sehr wahrscheinlich ist auch der Aor. ἄρωνται herzustellen Rhes. 126

κἂν μὲν αἴρωνται φυγήν,
στείχοντες (σπεύδοντες?) ἐμπέσωμεν Ἀργείων στρατῷ.

Eine fast ebenso häufige Erscheinung ist die Verwechslung von σημαίνω und σημανῶ. Doch kehren wir zu den Herakliden zurück. Vers 556 sagt Jolaos zu Makaria:

οὐ μὴν κελεύω γ' οὐδ' ἀπεννέπω, τέκνον,
θνήσκειν σ'· ἀδελφοὺς ὠφελεῖς θανοῦσα σούς.

MA. σοφῶς κελεύεις· μὴ τρέσῃς μιάσματος
τοὐμοῦ μετασχεῖν, ἀλλ' ἐλευθέρως θάνω.
ἕπου δέ, πρέσβυ· σῇ γὰρ ἐνθανεῖν χερὶ 560

θέλω· πέπλοις δὲ σῶμ' ἐμὸν κρύψον παρών·
ἐπεὶ σφαγῆς γε πρὸς τὸ δεινὸν εἶμ' ἐγώ,
εἴπερ πέφυκα πατρὸς οὕπερ εὔχομαι.

Den Worten des Jolaos: „ich sage weder ja noch nein“ erwidert Makaria: „es ist weise von dir, dafs du ja sagst.“ Der Fehler liegt auf der Hand. An die Stelle von σοφῶς κελεύεις mufs σοφῶς φυλάττῃ treten. Bei dem letzten Vers fehlt der innere Zusammenhang mit dem vorhergehenden Vers; dagegen ist die Beziehung zu 559 deutlich:

ἀλλ' ἐλευθέρως θάνω,
εἴπερ πέφυκα πατρὸς οὕπερ εὔχομαι.

Schon Schenkl wollte 562 f. nach 559 einsetzen. Aber ἐπεὶ σφαγῆς γε πρὸς τὸ δεινὸν εἶμ' ἐγώ steht sehr gut am Ende und gehört nicht zu 559.

763 κακὸν δ', ὦ πόλις, εἰ ξένους
ἱκτῆρας παραδώσομεν
κελεύμασιν Ἄργους.

Die Anrufung der Stadt ist an dieser Stelle ganz zwecklos. Augenscheinlich hat es ursprünglich ὦ πόποι geheifsen.

994 καὶ πόλλ' ἔτικτον νυκτὶ συνθακῶν ἀεί.

Der Ausdruck ist ungewöhnlich; Nauck hat daran Anstofs genommen und νύκτερος θακῶν vorgeschlagen. Man könnte leicht aus den überlieferten Buchstaben νυκτὸς ἐνθακῶν λέγει herauslesen; aber nachdem uns das Sprichwort ἐν νυκτὶ βουλή bekannt ist, kann der Ausdruck νυκτὶ συνθακῶν ἀεί nicht als zu kühn erscheinen, da σύνθακος von dem Rat pflegenden Beisitzer (πάρεδρος) gebraucht wird (vgl. Soph. O. K. 1267 und den bei Suidas unter Φρύνιχος angeführten Titel Σύνθωκοι) und der bildliche Ausdruck zugleich die bei Dichtern beliebte Beziehung zur Wirklichkeit hat.

Passau. N. Wecklein.

Das bayerische Schulwesen und der bayerische Landtag.

Würzburg. A. Stuber. 1886.

Vom Standpunkte des humanistischen Gymnasiums aus läfst sich über die vorliegende anonyme Broschüre kaum ein einfach zustimmendes oder ablehnendes Urteil fällen. Denn obwohl die in frischer und energischer Sprache verfafste Schrift manche gute und richtige Gedanken enthält, so ist der Standpunkt des Verfassers doch ein einseitig realistischer, weshalb es auch nicht wunder nehmen darf, dafs derselbe über die klassische Philologie und deren Vertreter die Lauge seines realistischen Spottes ergiefst. Das soll mich jedoch nicht abhalten, seine Behauptungen im einzelnen unparteiisch zu

prüfen, das Anerkennenswerte zu billigen und das Tadelnswürdige als solches zu bezeichnen.

Im § 1 betont der Verf. die Selbständigkeit der pädagogischen Wissenschaft, welche weder von der Theologie noch von der juristischen Schulleitung Direktiven annehmen könne, und verlangt § 8 mit Beziehung darauf, dafs an den Landesuniversitäten eigene Lehrer der wissenschaftlichen Pädagogik aufgestellt werden, ein Postulat, dessen Berechtigung wohl von jedem zugegeben wird, der die Entwicklung des Unterrichtswesens in den deutschen und aufserdeutschen Landen mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat.

Wenn im § 2, welcher die Überschrift führt „Humanistisches Gymnasium und Realgymnasium" die Berechtigung der Realschulabiturienten wenigstens für das Studium der Medizin verlangt wird, so müssen wir dem Standpunkte des Verf. um so mehr hiebei Rechnung tragen, als sich ja in der That manche Gründe für diese Forderung anführen lassen. Wenn aber weiterhin gesagt ist, die moderne Kultur erhebe Einspruch gegen die Unnatur der vom Gymnasium gewährten, für unsere Zeit nicht mehr passenden Bildung, so wollen wir denn doch jenen, die von ihrem anonymen Dunkel aus solche Behauptungen in die Welt senden, etwas näher ins Gesicht leuchten. Welche Leute, frage ich, waren es denn, die vor nicht langer Zeit immer wieder von einer öffentlichen Meinung sprachen, welche die Umwandlung der 3kursigen Gewerbschule in eine 6kursige Realschule dringend fordere? Wenn wirklich damals das allgemeine Bedürfnis und die öffentliche Meinung der ausschlaggebende Faktor war, warum wird jetzt von verschiedenen Korporationen oder Vertretungen die Reduktion, beziehungsweise Aufhebung dieser Lehranstalten beantragt oder ins Werk gesetzt? Ich fürchte sehr, dafs weniger das allgemeine Bedürfnis, als „der Herren eigener Geist" der treibende Motor war. Ein ähnliches Vorgehen sehen wir auch jetzt wieder, wo es den Kampf gegen den Humanismus gilt: es sind immer die nämlichen Persönlichkeiten, die in allen ihnen zugänglichen Tagesblättern und Zeitschriften den Kampfesruf erheben, die da, weil sie selber recht laut schreien, versichern, es schreie die ganze Welt. Kurz, die Beteiligten sind es zum weitaus gröfsten Teile, welche sich mit der „modernen Kultur" identificieren, weil der Umsturz des Bestehenden eine Existenzfrage für sie ist.

Der Verf. sagt ferner, es sei eine lächerliche Anmafsung der klassischen Philologie, zu sagen, nur sie könne Humanität und Idealität anerziehen. Darauf erwidere ich: Eine solche Behauptung wäre allerdings eine grofse Albernheit, wenn sie von einem ernst zu nehmenden Vertreter der klassischen Philologie gemacht würde.

Aber der Nachweis dessen wird dem Verf. schwerlich gelingen. Jedermann weifs, wie wenig die ideale Gesinnung an bestimmte Klassen oder Stände gebunden ist. Erleben wir es ja täglich, dafs auch der idealst angelegte Lehrer sowohl des Gymnasiums wie der anderen Mittelschulen vergeblich gegen die Gleichgiltigkeit, Borniertheit und Trägheit so mancher Schüler ankämpft. Man höre darum einmal auf, einzelne Beispiele ins Treffen zu führen, die man beliebig für und wider beschaffen kann, und stelle die Frage nach dem Ganzen und Allgemeinen so: Enthält das Studium der Chemie, Physik, Mechanik u. s. w. ebensoviele zur Idealität, d. h. zum Streben nach dem Schönen, Guten und Wahren erziehende Momente, wie das der Historiker, Redner, Philosophen und Dichter? Ich bin der letzte, der die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der sog. praktischen Wissenschaften leugnen möchte, aber wollte man diese ausschliefslich oder auch nur vorzugsweise pflegen, so müfste der Sinn für das, was sich nicht berechnen, wägen und messen läfst, dem Menschengeschlechte allmählich verloren gehen. Man sagt allerdings, das Studium der modernen Kunst und Wissenschaft erziele das Gleiche auf leichterem Wege, aber damit ist, abgesehen davon, dafs dieses Studium nur als nebensächliche Beigabe zu den realistischen Fächern an die Stelle des Früheren treten würde, die Folgerung nicht abgewiesen, dafs dieser Weg zur Ungründlichkeit und Verflachung führen und den Zusammenhang der historischen Entwicklung in Kunst und Wissenschaft unterbrechen und schliefslich auflösen würde. Wenn auch, was ich dem Verf. gerne glaube, die Freunde der Realschulbildung gewöhnlichen Nützlichkeitsgründen nicht huldigen, so würde doch nach meiner festen Überzeugung der nackte „Amerikanismus“ als letzte Folge aus der Beseitigung der Grundlagen, auf welchen unsere höhere Bildung basiert ist, resultieren.

Noch eine andere Bemerkung des Verf. will ich berühren; er sagt nämlich: „Derjenige wird der Wahrheit am nächsten kommen, der erklärt, dafs 99 Prozent der Eltern ihre Kinder in das Gymnasium schicken, nicht um des klassischen Geistes willen, sondern wegen der Berechtigungen, die an das Absolutorium dieser Schule geknüpft sind“. Er hätte noch weiter gehen und sagen können: Vielen Eltern wäre es lieber, wenn ihre Söhne nicht blofs kein Latein und Griechisch, sondern auch keine Mathematik und Physik lernen oder wenn diese nur 4—5 Jahre statt der erforderlichen 9 Jahre auf dem Gymnasium zubringen müfsten, falls sie nur die gleichen Berechtigungen erhielten. Aber Gesetze und Einrichtungen, die das Wohl der Gesamtheit im Auge haben, wollen eben nicht von einem egoistischen Standpunkte, sondern von einer höheren Warte aus betrachtet sein.

Des weiteren bekommen wir den Vorwurf zu hören, die klassi-

schen Studien hätten nicht einmal die Kraft, gute Stilisten heranzubilden, die lange und strenge gepflegte Sprachtechnik zeitige mitunter einen höchst holperigen Stil. Dafs nicht alle Zöglinge des Gymnasiums die Ziele erreichen, welche es erstrebt, — wer wird das leugnen? Aber, frage ich, erreichen die Realanstalten mit allen ihren Schülern die ihnen gesetzten Ziele? Unsere grofsen Prosaiker und Dichter sind doch fast alle aus den vom Verf. so verachteten Gymnasien hervorgegangen, ebenso unsere bedeutendsten Redner, Staatsmänner, Ärzte und Juristen. So scheinen denn jene doch nicht die Verdummungsanstalten zu sein, zu welchen gewifse Leute in ihrer hohen Einbildung sie zu stempeln versuchen.

Vollkommen einverstanden bin ich mit dem Verf., wenn er den Satz aufstellt: „Humanität und Idealität leiden unter verständigen und praktischen Gesichtspunkten nicht.“ Ja, unsere Gymnasien müssen mit Beibehaltung der alten Grundlagen der Entwicklung der Zeit Rechnung tragen: vor allem mufs durch Pflege der Naturwissenschaften und des Zeichnens der Sinn für die uns umgebende Natur und für das Gegenständliche und Räumliche geweckt und geschärft werden; das Studium der französischen Sprache mufs viel ausgedehnter und in der Weise betrieben werden, dafs daraus ein Gewinn fürs Leben erwächst. Denn wenn irgendwo, so mufs in den neuen Sprachen der Grundsatz gelten: vitae discimus. Ich weifs wohl, dafs sich bedauerlicher Weise in der neueren Zeit das Bestreben breit macht, den französischen Sprachunterricht möglichst an die grammatisch-stilistische Methode des altsprachlichen Unterrichts anzulehnen, „damit die neuere Philologie ihre Ebenbürtigkeit mit der altklassischen Philologie beweise“, damit „die formal bildende Kraft des Französischen sich von der gleichen Stärke erweise, wie die des Lateinischen und Griechischen“. Das scheint mir eine bedenkliche Verirrung. Nach einer in immer weiteren Kreisen sich geltend machenden Überzeugung hat die bisherige grammatisch-formalistische Unterrichtsweise sich nicht in der wünschenswerten Weise bewährt. Es wird durch sie kein Können, sondern nur ein Kennen der Sprache, und auch letzteres nur in bescheidenen Grenzen, erzielt. Wir müssen bei der Erlernung der fremden Sprachen zu der Methode der früheren Zeit zurückkehren, zu welcher die Natur selbst den Weg zeigt: nur durch das Ohr, nicht durch die Feder wird eine Sprache erlernt. Wir reden deshalb der Routine und dem rohen Empirismus nicht das Wort; die grammatische ratio und das Schreiben mufs nebenher gehen, aber sie dürfen nicht als Selbstzweck erscheinen. Mit dem wachsenden Gefühle des Könnens wird auch das Interesse am Sprachunterricht sich steigern. Es ist eine arge Versündigung am Genius der Jugend,

dafs man im Laufe dieses Jahrhunderts daran gegangen ist, alle Errungenschaften der philologischen, speziell der grammatischen Wissenschaft in die Schule einzuführen, Abstraktionen, für welche dem jugendlichen Sinne das innere Verständnis und das wahre Interesse fehlt. Die Reaktion, die sich jetzt aller Orten dagegen erhebt, läfst hoffen, dafs man bald auf anderen Grundlagen den Unterricht in den fremden Sprachen aufbaut: möge man nur nicht ins andere Extrem verfallen!

Im § 3 stellt der Verfasser die Forderung, dafs die Lehrer eine philosophische Bildung sich aneignen, insbesondere sich mit der Ethik und Pädagogik vertraut machen, und dafs an den drei Landesuniversitäten pädagogische Seminarien unter der Leitung von philosophisch gebildeten Pädagogen eingerichtet werden, eine Forderung, über deren dringende Berechtigung kaum ein Zweifel besteht.

Im § 4, der von der Überbürdung handelt, wird diese als vorhanden angenommen. Der Grund sei, dafs man immer neuen Lehrstoff zu dem alten häufe, ohne von diesem etwas abzulassen. Deshalb solle 1. das Studium der toten Sprachen beschränkt, 2. die griechische Sprache aus den Lehrplänen eliminiert werden. Eigentümlich klingt die Bemerkung, die Griechen seien aufser anderen Gründen auch deshalb unsere Lehrmeister geworden, weil sie nur ihre Sprache lernten, und sobald sie lesen und schreiben konnten, an das Studium der Künste und der Philosophie gingen. Hätten die Griechen, die Begründer einer höheren Kultur, eine hochentwickelte Kunst und Wissenschaft anderswo vorgefunden, so hätten sie gewifs sich an sie angeschlossen und sich das Studium der Sprache dieses Kulturvolkes nicht entgehen lassen; weisen ja auch die Anfänge der griechischen Kunst und Wissenschaft auf orientalische und ägygptische Vorbilder hin. Aber da ihnen diese nicht genügten, so schlugen sie eben vermöge ihres Genies neue Bahnen ein. Seinen Vorschlag zur Verbannung der griechischen Sprache aus unseren Schulen begründet der Verfasser u. a. damit, dafs das Griechische früher nur elementar gelehrt wurde und erst „seit dem verstiegenen Griechenkultus, der von Weimar ausging“ im Ansehen gestiegen sei. Nun, ich denke, dafs die Herder, Winckelmann und Lessing, von anderen zu schweigen, zur rechten Würdigung des Griechentums schon vorher manches beigetragen hatten und dafs infolge dessen die deutsche Litteratur jenen Aufschwung nahm, der in Goethe und Schiller seinen Höhepunkt erreichte. Einem echten Realisten mag dies als „Verstiegenheit“ erscheinen, aber wir Humanisten und viele andere freuen sich mit uns, dafs durch den Einflufs des Hellenismus und Klassicismus jenes ideale Moment in unsere Nationallitteratur getragen

wurde, welches nach jahrhundertelanger Unfruchtbarkeit so herrliche Früchte zeitigte. Das ist der Idealismus, den wir als die Blüte des Humanismus bezeichnen möchten. An diesem hält auch trotz des Realismus der Zeit ein guter Teil unserer Jugend fest. Es sei mir gestattet, ein bezeichnendes Beispiel hiefür anzuführen. Im Sommer des vorigen Jahres führten Schüler des Ludwigsgymnasiums in München aus eigener Initiative, angeleitet von idealgesinnten Lehrern dieser Anstalt, des Sophokles Antigone im Urtext mit hingebender Begeisterung und eingehendem Verständnis in einer Weise auf, die eine geradezu grofsartige Wirkung hervorbrachte und die weihevollste Stimmung in dem gewählten Zuschauerkreis erzeugte. Da hätte unser Realist sehen können, dafs der Humanismus nicht blofs ein leerer Schall ist.

Dafs der deutschen Litteratur, wie der Verfasser verlangt, im Lehrgange des Gymnasiums ein hervorragender Platz gebührt, erkennen auch die altklassischen Philologen gerne an, aber die umfassende Lektüre unserer nationalen Dichter kann nach meiner Überzeugung nur Sache privaten Studiums und liebevoller Vertiefung sein, der sich ein hochstrebender Jüngling auch nicht entziehen wird. Einer banausischen Natur wird selbst die ausgedehnteste Schullektüre keine Begeisterung und kein tieferes Verständnis unserer Dichterheroen beibringen.

Als obligatorische fremde Sprachen verlangt der Verfasser nur das Lateinische und Französische und zwar soll letzteres als die leichtere Sprache zuerst gelehrt werden, ein Vorschlag, der aus psychologischen Gründen Beachtung verdient. Wenn dann weiter gefordert wird, dafs die Methode des sprachlichen Unterrichts verbessert werde, so verweise ich auf das oben Gesagte. Für so unerläfslich ich eine gründliche grammatische Schulung halte, so sehr verwerfe ich es, wenn die Lesung der Autoren in den Dienst der Grammatik und Stilistik gestellt wird, wenn beispielsweise die Privatlektüre, die dem Schüler eine belehrende Unterhaltung sein soll, für Imitationen und stilistische Specimina ausgebeutet wird. Es ist unnatürlich, bei der Jugend ein rein philologisches Interesse vorauszusetzen.

Zu billigen ist die weitere Forderung nach Einschränkung des Fachlehrersystems. Beim humanistischen Gymnasium in Bayern besteht dasselbe ohnehin nur ausnahmsweise und in mäfsigen Grenzen. Soll wirklich die vom Gymnasium gewährte Bildung eine allgemeine sein, welche geistig und sittlich veredelnd die gesamte Individualität durchdringt, dann mufs es als zweckwidrig angesehen werden, wenn man alle Errungenschaften der einzelnen Wissenschaften durch Spezialisten in die Schule einzuführen

sucht. Das erziehliche Moment tritt zurück und eine Beherrschung des Faches wird doch nicht erreicht.

Auch die Ansicht, dafs an die Stelle der möglichst einzuschränkenden Hausaufgaben die Schulaufgaben treten sollen, wird vom Verfasser mit guten Gründen verfochten. Tritt an die Stelle der rein grammatischen Methode die induktive und praktische Art der Spracherlernung, so mufs ohnehin die Ausarbeitung der stilistischen Aufgaben in den Hintergrund treten und besonders in den unteren Klassen die hauptsächlichste Arbeit in der Schule vor sich gehen. Dafs die Hausaufgaben nicht entbehrt werden können, ist gewifs; besonders der deutsche Aufsatz wird, namentlich in den oberen Klassen, ein Mittel sein, die Schüler zur Produktion anzuhalten, ihren Fleifs, ihre Ausdauer und Fähigkeit zu erkennen.

Den Vorschlag, es möge die Berechtigung zum Einjährigen-Freiwilligendienst an das Absolutorium einer Mittelschule geknüpft werden, möchte ich nicht befürworten. Die Folge wäre, dafs das Gymnasium unfähige Elemente oder solche, die keinen Beruf zum Studium haben, nur 3 — 4 weitere Jahre mitschleppen müfste und dafs so der Zweck des gymnasialen Unterrichts noch mehr geschädigt würde.

Die Erörterungen in § 5—7 über die Schulverwaltung, Volks- und Industrieschule können wohl im allgemeinen Zustimmung finden. Die speziellen Vorschläge über die Organisation der obersten Schulleitung decken sich so ziemlich mit denen, welche Hr. Dr. Neudecker in seiner von mir im vorigen Jahrg. d. Zeitschr. S. 528 besprochenen Schrift gemacht hat.

Zum Schlusse übt der Verfasser an dem bayr. Landtage, insbesondere an der liberalen Minorität, eine scharfe Kritik. Da sich diese Zeitschrift grundsätzlich von politischen Erörterungen ferne hält, so will ich nur soweit politisch werden, dafs ich mit dem Wunsche schliefse, es möchten die beiden Parteien der Abgeordnetenkammer für das Gymnasium und dessen Lehrer mehr praktisches Wohlwollen als bisher bethätigen.

Burghausen. A. Deuerling.

II. Abteilung.

Recensionen.

Ciceros Rede für L. Murena. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. A. Koch. In zweiter Auflage umgearbeitet von Dr. G. Landgraf. Leipzig. Teubner. 1885. IV. und 79 S.

Die Bearbeitung der Mureniana von Koch 1866 erfuhr von Muther in Z. f. G. W. 1868 eine eingehende Besprechung; zahlreiche Mängel in der Erklärung und besonders in der Textesgestaltung wurden dort aufgedeckt und geprüft. Gleichzeitig erschien die von Halm besorgte Ausgabe derselben Rede; aber nachdem davon bisher vier Auflagen nötig geworden waren, erscheint Kochs Bearbeitung erst jetzt in zweiter Auflage. Fragt man nach der Ursache, so liegt dieselbe nicht in der Konstituierung des Textes, der in dieser Rede an schweren, oft unheilbaren Schäden krankt und auch bei Halm trotz der grofsen Verdienste desselben gerade um diese Rede zu gar manchen Bedenken noch Anlafs gibt, sondern der erklärende Kommentar befriedigte zu wenig das Bedürfnis des Schülers oder angehenden Philologen. An den zahlreichen, meist nur in Zahlen angegebenen Parallelstellen geht der jugendliche Geist achtlos vorüber; er sucht nach einer kurzen Belehrung über die Technik der alten Redner und Rhetoren, wie sie sich in dieser Rede bewährt, sowie nach Behelfen in der Übersetzung schwieriger Ausdrücke und nach sachlichen Erläuterungen dunkler Stellen, die ihm das politische und häusliche Leben der Alten veranschaulichen; kritische Nachweise einer fehlerhaften Überlieferung oder nur Anzweiflung dieser oder jener Lesart mag wohl hie und da anziehen, wenn ein sicheres, leicht fafsbares Resultat sich ergiebt; in den meisten Fällen ist aber der Geist des Schülers für kritische Spaziergänge glücklicherweise noch nicht empfänglich. Landgraf hat es deshalb für nötig erachtet, Text wie Kommentar gänzlich umzuarbeiten.

Die Einleitung gibt eine leider nicht immer genügende, zu kurze und nicht immer klare Übersicht über die Lebensschicksale des Murena und die damaligen politischen Verhältnisse ohne jede Belegstelle, ja ohne jeden Hinweis auf den Text der Rede selbst. Und doch sollten, wie Eufsner in seiner Rezension der Richter'schen Ausgabe der Sullana (Z. f. G. W. 1870 p. 125) mit Recht betont, dem Schüler die ihm leicht zugänglichen Stellen bekannt gegeben werden; „denn der Schüler kann gar nicht bald und sorgfältig genug in das Verfahren eingeweiht werden, auch in sachlicher Beziehung jede von ihm gelesene Schrift mit möglichst umsichtiger und eindringender Untersuchung auszubeuten.“ Über manche dunkle Stelle der Einleitung könnte er sich leicht ein sicheres, richtiges Urteil bilden, wie z. B. über den Antrag Ciceros, die Konsularwahlen zu vertagen (Einl. p. 2 m). Das Verfahren Landgrafs, die Einleitung möglichst zu beschränken und dafür das Nötige im Kommentar anzugeben, führt nur zu Unübersichtlichkeit und zu Wiederholungen, während man

sonst bereits ausgerüstet mit den nötigsten Vorkenntnissen an das Studium der Rede selbst gehen könnte.

Den Text hat Landgraf nach seiner eigenen Angabe selbständig gestaltet. Bei einer Schulausgabe hat das freilich den Nachteil, dafs sich nicht leicht eine andere Rezension daneben gebrauchen läfst. Die so sorgfältige, genaue und konservative Cicero-Ausgabe C. F. W. Müllers sollte stets die Grundlage jeder Schulausgabe sein; für nicht ganz sichere Emendationen der Herausgeber böte wohl ein recht breit angelegter kritischer Anhang Raum. So lautet § 3 die Überlieferung: Quis mihi in republica potest aut debet esse coniunctior quam is, cui respublica a me una traditur sustinenda magnis meis laboribus et periculis sustentata. Müller hat in manum aufgenommen statt una; Landgraf mit veränderter Wortstellung universa: cui universa respublica a me traditur. Hat aber eine Umstellung der überlieferten Worte immer etwas Bedenkliches, so sieht man hier nicht ein, wozu Cicero gerade die Gesamtheit des Staates betonen sollte; das Pathos kann hier keine Notbrücke bauen, zumal respublica in demselben Sinne wiederholt gebraucht wird. Vielleicht könnte für den geforderten Sinn die ähnliche Stelle von Nutzen sein § 80: nolite adimere eum, cui rempublicam cupio tradere incolumem ab his tantis periculis defendendam. — § 4: Quodsi e portu solventibus ei, qui iam in portum ex alto invehuntur, praecipere summo studio solent et tempestatum rationem et praedonum et locorum beanstandet Landgraf locorum und vermutet dafür scopulorum oder saxorum. Allein Cicero will mit loca die Gegenden und Länder überhaupt bezeichnen, in die ein Seefahrer kommen mag, wie er ja gerne bei mehreren Ausdrücken den umfassenderen an den Schlufs setzt: vgl. § 89 et domo et parente et omnium suorum consuetudine. — § 33 (Mithridates) expulsus regno tandem aliquando tantum tamen consilio atque auctoritate valuit, ut se rege Armeniorum adiuncto novis opibus copiisque renovarit. An dem persönlichen Objekt se — renovarit hat man mit Recht Anstofs genommen; Müller hat Richters gewaltsame Aenderung sibi — bellum renovarit aufgenommen. Aber das Verderbnis liegt nur in se, wofür vielleicht res suas zu schreiben ist, vgl. Nep. Eum. 6 utrum regnum repetitum in Macedoniam veniret — et eas res occuparet. Die ganze Stelle ist voll überschwänglicher Ausdrücke — § 42: Quid tua sors? tristis, atrox: quaestio peculatus, ex altera parte lacrimarum et squaloris, ex altera plena catenarum atque indicum. Landgraf verteidigt im Anschlufs an Halm catenarum mit Hinweis auf Gell. 6. 19: „damnatum eum peculatus ob Antiochinam pecuniam, quia praedes non daret, in carcerem duci coeptum atque ita intercedente Graccho exemptum sc. Africanum. Allein Gefängnishaft ist noch keine Fesselung durch Ketten oder Stricke, und in den Stellen bei Cicero (Merguet), in denen catena vorkommt, Verr. V, 106, 108, 110, 130, ist an eine förmliche Knebelung von Nichtrömern zu denken; (pro Sest. 16 legum sacratarum catenis gehört nicht hieher); an der letzten Stelle (§ 130) ist die Verbindung von carcer und catenae zufällig und nur eine steigernde Schilderung der Grausamkeit des Verres beabsichtigt: ne falsa damnatio, ne carcer, ne catenae, ne verbera, ne secures, ne cruciatus sociorum etc. Aufserdem passen an unserer Stelle catenae schlecht zu Denunziation und Angeberei. Es wird offenbar auf einen allen bekannten Rechtsfall angespielt, wie scriba damnatus vermuten läfst; die Schreiber, römische Bürger, hatten das Rechnungs- und Buchungswesen der höheren Beamten zu führen; da mochten nun genug Akten und Protokolle, deren genaue Durchsicht angesehene Männer blofs stellte, die Grundlage der Anklage gebildet haben, so dafs niemand in einer solchen Sache zu Gericht sitzen wollte. — § 49: Catilinam interea alacrem atque

laetum, stipatum choro iuventutis, vallatum indicibus atque sicariis, inflatum cum spe militum tum collegae mei, quemadmodum dicebat ipse, promissis, circumfluentem colonorum Arretinorum et Faesulanorum exercitu. So lautet der Text bei C. F. W. Müller; in den Handschriften fehlt tum, das nach militum leicht ausfallen konnte. An militum hat man Bedenken gefunden; denn ein gesetzlich ausgehobenes Heer stand dem Kandidaten nicht zu Gebote, die zusammengelaufenen Veteranen werden circumfluentem — exercitu erwähnt. Es wird nun an dieser Stelle das Benehmen der Konsulatsbewerber vor der Wahl geschildert; von Catilina heifst es, dafs er eine zuversichtliche, heitere Miene zur Schau trug; denn es drängte sich um ihn die Jugend Roms, Denunzianten und Banditen bildeten einen undurchdringlichen Wall, er schmeichelte sich mit kühner Hoffnung (worauf?) und mit den Versprechungen des Antonius (wie Sall. Cat. 26 sagt: consulatum petebat sperans, si designatus foret, facile se ex voluntate Antonio usurum), daher war auch der Ton seiner Unterhaltung anmafsend (sermo arrogantiae plenus). Zu diesem Zusammenhang kann das von Landgraf vermutete und aufgenommene familiarium nicht stimmen; auch hätte Cicero den Helfershelfern Catilinas, mochten sie auch seine Verwandten sein, kaum diesen Namen gegeben. Man erwartet einen gen. obj., der den gehofften Erfolg seiner eigenen Umtriebe wiedergibt (cf. Sall. Cat. 37: cuncta plebes novarum rerum studio Catilinae incepta probabat) im Gegensatz zur versprochenen Unterstützung des Antonius. — Ibid.: Murenam contemnebat, Sulpicium accusatorem suum numerabat, non competitorem; ei vim denuntiabat, reipublicae minabatur. So Müller mit den Handschriften. Aber unter ei kann nicht Sulpicius verstanden werden; denn man droht nicht dem, auf dessen Unterstützung man rechnet. Daher vermutete Campe mihi, das Landgraf in den Text aufnahm. Mit Unrecht; denn Cicero spricht an diesem Orte nicht von seiner persönlichen Anfeindung; vgl. § 50: quibus rebus qui timor b o n i s o m n i b u s iniectus sit quantaque desperatio reipublicae, si ille factus esset, nolite a me commoneri velle. — In den scharf angezweifelten Worten § 71: si nihil erit praeter ipsorum suffragium, tenue est; si ut suffragantur, nihil valent gratia; ipsi denique, ut solent loqui, non dicere pro nobis, non spondere, non vocare domum suam possunt (Müller) hält Landgraf „si ut suffragentur ipsi oder vielmehr ipsi ut suffragentur für eine erklärende Randbemerkung zu praeter ipsorum suffragium". Dafs jemand eine derartige Bemerkung zu dem gar nicht unverständlichen praeter ipsorum suffragium beigeschrieben und ein anderer dieses Glossem g e t r e n n t eingeschaltet haben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Es werden hier die drei Arten von Wahlunterstützungen besprochen: die eigene Wahlstimme, die Gewinnung anderer durch persönlichen Einflufs und Kundgabe eigener Gewogenheit und endlich thatkräftige Unterstützungen und Vorteile, die man anderen gewährt, um sie für den empfohlenen Kandidaten günstig zu stimmen. Man erwartet also einen Begriff, der dem nihil valent gratia entspricht. Suffragari heifst allerdings nicht 'die Stimmen anderer gewinnen', aber auch nicht blofs 'jemand seine Stimme geben'. Es ist ja nicht selten, dafs dieselben Worte wiederholt werden in verschiedener Bedeutung, und so ist auch hier suffragari in weiterem Sinne zu nehmen: seine Gunst und Zuneigung zu dem Bewerber durch Worte ausdrücken, so dafs dann andere wegen des Einflusses dieser angesehenen Männer dem Kandidaten ebenfalls sich geneigt zeigen. Vgl. Div. in Caec. 23: itaque magnus ille defensor et amicus eius tibi suffragatur, me oppugnat, aperte ab iudicibus petit, ut tu mihi anteponare et ait hoc se honeste sine ulla invidia ac sine ulla offensione contendere. Derselbe Gedanke findet sich

Mur. 76: cur enim quemquam, ut studeat tibi, ut te adiuvet, rogas? Das sinnlose ut ist wohl aus nobis verdorben. Roscher schlägt J. f. Ph 1885 s. 377 vor: si uero suffragantur, mit anderer Begründung. — An diesen und ähnlichen Stellen wäre also der allerdings auch nicht sichere Text C. F. W. Müllers in Ermanglung eines Besseren vorzuziehen gewesen.

Das Hauptgewicht ist bei einer jeden Schulausgabe auf den Kommentar zu legen. Bei jeder Stelle mufs sich der Herausgeber die Frage vorlegen, wie sich ein begabter Schüler zu diesem oder jenem Satze stelle, ob er ihn bei gewissenhaftem Nachdenken verstehen und nach dem Zusammenhange rechtfertigen, nicht blofs mechanisch übersetzen könne. Ist das der Fall, so darf keine Anmerkung gegeben werden, da sich sonst der Schüler souverän über unnötige Notizen und dann auch ebenso über wünschenswerte Erläuterungen hinwegsetzt. Kann in schwierigen Fällen die Angabe einer Parallelstelle den Weg zeigen, so ist sie auszuschreiben. Dies hat Landgraf mit richtigem Gefühle im Gegensatz zu Koch gethan; nur hie und da sind noch leere Ziffern stehen geblieben, so p. 7. 10, 8. 14, 17. 14 u. a. An anderen Stellen könnte man eine Bemerkung überhaupt für überflüssig halten, z. B. § 4 summo honore adfecto: de off. 1, 149 aliquo honore aut imperio adfectos, oder vielmehr wäre ein Hinweis auf den substantivischen Gebrauch des Particips adfecto im Singular rätlich, vgl. Naeg. 28. 4. Ebenso könnte man entbehren § 4 quo-oportet; § 7 abiit illud tempus, sic — persuadeo; § 8 integrum, ut oder dafür = facere possum, ut; § 20 communicanda gloria, wo drei Beispiele angeführt werden, u. a. An anderen Orten hätte man eine Erläuterung wünschen können, z. B. § 1 religio, § 6 ac de officio, § 16 numerum, § 19 difficultatem, § 20 testata (pass.), § 26 inanissima, § 32 legatus fratri, so regelmäfsig der Dativ bei Amtstiteln, wie pro Flacco 6, rep. VI, 9, Att VI. 1. 6 u. a., § 35, ob ein Bewerber um Prätur oder Konsulat die Ädilität oder das Volkstribunat nicht bekleidet zu haben brauchte, § 38 urbanam, § 40 Antonius, § 49 circumfluentem u. a. Bei anderen Bemerkungen wäre vielleicht eine bestimmtere Fassung möglich gewesen, z. B. § 1 me — rogante, § 3 mit § 66 Panaetius, § 3 mancipi = mancipii, § 4 'Staatsanwälte' verteidigen bei uns nicht, § 5 mihimet ipsi, § 8 non modo laudari 'ohne non', § 12 deportatum cf. decedere, § 16 acceperit, § 18 non — omnia, § 24 largitioni, § 32 arbitraretur, 'wenn die Handlung als nebenhergehend gedacht werden kann Madvig 347, b, 2', § 47 cui minime prodeant: hat wohl der Redner an die etwaige Mehrung seiner Arbeit gedacht?, § 56 descenderint u. a. Doch können wohl besonders hierin die Ansichten leicht auseinandergehen. Es soll mit diesen Bemerkungen überhaupt nur das Interesse an der neuen Bearbeitung bekundet werden.

Beigegeben ist ein sprachlich-sachlicher Anhang meist mit Hinweisen auf die sprachlichen Untersuchungen des Herausgebers. Ein kritischer Anhang erörtert verderbte Stellen; schliefslich werden die ungefähr 56 Abweichungen vom Text C. F. W. Müllers verzeichnet. Druckfehler stofsen nur wenige auf und stören nirgends den Sinn; wie § 11 parenter, § 48 gravissima.

So darf man denn der neuen Ausgabe der wie wenige als Schullektüre geeigneten Rede das wohlverdiente Zeugnis geben, Kritik und Erklärung gefördert wie auch zur erneuten Prüfung angeregt zu haben.

Ciceros Rede für P. Sulla. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. In zweiter Auflage neu bearbeitet von Dr. G. Landgraf. Teubner 1885. IV und 72 S.

Gleichzeitig mit der Rede pro Murena erschien Landgrafs Neubearbeitung der Richter'schen Ausgabe pro Sulla vom Jahre 1869. Auch hier

findet man fast auf jeder Seite die bessernde, neugestaltende Hand des Herausgebers. So ist in der Einleitung besonders nach der gehaltvollen Besprechung der Ausgabe Richters von A. Eufsner (Z. f. G. W. 1870, 124 ff.) manche Belegstelle hinzugefügt, auch Reids Ausgabe 1882 und Johns 'Entstehungsgeschichte der katilinarischen Verschwörung' benützt. Doch hätte des letzteren Beweisführung (Anmerk. 20a) der Übersicht wegen in die Einleitung selbst verwoben werden sollen, wie überhaupt bei einer Neubearbeitung die Verwendung von a, b sich hätte vermeiden lassen. Die Behauptung, dafs die Klage auf grund einer lex Lutatia, nicht lex Plautia erhoben wurde, wird nach Richter festgehalten und eingehend begründet. Die schwierige Stelle der Rede § 92 über die Zusammensetzung des Gerichtshofes wird N. 35 besprochen und in der Hauptsache nach Wirz (J. f. Phil. 1876, 261 f.) zu erläutern gesucht, wonach vom Vorsitzenden eine Anzahl Richter ausgelost worden sei; von diesen hätten dann Kläger wie Beklagter („letzteres möchte ich mit Mommsen bezweifeln") eine bestimmte Anzahl abgelehnt, durch eine nachträgliche Losung sei die nötige Zahl ergänzt worden. Doch ist, abgesehen von sprachlichen Bedenken, schon das eine unwahrscheinlich, dafs Cicero mit ab accusatoribus delecti ad spem acerbitatis, a fortuna nobis ad praesidium innocentiae constituti zwei verschiedene Klassen der Richter habe bezeichnen wollen, nämlich mit den ersten die vom Ankläger aus der zuerst ausgelosten Zahl nicht Zurückgewiesenen, während a fortuna — constituti die durch subsortitio Neuhinzugekommenen seien; eine solche Unterscheidung wäre taktlos und würde verstimmen; und wenn es ein aufsergewöhnliches, abgekürztes Verfahren während der Gerichtsferien nach der lex Lutatia war, so ist wohl repentini in nos iudices genügend erklärt. Auch hier könnte eine bestimmtere Fassung der Ansicht, die hierin festgehalten werden will, das Interesse der Schule fördern; für die Erörterung der entgegenstehenden Bedenken bietet ja der sachlich-grammatische Anhang Raum.

Für die Gestaltung des Textes bildet die Cicero-Ausgabe C. F. W. Müllers die Grundlage, und daran hat Landgraf wohl gethan. Über die Abweichungen von dieser Rezension gibt ein kritischer Anhang ziemlich genaue Rechenschaft. Von den eigenen Vermutungen, die Landgraf in den Text aufgenommen hat, verdienen folgende hervorgehoben zu werden.

§ 15: Ille ambitus iudicium tollere ac disturbare primum conflato voluit gladiatorum ac fugitivorum tumultu, deinde, id quod vidimus omnes, lapidatione atque concursu. Eufsner hatte tumultu beanstandet, das ein stärkerer Ausdruck sei als concursu, während doch deinde eine fortschreitende Steigerung der Unruhen des Autronius erwarten lasse. Die deshalb geforderte Umstellung fugitivorum concursu — lapidatione atque tumultu umgeht Landgraf, indem er conflata — multitudine schreibt. Allein es erscheint nach Halm z. St. eine Änderung überhaupt nicht nötig. Tumultus ist der Lärm und Aufruhr der gedungenen Rotten in den Strafsen vor dem Beginne der Gerichtssitzung; durch deren drohende Haltung sollte die Eröffnung der Sitzung verhindert oder verschoben werden; als man sich nicht einschüchtern liefs, verursachten die Banden einen Auflauf auf dem Forum selbst und suchten auch hier vergebens durch Prügelei und Steinwürfe die Richter zur Flucht zu bringen. Man vergleiche die ähnliche Schilderung pro Sest. 34: isdemque consulibus inspectantibus servorum dilectus habebatur —; armati homines forum et contiones tenebant; caedes lapidationesque fiebant; ebenso in Pis. 23.

§ 19 ist cum tela vom Herausgeber eingeklammert, weil sonst die alliterierende Verbindung caedes incendium auseinander gerissen werde. Wenn nur nicht durch einseitige Betonung solcher sprachlichen Beobachtungen des guten zu viel geschieht!

§ 53 wird statt ordinarentur, instruerentur, pararentur geschrieben ornarentur etc., da das Wort sich in den Reden überhaupt nicht, in den anderen Schriften Ciceros sehr selten finde Aber gibt es keine ἅπαξ εἰρημένα?

Für die offenbar verdorbene Überlieferung § 55: Jam si in paranda familia nulla suspicio est, quis praefuerit, nihil ad rem pertinet; sed tamen munere Servili obtulit se ad ferramenta prospicienda, praefuit vero nunquam (Müller) gibt Landgraf: sed tamen, ut muneri serviret, was allerdings nicht mehr Wahrscheinlichkeit hat als Madvigs Erklärung, ein gewisser Servilius habe die Aufführung der Spiele übernommen, oder die Halms: in munere servili 'das den Sklaven oblag'. Für den Zusammenhang ist zu beachten, dafs die Behauptungen der Anklage durch einzelne Wechselreden widerlegt werden. Die Anwerbung von Gladiatoren wird durch die Leichenspiele gerechtfertigt, die Faustus dem Andenken seines Vaters schuldete; die Anwerbung derselben gerade um diese Zeit, weil der Tag der versprochenen Aufführung herannahte; nachdem also die Spiele an einem bestimmten nahen Tage gegeben werden sollten, erbot sich der Angeklagte für die Herbeischaffung der nötigen Waffen zu sorgen; die Einübung selbst leitete Bellus, ein Freigelassener des Faustus. Dagegen hält Landgraf die von Müller als verdorben bezeichneten Worte § [illegible]: conatum esse audacter hominem für unbedenklich; denn es findet sich weder im kritischen Anhang noch im Kommentar eine Bemerkung über das absolut gebrauchte conatum. Es soll damit Catilinas offenkundige Frechheit in der Anzettelung der Verschwörung gekennzeichnet werden, nicht seine Frechheit überhaupt, deshalb ist hoc als Objekt zu conatum esse anzusehen, worauf auch Eberhard or. sel ed. II und Halm in der Züricher Ausgabe haec (nach T) bezogen haben.

Was den Kommentar anlangt, so überwiegt selbstverständlich bei einem so genauen Kenner der Sprache Ciceros die sprachliche Seite. Doch scheint in der Annahme des häufigen oder seltenen Vorkommens dieser oder jener Verbindung hie und da zu weit gegangen zu werden. Wenn es z. B § 69 de vita hominis ac de moribus heifst: 'Charakteristisch für die römische Anschauung ist, dafs in dieser Formel fast durchgängig das Wort vita (oder dafür facta) an erster Stelle steht', so wird ein denkender Schüler gewifs stutzig werden, wenn er gleich § 71 mores ipsius ac vita findet. Bei anderen Bemerkungen wird dem grammatischen Wissen des Schülers zu wenig vertraut, wie zu § 5: 'intelleges asyndetisch als Nachsatz zu einem Imperativ, wo wir 'und' einsetzen; vgl damit § 71 intellegetis. In der besseren Latinität wird in diesem Falle nie et, sondern entweder gar keine Partikel oder iam (manchmal tum) gesetzt.' Dazu wird noch auf den Anhang verwiesen: 'Vgl. Naegelsbach lat. Stil. 7. Auflage p. 638, meine Note zu Rosc. Am. § 137 und zu Reisig. N. 430'! — Credo quod § 11 fafst Landgraf nicht als ironisch auf, sondern sie sollen den thatsächlichen Grund angeben, weshalb Cicero damals zu den Beratungen des Torquatus nicht beigezogen wurde. Allein Cicero legt auf den ganzen damaligen Vorfall, wie ihn Torquatus schildert, kein besonderes Gewicht und hält ihn für künstlich vergröfsert, was § 12 prolata esse dicitur, § 13 conflari putabatur andeutet. Er bespricht also doch mit einem gewissen Spotte den ganzen Vorgang, wohl auch aus Ärger, da man nicht schon damals die Wichtigkeit seiner Person erkannt hatte (vgl. Halm z. St.). — § 19 wünscht man eine Erklärung des metaphorischen Gebrauchs von refricare (Naeg. § 138); — § 22 ist die Notiz: 'tales viros, im prägnanten Sinne = Männer von solcher Qualität, ein häufiges Kompliment an die Richter', zweideutig; es sind neben Hortensius die anderen Beistände des Sulla damit bezeichnet; vgl. § 3. — Auch § 33 quam ego defugiam, § 36

pari calamitate, § 47 rettulisse gratiam u. a. können bestimmter und besser erklärt werden.

Doch lassen schon diese Bemerkungen, die sich meist nur auf geringfügige Dinge erstrecken, die treffliche Arbeit Landgrafs in genügends Licht treten; auch der übersichtliche Druck des Kommentars verdient bei dieser Ausgabe Anerkennung.

München. C. Hammer.

Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch erklärt von Rudolf Menge. III. Bändchen. Buch VII und VIII. Gotha. Perthes. 1885. ℳ 1,30.

Bezüglich dieses Bändchens begnüge ich mich mit dem Hinweis auf das, was ich in d. Bl. Bd. 20 p. 306 gesagt habe; die Behandlung und äufsere Ausstattung ist gebührender Mafsen die gleiche. Was die Erklärung und Kritik betrifft, habe ich wenig zu bemerken.

VII, 19, 6 möchte der Verf. recht kurz übersetzen; doch halte ich die Angabe: „administrare Anstalten treffen“ für bedenklich, da diese Übersetzung in der Regel die deckende für instituere ist, während administrare als stehender Ausdruck für den militärischen Dienst erscheint (ähnlich c 71 f. bellum parat administrare). — VII, 33, 3 erweckt mir die Erklärung von intermissis magistratibus den Zweifel, als meine der Verf., dieser Fall sei aufsergewöhnlich; durch das beigefügte more civitatis erscheint vielmehr dieser Wahlmodus als der gesetzliche. — VII, 56, 2 vermute ich, dafs der Verf. non nemo in den Text gesetzt hatte, wofür blofs nemo steht. — VIII, 18, 1 halte ich die Übersetzung von insidiis circumdederunt: „heimlich“ einschliefsen — nicht für genügend; da wir ein Substantiv nicht haben, möchte wohl zu setzen sein: Mit versteckt stehenden Mannschaften. — Auch die Erklärung des vielbesprochenen Satzes in der Vorrede des Hirtius § 2 mit der Lesart comparentibus, wonach hier gesagt sein soll, dafs von dem, was Cäsar neben den Aufzeichnungen über seine Kriegsthaten geschrieben, keine Abschriften zu haben gewesen seien, scheint mir nicht richtig zu sein, da Hirtius nur vom Ausfüllen einer Lücke redet; vielleicht hiefs es: non compages habentibus. — Ob VII, 73, 1 nostris copiis nicht zu verbinden, möchte ich bezweifeln.

Was die Textkritik sonst betrifft, so möchte ich VII, 19, 2 doch analog dem Ausdruck des Hirtius vada ac transitus gesetzt sehen; ebenso dem sonstigen Gebrauche gemäfs VII, 45, 2 jumentorum für impedimentorum. In bezug auf VII, 44, 3 bin ich noch der Ansicht, die ich schon früher andeutete, dafs zu schreiben sei: qua esset aditus ad alteram partem oppidi, hunc silvestrem et angustum sed dorsum esse ejus jugi prope aequum.

Schweinfurt. K. Metzger.

Franz Wania, Das Praesens historicum in Cäsars bellum Gallicum. Wien 1885. (Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn.) 8. 114 S.

Die Controverse über die Zeitenfolge nach dem historischen Präsens ist nach dem Aufsatze A. Hugs: „Die consecutio temporum des praesens historicum, zunächst bei Cäsar“ (Jahrb. f. Philol. Bd. LXXXI) in ein neues Stadium eingetreten. Während eine Reihe von Grammatikern seine Resultate annahm und sogar für die Schule verwertete, erfolgte von Seiten des bekannten Wiener Gelehrten E. Hoffmann (Studien auf dem Gebiete der

lat. Synt. Wien 1884) ein gewaltiger Angriff, der durch die schon 1878 erschienene Abhandlung A. Horners, eines Schülers von Hoffmann (Beiträge zu Cäsar. I. Teil. Progr. des k. k. Staats-Ober-Gymnasiums zu Wr.-Neustadt f. 1877/78) gewissermafsen signalisiert worden war und seinerseits wieder eine Entgegnung A. Hugs (Rhein. Mus. N. F. XL, 397 ff.) zur Folge hatte. Mit ausschliefslicher Beschränkung auf das bellum Gallicum — nur eine Parallele aus dem bellum civile und zwei Stellenpaare aus den Verrinen und Tusculanen werden herangezogen — hat nun abermals ein österreichischer Philologe die heikle Frage erörtert. Ohne die frühere Litteratur zu citieren, sondern nur im allgemeinen die bisherigen Anschauungen abweisend, behandelt der Verfasser, dem Sprachgefühl und Darstellungsgabe nicht abzusprechen sind, nach einigen einleitenden Bemerkungen (S. 1—4) in 12 Abteilungen die verschiedenen Satzarten und gelangt im Laufe der Untersuchung zu dem doppelten Resultate: „Erstens, dafs das Praes. hist. vom Standpunkte der in der Erzählung handelnd auftretenden Personen stets ein reines Präsens, vom Standpunkte des Schriftstellers dagegen immer ein Präteritum ist; zweitens, dafs die in Begleitung des Praes. hist. häufig auftretende, dem Conj. Impf. gleiche Form in sehr vielen Fällen kein Imperfectum, also keine präterite Form, sondern ein Futurum der bedingten Aussage ist", wofür S. 6 der terminus ‚Conditionalis' empfohlen wird. An einer Reihe von Stellen, die wir im folgenden anführen wollen, glaubt der Verf. zur Feststellung des Textes beitragen zu können; wir fügen die von ihm begutachtete Lesart dem Stellencitate in Klammer bei. S. 34: b. G. III, 8, 4 (mallent), S. 35 f.: VI, 33, 5 (reverterentur), S. 37: VII, 8, 3 (vagentur), Ebenso VII. 9, 2 (pervagentur), VII, 45, 1 (ragarentur), ebenso ib § 3. S. 43: I, 8, 2 (posset vgl. dag. Horner a. a. O. S. 11), VII, 5, 2 (possint) S. 50: I, 3, 6 (possint), V, 2, 2 (possent s. dag. Horner S. 32 f.) S. 63 f: V, 11, 4 (possit) (s. dag. Horner S. 33), VII, 90, 2 (imperavit) S. 67 f: I, 6, 4 (convenirent) S. 74: VII, 1, 7 (possit), S. 81: I, 17, 3 (possint. s. dag. Horner S. 17 f.), V, 46, 4 (possit s. dag. Horner S. 39 f.), S. 83: I, 44, 4 (velint), VI, 9, 7 (velit), S. 95 f.: I, 16. 6 (possit), S. 107: II, 6, 4 (praefuerat), V, 46, 3 (sit, wie schon Horner S. 39). S. 83 Z 16 v. o. mufs statt ‚possint' ‚velint' stehen. Der schon erwähnte Mangel an Litteraturangaben dürfte die Benützung der fleifsigen Arbeit einigermafsen erschweren.

München. Carl Weyman.

L. Englmanns Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für die 4. und 5. Klasse der Lateinschule (Tertia). Achte vermehrte Auflage, bearbeitet v. Dr. Jakob Haas. Bamberg. Buchner. 1886.

Die herkömmliche Praxis im Unterrichte der lateinischen Sprache in den beiden oberen Klassen der bayer. Lateinschule bot bis in die letzte Zeit für Lehrer und Schüler viele erhebliche Schwierigkeiten, indem die Lehre über die Adjektiva, Pronomina, Tempora und Modi, sowie über die Syntax in vollem Umfange schon in der vierten Klasse durchgenommen und eingeübt wurde, während sich der Unterricht in der fünften Klasse lediglich auf eine Repetition und Vertiefung des im vorhergehenden Jahre Gelernten beschränkte. Der leitende Gedanke bei dieser Bestimmung in der bayer. Schulordnung ist wohl gewesen, dafs in der 4. Lat.-Klasse der grammatische Betrieb der lat. Sprache im allgemeinen abgeschlossen und von der 5. Klasse an neben einigen für lat. Grammatik und Stilistik zu verwendenden Wochen-

stunden das Hauptgewicht auf die Lektüre der Klassiker gelegt werden solle. Und in der That, diese Anordnung würde unschwer durchzuführen sein, wenn nicht ein grofses Hindernis im Wege stände, nämlich dafs in der lat. Grammatik trotz Ausscheidens manches Ballastes noch immer zu viel Überflüssiges, in den Klassikern selbst selten Vorkommendes den Schülern zu lernen zugemutet wird. Nach unserem Dafürhalten liegt der Grund dafür darin, dafs eine grofse Anzahl der Lehrer zu zähe an der Tradition festhält, dafs gewisse Redensarten und Wendungen, die im Lat. nicht einmal häufig vorkommen, in allen Übersetzungsbeispielen zum Überdrufs der nach Abwechslung begierigen Jugend immer wiederkehren, kurz dafs wir uns insgemein nicht frei bewegen, vielmehr zu sehr am Regelwerk hängen und zu wenig die Sprache selbst im Auge behalten. Würden wir den grammatischen Stoff beschneiden, würden wir uns mehr auf der Heerstrafse bewegen und uns nicht gar zu gerne in die abgelegensten Seitenthäler der lateinischen Grammatik verlieren: wir könnten ohne Zweifel den grammatischen Stoff innerhalb vier Jahre bewältigen; grammatische und stilistische Feinheiten könnten den späteren Klassen vorbehalten bleiben.

So wie die Sachen aber einmal liegen, ist nicht in Abrede zu stellen, dafs in der 4. Lateinklasse, deren Aufgabe ohnedies durch den Beginn des Unterrichtes in der griechischen Sprache eine nicht geringe ist, eine zu grofse Belastung statt hatte. Daher wurde der Vorschlag, eine zweckentsprechende und mit den Bestimmungen der bayer. Schulordnung vereinbare Abgrenzung des lateinischen Lehrstoffes in der 4. und 5. Klasse vorzunehmen, allseits freudig begrüfst. Ein von einer Kommission der bayer. Gymnasiallehrer ausgearbeiteter Entwurf einer angemessenen Verteilung fand fast einstimmige Annahme.

Da aber für die praktische Durchführung dieser Beschlüsse die Abfassung eines geeigneten Übungsbuches eine notwendige Voraussetzung war, so nahm Lorenz Englmann in der 7. Auflage seines an den meisten Anstalten Bayerns eingeführten Übungsbuches für die 4. und 5. Latein-Klasse eine Ausscheidung der Übungsbeispiele vor, ohne jedoch neue Aufgaben zu liefern. Die Änderung war ein augenblicklicher Notbehelf; für manche Partien in der Grammatik fehlten sogar die nötigen Übungsbeispiele; viele von den „gröfseren Aufgaben" am Schlusse des Lehrstoffes der 4. Klasse waren ganz ungeeignet, da sie systemlos an einander gereiht waren ohne besondere Bezugnahme auf grammatische Belehrung und Einübung des für diese Klasse treffenden Stoffes. Sollte nun das Buch noch länger Verwendung im Unterrichte finden, so waren durchgreifende Änderungen notwendig.

Mit Freude und mit Genugthuung begrüssen wir daher in der von Dr. Haas besorgten 8. Auflage eine wesentliche Verbesserung des Buches. Mit anerkennenswerter Kühnheit hat Haas endlich einmal mit dem von Englmann festgehaltenen Grundsatz gebrochen, fast nur einzelne Sätze zur Einübung der grammatischen Regeln zu geben. Solche Einzelsätze können natürlich niemals entbehrt werden; sie sind schon deshalb nötig, weil der Lehrer ohne viel Aufwand von Mühe durch Vorführung der im Übungsbuch gegebenen Beispiele die Schüler aus denselben die Regel sich selber bilden lassen kann: die einzig richtige Methode, um den jugendlichen Geist von einzelnen Erscheinungen zum Allgemeinen, zum Gesetz zu führen, den Schüler gleichsam die Regel erfinden zu lassen. Und aus diesem Grunde sind wir Haas dankbar, dafs er in der neuen Auflage eine reichere Auswahl von solchen Einzelsätzen geboten hat.

Viel wichtiger ist uns jedoch die Einfügung von zahlreichen zusammenhängenden Stücken; und hierin liegt der Hauptvorzug der Neubearbeitung

des Englmann'schen Buches. Nicht wegen der Probearbeiten und Exerzitien, die „in zusammenhängender Form den Schülern vorgelegt werden", wie Haas in der Vorrede meint, betonen wir diesen Vorzug des Buches: denn das könnte und müfste ja der Lehrer durch eigene Kompositionen für Hausaufgaben etc. ausgleichen; wir begrüssen vielmehr diese Neuerung aus dem Grunde, weil der Schüler durch zusammenhängende Stücke auch Nahrung für seinen Geist und seine Phantasie erhält. Vere discere est per voluptatem discere. Der Stoff mufs anziehend sein; der Schüler mufs sich auch durch den Inhalt des zu übersetzenden Pensums angeregt fühlen, sonst liegt die Gefahr nahe, dafs er lediglich die Form im Auge behält, ohne auf den Inhalt Rücksicht zu nehmen: eine Erscheinung, der man im Unterrichte leider nur zu häufig begegnet. Aus diesem Grunde hätten wir gerne zusammenhängende Übersetzungsstücke mehr geschichtlichen und anekdotenhaften als rein reflektierenden Inhalts aufgenommen gewünscht.

Wenn Haas sich das Material zu diesen zusammenhängenden Stücken aus dem praktischen Unterrichte holte, indem er Kompositionen von Kollegen in richtiger Auswahl bot, so ist dafür gebührender Dank zu zollen; er hat die ausgetretenen Geleise verlassen und direkt aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangene Aufgaben gegeben, bei denen ein allmähliches, auf stete Wiederholung berechnetes Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren Grundsatz ist.

Lassen wir die von Englmann gebotenen Übersetzungsbeispiele neben den von Haas gegebenen Revue passieren, so müssen wir zugestehen, dafs auch in bezug auf die formelle Fassung ein Fortschritt bemerkbar ist. Unsere deutsche Sprache leidet heutzutage an einer gewissen Zerflossenheit und Zerfahrenheit. Guter Geschmack, Korrektheit des Stils scheint fast in einer Abnahme begriffen zu sein; die Satzbildung ist locker und meistenteils lateinischer Periodisierung nachgeahmt, der Ausdruck ist verwaschen und unverständlich, die Vergleichungen sind schief und gesucht; namentlich leidet unsere Sprache an einer Überflutung von Latinismen. Woher dies? Nicht zum geringsten Teil von dem schlechten, latinisierten Deutsch, das unseren Schülern in eingeschachtelten und monströsen Periodisierungen in Übungsbüchern als Muster vorgelegt wird. Auf geschmackvolle Darstellungsweise der ins Lateinische zu übertragenden Aufgaben wird im allgemeinen kaum gesehen.

Auch in dieser Beziehung hat sich Haas Mühe gegeben, eine Remedur eintreten zu lassen. Wenn auch noch hie und da Barbarismen zu bemerken sind, so ist doch nicht zu verkennen, dafs er auf eine geschmackvollere Form hingearbeitet hat.

Trotz mehrerer krächzender Stimmen, die sich in Tagesblättern haben vernehmen lassen und die besonders über die Auflagewut der Englmann'schen Bücher in kurzsichtiger Weise losziehen, empfehlen wir das Haas'sche Buch allen Anstalten; es ist unter den existierenden Übungsbüchern eines der reichhaltigsten und besten und kommt, wie kaum ein anderes, der Quintilianischen Forderung entgegen, dafs die assiduitas scribendi im sprachlichen Ausdruck Gewandtheit und Fertigkeit verleihe.

München. Johannes Nicklas.

Dr. Ph. Weber, Entwickelungsgeschichte der Absichtssätze. 2. Abteilung: Die attische Prosa und Schlufsergebnisse.

Der ersten Abteilung, die wir im 10. Heft des vorigen Jahrgangs angezeigt haben, ist rasch die zweite gefolgt, welche die Untersuchung bis

auf Aristoteles weiter führt. Die Durchmusterung der Inschriften führt zu der interessanten Wahrnehmung, dafs in denselben ὅπως ἂν die dominierende Finalkonjunktion ist, dafs es also auch in dem alten Athen eine von der Sprache der Litteratur abweichende Aktensprache gegeben hat. Bei Thukydides sind ὡς, ὡς ἂν, ὅπως ἂν nahezu verschwunden, er beschränkt sich auf ὅπως (114 Stellen) und ἵνα (52 Stellen). Bei den Rednern macht sich der Zug der Sprache nach Uniformität noch mehr bemerkbar, sie haben, von Antiphon, Andocides und Lykurg abgesehen, ἵνα zur Lieblingspartikel erhoben. Plato gebraucht im vollständigen Finalsatz fast ausschliefslich ἵνα, indem auf 368 Stellen mit ἵνα nur 48 mit ὅπως kommen; der unvollständige Finalsatz wird eingeleitet durch ὅπως mit Futur (70 St.), Konjunktiv (10 St.), Optativ (3 St.), ὅπως ἂν mit Konjunktiv (18 St.) und Optativ (1 St.). Xenophon, dessen Sprache überhaupt manche Singularitäten aufweist, nimmt in der Gestaltung des Absichtssatzes einen von den übrigen Attikern verschiedenen Standpunkt ein. Seine Lieblingskonjunktion ist ὅπως, in deren Gebrauch er sich mit Thukydides berührt; daneben wird das in der attischen Prosa gemiedene ὡς wieder zu Ehren gebracht. Mit einer Zusammenstellung der hauptsächlichsten Resultate (S. 10—124) schliefst das vorliegende Heft.

Dieselben Vorzüge, die wir schon an dem ersten Hefte zu rühmen hatten, hat der Verfasser auch im weiteren Fortgang seiner Arbeit bewährt; seine Abhandlung ist eine erschöpfende und an interessanten Ergebnissen reiche Darstellung eines wichtigen Kapitels der griechischen Syntax.

Augsburg. G. Helmreich.

Dr. Karl Halm, Elementarbuch der griechischen Etymologie in Beispielen zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Erster Kursus: Das Nomen und regelmäfsige Verbum auf ω. Elfte, gänzlich umgearbeitete Auflage von Josef Pistner, Studienlehrer am k. Wilhelmsgymnasium in München. Lindauersche Buchhandlung. 1885. VI, 131.

Seit mehr als 50 Jahren waren Halms Übersetzungsbücher fast unverändert an vielen Anstalten des engeren und weiteren deutschen Vaterlandes im Gebrauch. So sehr einerseits dieser Umstand für die Brauchbarkeit der genannten Lehrmittel spricht — wie hätten sie ohne dieselbe ein halbes Jahrhundert erlebt? — eben so sehr war schon seit geraumer Zeit im Interesse der Schule eine gründliche Umarbeitung wünschenswert. Welcher Schulmann wüfste nicht, dafs von gebrauchten stilistischen Übungsbüchern in der Regel bereits nach Umlauf weniger Jahre Übersetzungshefte in den Händen der Schüler sich finden, dafs es mithin nur von Nutzen sein kann, mit den diesbezüglichen Lehrmitteln von Zeit zu Zeit zu wechseln? Dafs gegen einen solchen Mifsstand Abhilfe geschaffen werden sollte, das fühlte vielleicht niemand besser als der sel. Halm: es fehlte seiner Arbeitskraft nicht der Wille, wohl aber die nötige Zeit: ernste Berufspflichten und anderweitige wichtige Arbeiten nahmen jeden seiner freien Augenblicke in anspruch. Zwar liefs er von der 7. Auflage an (1863) einen grofsen Teil der Vokabeln aus den Fufsnoten entfernen und in einem besonderen Verzeichnisse dem Büchlein anhängen: allein wenn früher die Phraseologie zu reich bedacht war, so war sie jetzt vielleicht gar zu mager weggekommen: es ist eben auch hier die goldene Mittelstrafse schwer zu finden. Eine durchgreifende Umarbeitung war also, sollte das Buch

auch ferner mit Nutzen in der Schule gebraucht werden, durchaus Bedürfnis geworden. Dieser keineswegs mühelosen Arbeit unterzog sich zwei Jahre nach dem Ableben Halms auf Anregung der Verlagsbuchhandlung Studienlehrer Pistner in einer Weise, daſs einerseits den Anforderungen der neueren Lehrmethode vollkommen Rechnung getragen, anderseits die Vorzüge der Halm'schen Übersetzungsbücher soviel als möglich gewahrt wurden. Halm erscheint in einem vollständig neuen Gewande; es ist indes nur die Hülle, die geändert wurde, der Inhalt ist im ganzen der frühere, so daſs ihn alte Bekannte überall wieder erkennen. Der neue Bearbeiter hat zunächst die Einrichtung getroffen, wie solche jetzt auch in anderen derartigen Werken festgehalten ist, daſs keine Form verlangt wird, welche der Schüler nicht selber bilden kann. Was die gegebenen Übungsbeispiele anlangt, so sind sie groſsenteils, soweit dies überhaupt möglich war, den früheren Ausgaben entnommen, alle aber so transponiert, daſs auch der fleiſsigste Faulenzer unerlaubter Unterstützung sich nur sehr schwer wird bedienen können. Die sorgfältigste Korrektur hat die Arbeit in einer Weise von Druckfehlern rein erhalten, daſs sie sich auch in dieser Beziehung getrost jedem derartigen Elaborate an die Seite stellen kann. Wünschenswerte kleine Änderungen wird der Gebrauch ersehen lassen, wie z. B vielleicht, daſs die Präpositionen in den gewöhnlichen Bedeutungen im Anhange zusammengestellt werden, um so die häufige Angabe derselben überflüssig zu machen und dabei der Denkkraft der Schüler einen kleinen Spielraum zu eröffnen.

Bei dieser Gelegenheit soll auch die Liberalität der Verlagsbuchhandlung anerkannt werden, mit der sie für die Ausstattung des Buches besonders durch einen für die Sehkraft der Schüler wohlthuenden gröſseren Druck Sorge trug.

Möge das Büchlein, das schon die Eltern unserer Schüler in die Schätze hellenischer Sprachschönheit einführen half, neidlos neben manchen anderen Erscheinungen auf diesem Gebiete auch noch in den Herzen der Epigonen die Liebe zur Sprache der Marathonskämpfer wach erhalten, zu ihr, für welche Halm aus vollem Herzensgrunde sein Leben lang begeistert war!

München. Fesenmair.

Heinrich Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. Erster Band. XVI u. 319 S. Zweiter Band. 412 S. 8⁰. Leipzig. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). 1885. ℳ 8 und 10.

— Goethes Verehrung der Kaiserin von Österreich Maria Ludovica Beatrix von Este. Mit dem Bildnisse der Kaiserin. Köln und Leipzig. Druck und Verlag von Albert Hahn. 1885. XIV u. 107 S. 8⁰

„Wer nicht von Goethes menschlicher Gröſse durchdrungen ist, sollte jedes Urteils über diesen Schöpfer unvergänglicher Werke, der aus reinem, mächtigem Naturdrange in rastlosem Streben sie wie seine ganze Entwickelung gestaltet hat, sich billig enthalten, da jedes Wort über ihn ohne die Einsicht, wie alles bei ihm zu einem lebendigen Ganzen zusammenstimmt, ein Unrecht ist.“ Mit diesen Worten leitet Heinrich Düntzer seine neueste Schrift über Goethe ein, deren Vorwort neben dem Datum (11. Juli 1885) die Bemerkung enthält „an meinem zweiundsiebzigsten Geburtstag“. Es wird fast fünfzig Jahre, seitdem Düntzer mit der Schrift „Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit“ (Köln 1836) die lange Reihe seiner Arbeiten im Gebiete der Goethelitteratur eröffnet hat. Er war

der erste, welcher Goethes Werken ein eingehendes liebevolles Studium widmete, und wenn die gegenwärtig angesehensten Vertreter der modernen Goethephilologie zum Teil auch wenig günstig über Düntzers Arbeiten urteilen, der Ruhm, ein philologisches Studium Goethes zuerst begründet zu haben, mufs doch Düntzer verbleiben. Mag man ihm, nicht ganz mit Unrecht, von mancher Seite Kleinlichkeit vorgeworfen haben, ohne oft recht kleinliche Untersuchungen geht es bei philologischer Arbeit nun einmal nicht ab. Zwar glaubte man lange Zeit, man glaubt es wohl in manchen Kreisen noch, dieses mikroskopische Forschen und Achten auf Kleinigkeiten sei nur ein Vorrecht, nicht einmal immer ein beneidenswertes, der klassischen Philologie. Die meisten haben aber wohl bei ihrem Spott und Tadel gegen Kommentatoren neuerer Dichtung es nicht gewufst, dafs sie mit ihrer Ansicht sich auch gegen Goethe selbst in Widerspruch setzten. In den Gedichten, die Goethe unter dem Gesamttitel „Sprüchwörtlich" zusammenfafste, steht zu lesen:

> Denn bei den alten lieben Toten
> Braucht man Erklärung, will man Noten;
> Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
> Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Wir erhalten gegenwärtig, nachdem schon in der ersten Hempel'schen Ausgabe (1868) ein erster bescheidener Versuch einer kommentierten Ausgabe unternommen worden war, gleichzeitig zwei Ausgaben von Goethes Werken mit Erklärung und Noten. Von G. von Loeper liegen (Berlin 1882—1884) drei Teile von Goethes Gedichten mit umfangreichem Kommentare vor. In der von Kürschner so trefflich geplanten und geleiteten „deutschen Nationallitteratur" hat Düntzer die Kommentierung der lyrischen und epischen Gedichte und des Faust, K. J. Schröer die der Dramen übernommen. Eine gründliche, wissenschaftliche Durchforschung von Goethes Schriften und Leben, wie Düntzer ziemlich allein stehend vor einem halben Jahrhundert sie gefordert hat, ist jetzt ein in weitesten Kreisen als berechtigtes und vor allem in nationaler Beziehung wichtiges Ziel anerkannt worden. Die Leitung der Goethegesellschaft und ihrer Arbeiten ist freilich leider zur Parteisache gemacht worden, an der nur eine bestimmte Schule Anteil zu nehmen berufen ist. Was eine nationale Sache hätte werden sollen und können, ist zur Domaine einer vielfach von Parteiinteressen beherrschten, trefflich disziplinierten Schule verengert. Die thatsächliche Anerkennung und Ausbreitung der Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Goethe, welche in dem raschen Anwachsen der Mitgliederzahl der Goethegesellschaft liegt, mufs indessen trotz des Bedauerns über jenes engherzige Parteiwesen jeden, dem es um die Sache selbst zu thun ist, mit Genugthuung erfüllen. Wenn Düntzer auch gleich Zarncke, Bartsch, Schröer, Bernays und andern Götheforschern bei der Gründung der Goethegesellschaft von der herrschenden Schule zur Seite gedrängt wurde, die Goethegesellschaft wird keine Arbeit in Angriff nehmen können, bei der nicht Düntzers und seiner Leistungen auf dem Felde der Goethelitteratur gedacht werden müfste. Düntzers Resultate und Folgerungen mögen Zweifel und Widerlegung finden, seine Darstellungsweise mag man nicht immer musterhaft, seine Neigung zur Polemik öfters unerwünscht und ermüdend finden; dem Fleifse und der Gewissenhaftigkeit Düntzers wird noch auf lange Zeit hinaus jeder, der zu eignen Arbeiten an Goethe herantritt, Lob und Dank schulden. Das Material, mit dem andere zum Teil besser zum Teil wenigstens augenfesselnder als Düntzer bauen werden, hat doch er in fünfzigjährigem treuem Mühen herbeigeschafft. Mancher würde manches in den „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern" anders wünschen, aber die in zahlreichen

Auflagen[1]) erfolgte Verbreitung der „Erläuterungen“ zeugt, eindringlicher als ein kritisches Lob es vermöchte, von der Brauchbarkeit und dem Nutzen der Düntzer'schen Kommentare. Wenn im vorigen Jahre bei der fünfzigjährigen Erneuerung von Düntzers Doktordiplom ein Berliner Journalist schreiben konnte, über die völlige Nutzlosigkait von Düntzers Arbeiten könne kein Zweifel herrschen, so ist es um die Wahrheit dieser Behauptung nicht besser bestellt, als um den feinen Takt des Mitarbeiters der Vossischen Zeitung. In Hinblick auf das, was er positiv für die Goetheforschung geleistet hat, kann Düntzer sich solch gehässiger Verkennung gegenüber freilich mit der Goethe'schen Xenie trösten:

Und wenn sie dir die Bewegung leugnen,
Geh' ihnen vor der Nas' herum.

Er schafft unbekümmert in seiner Weise weiter, und wenn an dieser wie an allem menschlichen sich wohl mit grund auch manches aussetzen liefse, Düntzer wird sich nun nach einem halben Jahrhundert schriftstellerischer Thätigkeit gewifs nicht mehr ändern. Wir müssen das viele Gute, die reiche thatsächliche Belehrung, welche auch seine neuesten Publikationen uns bringen, dankbar hinnehmen, wie er es uns nun einmal gibt. Und gerade seine neueste Gabe, die zwei Bände der gesammelten Abhandlung verdienen als eine der gehaltvollsten neueren Beiträge zur Goethelitteratur wohl unsern Dank.

Schon in früheren Jahren hat Düntzer zweimal seine in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Aufsätze aus dem Gebiete der Goethelitteratur gesammelt („Studien zu Goethes Werken“, Elberfeld 1849; „Neue Goethestudien“, Nürnberg 1861). Diesen früheren reiht sich nun eine dritte Sammlung von Aufsätzen an, die „ihrer besonderen Bedeutung wegen in neuer Bearbeitung, in Verbindung mit einigen wichtige Punkte ins Licht stellenden neuen“ in Buchform als „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken“ erscheinen. Gruppieren wir die zehn Abhandlungen der beiden Bände nach diesem Titel, so sind vier Abhandlungen des zweiten Bandes der Erklärung Goethe'scher Dichtungen gewidmet, die vier ersten des ersten behandeln Goethes Beziehungen zu Personen, denen sich der fünfte, welcher die Beziehungen Minna Herzliebs zu den „Wahlverwandtschaften“ erörtert, beide Gruppen verbindend anschliefst. Für sich gesondert erscheint dann der umfangreiche (140 S.), den zweiten Band eröffnende Essay „Goethes Beziehungen zu Köln“. Gerade bei diesem letzten Aufsatze mufs man sich, um gegen Düntzer nicht ungerecht zu werden, erinnern, dafs er ursprünglich für einen anderen Rahmen berechnet war; er erschien zuerst 1878 in R. Picks „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens“. Dort mufste das Interesse für Köln naturgemäfs in den Vordergrund treten, während in den Abhandlungen uns Köln nur Goethes wegen Teilnahme erregt. So kommt es, dafs wir jetzt in dem sonst vortrefflichen Essay mehr aus der Geschichte Kölns erfahren, als mancher Leser für geboten erachten wird. Freilich läfst man sich von einem so kundigen Führer wie Düntzer, der, ein geborner Kölner, seit 1846 als Bibliothekar in seiner Vaterstadt wirksam war und als Verfasser des „Katalogs der Altertümer des Museums Wallraf-Richartz“ (2. Aufl. Köln 1873) eine so eingehende Kenntnis von Kölns Geschichte an den Tag gelegt hat, gerne über die Entwickelungs-

[1]) Von den Erläuterungen zu Maria Stuart und Emilia Galotti ist erst vor kurzem (1885) die „dritte durchgesehene und erweiterte (vermehrte) Auflage“, 259 und 174 S., von denen zum Wallenstein (1886) die vierte, 347 S. herausgekommen.

phasen des deutschen Rom belehren. Nur als Beitrag zur Göthelitteratur wünschte man das Ganze knapper gehalten. Dafür sind allerdings Goethes Beziehungen zu Köln auch mit absoluter Vollständigkeit dargestellt, manche Berichtigung (besonders der Daten des Boisserée'schen Briefwechsels) ergibt sich, interessante, bisher unbekannte Briefstellen werden mitgeteilt. Vor allem aber wird eine Episode von gröfster Bedeutung hier zum erstenmale genau bis ins kleinste Detail geschildert, die nicht nur in der Goethelitteratur und Kölner Lokalgeschichte, sondern auch in der allgemeinen deutschen Geschichte ihre hervorragende Stelle findet: Goethes Rheinfahrt und Besuch von Köln im Juli 1815 in Gemeinschaft mit dem Freiherrn von Stein. Die zwei gröfsten der damals lebenden Deutschen, Deutschlands Führer auf den verschiedensten Gebieten besuchten vereint den wieder deutsch gewordenen Strom, um gemeinsam das Beste für die Hebung und geistige Rückgewinnung der Rheinlande zu beraten; dem unvergleichlichen Paare sehen wir Ernst Moritz Arndt, Josef Görres, Sulpiz Boisserée, Joh. Albrecht Fr. Eichhorn zur Seite stehen. Goethe war von der preufsischen Regierung ersucht worden, seinen Rat über die beste Organisation der in den Rheinlanden zu errichtenden Anstalten für Kunst und Wissenschaft zu geben. Befolgt wurde der gegebene Rat dann freilich nicht. Aber aus den Reisenotizen und Denkschriften ging dann Goethes letzte Zeitschrift, die Hefte „über Kunst und Altertum in den Rhein- und Mayngegenden“ (Stuttgart 1816) hervor. Durch alle diese Beziehungen ist Düntzers inzwischen auch selbständig erschienener Aufsatz über Goethe und Köln vielleicht die anziehendste in der Reihe von Schriften, in denen Goethes Beziehungen zu verschiedenen Städten und Provinzen bereits mit lokalpatriotischem Stolze dargestellt worden sind.[1])

Von den vier weiteren Aufsätzen des zweiten Bandes wird man wohl den letzten „Goethes politische Dichtungen“ mit der ungeteiltesten Befriedigung lesen. Die thörichten Vorwürfe gegen Goethes politische Gesinnung sind zwar, je mehr unsere Kenntnisse über ihn sich erweitert haben, allmählich verstummt; Düntzer braucht den Dichter nicht mehr zu verteidigen. Dagegen sucht er nun positiv das Verständnis der politischen Dichtungen Goethes, des Begrüfsungsgedichtes für Napoleons Gattin und des für Berlin gedichteten Festspiels „des Epimenides Erwachen“ zu fördern. Die eigenartige und keineswegs leicht verständliche Festdichtung wird von Düntzer

[1]) Die Zahl solcher Arbeiten ist eine ziemlich umfangreiche, ihr Wert natürlich sehr verschieden. So besitzen wir unter anderen Monographien über „Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.“ 1862; J. Leyser „Goethe zu Strafsburg“, Neustadt a. d. Hardt 1871; W Herbst „Goethe in Wetzlar“, Gotha 1881; H. Wentzel, „Goethe in Schlesien“, Oppeln 1867; V. Rufs, „Goethe in Karlsbad“, Karlsbad 1883; S. Hirzel, „Goethes italienische Reise“, Basel 1871, und Th. Cart, „Goethe en Italie“, Paris 1881, sowie H. Grimm in den 15 Essays, Berlin 1874 „Goethe in Italien“; über „Goethe in Berlin“ ist 1849 und neuerdings bei Enthüllung des Schaper'schen Denkmals eine schlechte, ja geradezu alberne Brochüre erschienen. Über „Göthe in Eger“ haben Schuster 1875 und Pröckl 1879 geschrieben. Endlich hat Freiherr W. v. Biedermann drei hiehergehörige Bücher geschrieben: „Goethe und das sächsische Erzgebirge“, Stuttgart 1877; „Goethe und Dresden“, Berlin 1875, und die zwei Bände „Goethe und Leipzig“, Leipzig 1865. Zu diesem letzteren Werke hat nun G. Wustmann Berichtigungen und Ergänzungen geliefert in dem Abschnitte „Goethiana“ seiner lehrreichen trefflichen Sammlung „aus Leipzigs Vergangenheit“, Leipzig 1885.

in ihrer Entstehung und ihren Beziehungen — Epimenides zeigt Verwandtschaft mit dem Dichter selbst — beleuchtet. Die drei Aufsätze „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“, „Stella“ sind fast durchweg polemisch, besonders gegen Scherer und seine Schule gehalten. Scherer und ihm folgend R. M. Werner versuchten die im Jahrmarktsfest auftretenden Gestalten persönlich zu deuten, während Düntzer hier nur ein Spiel frei schaffender Laune sehen will. Scherers Deutung des Satyros auf Herder („aus Goethes Frühzeit“, Strafsburg 1879. Quellen und Forschungen, 34. Heft) hat von anfang an lebhaften Widerspruch gefunden; aufser H. Pröhle haben nur Scherers ergebenste Schüler sich zur Annahme dieser Deutung entschliefsen können. v. Löper, Julian Schmidt, Wilmunns, Schröer, Düntzer, R. Haym u. a. haben sich alle in gleicher Weise gegen Scherers unhaltbare Hypothese ausgesprochen; v. Biedermann versuchte den Satyros auf Basedow zu deuten, Wilmanns erblickte in dem Stücke eine Darstellung des Streites zwischen Rousseau und d'Alembert zu gunsten des ersteren. Düntzer weist alle drei Deutungsversuche, wie auch einen noch neuerdings von Biedermann an den Haaren herbeigezogenen, mit Entschiedenheit zurück. Die Verdächtigung Schröers, welche er S. 273 dabei ausspricht, wäre besser unterdrückt worden und verdient entschiedene Mifsbilligung. Von Lavaters Apostel, den später entlarvten Kaufmann, an welchen man mit Riemer beim Satyros zunächt denken möchte, kann nicht die Rede sein, da das Goethe'sche Drama bereits vor dem Auftreten des „Gottes Spürhund“ vollendet wurde. Ich glaube, dafs Goethe, wie er dies ja auch sonst that, wohl von verschiedenen Personen seines Bekanntenkreises, nur ganz sicher diesesmal nicht von Herder, einzelne Züge entlehnt und diese etwas stark chargirt auf Satyros, Psyche u. s. w. übertragen habe. Die berühmte antike Gruppe des verwundeten Satyros und die Äsopische Fabel haben ihm Anregungen gegeben, an Basedow und die Verzerrung des Rousseau'schen Naturevangeliums durch seine Gegner mag einzelnes erinnern; aber auf e i n e bestimmte Persönlichkeit läfst sich das Drama nicht deuten und darf keineswegs mit dem Pater Brey in Parallele gesetzt werden. Goethes Äufserung in „Dichtung und Wahrheit“, darin stimme ich Düntzer vollkommen bei, ist keineswegs beweiskräftig. Dagegen kann ich mich Düntzers Ansicht über „Stella“ nicht völlig anschliefsen. Urlichs hat in seiner Ausgabe der „Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer“ (Leipzig 1875) in der Stella eine Darstellung des Jacobischen Kreises zu finden geglaubt und im gleichen und folgenden Jahre hat Scherer in den zwei Aufsätzen „Goethes Adelaide“ und „Bemerkungen über Goethes Stella“ Urlichs Vermutungen weiter ausgeführt. Nun hat Düntzer vollkommen recht, wenn er, worauf schon der Name Stella hinweist, Swift's Doppelliebe als Grundlage des Goethe'schen Dramas in anspruch nimmt. Ich glaube nur, dafs Goethe den Stoff aus Swifts Tagebuch nicht dramatisiert haben würde, wenn er in ihm nicht ein Spiegelbild von verwandten Verhältnissen aus seiner Umgebung gesehen hätte. Wurden ihm doch die verlassenen Marien in Götz und Clavigo zum Spiegelbilde Friederikens, und Stella war ihm noch ganz anders ans Herz gewachsen, als diese beiden Dramen. Ereignisse oder Verhältnisse, die ihn nahe berührten, haben meiner Ansicht nach gewifs auf das „Schauspiel für Liebende“ eingewirkt, und so unwahrscheinlich, wie sie Düntzer darstellt, erscheinen mir die Hinweisungen von Urlichs auf den Kreis der Jacobis keineswegs. Jacobis Unwille beim Empfang des Stückes erinnert mich auffallend an Kestners Aufnahme von Werthers Leiden. Zu nahe darf man freilich die Vorgänge des Dramas und die auf sie einwirkenden Verhältnisse nicht vergleichen. Goethes Phantasie ergreift kleine wirklich

vorliegende Verwicklungen und steigert sie. Die drohende Möglichkeit eines Konfliktes stellt der Dichter als einen bereits zur Katastrophe gediehenen dar. Mit Verhältnissen des Jacobi'schen Kreises mögen sich dann in der schaffenden Phantasie augenblickliche Erregungen eigner geteilter Leidenschaft vermischen. Düntzer geht hier im Widerspruche etwas zu weit, wenn er aber Goethe nicht als reinen Don Juan geschildert haben will, wie Scherer nur allzu gerne thut, so ist ihm wohl beizupflichten.

In der „Gegenwart" ist jüngst ein Stammbuchvers Scherers „der junge Goethe" veröffentlicht worden:

So in Apollin'scher Jugend
Strahlet er voll Schönheitsleben,
Dafs ihm hätte selbst die Tugend
Ihre Tugend preisgegeben.

Man mag die Richtigkeit der in diesen Versen enthaltenen Anschauung über den jungen Goethe immerhin zugeben, nur darf man diesen **einen** Zug, der bei seiner Beurteilung in betracht kommt, nicht als den vor allen andern mafsgebenden betrachten. Dazu neigt Scherer aber, nach Düntzers Annahme, sowohl bei seiner Auffassung der Stella als noch mehr in seinem Aufsatz „Gretchen" (Zeitschrift für deutsches Altertum, XII, 231-235). In den von A. Schöll 1846 herausgegebenen „Briefen und Aufsätzen von Goethe" ist (S. 25) von nichts weniger als platonischen Verhältnissen des jungen Goethe die Rede und auch in einem Briefe an Moors vom 1. Oktober 1766 spricht er von den durch Geschenke erkauften Gunstbezeugungen einer W. im Gegensatze zu der ihm in reiner Liebe ergebenen S. (Kätchen Schönkopf). Diese W. sucht nun Scherer, ohne dafs ihm hiefür beweisendes Material zur Seite stünde, mit dem in „Dichtung und Wahrheit" so reizend geschilderten Gretchen, Goethes erster Jugendliebe, zu identifizieren. Diese völlig willkürliche, gar nicht zu beweisende Behauptung Scherers zurückzuweisen, fällt Düntzer nicht schwer. Durch den polemischen Inhalt reiht sich so Düntzers Aufsatz „Gretchen" den litterarischen Untersuchungen des zweiten Bandes an.

In dem hier zum erstenmal veröffentlichten Aufsatze „Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg" ist das Thatsächliche ja wohl richtig und erschöpfend mitgeteilt, aber in Goethes Sinne ist der Aufsatz nicht geschrieben. Köstlin hatte recht, wenn er in der Besprechung des ersten Bandes der Abhandlungen (Münchener allg. Zeit. Beil. Nr. 204, 25. Juli 1885) allzu grofse Herbe gegen Friedrich Stolberg fand. Düntzer ist hier schroff und ungerecht; gewifs hat Stolberg seinem Freunde gegenüber tadelnswert gehandelt, Düntzer versucht es aber gar nicht, von Stolbergs eigenem Standpunkte aus sein Verfahren zu beurteilen. Gegenüber Düntzers Urteil über Stolberg ist an Goethe selbst, der anderer Anschauung war, zu appelliren. Der Aufsatz „Charlotte Buff und ihre Familie" ist ursprünglich als Anzeige und Ergänzung von A. Kestners Briefsammlung „Goethe und Werther" (Stuttgart 1854) entstanden. Bei der neuen Bearbeitung des Aufsatzes konnte Düntzer ungedruckte Briefe verwerten. In dem Aufsatze „Minna Herzlieb und Goethes Wahlverwandtschaften" sucht Düntzer, gegen Hermann Grimm polemisierend, die Identität zwischen Minna und Ottilie zu bestreiten. Ich denke, man wird bei jeder künftigen Arbeit über die Wahlverwandtschaften auf diese Abhandlung Düntzers Rücksicht nehmen müssen, abschliefsende Resultate ergibt sie aber noch keineswegs, ja, Düntzer scheint mir an verschiedenen Stellen selber nicht immer gleicher Ansicht zu sein. Nachdem er Grimm gegenüber jeden tieferen Eindruck Minnas auf Goethes Herz bestritten, sagt er doch selbst, er wolle nicht entschieden in Abrede stellen, dafs Minna „die tiefsten Saiten seines Herzens

gerührt". Der Aufsatz enthält im übrigen eine Fülle von interessanten Mitteilungen und Anregungen; über Bettina wird wohl im allgemeinen von Düntzer zu ungünstig geurteilt. Weitaus die wertvollste Mitteilung aber, durch welche Düntzer in seinen Abhandlungen unsere Kenntnisse bereichert, enthält der vierte Aufsatz des ersten Bandes: „Goethes Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern". Auf Grundlage von Briefen Johannas an ihren später so berühmt gewordenen Sohn Arthur und andere entwirft Düntzer eine anschauliche, lebensvolle Schilderung der Abendgesellschaften im Schopenhauer'schen Hause, in denen Goethe sich in freier, liebenswürdiger Weise einem auserlesenen Freundeskreise hingab. Auch über Goethes Verhältnis zu Arthur Schopenhauer bringt der Aufsatz wertvolle Beiträge. Er gehört zu den verhältnismäfsig wenigen Arbeiten über Goethe, die keiner, der Goethes Wesen und Leben kennen lernen will, ungelesen lassen darf. Der trefflichen Sammlung Düntzers gereicht er zum schönsten Schmucke.

Hat Düntzer in seiner zweibändigen Sammlung Neues und Altes in neuem Gewande gebracht, so hat sein unermüdlicher Fleifs uns gleichzeitig auch noch mit einer selbständig erscheinenden neuen Arbeit beschenkt. Im Anschlusse an R. M. Werners Publikation der Briefe Goethes an die Gräfin O'Donell (Berlin 1884), die Hofdame der Gemahlin Franz II., Maria Ludovica Beatrix von Este, hat Düntzer Goethes Verhältnis zu dieser und andern fürstlichen Frauen dargestellt. Seine Schilderung der hingebenden Verehrung, welche Goethe Erscheinungen vollendeter Weiblichkeit widmete, ergänzt sich aufs schönste mit K. J. Schröers in diesen Blättern bereits erwähnten Vorträgen „Goethe und die Liebe" (Heilbronn 1884). Möchte die kräftige Schaffens- und Forschungslust, welche Düntzer in den hier besprochenen Arbeiten so erfreulich bewährt hat, uns noch manche Gaben zur Belehrung und zur Förderung einer vorurteilslosen Anschauung von Goethes Leben und Werken gewähren.

Marburg i. H. Max Koch.

Dr. Maximilian Kohn, Die Meisterwerke der deutschen Litteratur in mustergiltigen Inhaltsangaben. Hamburg. Richter. 1886.

Der Herausgeber dieser Sammlung auserlesener Darstellungen hat meines Erachtens einen glücklichen Wurf gethan, indem er statt der herkömmlichen „Geschichte der Bücher", statt des „üblichen historischen Entwicklungsprozesses" den Inhalt vieler litterarischer Meisterwerke unserer Nation in freien Essays wiedergibt. Es fehlt bekanntlich nicht an gelungenen Leistungen letzterer Art; eine dankbare Aufgabe nun hat Dr. Kohn dadurch gelöst, dafs er von den ersten Anfängen der Litteratur bis zu den Ausläufern des Klassizismus, Kleist und Grillparzer, Analysen der hervorragendsten Werke gesammelt und gesichtet hat. Wenn ich beispielsweise von den Autoren dieser geistreichen und liebevollen Analyse nur Wilhelm Hertz, Vilmar, Uhland, Wackernagel, Kuno Fischer, Lüben, Hettner, Lewes, Siegen, Hebbel nenne, so genügen diese Namen sicherlich für die Schlufsfolgerung, dafs das Ganze nur Gediegenes bietet. Wir müssen sohin wünschen, dafs recht bald eine Bereicherung des Buches zu begrüfsen ist, wobei aus dem Mittelalter der Minnesänger Walther von der Vogelweide, aus der neueren Zeit aber namentlich die Romantiker sowie Uhland ebenfalls in der angedeuteten Weise vorgeführt werden. Warum übrigens der Herausgeber nicht die neue,

an sämtlichen Schulen des Reiches eingeführte Rechtschreibweise zur Anwendung gebracht hat, ist um so befremdlicher, als das Buch doch auch den Zweck haben dürfte, in Schülerhände zu kommen.

München. Dr. Karl Zettel.

P. Steiner, Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache. (Pasilingua.) Deutsche Ausgabe. Neuwied. Heuser. 80 S. kl. 8°. ℳ 1,50.

Der Anfang der Sprachentwicklung und das Ziel derselben, die Flexionsart der isolierenden Sprachen, der Wortreichtum der höchststehenden Kulturvölker, die einfachste Syntax tritt uns in der Pasilingua entgegen. Die Deklination, Konjugation, Adjektivsteigerung, ein großer Teil der Wortbildung ist in einer Stunde gelernt, den Wortschatz kann ein gelehriger Schüler sich selbst bilden — vorausgesetzt, daſs er Lateinisch, Französisch, Englisch versteht. Mit den Russen, Polen, Griechen kann er dann freilich noch nicht verkehren. Es leistet also die Weltsprache noch nicht alles und macht groſse Ansprüche an die Lernenden; aber vorausgesetzt, daſs man im Ausland sich dafür interessiert, daſs vor allem die slavische Welt an ihrem Ausbau mithilft, wird sie eine gedeihliche Entwicklung haben können. Sie ist auf den gesunden Grundsatz gestützt, daſs man nicht für eine Anzahl von Begriffen tote, selbsterfundene Silben einsetze, sondern schon vorhandene Ausdrücke verwende. Auf diese Art soll der ganze Reichtum unseres Wissens und unserer Empfindung mit der sich immer von neuem ergänzenden Weltsprache umfaſst werden. Ob eine Poesie in ihr erblühen wird, ist eine andere Frage. Zu hören muſs sie abscheulich sein, da sie ohne alle Tonabstufung ist; doch würde sich diese im Gebrauch wohl von selbst entwickeln. Daſs eine Weltsprache ein viel empfundenes Bedürfnis ist, ist nicht zu leugnen. Daſs sie im Unterricht ein treffliches Mittel wäre, die sprachlichen Kategorien unterscheiden zu lehren und zu lernen, will ich an diesem Orte auch nicht verschweigen.

Herm. Riegel, Der allgemeine deutsche Sprachverein. Heilbronn. Henninger. 1885. 56 S. ℳ 1,—.

Der Zweck des Heftchens ist, zum Beitritt zu dem benannten Verein aufzufordern. Es zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird im allgemeinen von dem Stande des Kampfes gegen das Fremdwörterunwesen berichtet. Riegel ist kein Eiferer, verwirft die übertriebenen Wünsche, die ohne Sachkenntnis und Verständnis für die sprachlichen Bedürfnisse eines geistig geschulten Volkes unternommenen Angriffe auf die fremden Teile unserer Muttersprache. Aber er geht doch entschieden zu Werk, er stellt sich auf den vaterländischen Standpunkt. Bei manchen verfängt dieser freilich nicht, bei Leuten, die über dem geistigen Weltbürgertum die Pflicht gegen die heimische Sprache vergessen. Sie mögen durch den Hinweis auf die Geschmacklosigkeit der Sprachmengerei etwas aufmerksamer werden, sowie durch die Betonung des Umstandes, daſs der Gebrauch fremder Ausdrücke in so vielen, ja den meisten Fällen auf Trägheit beruht, daſs eigene Unklarheit uns — es beobachte sich doch jeder selbst — verleitet, einen allgemeineren, oft recht wenig sagenden, mehr andeutenden fremden Ausdruck zu wählen, und es dem Hörer oder Leser zu überlassen, aus dem nebelhaften Wort sich ein festes Bild zu gestalten. Und wo wird am

meisten an Geschmacklosigkeit geleistet? Da wo es gilt, in Zeitungen den Leuten durch marktschreierische Anpreisungen das Fremde als besser hinzustellen als das Heimische. Und der Ausländer, dem wir seine Ausdrücke abborgen? Der lacht über unsere Unbeholfenheit oder ärgert sich über die Mifshandlung seiner Sprache. Sollte nicht die Schule da einsetzen und immer und immer wieder die Lächerlichkeit der Fremdwörtersucht den jungen Gemütern vorhalten? — Der zweite Teil des Schriftchens handelt vom deutschen Sprachverein. Seine Aufgabe soll sein, einmal die Reinheit der deutschen Sprache zu erhalten, also die unnötigen Einmengsel zu beseitigen und die Neigung zu ihnen zu bekämpfen; dann aber auch der Nachlässigkeit im Gebrauch des Deutschen selbst abzuhelfen. Durch Zweigvereine in ganz Deutschland sollen Gleichgesinnte hier und dort geeinigt werden. (Anfragen u. s. w. sind an Prof. Dr. Riegel in Braunschweig zu richten.) Der Zweck des Unternehmens ist gut; über den Erfolg getraue ich nicht im Voraus zu urteilen. Die Errichtung einer deutschen „Akademie" ist nicht eben nach meinem Geschmack; befehlen läfst sich in solchen Dingen nichts; aber ein grofser Segen wird es sein, wenn der Verein den Sinn für gewissenhafte Handhabung der Muttersprache zu fördern im stande sein wird.

O. B.

Elsener, Lehrgang der italienischen Sprache für Schulen und zum Selbststudium. Bern. Wyfs. 1885.

In seiner Vorrede sagt der Verfasser, er habe sich lange gegen das Unternehmen, ein neues Lehrbuch zu schreiben, gesträubt angesichts der vielen guten schon vorhandenen Leistungen, nur die Erwägung, dafs ihnen allen Schwächen und Mängel anhaften, hätten ihn zuletzt dazu bewogen, sein Werk, das unbefangene Fachleute wohl als einen Fortschritt bezeichnen würden, herauszugeben. Nun, Ref. wird auf die Ehre, von Hrn. Elsener als unbefangen betrachtet zu werden, leider verzichten müssen, denn dieses Buch für einen Fortschritt zu halten, ist ihm mit dem besten Willen unmöglich; alles nur das nicht. Wo sollen die versprochenen Vorzüge stecken? Da haben wir dieselbe Einrichtung der Übungen, wie in den meisten weniger guten Lehrbüchern: zuerst die Regeln, dann eine mehr oder minder lange Reihe von beliebig zusammengestellten Vokabeln, darauf eine Anzahl von italienischen und nach ihnen von deutschen Übungssätzen, ebenso zusammenhanglos und nicht viel sinnreicher als dort. Oder sollen Sätze, wie folgende, nicht banal sein? „Mia madre ha un gallo, quattro galline e cinque oche." „Wir haben auch zwei Pferde, vier Kühe, einen Hahn und fünf Hennen." (Lekt. 2) oder: I re sono uomini, anche i calzolai sono uomini (Lekt. 3) oder: Meine Kleider sind neu, aber die Kleider des Schuhmachers sind alt (Lekt. 5); Wenn wir dieses Geld hätten, würden wir nicht arm sein u. s. f. in Menge, im Anfange spielen Ochsen, Kühe, Esel, Gänse, kurz alle Haustiere eine grofse Rolle. Sie sind ja auch gar so nützlich!

Nach den Übersetzungsstücken kommen Sprechübungen und hier findet sich eine Neuerung, d. h nach dem Verf. ein Fortschritt: „dieselben werden deutsch angegeben, was den Vorteil einer weiteren Übersetzung bietet" (Vorrede S. VI). Man hat bisher immer geglaubt, diese Übungen seien dazu da, den Schüler von vornherein an das geläufige Sprechen eines Satzes in der fremden Sprache zu gewöhnen, sie ihm mundgerecht zu machen, und damit er seine ganze Aufmerksamkeit auf die richtige Wiedergabe der vorgesprochenen Lautverbindungen richten könne, müfsten diese

Uebungen in der fremden Sprache, nicht als Übersetzungsexempla, vorgenommen werden. Aber man lernt nie aus; Hr. E. belehrt uns eines Besseren. Überhaupt erfahren wir in der Vorrede manches Neue. Von einer Bezeichnung der offenen und geschlossenen **e** und **o** hat der Verf. Umgang genommen, weil er nicht glaubt, dafs man der grofsen Masse unserer deutschen Schüler diese Unterschiede beibringen kann und weil sie eigentlich nur für angehende Philologen Wert haben. (!) Statt die thatsächlichen Schwierigkeiten, welche die richtige Beachtung dieser Laute dem Lernenden bietet, durch eine entsprechende Bezeichnung zu erleichtern, unterläfst man jeden Hinweis. Und dann! seit wann ist denn der lautliche Unterschied zwischen: letto (offen) gelesen und letto (gesch.) Bett, venti (offen) Winde und venti (geschl.) zwanzig, oder l'oro (offen) Gold und loro (geschl.) ihnen u. s. f. nur für den Philologen da? Bei solchen Anschauungen darf es uns freilich nicht wundern, wenn die Regeln durchweg im höchsten Grade mechanisch gegeben sind und jede vernünftige Begründung unterlassen ist. So heifst es, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 58, Lekt 14, 2: Bei den Verben auf ciare, giare und sciare verliert sich das i sogar (noch) vor einem e z. B. mangiare — mangi, mangerai. Warum hier nicht einfacher sagen, dafs der suono schiacciato des Infin. wie anderseits der suono rotondo in allen Formen erhalten bleibt, dafs aber das zur Bezeichnung des Quetschlautes nötige **i** sobald es überflüssig wird, also vor e und i, ausfällt? Das scheint Hr. E. für zu schwer verständlich zu halten, wie er überhaupt von dem Begriffsvermögen und der Leistungsfähigkeit der Schüler sehr schlecht denkt. Er mufs ganz traurige Erfahrungen gemacht haben, denn unter anderem behauptet er, die Praxis des franz. Unterrichtes lehre, dafs höchst selten (!!) ein Schüler die verschiedenen Arten des **e** (e, é, è, ê) richtig ausspreche (Vorrede S. V, 2). Zur Ehre der Lehrer, bei denen der Verf. diese Erfahrung sammelte, wollen wir wünschen, dafs seine Ohren ihn bös getäuscht haben, denn das wäre doch gar zu bunt. Ich will nicht länger unnütze Worte und kostbare Zeit an dieses neue Werk des Fortschritts im Sprachunterricht vergeuden; nur noch ein Satz der Vorrede, welcher uns über die vom Verf. verfolgte Methode Aufklärung zu geben bestimmt ist: „Die Methode, die ich befolge, ist die konzentrische (das soll vermutlich soviel heifsen als analytisch), mit welcher ich, so paradoxal (!) es klingen mag, die synthetische verbinde.“ Das genügt!

Natorp, C., Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der englischen Sprache. Erster Teil. Für die untere Lehrstufe. Wiesbaden. Kunzes Nachfolger. 1885.

Ich stehe nicht an, das hier zu besprechende, zur Einführung in das Studium des Englischen bestimmte Buch unter die besseren Grammatiken dieser Sprache zu rechnen, welche in der letzteren Zeit erschienen sind. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand vollständig und hat es verstanden, den Anfangsunterricht dadurch anregend und fördernd zu gestalten, dafs er dem Schüler schon nach wenigen Lektionen ganz leichte, aber gehaltvolle zusammenhängende Stückchen bietet, die er zu Lese-, Schreib- und Übersetzungsübungen verwendet. Da derartige Erzählungen auch sehr bequem in Sprechübungen zu verwerten sind, so kann der Lernende allseitig geschult und mit einem Übungsstücke ganz vertraut gemacht werden, bevor man zu etwas Neuem übergeht, ohne dafs ihm die Sache langweilig wird. Hier und da findet sich eine passende Anzahl unzusammenhängender Sätze eingefügt, um Gelegenheit zur Festigung im Gebrauche einzelner

grammatischer Regeln zu geben, auch diese losen Sätze sind durchweg vernünftigen Inhalts. Besonders willkommen dürfte jedem Lehrer die über den deutsch-französischen Krieg handelnde zweite Reihe zusammenhängender Lesestücke sein. Der grammatische Teil ist für sich als systematische Formenlehre den Übungen vorangestellt, was dem Lehrer die Möglichkeit bietet, ihn je nach Bedarf neben den praktischen Übungen in schnellerem oder langsamerem Tempo zu bewältigen. Zu loben ist auch das Bestreben des Verf., sich auf das thatsächlich Notwendige zu beschränken und die Regeln kurz und klar zu fassen. Wenn dies sehr schätzenswerte Vorzüge des Büchleins sind, so ist es leider nicht frei von zwei Mängeln, die heutzutage der Grammatik einer der fremden lebenden Sprachen nicht mehr anhaften dürfen, wenn sie unbedingt gut sein soll: in der Lehre von der Aussprache vermifst man gänzlich die Kenntnis der neueren Werke über Phonetik und Aussprache des Englischen; infolge dessen ist es nicht anders möglich, als dafs eine Menge derselben Fehler und Ungenauigkeiten, die wir leider noch in nahezu allen Grammatiken des Englischen finden, auch hier zu tadeln sind: das lange **a** hat noch immer den Laut e in name so gut wie in care; **v** ist ganz gleich **w**; der Vocallaut in to learn, bird, her ist = **ö**; über die Eigenart des engl. **r**, l ist keine Silbe gesagt u. s. f. Ein Zweites ist die nicht selten allzu mechanische Fassung der Regeln, da wo sie viel verständlicher wäre, wenn man auch das „warum" mitteilen oder auf analoge Veränderungen hinweisen würde; so sollte der Schüler in § 2 e aufmerksam gemacht werden, dafs die Pluralformen: oxen children, men u. s. f. deutsche sind, dafs dem Einfügen von e vor der Endung s in der Deklination und Flexion das gleiche Lautgesetz zu grunde liegt u. a. Möge der Verf. diesen beiden Punkten bei einer künftigen Auflage sein besonderes Augenmerk zuwenden. Ausstattung und Druck sind sehr gut.

Augsburg. Wolpert.

M. Zoeller, Römische Staats- und Rechtsaltertümer. Ein Kompendium für Studierende und Gymnasiallehrer. Breslau. Koebner. 1885. XII und 438 S. gr. 8⁰. 6 *M.*

Die Entwicklung des Studiums der röm. Altertümer in unserem Jhdt. bringt es mit sich, dafs auch Kompendien dieser Disziplin einer Zusammenstellung der zahlreichen über einzelne Punkte vorhandenen Hypothesen und Kontroversen nicht entbehren können. Demgemäfs finden wir in dem neuesten Werke des Verfassers von „Rom und Latium" (Leipzig 1878) nicht blofs die positiven und unanfechtbaren Ergebnisse deutscher und fremdländischer Forschungen, sondern auch dort, wo infolge fehlender oder unsicherer historischer Überlieferung zu Wahrscheinlichkeitserklärungen geschritten werden mufs, den jetzigen Stand der Untersuchungen d. i. die weitgehendste Divergenz der wissenschaftlichen Ansichten, die sich gebildet haben, konstatiert. Bisweilen neigt sich der Verf. irgend einer der anerkannten Autoritäten zu; nicht selten emanzipiert er sich jedoch von denselben und begründet eine selbständige Ansicht, indem er sich einerseits von jenem übertriebenen Dogmatismus freihält, dem sich die röm. Institutionen mit zu wenig schulmäfsiger Konsequenz entwickelt haben, andrerseits aber weder bei hausbackener praktischer Anschauung noch bei ausschliefslicher Berücksichtigung der gebräuchlichen Schullektüre stehen bleibt. Darüber freilich, ob in einem einzelnen streitigen Falle diese oder jene Ansicht den Vorzug verdiene und ob nicht in diesem oder jenem Punkte beispielsweise den Willems'schen Feststellungen ein gröfseres

Gewicht beizulegen sei, wird der Verf. wohl mit sich rechten lassen. Der Studierende, für den der Verf. sein Kompendium in erster Linie bestimmt hat, wird aus demselben zweifellos einen lehrreichen Einblick in das System der röm. Staats- und Rechtsaltertümer, wie in den gegenwärtigen Stand der betr. Altertumsforschung gewinnen, und die Litteraturnachweise an der Spitze der Abschnitte wie unter dem Text werden ihm Aufschlufs darüber geben, wo er sich für Detailstudien Rat erholen kann: der Gymnasiallehrer dagegen, für den das Buch in zweiter Linie verfafst ist, wird sich in den meisten Fällen doch wohl mit keinem Kompendium begnügen, wenn er sich, wie der Verf. meint, bei seiner Vorbereitung für den Klassenunterricht über eine Materie aus den röm. Antiquitäten orientieren will. Denn glücklicherweise besteht bei uns noch ein grofser Unterschied zwischen den wissenschaftlichen Bedürfnissen eines Studierenden der Philologie und der eines Lehrers an einem Gymnasium, wenigstens eines solchen Lehrers, der in der jetzt beliebten Vivisektion irgend eines unbedeutenden und entlegenen Autors die Summe der Wissenschaftlichkeit nicht erblicken kann. Für einen solchen Lehrer werden also die epochemachenden Werke von Lange, Mommsen, Willems, Mispoulet u. s. w. immer unentbehrlich sein; zieht man aber Z.'s Absicht in betracht, „sämtliche Teile der Staats- und Rechtsaltertümer vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft in systematischer Anordnung mit Ausschlufs des Unwesentlichen in möglichst übersichtlicher und präciser Form zur Darstellung zu bringen", so darf dieser Zweck als vollständig erreicht gelten. Geringfügige Ausstellungen, die hiemit gegen Einzelheiten erhoben werden, können daher dem Wert des Buches, in dem sich besonders der zweite Abschnitt S. 66—131 „Die Volksversammlungen" durch Klarheit und geschickte Zusammenstellung hervorthut, keinen Eintrag thun.

Zu S. 30 wäre die Bemerkung erwünscht, dafs auch nach 366 noch mehrmals beide Konsule Patricier sind. Hätte also die Wahl je eines plebejischen Konsuln schon von 367 an als Gesetz gegolten, dann wären, wie Willems Sénat II. 81 geltend macht, die patrizischen Konsulatswahlen für 355 bis 353, 351, 349, 345 und 343 ebenso viele Rechtsverletzungen gewesen. Auch zu der S. 189 A. 1 aus Sall. Cat. 29 angeführten Stelle über das Senatusconsultum ultimum ist beizuziehen, was Willems Sénat II. 252 A. 6 bemerkt. Der dritte Grund, der S. 159 gegen die Creatio des Königs angeführt wird, bedarf wie die Anfangsworte über das pilum S. 355, 3 einer zweckmäfsigeren Fassung. S. 161 Z. 1 ist Obwohl statt wohl, S. 193 Z. 14 cuins oder penes quem tum fasces erant zu lesen. Manche Bemerkungen sind zu häufig nach einander wiederholt; bei Angaben über die Entwicklung oder die Veränderungen von Institutionen wären präzisere Zeitbestimmungen oft von grofsem Nutzen.

München. M. Rottmanner.

Gust. Frd. Hertzberg, Athen. Historisch-topographisch dargestellt. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. ℳ 2.80. 243 S.

Dies neueste Buch Hertzbergs führt sich selbst als eine Ergänzung der vor Jahresfrist von demselben Verfasser und in demselben Verlage erschienenen „Griechischen Geschichte" ein, welche von Koll. Welzhofer p. 72 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift angezeigt wurde[1]). „Für

[1]) Bekanntlich hat Hertzberg die griechische Geschichte in wiederholten Darstellungen behandelt. Vgl. Masius in den Jahrb. f. Ph. u. Päd. 1885. II. p. 305 ff.

reifere Schüler und jüngere Studierende bestimmt, soll es die Hauptergebnisse der neueren Forschungen über die architektonische Geschichte und die Topographie Athens in populärer Form, in kurzer Übersicht zusammengefafst geben, ohne auf allzu feines Detail einzugehen. Die Grundlage ist selbstverständlich durchaus wissenschaftlich." Dabei ist nicht der Zustand Athens in einem bestimmten Zeitabschnitte, etwa dem Perikleischen Zeitalter, zu grund gelegt, sondern es wird eine Baugeschichte Athens von den ältesten Zeiten bis zur Gründung der heutigen Hauptstadt Neu-Griechenlands gegeben. Um die Gruppierung des Inhaltes ersehen zu lassen, geben wir nachfolgend die Überschriften der 11 Kapitel des Buches: 1. Landschaftliche Natur des Stadtgebietes von Athen. 2. Athenische Stadtgeschichte bis zur Schlacht bei Plataä. 3. Themistokles und Kimon. 4. Die Schöpfungen des Perikles. 5. Das Perikleische Athen. 6. Vom peloponnesischen bis zum lamischen Kriege. 7. Von Antipater bis auf Sulla. 8. Von Sulla bis auf Hadrian. 9. Herodes Attikos. 10. Übergang zum byzantinischen Mittelalter. 11. Byzantiner, Franken, Osmanen. Ein Schlufskapitel leitet auf die neuen Zustände über. Gerade die letzten Abschnitte enthalten Vieles, was auch philologischen Lesern nicht allgemein bekannt sein dürfte.

Da der Verfasser die Forschungen anderer benützt (Wachsmuth, Michaelis, E. Curtius, Kaupert, Milchhöfer u. a.) und in topographischen und kunstgeschichtlichen Fragen keinen Anspruch auf Selbständigkeit erhebt, so kann von einer sachlichen Polemik füglich abgesehen werden, um so mehr als das Urteil eines Sachverständigen bereits vorliegt. Dr. Lolling in Athen, eben der Verfasser der „sehr tüchtigen" wissenschaftlichen Angaben in Bädekers „Griechenland" (Leipzig 1883), nennt in der deutschen Litt. Zeit. 1885 p. 1117 das Buch Hertzbergs „eine wohlgelungene Kompilation, die fast überall auch die neuesten Untersuchungen heranzieht". Lolling stellt auch mehrere kleinere Versehen richtig; wir greifen daraus nur Eines als für die Schule wichtig heraus, die Warnung[1]) vor der steten Wiederholung der „schiefen" Notiz, dafs Lanzenspitze und Helmbusch der ehernen Athene Promachos auf der Akropolis die ersten Zeichen der Nähe Athens für die von hoher See Kommenden gewesen seien. Hiebei kann Referent die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs man dem vielgescholtenen Pausanias Unrecht thut, wenn man ihn für diesen „Irrtum" verantwortlich macht. Seine Worte (I, 28, 2) ταύτης τῆς Ἀθηνᾶς ἡ τοῦ δόρατος αἰχμὴ καὶ ὁ λόφος τοῦ κράνους ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσίν ἐστιν ἤδη σύνοπτα können immerhin zu recht bestehen, da sie doch weder sagen, dafs Lanzenspitze und Helmbusch die ersten Zeichen von Athen gewesen seien, noch auch, dafs diese oberen Teile der Statue irgendwelche Gebäude, insbesondere den Parthenon oder die Propyläen überragt hätten. Die gewifs vergoldeten Teile der Statue erkannte der von Sunion her sich nähernde Reisende, wie in unseren Tagen der von Mainz her mit dem Dampfschiff Kommende die hoch erhobene Krone der Germania am Niederwald freudigen Auges unterscheidet. Man mag also immerhin den Schülern erzählen, was Pausanias seinen Zeitgenossen erzählte.

Zwei Bemerkungen zum Schlusse! Das (musterhaft gedruckte und von Druckfehlern nahezu freie) Buch entbehrt der Abbildungen. Geschichtsbücher illustriert man heutzutage, eine Baugeschichte Athens aber soll der Leser ohne Abbildungen verstehen! Das ist doch wohl nur möglich, wenn man andere Werke stets zur Seite hält (vgl. p. 37 ff.). Eine Karte ist zwar beigegeben, aber dieselbe bietet wenig mehr als die kleinen Neben-

[1]) Nach Michaelis, Overbeck u. a.; vgl. Overb. griech. Plastik I³, p. 251

kärtchen in Kieperts Atlas antiquus; die Nebenkarte bei H., „Umgegend von Athen", ist geradezu eine Nachbildung der entsprechenden Skizze bei K. (Regiones proximae circa urbem Athenas). Und dabei ist doch im Texte stets von Akte u. s. w. die Rede, so dafs der Leser ohne den Curtius-Kaupert'schen Atlas ziemlich ratlos ist.

Zweitens wäre über die Darstellung Manches zu sagen oder vielmehr zu wiederholen, denn die Klage ist nicht neu. Ich meine weniger die störende Ungleichheit, dafs die Mafse bald nach Metern, bald nach Fufs angegeben sind, dafs auf einer Seite Konstantin neben Constantius steht, als vielmehr den Umstand, dafs die Sprache oft der Ruhe und Würde entbehrt. Oder welchem Leser glaubt H. zu gefallen, wenn er die nach Venedig verbrachten Marmorlöwen Bestien nennt?

Zw. H. St.

Dr. Gustav Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter von der Gründung des fränkischen Reiches bis zum Untergang der Hohenstaufen. Zweite Abteilung: Annalen des fränkischen Reiches im Zeitalter der Karolinger. Erste Hälfte. Halle. 1885.

Die erste Abteilung des oben genannten Werkes, das die Annalen von Chlodwigs Thronbesteigung bis zu König Pippins Regierungsantritt enthält, erschien bereits im Jahre 1873. Erst nach 12 Jahren gelang es dem Verfasser, nachdem er den mit Absicht und Einrichtung des Buches vertrauten Herrn Dr. Horst Kohl als Mitarbeiter gewonnen hatte, die nun vorliegende erste Hälfte der zweiten Abteilung fertig zu stellen. Sie umfafst die Annalen des fränkischen Reiches im Zeitalter der Karolinger bis zu Karls des Grofsen Tod. Das Erscheinen der zweiten Hälfte, welche aufser dem Schlufs der Annalen eine zusammenhängende Darstellung des karolingischen Staatswesens, mehrere Exkurse und ein Verzeichnis der benutzten Quellen und Hilfsmittel gibt, wird binnen Jahresfrist zugesagt.

Die gemeinschaftliche Arbeit hat dieses Verhältnis, dafs Dr. Kohl die von Richter im Entwurf, aber nicht in der Ausführung vollendete Arbeit für die Herausgabe fertig gestellt und diese selbst geleitet hat. Die Jahre 751—788 lagen im wesentlichen abgeschlossen vor und bedurften nur geringer Zusätze, für die Jahre 789—800 betrugen die Ergänzungen Kohls wohl die Hälfte des Stoffes, für 801—814 lagen nur die Auszüge aus den Hauptquellen und aus den Kapitularien vor, so dafs dieser Teil in der Hauptsache als selbständige Arbeit Kohls zu betrachten ist. —

Um dem Bedürfnis des höheren Unterrichtes, für welchen das Buch ursprünglich gedacht war, entgegen zu kommen hat der Verf. im Jahre 1881 Zeittafeln der deutschen Geschichte im Mittelalter von der Gründung des fränkischen Reiches bis zum Ausgang der Hohenstaufen mit durchgängiger Erläuterung aus den Quellen herausgegeben, welche gewissermafsen einen Auszug aus dem Gesamtwerke enthalten. Diese Zeittafeln wurden bereits in den bayr. Gymnasialblättern vom Jahre 1882 p. 161—163 behandelt. Nach dem Erscheinen der zweiten Hälfte der Annalen wird eine eingehendere Besprechung des ganzen zweiten Bandes erfolgen.

Karl Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Gotha. Perthes. 1884. Preis 6 ℳ. 311 Seiten.

Im direkten Gegensatz zu Janssens Behauptung, dafs das 15. Jahrhundert und die Zeit kurz vor der Reformation die Blütezeit des deutschen Volkes ist, welcher die Reformation ein jähes Ende bereitete, sucht K. Fischer zu beweisen, dafs die Reformation der letzte Akt einer 300jährigen Riesenarbeit ist, welche das deutsche Volk in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, sowie auf dem wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und staatlichen Gebiet in der Hohenstaufenzeit begonnen und im 16. Jahrhundert zum Abschlufs gebracht hat. Die Reformation war demnach nicht eine verderbliche Revolution, sondern der in den wichtigsten Beziehungen segensreiche Abschlufs einer früheren und der verheifsungsvolle Anfang einer neuen Periode in der Geschichte des deutschen Volkes.

„Die Reformation, sagt Schmoller, ist nur das kirchenrechtliche Endergebnis einer längst vorhandenen Strömung. Nach dem Sturm und Drang der volkswirtschaftlichen Umgestaltung im 13., nach den sozialen Kämpfen des 14. Jahrhunderts folgt unter dem fördernden Einflufs der ständischen und territorialen Reformen jene Nachblüte mittelalterlicher Volkswirtschaft, jene Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes, jene Glanzzeit deutscher Kunst und deutschen Erfindungsgeistes, die den Neid und die Bewunderung der Nachbarstaaten erregte."

Den gesamten Stoff verteilt der Verfasser in drei Bücher, welche gleichsam in drei Akten dem Leser das Drama vorführen sollen. Das 1. Buch umfafst die Grundlagen des Volkslebens und deren Umgestaltung bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts; das 2. Buch enthält die weiteren Um- und Neugestaltungen, Reformbewegungen und Oppositionen bis ins 16. Jahrhundert; das 3. Buch behandelt die Entscheidungen und nächsten Nachwirkungen bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, also die Bewegungen und wichtigsten Veränderungen in der eigentlichen Reformationszeit.

Die Bedeutung dieser Arbeit liegt nicht sowohl in der Beibringung neuen Materiales als in der einheitlichen Darstellung und vorurteilslosen allseitigen Auffassung des Gegenstandes. Persönliche Polemik will der Verf. ganz, sachliche fast ganz vermeiden.

A. Wiedemann, Ägyptische Geschichte. 1. Abteilung: Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Tutmes' III. 2. Abteilung: Von dem Tode Tutmes' III. bis auf Alexander den Grofsen. Gotha. Perthes. 1884. Pr. à 7 ℳ.

Nachdem der Verfasser bereits früher eine Geschichte Ägyptens von Psammetich I. bis auf Alexander den Grofsen nebst einer eingehenden Kritik der Quellen zur ägyptischen Geschichte veröffentlicht hatte, vervollständigt er jetzt sein Unternehmen, indem er in den vorliegenden zwei Bänden, die nun neben der neueren auch die ältere Epoche enthalten, eine Gesamtgeschichte von Ägypten bietet. Dieses neue Werk ist wiederum nur der erste Teil einer Sammlung von Handbüchern der alten Geschichte, die auf des verstorbenen A. Schäfer Anregung von einer Reihe von Fachgelehrten bearbeitet werden, ein Unternehmen, das der von W. v. Giesebrecht angeregten und in Gemeinschaft mit ihm von einer Anzahl kundiger Fachgenossen in Angriff genommenen deutschen Geschichte würdig zur

Seite steht. Es ist durch die Fülle von Spezialstudien auch auf dem Gebiete altorientalischer und vorzüglich ägyptischer Geschichte schwer, oft nahezu unmöglich geworden, das zerstreute und stets anwachsende Material zu übersehen. Da es nun bisher kein Werk gab, in dem der Stoff übersichtlich geordnet war und bis zu einem bestimmten Jahre vollständig beisammen stand, hat sich Wiedemann der schweren Aufgabe unterzogen und sie in jeder Beziehung glücklich gelöst.

Die Absicht, welche der Abfassung des vorliegenden Werkes zu grunde lag, war nach seinen eigenen Worten die, durch Zusammenstellung des auf die ägyptische Geschichte bezüglichen, in Monographien vorliegenden Materiales und der aus den Inschriften sich weiter ergebenden Thatsachen ein Bild der ägyptischen Geschichte, soweit dies jetzt möglich ist, zu geben. Eine genaue Anführung der Monumente und der erschienenen Werke soll dabei die Nachprüfung und Kontrolle der in dem Text gegebenen Notizen erleichtern. Dieser Text selbst wurde, da das Werk als Handbuch zu dienen beabsichtigt, in möglichst kurzer, übersichtlicher Form gehalten. Ausdrücklich bemerkt noch der Verf., dafs er in den einleitenden Abschnitten sich auf die Anführung der wichtigsten und neuesten Arbeiten beschränkte, da ja die vollständige ältere Litteratur in der Bibliotheca Aegyptiaca von Jolowicz bereits zusammengestellt ist. Für die noch unpublizierten Monumente hat Wiedemann den gröfsten Teil der europäischen Sammlungen durchsucht und dadurch für einige weniger bekannte Perioden neues Material gewonnen.

Am Ende der Vorrede charakterisiert der Verf. sein Buch selbst mit folgenden Worten: die ganze Darstellung der ägyptischen Geschichte hat mehr eine tabellarische Aufzählung von Monumenten und Thatsachen ergeben, als eine wirkliche Geschichtserzählung. Dafs dem so ist, lag an dem uns nur ganz lückenhaft vorliegenden ägyptisch-historischen Materiale, welches eine pragmatische Behandlung der einzelnen Ereignisse noch nicht zuläfst. Erst in den letzten Perioden der ägyptischen Geschichte war es möglich, wenigstens für einzelne Regierungen den Versuch zu machen, ihre Geschichte in fortlaufender Form darzustellen und die Ereignisse in Beziehung zu einander zu setzen, für die ältere Zeit war dies ausgeschlossen, und es mufste statt dessen eine Thatsachen- und Denkmäler-Aufzählung eintreten, obwohl eine solche weit davon entfernt ist, eine wirkliche Geschichte zu ersetzen.

Auf die Aufstellung einer absoluten, mafsgebenden Chronologie für die ägyptische Geschichte verzichtet einstweilen der Verf. und gibt nur in einer Tabelle eine Übersicht der wichtigsten in unserm Jahrhundert über dieselbe aufgestellten Systeme, welche alle mehr oder weniger auf die Manethonischen Ansätze zurückgehen, die einen Überblick über die ganze ägyptische Geschichte ermöglichen. Während für die älteren Perioden nach Jahrhunderten zählende Differenzen bei dem Stand des bisher bekannten Materials möglich sind, werden erst von der 26. Dynastie abwärts die Zahlen mit Differenzen von einem Jahre verläfslich.

Eine der trefflichsten Partien des Buches ist die Darstellung der ägyptischen Quellenkunde, die er in vier gröfsere Abteilungen zerlegt: In die national-ägyptischen, in die asiatisch-semitischen, in die griechisch-römischen und in die modernen Quellenwerke, von denen die Zusammenstellung der griechischen und römischen Schriftsteller über Ägypten auch für Philologen sehr nutzbar verwertet werden kann. Im allgemeinen zeichnet sich Wiedemanns Werk über Ägypten vor den übrigen aus durch erschöpfende Angabe der Quellen, des ganzen wissenschaftlichen Materials

und seiner gelehrten Bearbeitung und kann in der historischen Litteratur der Ägyptologie, so gewaltig dieselbe auch seit 50 Jahren angewachsen ist, als der beste Führer auf das wärmste empfohlen werden.

München. Gruber.

Franz Rutte, Historisch-geographisches Wörterbuch zum Schulgebrauche. Wien. 1885. A. Hölder. IV und 67 S. gr. 8°.

Der Verfasser will „den Schülern, welche nicht in der Lage sind, sich ein gröfseres geographisches Lexikon anschaffen zu können, einen willkommenen Behelf bieten". Zu diesem Zwecke hat er „mit Benützung der (?) einschlägigen Werke die wichtigsten historisch merkwürdigen Orte, Gebirge, Inseln, Flüsse etc. alphabetisch zusammengestellt und die dabei (!) vorkommenden geschichtlichen Ereignisse in Kürze angegeben."

Die Absicht des Verf. ist löblich, was er aber leistet, ist gelinde gesagt, wertlos. Mit einer willkürlichen Auswahl geographischer Namen ist einem Schüler nichts gedient; nur ein vollständiges Verzeichnis der beim Geschichtsunterricht vorkommenden Städte, Dörfer, Flüsse u. s. w. wird für ihn von Nutzen sein, und in einem Nachschlagebuch, das man ihm empfiehlt, dürfen gerade unbekanntere und seltenere Namen wie Acesines, Firenzuola, Jüterbock, Montebello, Montenotte, Rain, Ried, Saratoga, Sutri, Tagliacozzo, Wurzen am wenigsten fehlen. Welches Ziel dem Verf. vorschwebte, ist überhaupt nicht leicht zu konstatieren. Er erwähnt unter den europäischen Hauptstädten Berlin, Konstantinopel (s. Byzanz), Madrid, Stockholm, St. Petersburg, schweigt aber von Lissabon, London, Paris, Rom; er führt häufig Unwesentliches an und ignoriert Unentbehrliches. So erzählt er von der Stadt Siwah, dafs man dort am hellen Mittag mit der Lampe in der Hand durch die bedeckten Gassen geht, während er uns unter Dyrrachium über Cäsars Niederlage 48 v. Chr., unter Alcantara über die Schlacht 1580, unter Augsburg über den Religionsfrieden 1555 in Unwissenheit läfst. Fürs zweite ist es bedenklich, einen Schüler zu einer so barbarischen Aussprache französischer Namen anzuleiten, wie es der Verf. z. B. bei Azincourt, Compiègne, Laon, Saint-Germain en Laye, Saint Jean d'Acre, Saint-Quentin, Vincennes will, während er dagegen für die Aussprache der englischen Namen Evesham, Worcester, Avon, Glocester, Wales S. 17 jeden Wink unterläfst. Aufserdem reifst den Verf. das Streben nach Kürze im Ausdruck nicht selten zu komisch wirkenden oder ungeheuerlichen Stilwidrigkeiten hin. So lesen wir unter Eleusis: „Von Alarich zerstört, finden wir jetzt noch Ruinen davon"; unter Ira: „Berühmt durch die Tapferkeit des Aristomenes im 2. messenischen Kriege, durch welche die Festung durch 11 Jahre den Feinden Widerstand leistete"; unter Jerusalem: „Omar eroberte die Stadt 639, die Kreuzfahrer 1099, der Sultan Saladin von Ägypten 1187, und gieng 1244 für immer für die Christen verloren"; unter Joppe: „Zankapfel beider (welcher?) Parteien"; unter Karlsbad: „Vom (!) Kaiser Karl IV. bei einer Hirschjagd entdeckt und bekannt durch die von allen deutschen Staaten angenommenen Beschlüsse vom 20. Sept. 1819"; unter Lesbos: „Jetzt türkisch, hufeisenförmig"; unter Montreeau: „Am Zusammenflufs der Seine und Yonne, wo zwei Brücken darüber führen"; unter Montferrat: „Im J. 1192 wurde Konrad von Montferrat zum König von Jerusalem gewählt, aber bald darauf ermordet, daher der sardinische Königstitel von Jerusalem"; unter Rhegium: „Handelsstadt an der Küste von Bruttium und der Meerenge von Messina, welche von hier aus überschifft wurde"; unter Tusculum;

„1191 zerstört, zeigen sich jetzt noch Ruinen beim heutigen Frascati“ u. s. w. Wer nach diesen Proben von der Unbrauchbarkeit des Rutte'schen „Historisch-geographischen Wörterbuches“ noch nicht überzeugt ist, der schlage Seite 30 auf, um dort wörtlich zu lesen: „Landshut, Stadt im Königreiche Bayern, Regbez. Niederbayern, an der Isar, nordöstl. von München, berühmt durch den Sieg der Österreicher unter Laudon am 23. Juni 1760 über die Preufsen und durch das Gefecht (!) Napoleons mit den Österreichern unter Erzherzog Karl im April 1809“. Also Landshut in Niederbayern und Landshut in Schlesien sind für einen k. k. Professor an einem Staatsgymnasium in Wien identisch!

M. R.

Eduard Suefs, Das Antlitz der Erde. Erster Band. Mit 48 Textabbildungen, 2 Vollbildern und 4 Karten in Farbendruck. Prag. F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1885. IV. 779 S.

Die Engländer besitzen für litterarische Leistungen, durch welche entweder eine vollständige Reform eines Wissenszweigs angebahnt oder durch welche eine Wissenschaft unter höheren Gesichtspunkten und in völlig neuer Beleuchtung dargestellt wird, das schöne und bezeichnende Wort „standard work“. Zu diesen gehört ganz unzweifelhaft das vorliegende Buch des Wiener Geologen Suefs; seit Jahren wartet die gelehrte Welt auf das Erscheinen desselben, und durch eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, in welchen der Autor von einzelnen seiner Ideen bereits früher Kenntnis gegeben hatte, war die Erwartung eine hoch gespannte geworden. Mit allem Rechte, denn wir sehen nunmehr die volle Erfüllung unserer Hoffnungen vor uns. Das gigantische Problem, welches sich Suefs gestellt hatte, läfst sich vielleicht dahin charakterisieren, dafs die Mannigfaltigkeit der Oberflächenformen unserer Erde genetisch erklärt werden soll durch jene Kräfte, welche im Innern der sich abkühlenden und langsam zusammenziehenden Erdkruste wirken. Ansätze zur Lösung dieser Aufgabe waren auch schon früher — wenn auch kaum je mit gleicher Konsequenz — gemacht worden, man hatte sich aber meist mit der Andeutung begnügt, dafs diese und jene Spannungsdifferenz des Erdinneren sich in dieser und jener Weise äufserlich durch Gestaltänderungen bekunden müsse. Hier aber sehen wir, nachdem die allgemeinen Grundsätze dargelegt sind, die Sache im kleinsten Detail angegriffen, indem für jedes der irdischen Erhebungs- und Depressionssysteme der kausale Hergang aufgezeigt wird. Wir haben es sonach nicht nur mit einer höchst genauen Morphographie — eine solche ward bereits durch A. v. Humboldt und v. Sonklar geschaffen — sondern mit einer wirklichen Morphologie der Erdoberfläche zu thun.

In eigenartiger und geistvoller Weise beginnt Suefs damit, die Sintfluthypothesen auf ihre naturwissenschaftliche Berechtigung zu prüfen. Das babylonische Izdubar-Epos, ein Residuum aus der berühmten Thontafel-Bibliothek des Asurbanipal, wird in deutschem Wortlaut mitgeteilt, und der Verf. nimmt keinen Anstand, einzuräumen, dafs hier wirklich eine grofsartige Katastrophe beschrieben sei, welche den südlichen Teil des Zweistromlands betroffen habe. Die mit dem biblischen Berichte übereinstimmende Angabe, das Wasser sei zugleich von oben und von unten gekommen, ist sehr wohl glaubhaft, denn nach der scharfsinnigen Analyse, welche von dem Naturereignis gegeben wird, stellt sich die Sache etwa so. Zugleich mit einem jener heftigen Wirbelstürme, wie sie ja auch heute noch im indischen Meere nur zu häufig vorkommen, erschütterte ein Erd-

stofs jenes Alluvialgebiet; dasselbe war vom Wasser bereits weithin durchdrungen und unterspült, und das Erdbeben brachte nur die Bodenspalten zuwege, durch welche allenthalben das Grundwasser hervordrang. In den Mündungsgegenden ostindischer Flüsse hat sich in historischer Zeit Ähnliches zugetragen; so gehört hier namentlich her das plötzliche Versinken des Ran of Kachh am unteren Indus, welches vom Meere bis hin zu einer natürlichen Terasse, dem Ullah-bund oder Gottesdamm, bedeckt ward; man nahm bisher vielfach an, dafs dieser Schutzwall damals plötzlich entstanden sei, allein nach Suefs' Aufklärungen existierte er von jeher und verhinderte eben das kapillar aufgesogene Seihwasser, flufsaufwärts weiter vorzudringen. Aus dem vereinigten Delta des Ganges und Brahmaputra werden analoge Vereinigungen von Zyklonen und Erderschütterungen öfter gemeldet. Indem der Verf. sodann noch die kosmogonischen Mythen anderer Völker sorgsam durchmustert, gelangt er zu dem Schlusse, dafs die mesopotamische Sintflut als unzweifelhaft beglaubigt gelten mufs, dafs aber kein sicheres Zeichen für eine Erstreckung derselben über einen beträchtlicheren Teil der Erdoberfläche bekannt ist, und dafs ebenso die anderen grofsen Sturmfluten, deren Sage und Geschichte gedenken, immer nur einen partiellen Charakter an sich trugen.

Nach dieser Einführung in die Lehre von den geologischen Katastrophen wendet sich Suefs den Erdbeben im besonderen zu. Er beklagt das Unzureichende der meisten Darstellungen, welche diesem Phänomene gewidmet sind, und beschliefst deshalb, sich zunächst durch genaues Individualstudium erdbebenreicher Erdgegenden die Materialien für die vielfach fehlenden allgemeinen Gesichtspunkte zu beschaffen. Die vier „Schüttergebiete“, welche zu diesem Zwecke ausgewählt werden, sind die nordöstlichen Alpen, das südliche Italien, das Festland von Zentralamerika und die Westküste von Südamerika. Wichtig sind namentlich die für das zuletzt erwähnte Territorium erzielten Ergebnisse, insoferne sich die sogenannten „rhapsodischen“ Erhebungen, welche Ch. Darwin infolge von Erdbeben an den Küsten von Chile und Peru beobachtet haben wollte, als thatsächlich nicht existierend herausgestellt haben. Immerhin sind erhebliche seismische Störungen zugleich mit Zustandsänderungen in den oberflächlichen sowohl wie auch in den tiefer gelegenen Schichten unserer Erdkruste verknüpft, doch stehen dieselben nicht mehr als etwas ganz Besonderes da, sondern sie stehen auf einer Stufe mit anderen Vorgängen, durch welche die Gebirgs- und Kontinentalbildung überhaupt bedingt gewesen ist. An die Spitze seines dritten Abschnittes stellt der Verf. deshalb den folgenden Satz: „Die sichtbaren Dislokationen in dem Felsgerüste der Erde sind das Ergebnis von Bewegungen, welche aus der Verringerung des Volums unseres Planeten hervorgehen.“ Die Erdwärme ist nämlich ununterbrochen im Abnehmen begriffen, mit jeder Temperaturverminderung sind aber Kontraktionserscheinungen notwendig verbunden, und durch diese entstehen innerhalb der Erdrinde Spannungen jeder Art, die man aber, ohne der Gesamtwirkung irgendwie Eintrag zu thun, nach dem Satze vom Kräfteparallelogramm in zwei Gattungen zu einander senkrechter Spannungen, Radial- und Tangentialspannungen, zerlegen kann. Waltet die tangentiale Bewegung vor, so kommen jene eigentümlichen Verbiegungen und Faltungen zu stande, welche in geologischen Profilen so oft unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen; die entstehenden Sprungflächen sind entweder „Überschiebungsflächen“ oder „Verschiebungsflächen“; erstere haben die „Schuppenstruktur“, letztere die „Blätterstruktur“ in ihrem Gefolge. Vereinigt sich ein starker Tangentialzug mit einer Senkung, so können sich unter Umständen die verwickelten „Vorfaltungen“ ergeben, welche dem prüfenden

Geognosten die schwersten Rätsel aufgeben; man vergleiche beispielsweise auf Fig. 17 unserer Vorlage die geradezu abenteuerlichen Verwerfungen, welche sich die Schichtungen im belgischen Flözgebirge haben gefallen lassen müssen. Nunmehr kommen die Vulkane an die Reihe, deren Untersuchung der Verf. durch Aufsuchung einer von auſsen nach innen führenden „Denudationsreihe“ in Angriff nimmt; es gelingt so insbesondere das relative Alter der verschiedenen Feuerberge und Ausbruchsstellen unserer Erdoberfläche befriedigend aufzuklären. Als besonders lesenswert und inhaltsreich heben wir hervor die Bemerkungen über den erloschenen Vulkan von Predazzo, sowie über die Laccolithe der Rocky Mountains. Bezüglich der Erderschütterungen stellt sich Sueſs, der die Vulkane mehr nur als oberflächliche, nicht aber als mit dem Erdmagma selbst in Verbindung stehende Glutherde auffaſst, nicht auf jenen Standpunkt, nach welchem vulkanische und tektonische Beben grundsätzlich gesondert werden sollen, sondern schlägt vor, je nach der Kategorie, in welche die eine seismische Störung nach sich ziehende Spannung einzuordnen ist, „Blattbeben“ und „Wechselbeben“ von einander zu unterscheiden. Damit sind denn die generellen Grundlagen gewonnen, auf welchen der Wiener Geologe ein neues und groſsartiges System auferbaut: die Lehre von dem inneren und ursächlichen Zusammenhang der groſsen Land- und Gebirgsmassen unter sich. Hiemit beschäftigt sich der ganze zweite Teil unseres Werkes.

Man weiſs, daſs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts François Buache den Versuch machte, unterseeische Verbindungen zwischen den Hauptgebirgsketten der einzelnen Kontinente zu konstruieren. Phantastisch ausgesonnen und selbstverständlich ohne jede Kenntnis der wirklichen Tiefenverhältnisse durchgeführt, konnte dieses Beginnen nicht glücken, und es wurden alle Bestrebungen dieser Art bei den Geographen um so mehr in Miſskredit gebracht, als auch die weit später erfolgten Versuche, einen der geologischen Vorzeit angehörigen Erdteil „Lemurien“ den schon vorhandenen Kontinenten hinzuzufügen, der fortschreitenden bathometrischen Forschung der Neuzeit gegenüber sich als illusorisch erwiesen. Wenn man die Vorgeschichte der Sueſs'schen Ideen schreiben will, so kann man wohl allenfalls die Seegebirge von Buache und die madagaskarisch-sundaische Landbrücke ersterer zurechnen, aber freilich, welch himmelweiter Unterschied besteht zwischen diesem primitiven Tasten und der zielbewuſsten Methode des Wiener Geologen! Sollten wir den Kern, das eigentlich Charakteristische und Auszeichnende dieser Methode, herausschälen, so würden wir sagen: Es wird festgestellt, für welche Erdgegenden die aus der Abkühlungsspannung resultierenden geophysikalischen Besonderheiten das nämliche Gepräge an sich tragen, und die Gesamtheit dieser Örtlichkeiten, mögen auch ihre Abstände beliebig groſse sein, wird als ein Ganzes aufgefaſst. Die Kennzeichen für eine solche Totalität sind sohin nicht mehr morphographischer Natur, vielmehr spielen äuſserlich erkennbare Ähnlichkeiten nur eine ganz untergeordnete Rolle, die Kriterien werden geodynamisch festgestellt, und es ist damit der Untersuchungsmodus sowohl im figürlichen wie im thatsächlichen Sinne vertieft worden. Während bislang der Meeresgrund die untere Grenze abgab, hat von jetzt ab als solche jene Partie der Erdrinde zu gelten, innerhalb deren die Kontraktion entschieden bestimmende, von anderen Teilen abweichende Lagerungsverhältnisse herbeigeführt hat.

Es kann selbstverständlich an diesem Orte nicht unsere Aufgabe sein, dem Verf. getreulich auf seinen Wanderungen über die Erde hin zu folgen und zu schildern, wie er mit einer gerade unbeschreiblichen Orts- und Litteraturkenntnis die einzelnen Gebiete gegen einander abgrenzt,

vielmehr müssen wir uns mit einigen allgemeinen Andeutungen begnügen. Rufsland ist eine seit unvordenklicher Zeit von intratellurischen Kraftäufserungen unbehelligte Platte, welche erst an ihrem Südwestrande von den karpathischen und sudetischen Faltungen etwas gestört wird und dann allmählich in das fränkisch-schwäbische Senkungsfeld übergeht, das sich, nur hie und da durch Einbruchsstellen und sogenannte „Horste" unterbrochen, in treppenförmigen Absätzen nach dem Fufse der Alpen hinzieht. Für dieses letztere Gebirge weifs der Verf. eine Reihe von Leitlinien anzugeben, welche im allgemeinen die Form konzentrischer Kreise haben. Ebensolche Kreise, die periadriatischen Absenkungstreppen, umsäumen in weitem Bogen das adriatische Meer, welches sonach eine geologische Einheit bildet und schon in frühester Epoche den jetzt eingenommenen Platz im wesentlichen behauptete. Ganz etwas anderes ist es mit dem mittelländischen Meere, welches durch Einbrüche aller Art, die selbst noch bis in die postglaziale Zeit hereinreichen, in den verschiedenen geologischen Perioden auch die manchfachsten Gestaltänderungen über sich ergehen lassen mufste. Den Eindruck relativer Ruhe gewährt dagegen die „Wüstentafel", welche, in ihrem geologischen Allgemeincharakter der russischen Platte vergleichbar, von der atlantischen Begrenzung der Sahara bis zum persischen Meerbusen sich erstreckt und nur eine gröfsere Bruchsenkung, die bekannte Depression des Jordanthales, aufzuweisen hat. Indem der Verf. bei Besprechung dieser Verhältnisse auch die organisierte Bewohnerschaft der Tafel der Untersuchung unterwirft, kommt er auf die unerwartet weite Verbreitung der Nilfauna zu sprechen und konstatiert dabei die wohl nur Wenigen bekannte Thatsache, dafs das Nilkrokodil sich in einem Flusse Palästinas bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dieser Umstand gibt (S. 495) den Anlafs zu einem Exkurse auf die Sage von dem Rhodischen Drachentödter; Suefs hält, wovon unsere Erklärungen wohl Akt nehmen sollten, die Möglichkeit, dafs vereinzelte Saurier noch im XIV. Jahrhundert auf jener Insel vorgekommen seien, durchaus nicht für ausgeschlossen. An das Wüstengebiet schliefst sich das indoafrikanische Tafelland an, welches wenigstens seit der Kohlenperiode vor internen Faltungen und den mit diesen verbundenen oberflächlichen Umwälzungen bewahrt geblieben ist. Die indischen und hochasiatischen Gebirgsläufe, in deren Axenstellungen allerdings bereits v. Richthofen eine gewifse, wenn man will, geometrische Regelmäfsigkeit erkannt hatte, weifs unser Verf. zu kompakten „Schaarungen" zusammenfassen, welche einerseits an die mediterranen Kurvensysteme sich anschliefsen, andererseits durch das nordindische Tafelland hindurch sich mit dem nördlichen Teile des Pazifik in tektonisch-verwandtschaftliche Beziehung setzen. Dieses Aufsuchen der Verbindungsglieder zwischen den Alpen und den Gebirgen Asiens kennzeichnet das geistvolle Verfahren des Verf. besonders treffend; es ist hier einer der Glanzpunkte des Werkes. Nach Amerika die Blicke richtend, erfahren wir, dafs Südamerika einen besonders einheitlichen Bau aufweist, und dafs die Antillen mit den durch den amerikanischen Kontinent seiner ganzen Breitenausdehnung nach sich hindurchziehenden Kordilleren durch gemeinsame Züge aller Art in einem Grade verknüpft sind, dafs der Name „Kordillere der Antillen" gerechtfertigt erscheint. Nordamerika enthält in den Alleghanies eines der regelmäfsigsten aller irdischen Fältelungssysteme, wogegen in den Felsengebirgen die Tektonik eine sehr komplizierte wird, wie uns schon ein Blick auf die geologisch kolorierte Karte dieser „Virgationen" mit ihren bunten Schichtenverfilzungen, sit venia verbo, belehrt. — Es liegt am Tage, dafs Suefs auch die hergebrachte Einteilung in Kontinente mit seinen neuen Aufstellungen nicht zu vereinbaren im

stande ist. Südamerika mag als homogener Erdteil gelten, auch Nordamerika seit dem Austrocknen des Laramie-Binnenmeeres, das dereinst im Inneren dieses Landkomplexes wogte. Die sogenannte „alte Welt“ hingegen zerfällt in zwei grundsätzlich geschiedene Abteilungen, in die indisch-afrikanische Tafel und in das vielfach gefaltete nördlich angrenzende Stück Erde, für welches der leicht verständliche Name „Eurasia“ in Vorschlag gebracht wird. —

Diefs im wesentlichen die Grundzüge der Suefs'schen Monographie unserer Erdrindenstruktur. Wir haben noch hinzuzufügen, dafs das im gröfsten Lexikon-Oktav gedruckte Werk auch äufserlich aufs würdigste ausgestattet und mit Figuren, Terrainskizzen und Landschaftsdarstellungen verschwenderisch ausgeschmückt ist. Auf die Frage, ob das Suefs'sche System jetzt schon ein abgeschlossenes genannt werden könne, ist hier nicht einzugehen. Wir sind überzeugt, dafs Diskussionen über die einzelnen Momente der Klassifikation nicht ausbleiben werden, versprechen uns aber von denselben nur Erfolg für die Wissenschaft; selbst in dem undenkbaren Falle jedoch, dafs die Detailcharakteristik der Erdregionen eine völlig andere werden müfste, wäre die unschätzbare methodologische Anregung, welche aus dieser ganz neuen und eigenartigen Betrachtungsweise entspringt, für die exakte Erdkunde unverloren. Welche Fülle von neuen Gesichtspunkten mag auch noch die zu erwartende dritte Abteilung des Werkes in sich bergen, welche die Lehre von den — eben auch durch Suefs gründlich reformierten — positiven und negativen Uferschwankungen uns bringen soll!

Ansbach. S. Günther.

Dielitz und Heinrichs, Grundrifs der Geographie für höhere Lehranstalten. 3. Auflage von Dr. J. E. Heinrichs. Altenburg, H. A. Pierer. 1885. 284 S.

Das vorliegende Lehrbuch ist bereits die dritte Auflage. Wir haben deshalb einen etwas strengeren Mafsstab der Beurteilung hier anzulegen, als bei einem ersten Heraustreten, bei welchem mancher Autor oft selbst ein anderes Aussehen seines Produktes wahrnimmt, als er eigentlich erwartet und in der oder jener Hinsicht gewollt hat. Dazu sagt uns hier die Vorrede, dafs das Buch in einer „neuen Gestalt“ vor das Publikum trete. Sein Zweck ist, „die lernende Jugend mit ihrer zeitigen Heimat, der Erde, immer inniger vertraut zu machen“.

Da wir es besonders bezüglich der Geographie für erforderlich halten, mit der That die Anforderung zu verwirklichen, dafs der Lehrer die Schule, d. h. den Unterricht mache, so glauben wir, dafs auch der in Rede stehende „Grundrifs“ als Mittel zu seinem Zwecke recht wohl zu verwenden sei. Wir meinen dies in dem Sinne, dafs das Buch als Vorbereitungsmittel für den Schüler gute Dienste thue, und dafs es nach der im Unterricht vorgenommenen Reduktion und Berichtigung seiner Angaben auch für die häuslichen Aufgaben sich vorteilhaft erweisen könnte.

Die Anlage zeugt durch die Art der Gliederung des Inhalts, wie namentlich auch die manchfache Unterscheidung der Unterabteilungen und der Namen im Drucke von erfahrener Würdigung des Wertes einer guten Einteilung des Lehrstoffes und sinnlich wahrnehmbarer Erleichterungen für das Lernen. Die Ausdrucksweise bewegt sich anmutig und wurde auf sie durchweg viel Sorgfalt verwendet. Namentlich ist auch der Fleifs des Verfassers in bezug auf statistische Ziffernangaben bewundernswert.

Obgleich wir nun aber bestrebt sind, rühmenden Beifall allen Leistungen zu spenden, welche den Unterricht über die Erdoberflächennatur anziehend und nützlich zu gestalten helfen, so können wir doch hier nicht umhin, zu bedauern, dafs noch immer Lehrbücher erscheinen und mit Erfolg abgesetzt werden, welche mehr einem freundlichen Wohlwollen für das Fach, als einer nachhaltigeren wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihm entstammen. Das Heinrichs'sche Buch gehört gewifs unter die besten dieser Art; aber es zeigt sich doch dem Fachmann alsbald, dafs man auch hier, abgesehen vom gröfsten Teile der ersten 63 Seiten, einen sozusagen statistischen Extrakt vor sich habe, dafs eine prinzipielle Auffassung des Zweckes der geographischen Wissenschaft nicht zu grunde gelegen sei, und dafs ebensowenig für die Schüler ein Lehrmittel gegeben ist, das für sie mit Hilfe der Belebung durch den Unterricht ein wirklich erwünschtes Kompendium bleiben könne.

Den Mangel wissenschaftlicher Grundlage erblickt man schon an dem, dafs die Bodenplastik auch gar nicht als das Beherrschende für Erdoberflächenbetrachtung erkannt oder gar behandelt ist. Wir sehen dagegen durchweg die von Buch zu Buch überlieferten Überschriften wie Dogmen befolgt: z. B. man absolviert zuerst die Gebirgszüge nach ihrer Lage und Richtung in einem ganzen grofsen Lande, dann die sämtlichen Flüsse wieder über den ganzen behandelten Raum hin; dann werden unter gänzlicher Ignorierung dessen, dafs man mit einer Ortswissenschaft es zu thun habe, kritiklos einige Produkte aufgezählt; dann folgt eine nackte und dürre Benennung der Städte, allerdings grofsenteils mit einem Schein von Ortsangabe, mit der aber fast gar keine konkrete Vorstellung sich verbinden kann. Dafs bei den europäischen Staaten auch im vorliegenden Buche die „Verfassung“ sogar einen eigenen Zifferabsatz erhielt, wird durch die Betonung der sogen. politischen Geographie noch nicht entschuldigt.

Die geringe Anerkennung des ersten Gattungsbegriffes der Erdkunde, dafs sie eine Ortswissenschaft sei, tritt aber auch abgesehen von dem angedeuteten statistischen Verfahren u. a. äufserlich deutlich genug z. B. in dem Umstand zu tage, dafs in der topischen Behandlung der Angaben nicht von einer Stelle aus nach irgendwelcher Richtung so fortgeschritten wird, dafs nur räumlich an einanderliegende oder doch thunlichst benachbarte Erscheinungen (Gebirge, Flüsse, Städte) an einander gereiht werden. Dies sollte doch namentlich auch schon vom didaktischen Interesse diktiert sein; allein dieses Lehrbuch geht vom Demawend zum Solimangebirge, von der Insel Anglesea zur Stadt York unmittelbar über, oder Stuttgart, Cannstadt, Efslingen, Ludwigsburg folgen direkt auf einander. Überhaupt wird der Fachmann durch die Ausdrucksweise, besonders bezüglich der oro- und hydrographischen Angaben, allzu oft erinnert, dafs es hier an manchen heutzutage für diesen Lehrgegenstand zu fordernden Grundlagen fehlt. Welch ungünstigen Eindruck macht es z. B., wenn von dem östlich des gesamten Andenzuges vorhandenen nördlichen und südlichen Amerika (unter Ignorierung der Plateaux des westlichen Unionsgebietes und ihrer aufgelagerten Rücken) gesagt ist: „Die Ebene, welche diesem Hauptgebirgszuge zur Seite die östliche Hälfte Amerikas bedeckt, ist durch sechs isolierte Gebirge unterbrochen“; dann folgt wie das Hochland von Guiana und das „brasilianische Gebirgsland“, das Alleghanygebirge und die Höhenzüge von Kanada und Labrador! „Der Jenissei erweitert sich bei seiner Mündung zum jenissei'schen Meerbusen“! So schreibt man doch nur dann, wenn man sich von stilistischem Interesse beherrscht, aber von erdkundlicher Wissenschaft unabhängig fühlt. Natürlich kann auf diese Art der Schüler nur langsamer zu einer richtigen Naturanschauung geführt werden, als

wenn seine Vorstellungskraft sich von vorneherein nicht mit inkorrekten Konstruktionen der erdkundlichen Dinge beschäftigt hat.

Wenn dann doch wenigstens dieser prinzipielle Defekt etwa stofflich ein vorteilhaftes Gegengewicht hätte! Aber wir finden da zunächst nur das schädliche Schwergewicht zu vieler Sachnamen und Angaben. Dieser Beanstandung gegenüber kann man nicht darauf rekurrieren, dafs sie eine Sache subjektiver Ansicht sei. Denn erstens zersplittert es den Schüler bei der Vorbereitung, wenn er so viele Dinge serviert bekommt, mit denen er keine genügend charakterisierende Vorstellung verknüpfen kann; zweitens hält dann das Superfluum des Lehrbuches beim Einprägen auf, auch wenn man den Unterricht so erteilt, wie Rezensent es im auge hat und in der Praxis thut. Sodann aber zeigt das Heinrichs'sche Buch in so und so vielen Abschnitten durch gesperrten und sogar durch Fettdruck an, dafs es die betr. Dinge zu merken fordert. Im Fettdruck z. B. beachte man in Asien S. 76/77 die Flüsse Indigirska, Mahanadi, Sarabat! (Der Brahmaputra aber taucht fast unter den Nebenflüssen des Ganges ungesehen unter.) Da hört doch wohl die Berechtigung des Titels „Grundrifs" schon ziemlich auf. Belegt wird letzteres auch noch dadurch, dafs das Namenregister (exklus. der sachlichen Begriffe) etwa 3800 Stück präsentiert! Wir dürfen daher auch schliefsen, dafs das Buch noch nicht der allein angemessenen Methode eines zeichnenden Unterrichts, zu dienen beabsichtige.

Aber nun können wir leider auch nicht stillschweigend über den Wunsch hinweggehen, dafs eine sorgfältige Ausjätung der ziemlich dicht gewachsenen unrichtigen Angaben einer Bearbeitung künftiger Auflagen vorhergehe. Rezensent kann gewifs nicht dazu verpflichtet erscheinen, dies aus Liebe zur Jugend für den Verfasser zu besorgen. Wohl aber kann exemplifiziert werden, wie leicht man in dieser Beziehung das gewifs mit den oben anerkannten Vorzügen ausgestattete und einer erfreuenden Zukunft werte Lehrbuch zu verbessern vermöchte.

Wir wollen dem hochtönenden Titel „Geologie" gegenüber die §§ 54—58 nicht zerpflücken, zumal die sogen. physikalische Geographie § 1—58 sonst mit Vorsicht, wenn allerdings auch mit einiger Stoffüberfüllung gearbeitet ist und nur Undeutlichkeiten sich uns zuweilen bemerklich machten. Aber schon im zweiten § der „Länderkunde", über die vertikale Gestaltung Asiens, beginnt das allzuflotte Vorgehen. So spricht H. S. 73 von einer Hochfläche von Bajesid. Man möge dagegen Ritter nachlesen oder eine Abbildung des auf einem romantischen Bergkegel neben einer Berglandfurche liegenden Bajesid ansehen! Und warum existiert das wichtige westliche Grenzgebirg Irans einfach nicht? S. 81 wird ganz Sibiriens breite Mitte als ein Gürtel einförmiger Steppen bezeichnet und sein riesiges Waldareal in dieser Zone dadurch verneint. S. 82. Die Provinz Jakutsk „mit Jakutsk an der Lena und der Inselgruppe Neusibirien". S. 83. Transkaukasien mit (Erivan, Baku,) Krasnowodsk! -- Greifen wir anderswo hinein, in nähere Gebiete. S. 153 „schieben die Kärntner Alpen zur Donau das Leithagebirge und den Bakonywald", welche dann noch dazu „den Westrand der oberungarischen Ebene bilden". Die Karawanken ziehen vom Terglou etc. S. 155. Vom Schar dagh „streichen einerseits nach Osten der Rilo dagh, andererseits nach SO. der Despoto dagh"!! S. 156 kommt der Isker vom Balkan! — Besonders aber sollte man die Angaben über das deutsche Heimatland mit aller Akribie aufzustellen suchen. Dann darf man aber doch nicht lehren (S. 200), dafs der fränkische Jura zwischen der Rezat und der Altmühl sich erhebe und zwischen der Tauber und der Wernitz (d. h. Wörnitz)! Bringt ja überdies S. 201 lit. b den Anfang des schwäbischen Jura ganz richtig an der Altmühl! Der Rennsteig zieht

nicht über den Frankenwald als alter Grenzweg. S. 202. Das Vogelsgebirge wird keineswegs nur durch das Thal der Fulda von der Rhön getrennt. Das Erzgebirge kann man auch im Westen nicht als ein viel durchschnittenes Bergland erklären; da wäre der Eisenbahnbau weit leichter geworden. S. 203. Der Flufs Queis ist in Wirklichkeit femininisch. Das Waldenburger Gebirge ist dem Riesengebirg nicht südlich, sondern östlich vorgelagert. Merkwürdig kühn ist auch angesichts der March-Oderkanal-vorarbeiten der letzten 2 Jahrhunderte die Behauptung, dafs das mährische Gesenke bis zum Jablunkapasse reiche. Der Mährische Landrücken soll eine niedrige „Einfassung“ des oberen Elbegebietes sein? S. 204. Der Odenwald fällt nicht zum Neckar sanft, sondern steil ab; dagegen nach Westen d. h. an seiner Bergstrafsseite sanft, also nicht „steil zur Rheinebene“. Zwischen Taunus und Odenwald ist eine fast 40 km breite Ebene, kein blofses Thal, u. s. w. Auch im altpreufsischen Gebiete haben wir eine ganze Reihe von Anständen notiert.

Man wird aus dem Bisherigen sehen, dafs in der That Vorsicht bei so angabenreichen Büchern not thut. Wir werden auch hiemit keineswegs eine Art Jagd auf geringwertiges Federwild skizziert haben; im Gegenteil wollen wir nachdrücklich betonen, dafs jeder rüstige Arbeiter auf dem Felde der Geographie, sobald er konkrete Angaben in grofser Zahl zu machen hat, auch Irrtümer kopieren oder irrig schliefsend dies und jenes Konkrete verfehlen wird. Aber es darf doch, wenn die Bücherbesprechungen noch einen Nutzen durch präzisere Kritik bewirken sollen, ehrlicher Weise über eine allzu vertrauensselige Niederschreibung von ungeprüften Angaben, wie wir sie in Heinrichs Grundrifs vorfinden, nicht mit allgemeinen Bemerkungen hinweggegangen werden, die nur ein Beweis von Geringschätzung dieses Buches wären, während wir dagegen gewifs durch diese eingehende Anzeige einen sichtbaren Beweis unserer Anerkennung der so reichhaltigen Leistung gegeben haben.

München. Dr. W. Götz.

Heinrich Matzat, Methodik des geographischen Unterrichtes. 382 Seiten mit 36 lithographierten Tafeln. Berlin. Paul Parey. 1885.

Eine dickleibige Utopie, welche sich nur realisieren liefse, wenn 1) keine Klasse mehr als 3 bis 4 Schüler hätte, 2) die Schüler mit 9 Jahren ebenso verständig wie mit 15 wären, 3) die Schüler gar nichts als nur Geographie zu lernen hätten. Damit ist nicht gesagt, dafs nicht manches, was in dem Buche steht, auch interessant und verwertbar wäre. Interessant sind die allgemeinen statistischen Daten des ersten Teiles über die Postulate und Bestimmungen für den Geographieunterricht in den verschiedenen Ländern. Interessant ist noch manches, was unter steter Berücksichtigung anderer Autoritäten über Methodik des allgemeinen und des geographischen Unterrichtes und über Pädagogik gesagt wird, — Seite 51—154; aber die Exemplifikation des Lehrverfahrens ist, im ganzen gesagt, ein Unsinn. Es sollen nämlich alle die unzählig vielen Begriffe der Geographie durch Fragen den Schülern nahe gebracht und dann erläutert werden. (Die erste Stunde z. B. leitet durch Fragen auf die Begriffe: Weltall, Himmelsgewölbe, Halbkugel, Zenith, Kreislinie, Horizont.) Dann sollen die Schüler alles durch Beobachtung finden, die Beobachtungen durch Zeichnungen festhalten und sogar später aus mehrwöchentlichen Beobachtungen des Sternenhimmels sich eine allmählige Kenntnis der dortigen Bewegungen verschaffen.

Selbst wenn die Schüler die Zeit und die Fähigkeit hätten, auf solche Weise durch Beobachtungen zu lernen, obwohl der Lehrer unmöglich alle Arbeiten aller Schüler kontrolieren und leiten kann, wie wird er die so vielgestalteten Begriffe behalten und in sich zu einem Ganzen vereinigen können? Die ziemlich allgemein werdende Manie, schon in den allerersten Elementen des Wissens möglichst wissenschaftlich zu verfahren, hat in dem Buch von Matzat ihren absurdesten Ausdruck gefunden. Diese scheinbar heuristische Methode ist doch nichts als ein Dozieren des Lehrers; denn wie vermöchte der Schüler aus eigener Kraft richtige Beobachtungen zu machen, aus ihnen richtige Schlüsse zu ziehen und sogar die richtigen Schlüsse systematisch zu verwerten?!

Die Philosophie und die Erkenntnistheorie sind nicht der Anfang, sondern der Abschlufs alles Wissens. Irgend eine Wissenschaft hat sich nicht aus lauter ineinandergreifenden Erfahrungen zusammengesetzt, sondern erst später wurden die unregelmäfsigen Zusätze, die sie da und dort von Forschern erhielten, systematisch eingeordnet.

Die gröfsten Gelehrten sind darauf angewiesen, die Demonstrationen anderer im guten Glauben zu benutzen, wenn sie weiter fortschreiten wollen; noch viel weniger können Schüler des Glaubens entbehren und alles durch eigene Beobachtung finden. Der einzig mögliche Weg ist den Schülern gegenüber die Methode des αὐτὸς ἔφα, wobei der Lehrer natürlich alle didaktisch zweckmäfsigen Errungenschaften in seiner Rede verwerten kann. Die Lücken, die im Schülerwissen immer bleiben, mögen spätere Jahre so weit als möglich ausfüllen.

Neuburg a. D. Schmitz.

Stegmann-Lengauer, Grundlehren der ebenen Geometrie. Dritte Auflage. Kempten. Kösel.

Das bekannte, bereits in zwei Auflagen vergriffene Lehrbuch der ebenen Geometrie von Prof. Stegmann hat Studienlehrer J. Lengauer einer eingehenden Neubearbeitung unterzogen und war dabei bemüht, unter Erhaltung der Vorzüge des Buches dasselbe den Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten. So gehört es insbesondere zu den Anforderungen, welche gegenwärtig an ein Lehrbuch der Geometrie gestellt werden, dafs die Beweise kurz und knapp gehalten seien und der Erfindung des Schülers wie nicht minder der freien Bewegung des Lehrers möglichst grofsen Spielraum lassen. Dem entsprechend sind die ausführlichen Beweise des Stegmann'schen Buches ganz bedeutend gekürzt, häufig nur durch den Hinweis auf die zu benützenden Sätze angedeutet. Ferner ist es gegenwärtig eine ausgemachte Sache, dafs ohne reiches Übungsmaterial auch in der Geometrie nicht auszukommen ist. Es sollen die geometrischen Wahrheiten nicht blofs theoretisch vorgetragen, sondern auch praktisch eingeübt werden. Lengauer hat daher das Buch durch eine Sammlung von Übungsbeispielen erweitert, welche Beigabe wohl den hauptsächlichsten Wert des Buches bilden dürfte. Dieselbe folgt abschnittweise dem Lehrtext und enthält ein äufserst reichhaltiges Material von Übungssätzen, Konstruktionen und Berechnungen, welches jedenfalls auf mehrere Jahre reiche Abwechslung zu bieten vermag. Die Auswahl ist eine sorgfältige und zweckmäfsige, und nicht minder ist die gruppenweise Anordnung des Stoffes, indem gleichartige Aufgaben möglichst unter einen Gesichtspunkt gebracht sind, zu loben. An passenden Stellen sind auch allgemeine Andeutungen über gewifse Gattungen von Lösungen beigegeben. Die äufsere Anordnung des Stegmann'schen Buches blieb die gleiche, wie auch an dem

ganzen Beweissystem nichts geändert wurde, wobei jedoch Verbesserungen an Einzelheiten nicht ausgeschlossen blieben, wie insbesondere die Umgestaltung der Parallelentheorie u. a. In der Einleitung und den ersten Kapiteln hätten wir jedoch auch noch manche Kürzung gewünscht; dieselben sind für einen Anfangsunterricht in der Geometrie viel zu breit gehalten. Diese langatmigen Einleitungen mit einem Berg von Definitionen und theoretischen Beweisen sind ohne jeden Nutzen, weil sie der Schüler einfach nicht versteht. Diese Beweiswut der Mathematiker hat schon viel Unheil gestiftet, insbesondere das, dafs die Schüler sich unter der Geometrie weifs Gott welches unverständliche Monstrum denken und ihrer einfachen klaren Einsicht nicht mehr vertrauen. „In medias res" ist hier wie überall das beste. Dafs Verfasser auch das Zeichen π für den gestreckten Winkel beibehalten hat, dürfte nicht überall Beifall finden. In diesem Sinne ist π das analytische Bogenmafs, während wir in der Elementargeometrie doch ausschliefslich das Gradmafs benützen. Zudem kommt auch das Zeichen R für den rechten Winkel vor. Unseres Erachtens sind diese beiden Zeichen überflüssig und verwirrend; es genügt, 180° und 90° zu schreiben.

Nachdem das Buch auf diese Weise eine so bedeutende innerliche Verbesserung gefunden, wäre es erwünscht gewesen, wenn der Herr Verleger auch der äufseren Ausstattung gröfsere Sorgfalt hätte angedeihen lassen. Papier und Druck halten nicht den Vergleich mit anderen verhältnismäfsig billigeren Schulbüchern und bleiben weit hinter den Anforderungen, die man in unserer fortgeschrittenen Zeit zu stellen gewohnt ist. Die Figuren sind in der neuen Auflage im Text angebracht, dürften aber durchgehends etwas kräftiger ausgeführt sein.

Damit sei das Buch der Beachtung der Fachgenossen bestens empfohlen.

Dr. Max Zwerger, Die lebendige Kraft und ihr Mafs, ein Beitrag zur Geschichte der Physik. München. 1885. (Lindauer.)

Verfasser dieser interessanten 19 Bogen umfassenden Arbeit setzt sich die Aufgabe, die bekannte Streitfrage über die lebendigen Kräfte von ihrem Beginn durch Leibniz 1686 bis zu ihrer Lösung durch d'Alembert und Kant (1743 bez. 47) genau darzustellen. Bis zu Leibniz galt nach Descartes als Mafs der Kräfte das Produkt aus Mafse und Geschwindigkeit, gegenwärtig „Bewegungsgröfse" genannt. Leibniz wurde auf die Idee geführt, dafs das Produkt aus Mafse und dem Quadrate der Geschwindigkeit das Mafs der Kräfte sein müsse, im Verlauf des Streites und noch heute „lebendige Kraft" genannt. Über diese beiden so widersprechenden Ansichten zweier Mathematiker ersten Ranges entstand nun ein länger als ein halbes Jahrhundert währender lebhafter Streit, dessen Entstehung und Verlauf uns der Verf. eingehend und höchst anschaulich vorführt. Er folgt der gesamten Litteratur über diesen Gegenstand in chronologischer Folge und gibt uns Auszüge aus den hierüber gewechselten Streitschriften, sich an die Darstellung der Autoren möglichst nahe anschliefsend. Wie überall, so ist es auch hier von dem höchsten Interesse, die Irrgänge zu verfolgen, durch welche der menschliche Geist sich hindurch arbeiten mufste, bis sich aus diesem Wirrsal von sich scheinbar widersprechenden Beweisen und Begriffen die klaren Grundsätze der neueren Mechanik herausgearbeitet haben. Wir freilich im behaglichen Genusse dieser Errungenschaften betrachten diese Arbeiten früherer Jahrhunderte mit eigentümlichem Gefühl. Zu sehr sind wir geneigt, im Besitze einfacher klarer Sätze die mühevolle Arbeit zu mifsachten, welche zur Entdeckung

derselben geführt hat, und dennoch ist dieselbe die unerläfsliche Vorbedingung hiefür. Wir halten es daher auch für eine verdienstvolle Arbeit, die der Verf. unternommen, indem er das weit zerstreute Material zur Geschichte dieses Streites übersichtlich zusammengetragen und uns so einen Einblick in diese interessante Epoche der Geschichte der Physik gewährt. Der gemischten Natur des Gegenstandes entspricht es, dafs ein Philosoph es sein mufste, der das letzte klärende Wort in dieser Sache gesprochen. Es war Kants Erstlingsarbeit, in welcher er ausführlich alle Beweise für und wider Leibniz aufführt und mit seinem eigenen Urteil abschliefst. Verf. gibt uns diese sehr wenig bekannte Schrift Kants in sehr ausführlichem Auszuge. Dr. Zwergers Buch wird für alle Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Physik ein wichtiges Hilfsmittel sein.

München. Adolf Sickenberger.

A. Harnack, Naturforschung und Naturphilosophie. Vortrag, gehalten in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1885. 27 S.

Die Tendenz dieses interessanten Vortrags ist eine durchaus zu billigende. Der Vortragende zeigt uns darin, wie weit wir aller Fortschritte der Neuzeit unerachtet davon noch entfernt sind, die Natur in ihrem inneren Zusammenhange zu begreifen, wie wenig Berechtigung wir haben, von festen Naturgesetzen zu sprechen, die wir erkannt hätten, wie auch das sogenannte Kausalitätsgesetz durchaus nichts dem Wesen der Dinge Immanentes, sondern lediglich etwas durch unser subjektiv-menschliches Kausalitätsbedürfnis in die Natur Hineingetragenes sei. Hiemit erklären wir uns gerne einverstanden, wir geben auch dem Verfasser zu, dafs unser stets wachsendes Vermögen in der Kunst der Beherrschung der „Naturkräfte“ einen sichereren Mafsstab für unseren Fortschritt in der Erkenntnis der Natur liefere, als die eigentlich naturphilosophische Forschung dies zu thun in der Lage sei, und wir würden nur wünschen, dafs jeder Lehrer der Physik das Schriftchen studiere, um sich und seine Schüler vor der so nahe liegenden Gefahr der Selbstüberschätzung zu bewahren.

All dies aber hätte nach unserem Dafürhalten der Verf auch erreichen können, ohne in seiner Polemik gegen die Atomistik der Neuzeit soweit zu gehen, wie er es für nötig hielt. Auf diesem Wege möchten wir ihm nicht folgen, da wir diesen Kampf gegen eine freilich rohe und an inneren Widersprüchen reiche Atomenlehre für einen heutzutage überflüssigen ansehen, dagegen jeden Hinweis auf die geläuterte Korpuskulartheorie der letzten Jahre vermissen. Wir ersehen aus dem Harnack'schen Vortrage wieder zu unserem Bedauern, dafs die trefflichen Arbeiten von Lafswitz, wie sie teils in dessen selbständigem Buche „Atomistik und Kritizismus“ (Braunschweig. 1878), teils in einer Reihe inhaltsreicher Abhandlungen in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ niedergelegt sind, noch viel zu wenig bekannt sind, denn während sonst an historischen und litterarischen Hinweisen erfreulicherweise kein Mangel ist, finden wir den Namen Lafswitz nicht ein einzigesmal zitiert. Und doch scheint uns durch diesen Gelehrten der Nachweis dafür erbracht zu sein, dafs eine gereinigte „phänomenale“ Atomentheorie das notwendige Korrelat zu jener kritizistischen Auffassung des Naturganzen bildet, welche seit Kants Zeiten zu immer allgemeinerer Anerkennung sich durchringt.

Ansbach. S. Günther.

Clemens Nohl, Pädagogik für höhere Lehranstalten. Erster Teil: Die Lehranstalten. Berlin. Theodor Hofmann. 1886. VIII, 201 S. M. 2.60.

Vorliegende Schrift ist der erste Teil eines auf vier Bände berechneten pädagogischen Werkes. Der Verfasser erstrebt nichts mehr und nichts weniger denn eine „völlige Umgestaltung des gesamten höheren Schulwesens im ganzen und im einzelnen“. Er will umstürzen und aufbauen; der Plan für seine „Zukunftsschule“ ist folgender:

Grundlage für allen Unterricht bleibt natürlich die Volksschule, die jedoch nach dem Verf. in ihrem Lehrplan noch mehr Rücksicht auf die höheren Lehranstalten zu nehmen hat, wie bisher, um bessere und gründlichere Vorbereitung ihrer Schüler für dieselben zu erzielen und dadurch jede besondere Art von Vorschulen, wie sie in Preufsen vielfach bestehen, unnötig zu machen. Mit zurückgelegtem 10. Lebensjahre kommt der auf weitere Bildung anspruch machende Schüler in die lateinlose allgemeine Mittelschule, welche einen dreijährigen Kurs umfafst und die eigentliche Vorstufe für den weiteren höheren Unterricht bilden soll. Hauptfächer sind neben Deutsch die modernen Sprachen: Französisch, vom 2. Jahre an auch Englisch; aufserdem sind neben Religion, Rechnen und Geographie in den Lehrplan aufgenommen: Geschichte, Naturlehre, Naturgeschichte, Zeichnen und Gesang, vom 3. Jahre an noch Mathematik; Turnen scheint der Verf. vergessen zu haben. — Die Absolventen dieser Mittelschule treten dann (im 14. Lebensjahre) entweder über in die lateinlose Bürgerschule oder in das Gymnasium, resp. „Gelehrtenvorschule“. In der lateinlosen Bürgerschule, die als neuen Unterrichtsgegenstand noch „Kunstlehre“ bekommt, soll es zwei Stufen geben, eine Mittelbürgerschule und eine Oberbürgerschule. Jene mit 3 Kursen (14.—16. Jahr) entspricht, wenn man die drei Klassen der allgemeinen Mittelschule dazu nimmt, ungefähr der in Preufsen 1882 neu gegründeten höheren Bürgerschule oder unserer sechskursigen Realschule — nur haben diese einen etwas einfacheren Lehrplan; und wie es bei uns auch vierkursige Realschulen gibt, so schlägt der Verf. für kleinere Städte eine „Unterbürgerschule“ mit 1 Kurs vor, natürlich wieder im Anschlufs an die Mittelschule. Die Oberbürgerschule ferner entspricht ungefähr der in Preufsen seit 1882 bestehenden Oberrealschule; sie umfafst zwei Jahreskurse (17. und 18. Jahr), und zwar mit Parallelabteilungen für Techniker und Nichttechniker; für jene treten die modernen Sprachen gegen Physik, Chemie und Zeichnen zurück. Auch die Kenntnis des Altertums soll hier den jungen Leuten durch Übersetzungen oder diesbezügliche Werke französischer und englischer Autoren einigermafsen vermittelt werden. Die Absolventen dieser Oberbürgerschule sollen aufser zum Studium des Maschinen- und Baufaches auch zu dem der Naturwissenschaften, zum höheren Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienst berechtigt sein. — Das Gymnasium endlich, in das ein Schüler nach Absolvierung der Mittelschule mit 14 Jahren eintritt, hat 6 Klassen; aufser den Fächern der Mittelschule sind in den Lehrplan aufgenommen: Lateinisch, Griechisch (dies vom 3. Jahre an) und Kunstlehre; die alten Sprachen überwiegen erst vom dritten Jahre an die modernen; es soll die Schule sein für die künftigen Theologen, Juristen und Philologen, während die Mediziner der Oberbürgerschule zugewiesen werden. —

Aus dieser Übersicht ergibt sich, dafs der Verf. in dem brennenden Streit der Meinungen über sogen. realistische und humanistische Bildung die erstere befürwortet, ohne die letztere ganz über den Haufen zu werfen,

da er sich der Erkenntnis von dem Werte derselben doch nicht so ganz verschliefsen kann; — oder hat er ihr deswegen noch einen Winkel eingeräumt, um den Zorn der „Vollblutphilologen" nicht allzusehr zu reizen, indem er auch für sie „nicht schlecht gesorgt hat" (s. Einleitung). Die Hauptneuerung aber, die er vorschlägt, ist die so vielfach ersehnte und angestrebte Mittelschule. Da diese den Untergrund bilden soll, auf dem sich die weitere Organisation aufbaut, so fällt oder steht mit deren Ablehnung oder Anerkennung der ganze Zukunftsbau des Verfassers. Das Urteil werden sich unsere Leser beim Überschauen der oben angeführten Lehrgegenstände schon selbst gebildet haben; es kann unserem Dafürhalten nach nur ein ablehnendes sein: Wie kann ein 10- oder 11jähriger Knabe die Masse des ihm hier gebotenen Stoffes bewältigen, sich in dem ungeheuren Material auch nur zurechtfinden? Kaum hat er im ersten Jahre mühsam — man frage unsere Herrn Kollegen von der Realschule! — die Anfangsgründe des Französischen eingelernt, soll er im zweiten Jahre schon eine zweite neue Sprache beginnen. daneben aber zugleich noch Geschichte, Naturlehre und Naturbeschreibung lernen! Das soll den jugendlichen Geist bilden? Dressur mag das geben, Bildung d. h. eruditio beileibe nicht; diese wird — ganz abgesehen von der Überbürdungsfrage — durch das Vielerlei geradezu unmöglich gemacht; aber um diesen Fundamentalsatz der Pädagogik kümmert man sich heutzutage bei dem Streben, möglichst bald möglichst viele praktische Kenntnisse der Jugend einzupfropfen, wenig mehr: das Hasten und Ringen nach realen Gütern macht sich auch hier in seiner Weise geltend. — Dann ein zweites, warum wir den Lehrplan der Mittelschule für gänzlich verfehlt erachten: Wenn es die nächste und erste Aufgabe der höheren Lehranstalten ist, den jugendlichen Geist zu schulen, formal zu bilden, und wenn weiter dies vor allem durch sprachlichen Unterricht zu geschehen hat, so ist keine Sprache dazu so geeignet, wie die lateinische; dies mufs zugeben, wer ohne Vorurteil den Organismus derselben mit dem des Französischen oder jeder anderen modernen Sprache vergleicht. Wenn darum eine Mittelschule wünschenswert ist — und Gründe sprechen ja mannigfache dafür —, so wäre unseres Erachtens nicht eine lateinlose, sondern eine lateintreibende am Platze; da mag dann nach 3 Jahren eine Teilung eintreten in Real- und humanistische Anstalten. —

Wenn wir somit über die Vorschläge des Verf. in ihren Hauptpunkten ein entschieden ablehnendes Urteil fällen müssen, so soll andrerseits nicht in Abrede gestellt werden, dafs sein Buch auch manches Beherzigenswerte enthält, so z. B. im letzten Kapitel „über Mädchenschulen", auf das wir jedoch hier nicht näher eingehen wollen. Auch ist anzuerkennen, dafs der Verf. im ganzen wenigstens in ruhiger und dem Ernst der Sache würdiger Weise geschrieben hat, was man von den Angriffen, die gegen unsere Gymnasien gerichtet werden, gerade nicht immer sagen kann. Nur in dem Abschnitte, wo er über den „Wert oder Unwert des lateinischen Sprachunterrichts" sich ergeht, macht sich eine ziemliche Animosität geltend, welche die Schwachheit der vorgebrachten Gründe — neu sind es nicht — schlecht verdeckt; so finden wir aufser den jetzt so beliebten geschmackvollen Schlagwörtern, wie „Vollblutphilologen", „Schlachtopfer des Lateinunterrichts" auf Seite 33 folgende — Behauptung: „Ebensowenig ist es zweifelhaft, dafs die Bummeleien und Tagediebereien, die Kneipereien und das Verbindungswesen nebst manchem sonstigen Unfug zum grofsen Teil die Früchte solches an höherem Interesse so gänzlich armen und an ertötender Langeweile so überreichen (!!) Schullebens sind. Auf dieselbe Quelle sind auch die Faulenzerien vieler Studenten, ihr Renommieren mit ihrer Unwissenheit und manche schlimmere Laster zurückzuführen." —

Wir sind weit entfernt, das Vorkommen derartiger Dinge leugnen zu wollen, dafs aber daran nicht die humanistischen Studien, sondern ganz andere Faktoren schuld sind, weifs der Verf. ebenso gut, wie jeder andere Schulmann; darum verlieren wir weiter kein Wort darüber, sondern bedauern es im Interesse des Verf. selbst, dafs er sich zu solchen Absurditäten hat hinreifsen lassen, während er doch in einem späteren Abschnitt den Wert der klassischen Studien, wenn auch in beschränktem Mase, wohl zu würdigen weifs — oder ist es ihm mit dieser Würdigung nicht Ernst? — Aber gerade in der Beurteilung der Leistungen des Gymnasiums gegenüber denen anderer Schulen geht ihm die Objektivität ab; jene mifst er mit einem anderen Masstab als diese; dort sieht er nur Schatten, hier nur Licht — gar nicht zu reden von den Leistungen seiner Zukunftsschule, die in idealer Ferne angeschaut ihm natürlich auch ideal erscheinen.

Wenn wir oben sagten, das Buch enthalte manches Beherzigenswerte, so meinten wir damit vor allem die Bemerkungen über den grammatikalischen Unterricht. Hier ist auch nach Ansicht des Ref. noch manches in der Methode zu bessern, noch manches zu vereinfachen, im Lateinischen sowohl, wie im Griechischen. Vieles ist zwar schon geschehen, aber zu thun ist immer noch genug. Das Streben nach Vollständigkeit einerseits, das zähe Festhalten an alten eingewurzelten Regeln andrerseits, die sich von einer Schulgrammatik in die andere fortschleppen, tritt hier vielfach hindernd in den Weg; es wäre Aufgabe unsrer Gymnasiallehrerversammlungen, hier Wandel zu schaffen.

Was aber im allgemeinen den Kampf zwischen den modernen und klassischen Sprachen oder im weiteren Sinne zwischen der utilitarischen und idealen Richtung in unserem Schulwesen anlangt, so werden unseres Erachtens theoretische Erörterungen die Entscheidung nicht herbeiführen; hier steht Ansicht gegen Ansicht, Urteil gegen Urteil; wir müssen sie vielmehr der Praxis, der Geschichte überlassen, und diese hat bereits einmal entschieden. Als in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts der einflufsreiche Basedow mit aller Energie auf die Verdrängung der klassischen Studien hinarbeitete, und in der Folge das „non scholae, sed vitae discimus“ in ganz realistischem Sinne aufgefafst wurde, da machte sich die utilitarische Richtung auf unseren Gymnasien sehr breit; man nahm alles Mögliche und Unmögliche in den Lehrplan derselben auf. Die gemachten Erfahrungen aber führten zu einer Reaktion; man betonte wieder die „formale“ Bildung. Und dafs es auch in Zukunft wieder so gehen wird, wenn es gelingen sollte, die humanistischen Studien zu verdrängen, dafür bietet schon die Gegenwart Anhaltspunkte genug.

Regensburg. L. Bauer.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Cornelii Taciti historiarum libri qui supersunt. Schulausgabe von Karl Heraeus. Erster Band. Buch I und II. Vierte, durchgehends verbesserte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1885. VI, 216 S. Dieser Band der rühmlich bekannten Historienausgabe, welcher früher Karl Halm zugeeignet war, ist jetzt „dem Andenken des hoch-

verdienten Förderers der Kritik und Erklärung des Tacitus gewidmet". Die kurze Vorbemerkung verzeichnet die Namen der Forscher, deren Beiträge in der vorliegenden Bearbeitung benutzt worden sind. Es versteht sich, dafs hier vorzüglich Halms vierte Rekognition des Textes und für das I. Buch die kommentierte Ausgabe Meisers ergiebig waren. Die unermüdliche Sorgfalt, welche in der Anzeige des 1884 in dritter Auflage erschienenen zweiten Bandes von uns (Bd. XXI, S. 454) anerkannt wurde, verdient auch an dieser vierten Auflage des ersten Bandes hervorgehoben zu werden. Zu den Änderungen, welche auf den eigenen Studien des Herausgebers und auf Verwertung der neuen Litteratur beruhen, kommen noch einige, welche von Wilhelm Heraeus, dem Sohne des Herausgebers, und von Friedrich Walter in München zur Verfügung gestellt wurden. Vgl. die neuen Lesarten I 11, 8; 15, 22; 51, 3; 85, 1; II 22, 13; 82, 12; 86, 10 und I 52, 9; 87, 12; II 11, 16; 88, 3.

Prolegomena in T. Livii librum XXIII. Scripsit Andreas Frigell. Gothae, sumptibus et typis Friderici Andreae Perthes. MDCCCLXXXV. LXXII p. In diesen Blättern Bd. XX S. 527 f. ist die Bedeutung der kritischen Bemerkungen, mit welchen Frigell seine Ausgabe des 21. und 22. Buches des Livius begleitet hat, kurz bezeichnet. Auch die Prolegomena zu Buch 23 bieten reiche Beiträge zur Charakteristik des Codex Puteaneus und des Sprachgebrauchs. Die Belesenheit des Verf. gewinnt aufserdem manches für andere Autoren wichtige Ergebnis. Wenn hier einmal unrichtige Deutung unterläuft (wie p. LXXI von praestare bei Sall. Hist. II 96, 3), oder die Verwertung einer Monographie vermifst wird (wie p. LXVI über den Dativ bei Verben, die mit in zusammengesetzt sind), so kommt dies in der Fülle des Trefflichen nicht in betracht.

M. Tulli Ciceronis Scripta quae manserunt omnia. Recognovit C. F. W. Müller. Partis II vol. II. Teubner. 1885. CXXXIV und 512 S. ℳ 2,10. Dieselben Vorzüge, welche die bisherige Bearbeitung der Schriften Ciceros durch C. F. W. Müller auszeichnen, treten auch in diesem Teile zu Tage. Er enthält nach einer umfangreichen, möglichst vollständigen Adnotatio critica die Reden pro Tullio, pro Fonteio, pro Caecina, de imperio Cn. Pompei, pro Cluentio, de lege Agraria, pro C. Rabirio, in Catilinam, pro Murena, pro Sulla, pro Archia poeta, pro Flacco, cum senatui, cum populo gratias egit, de domo, de haruspicum responso. Es ist erstaunlich, wie viel trotz der Verdienste Halms und anderer um die Sicherstellung der handschriftlichen Überlieferung der Reden Ciceros die Textkritik durch den neuen Herausgeber gefördert worden ist, wieviel aber trotzdem zu thun übrig bleibt.

Nepos-Vokabular von Ernst Schaefer. 2. Teil. Leipzig. Teubner. 1885. 8. IV u. 43 S. Das vorliegende Büchlein, die Biographien XI—XIX (Iphicrates — Phocion) umfassend, gibt 'dem Schüler für jedes Kapitel die Vokabeln, die ihm vielleicht fehlen könnten, eher ein zu viel, als zu wenig, und bietet ihm so die Möglichkeit, ohne allzu grofsen Zeitaufwand und allzu grofse Mühe selbst eine Übersetzung zu finden'. Jedem Kapitel sind 'die für die Quarta geeigneten Phrasen', begleitet von Verweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert-Busch, beigegeben, ein die gebräuchlichsten Partikeln enthaltender Anhang macht den Schlufs. Zu grunde gelegt ist die Textrezension von Fleckeisen, Lips. 1884. Wahrlich, die deutsche Schuljugend würde den Vorwurf des schwärzesten Undanks auf sich laden, wollte sie sich über Mangel an Hilfsmitteln zur Lektüre des Cornelius Nepos beklagen!

Vorübungen zur Anfertigung lateinischer Aufsätze von Dr. B. Nake. 2. Aufl. Berlin. Weidmann. 1885. 8. 63 S. Bei der unsere Zeit charakterisierenden litterarischen ‚Superföcundation' darf sich jeder Verfasser geschmeichelt fühlen, der eine zweite Auflage seines Werkes oder Werkchens erlebt. Dem Autor der vorliegenden Arbeit ist diese Freude schon nach wenigen Jahren zu teil geworden, — ein Beweis für die Brauchbarkeit des Büchleins. Besondere Sorgfalt ist auf die Vermehrung der fehlerhaft gebauten, der orthopädischen Thätigkeit der Schüler harrenden Satzbeispiele verwendet, und zwar steigert der Verf. die Anforderungen allmählich in der Weise, dafs zuerst (Beisp. 1—7) die falsch und richtig gebauten Sätze nebeneinander gestellt werden, — die Böcke zur linken — und die Analyse der Fehler beigefügt wird, welche in den folgenden Beispielen (8—14) den Schülern anheimgestellt wird, während die Beisp. 15 – 21 ‚blofs Texte in schlechter Stilisierung bieten, in denen nur das zu ändernde kursiv gedruckt ist; hier mufs eine gute Satzform erst vom Schüler gefunden werden'. Den Anfang bildet eine Übersicht der wichtigsten Stilregeln, den Schlufs eine alphabetische Zusammenstellung häufig vorkommender Ausdrücke und Redensarten, besonders solcher, welche leicht zu Germanismen verführen.

Dr. J. Lattmann, Die Grundsätze für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik. Göttingen. 1885. Vandenhöck und Ruprecht. 4. 42 S. ℳ 1. (Zugleich Progr. d. G. in Clausthal.) Wiewohl die vorliegende Abhandlung, wie der Verf. selbst bemerkt, im wesentlichen eine erklärende Darlegung, beziehungsweise Rechtfertigung der lat. Gram. von Lattmann-Müller ist, so kann sie doch mit Recht gerade in der gegenwärtigen Zeit ein allgemeineres Interesse in anspruch nehmen, da ja gerade jetzt schon aus äufseren Anlässen die Methode des lat. Unterrichtes Gegenstand vielfacher Untersuchung ist. Indem Lattmann in grofsen Zügen eine Entwicklungsgeschichte der Methodik der lat. Gram. gibt, unterscheidet er fünf grofse Richtungen: die mnemonistische, die realistische (gegenseitige, Meierotto-Bröder'sche), die spezifisch philologische, die sprachphilosophisch-systematisierende (rationalistische), die sprachwissenschaftliche. Wie sich bereits früher Kombinationen einzelner von diesen bildeten, so erscheint es ihm als die Aufgabe unserer Zeit, die Kombination aller dieser fünf Elemente zu vollziehen. Bei der Darlegung, in welcher Weise diese Kombination zu machen ist und wie sie in der Lattmann-Müller'schen Grammatik durchgeführt wurde, wird auch der faktische Bestand der Gegenwart, den im nördlichen und mittleren Deutschland der fast allgemeine Gebrauch der Grammatik von Ellendt-Seyffert kennzeichnet, in sehr anregender und mafsvoller Weise beleuchtet. Bei der Sachkenntnis, die dem Verf. auf dem Gebiete des lat. Unterrichtes zu gebote steht, bietet die Schrift den Fachgenossen viel des Interessanten.

Speidel, Elementarstilistik der lateinischen Sprache in Übungsbeispielen zur Syntaxis ornata und Synonymik für Schüler von 13 – 14 Jahren. 1. Bdch. 2. verb. Aufl. Heilbronn. 1885. Alb. Scheurlen. 8. VIII u. 132 S. ℳ 1,50. Die hauptsächlichsten stilistischen Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Substantiva, Adjektiva und Pronomina werden in einzelnen Regeln vorgeführt, an welche sich zwei Reihen von Beispielen, aus leichteren und schwierigeren Sätzen bestehend, schliefsen. In diesen Beispielen werden in zweckmäfsiger Weise zugleich auch Synonyma berücksichtigt, welche am Ende des Buches in 52 Kategorien erklärt sind. Es ist ein für das Selbstudium der Lernenden sehr geeignetes Hilfsmittel, da

auch die lateinische Übersetzung der meist aus Klassikern entnommenen Beispiele besonders gedruckt zu haben ist S. 64 hätte für auch, ebenfalls das erst seit Livius gebräuchliche et ipse wenigstens nicht ausschliefslich, vielmehr an erster Stelle ipse quoque, etiam ipse, ipse angeführt werden sollen.

F. Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf antiken Münzen hellenischer und hellenistischer Völker mit Zeittafeln der Dynastien des Altertums nach ihren Münzen. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig. 1885. IV und 95 S. gr. 4°. 8 Lichtdrucktafeln. 10 ℳ. Der auf dem Gebiet der griechischen Numismatik unermüdlich thätige Verfasser läfst hiemit seinen im Jahre 1879 im gleichen Verlag erschienenen Porträtköpfen auf römischen Münzen ein Pendant folgen, dessen Besitz nicht nur dem Numismatiker, sondern auch dem Historiker von Wert sein mufs. War auch das erste Unternehmen besonders für den Schulgebrauch berechnet, so bildete es immerhin ein wertvolles Hilfsmittel bei ikonographischen Studien. Die gegenwärtige Publikation dient aber auch dem Chronologen zu rascher Übersicht über die vielfachen Reihen hellenischer, hellenistischer und barbarischer Dynasten. Und selbst für die Schule hat das Buch einen unbestreitbaren Wert. Wenn es auch in höheren Klassen bayrischer Schulen nur darauf ankommen kann, über die Könige von Lakedaimon, von Makedonien, von Syrakus, von Persien, Syrien, Pergamon Pontos bei den wichtigsten Abschnitten der Geschichte einigermafsen auf Einzelheiten einzugehen, so zeigt doch dem Schüler, der etwa das Buch aus der Bibliothek entlehnt und die Bildnisse betrachtet, vielleicht auch an den chronologischen Verzeichnissen sein historisches Wissen befestigt, die lange Reihe Dynasten im Vergleich mit der geschlossenen Einheit des älteren Römerreiches die politische Vielgliedrigkeit von Hellas und dem Orient, und selbst dem besseren Schüler der 3. Lateinklasse wird, wenn ihm die in Vergröfserung dargestellten Abbildungen (Taf. 1) von Bildnisköpfen des Alexandros und der Diadochen gezeigt werden, eine Ahnung von dem Geiste hellenischen Wesens und hellenischer Kunst überkommen. Die Rücksicht auf den Raum verbietet eine eingehende Besprechung des Buches, das unter den Unternehmungen, welche in letzterer Zeit wohlfeile Abbildungen antiker Münzen allgemein zugänglich zu machen suchen, durch wissenschaftliche Behandlung einen hervorragenden Platz einnimmt und dessen Anschaffung sich für Gymnasialbibliotheken wohl empfehlen dürfte.

Durmayer, Einführung in die deutsche Götter- und Heldensage. Nürnberg. Korn. Ohne Jahreszahl. 80 ₰ In diesem Schriftchen werden die Sagen nicht nur erzählt, sondern auch erklärt und zwar meistens in der Weise, dafs neben die Erzählung des Mythus die Deutung desselben gesetzt ist. So z. B. heifst es S. 13: Aus einem Brunnen in Niflheim, Hwergelmir, ergossen sich zwölf Ströme, Eliwagar, und füllten den Abgrund aus; daneben steht die Erklärung: das Wasser ist der Grundstoff, aus dem alles Spätere gebildet ist. Erzählung und Deutung stehen auf einer Seite in je einer Spalte neben einander. Ähnlich ist (auf S. 34 u. ff.) „die Nibelungensage, wie sie im Norden sich erhalten und wie sie in Deutschland sich verändert hat, sowie die ursprüngliche allegorische Bedeutung derselben entwickelt“.

Gurckes, Deutsche Schulgrammatik, neu bearbeitet von Wätzold und Schönhof. Hamburg. Meifsner. 1884. 19. (der neuen Bearbeitung 2.) Auflage. Einzelheiten wurden in der neuen Auflage geändert,

neu hinzugekommen ist ein Abschnitt über die Wortfolge, stehen geblieben sind die im 18 B. dies. Bl. (S. 308 u. f.) gerügten groben Fehler in dem Kapitel über die Betonung.

Gurckes Übungsbuch zur deutschen Grammatik, neu bearbeitet von Wätzold und Schönhof. Hamburg. Meifsner. 1884. 44. (der neuen Bearbeitung 3.) Auflage. So steht auf dem Titelblatt, aber man sollte (auch nach dem Vorwort) erwarten, dafs es hiefse: 24. (der neuen Bearbeitung 3.) Auflage. Im übrigen verweisen wir auf unsere empfehlende Anzeige des Buches auf S. 384 des 18. B. dies. Bl. Die 3. Auflage der neuen Bearbeitung weist eine Vermehrung des Übungsstoffes auf, Anlage und Behandlung des Materials sind dieselben geblieben.

Franz Kern, Die deutsche Satzlehre. Berlin. 1883. Nikolai. ℳ 1,80. Kein Lehrbuch, sondern, wie auch auf dem Titelblatt steht, eine Untersuchung der Grundlehren der Satzlehre. Der Verf. polemisiert gegen den Gebrauch verschiedener eingebürgerter termini der Grammatik (Subjekt, Kopula, „zusammengezogener“ Satz). Die Erörterung ist streng wissenschaftlich, wenn auch die Resultate nicht allgemeine Zustimmung finden werden.

Nicomède von P. Corneille. Mit litterarhistorischer Einleitung und Kommentar, für den Schulgebrauch herausgegeben v. Dr. Ph. Weischer. Leipzig. Neumanns Verlag. 1885. Der Verfasser gibt hier zum erstenmale ein Stück Pierre Corneilles für die Schule heraus, welches sonst wohl nur den Philologen oder Freunden der klassischen französischen Litteratur bekannt ist. Ob er damit einen glücklichen Griff that, scheint uns trotz einzelner Schönheiten des Dramas fraglich. Die Ausgabe hält nicht das, was man nach dem etwas hochtrabenden Titel „mit litterarhistorischer Einleitung“ vermuten möchte: diese Einleitung besteht lediglich aus 7 Citaten französischer Kommentatoren oder Litteraturhistoriker. Auch an den Anmerkungen läfst sich manches aussetzen. Druck und Papier gut.

Kemnitz, Französische Schulgrammatik. I. Teil. (Formenlehre mit dem Notwendigsten aus der Syntax.) Leipzig. 1885. Neumann. Preis ℳ 3,20. Die von dem Verfasser dieses für Real- und Bürgerschulen bestimmten Lehrbuches in der Vorrede aufgestellten Grundsätze sind durchweg gutzuheifsen, nur möchte man das Verbum auf dieser Stufe des Unterrichtes vorwiegend gedächtnismäfsig gelernt wissen. Dennoch aber können wir diesem Buche anderen vielbenützten gegenüber keine besonderen Vorteile zuerkennen; denn selbst das sonst als Tugend anzuerkennende bedächtige Vorwärtsschreiten wird hier zu langweilender Einförmigkeit; man bedenke in 5 Sätzchen nacheinander utile, in 4 nacheinander trou u. s. f.; so weckt man nicht Eifer und Freude zu der Sache. Das Verbum ist gut behandelt.

H. K. Stein, Handbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Erster Band: Das Altertum. Paderborn und Münster. Ferd. Schöningh. 1885. Dritte Auflage. Der Verfasser hat sich im wesentlichen, hauptsächlich in der Ordnung des Stoffes, das bekannte Lehrbuch von Pütz zum Vorbild genommen, dasselbe aber durch gröfsere Genauigkeit und wärmere Darstellung in merkbarem Grade übertroffen. Das Buch kann sowohl zum Selbststudium als auch zur Einführung in Gymnasien empfohlen werden. Die alte orientalische Geschichte, die sich gegenwärtig in so grofser Umwandlung befindet, wie kein anderer Teil der gesamten Geschichte, ist ziemlich sorgfältig behandelt, doch wird der Verf. bei Zuhilfenahme der neuesten Erscheinungen, besonders des Werkes von E. Meyer, noch manche Irrtümer in seiner Darstellung entdecken.

David Müller, Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefafster übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Elfte Auflage, besorgt von Fr. Junge. Berlin. Fr. Vahlen. 1884. Die Vorzüge dieses Buches, das nunmehr in achtzigtausend Exemplaren verbreitet ist, sind zu bekannt, als dafs noch weitere Empfehlung nötig wäre. Die neue Auflage ist von dem Herausgeber mit Sorgfalt behandelt. Es wäre zu wünschen, dafs das Buch auch in unseren Schulen Eingang fände, in welchen zumeist nur dürre und trockene Abrisse herrschen, die dem Schüler wenig Liebe zur vaterländischen Geschichte einzuflössen vermögen.

A. Schäfer, Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in Sexta und Quinta der Gymnasien und Realgymnasien. Hannover. C. Meyer. 18-5. Das Büchlein gibt in kurzen Sätzen oder auch einzelnen Wörtern einen Auszug der Geschichte, der in der Schule vom Lehrer weiter ausgeführt werden soll. Besondere Berücksichtigung haben gemäfs der über den ersten Geschichtsunterrichtes bestehenden Vorschrift die Sagen gefunden und zwar nicht blofs die griechischen und römischen, sondern auch, was Anerkennung verdient, die deutschen.

Ernst Kagelmacher, Filippo Maria Visconti und König Sigismund. Ein Beitrag zur Geschichte des 15. Jahrhunderts. Berlin. Franz Siemenroth. 1885. Der Verfasser hat den von Osio aus dem mailändischen Archiv gemachten Publikationen ein sorgfältiges Studium gewidmet und ist bezüglich mancher Punkte der von Kaiser Sigismund eingeschlagenen Politik zu neuen Ergebnissen gelangt.

Leitfaden der Stereometrie von Dr. E. Wrobel. Rostock. Wilh. Werthers Verlag. 1886. Preis *M.* 1,35. Das Buch enthält die für den stereometrischen Unterricht an Mittelschulen notwendigen Lehrsätze mit ihren Beweisen in übersichtlicher Anordnung. Die Lagenbeziehungen zwischen den räumlichen Gebilden werden nach Legendre begründet, die Formeln für die Körperinhalte aus dem Cavalieri'schen Prinzipe abgeleitet. Eine Sammlung von 134 Aufgaben bietet für die Complanation und Cubatur ein gutes Übungsmaterial.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

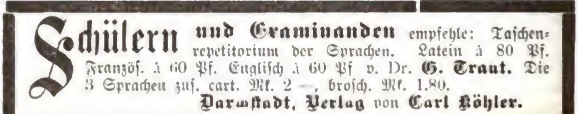
Ernannt: Gymn.-Prof. Th. Keppel in Schweinfurt z. Rektor in Hof; Stdl. Anschütz in Passau z. Gymn.-Prof. in Münnerstadt; Stdl. Dr. E. Reichenhart in Nürnberg z. Gymn.-Prof. in Nürnberg; Stdl. K. Metzger in Schweinfurt z. Gymn.-Prof. in Schweinfurt; Ass. Dr. J. Schäfler in Amberg z. Stdl. in Schweinfurt; Ass. Fr. Kumpfmüller in Freising z. Studl. in Passau; Ass. Th. Stettner am Maxgymnasium

in München z. Stdl. in Nürnberg; der zweite Inspektor Chr. Künneth am Alumneum zu Ansbach z. ersten Inspektor; Lehramtskandidat E. Mann in Würzburg z. zweiten Inspektor; der zweite Präfekt Witzel am Studienseminar Landshut z. ersten Präfekten; der Lehramtskandidat Retzer in München zum zweiten Präfekten.

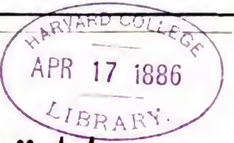
Versetzt: Gymn.-Prof. Maurer in Münnerstadt nach Neuburg a/D.

Quiesciert: Gymn.-Prof. Ducrue in Neuburg a/D. mit dem Titel und Rang eines k. Schulrates; Gymn.-Prof. Dr. R. Schreiber in Augsburg (St. Anna); Gymn.-Prof. Hartwig in Nürnberg; Stdl. Sarreiter in Speier auf ein weiteres Jahr.

Litterarische Anzeigen.



Druck von H. Kutzner in München.



Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

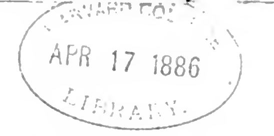
Zweiundzwanzigster Band.

2. u. 3. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des II. u. III. Heftes.

In diesem Hefte ist 1 Beilage enthalten:
Von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über Umfang und Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am humanistischen Gymnasium.

I. Teil.

„Plato will keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich imstande, eine zu machen, ich litte keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt.“ Mit diesen Worten hat Goethe vor jetzt nahezu 100 Jahren unzweideutig ausgesprochen, wie hoch er die den Naturwissenschaften eigentümlichen Bildungsmomente schätze, und seitdem ist die Anerkennung ihres Bildungswertes in Deutschland so allgemein durchgedrungen, dafs sie in alle Schulen Preufsens, auch in die humanistischen Gymnasien,[1]) als obligatorischer Lehrgegenstand Aufnahme gefunden haben. Lassen die Schulen den Naturwissenschaften keine Pflege angedeihen, so „erwecken sie nur in höchst ungenügender Weise, wenn überhaupt, den Sinn für richtiges Sehen,[2]) noch weniger den für Vergleichung,

[1]) In den humanistischen Gymnasien Preufsens sind für den naturwissenschaftlichen Unterricht durch alle Klassen 2 Stunden bestimmt und die Stoffverteilung in der Weise geregelt, dafs von Sexta bis Unter-Tertia einschliefslich das Sommersemester auf Botanik, das Wintersemester auf Zoologie zu verwenden ist, in das Pensum der Ober-Tertia die Elemente der Mineralogie und die Lehre vom Baue des menschlichen Körpers gehören, der Secunda die experimentelle Behandlung der Elektrizität, des Magnetismus, der Wärme und die Einführung in die einfachsten Lehren der Chemie zufallen, der Prima Mechanik, Optik und mathematische Geographie verbleiben, mit mathematischer Begründung der Gesetze, soweit es die Kenntnisse der Schüler gestatten.

[2]) Auch v. Brunn wünscht in seiner Rektoratsrede: „Archaeologie und Anschauung“ Seite 11 „auf unsern Gymnasien eine schärfere Betonung derjenigen Seite unserer Erkenntnis, welche auf richtiger Benützung des Auges, auf richtigem Sehen, auf sinnlicher Wahrnehmung und Anschauung beruht,“ und urteilt, dafs in diesem Punkte unsere Gymnasien „nicht oder nur in ungenügendem Mafse für die Universität vorbereiten.“ Die vorgeschlagene Heranziehung von Mathematik und Zeichnen, um das Auge zu üben im Sehen und Beobachten, des sprachlichen Unterrichtes, um das Gesehene richtig zu beschreiben, wird auch der naturwissenschaftliche Unterricht als wertvolle Hilfen wünschen müssen und dankbarst annehmen, doch kann er dadurch nicht ersetzt werden, weil sein Ziel nicht in der Übung des Anschauungsvermögens allein liegt.

Unterscheidung und für Beobachtung komplizierterer Vorgänge; sie regen den jugendlichen Geist nicht an, an Gegenstände der Natur und an Naturerscheinungen Fragen zu stellen; sie üben ihn in keiner Weise in der Fertigkeit, durch naturwissenschaftliche Induktion aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen und den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu ermitteln."[1]) Der Unterricht in anderen Lehrgegenständen kann diese Fähigkeiten weder wecken noch bilden. „Denn es gibt keine solche formelle Bildung, vermöge welcher der in einem Gebiet erworbene Bildungsstoff auch auf einen ganz ungleichartigen Vorstellungsinhalt in einem anderen Gebiete unmittelbar eine Kraft ausüben könnte."[2]) „Darum läfst sich weder das Studium der Geschichte durch das der Naturwissenschaften, noch das Studium der Naturwissenschaften durch das der Geschichte ersetzen und mitbesorgen."[2]) Gleichwohl haben die Naturwissenschaften noch immer keine Stelle im Lehrplane unserer bayerischen Gymnasien gefunden.

Allerdings hat es auch bei uns zu keiner Zeit an Stimmen gefehlt, welche ihnen Aufnahme unter die Zahl der obligatorischen Lehrgegenstände verschaffen wollten. So ist schon im 1. Bande der „Gymnasialblätter" (1849) S. 124 ff. Herr Prof. Dr. Reuter für die Naturwissenschaften „als absoluten Lehrzweig der Gelehrtenschulen und als absolute Bedingung für die Förderung humaner Bildung" warm eingetreten; er will den Unterricht in ihnen durch sämtliche Klassen durchgeführt wissen, in der Weise, dafs an der Lateinschule die beschreibenden Naturwissenschaften, am Gymnasium Chemie und Physik gelehrt würden. Für die Botanik speziell hat Herr Prof. Dr. Schreiber im 1. Bande der „Blätter für das bayerische Gymnasialwesen" (1865) S. 333 ff. gezeigt, dafs sie aus drei Gründen in den Kreis der Unterrichtsgegenstände der Lateinschule aufzunehmen sei, „von denen der erste in ihr selbst liegt, der zweite in dem Zusammenhange zu suchen ist, in dem sie mit verschiedenen Unterrichtszweigen des gelehrten Unterrichtes steht, der dritte endlich in der Stellung gefunden werden mufs, den die Gymnasien und lateinischen Schulen in dem Gesamtorganismus moderner Bildung einnehmen." Im darauffolgenden Frühjahre konnte Herr Prof. Zeifs bei der 4. Generalversammlung des Vereins von Lehrern an bayerischen Studienanstalten bereits auf ein vorliegendes Gutachten der k. Studienrektorate verweisen, die seines Wissens fast alle die Einführung der Naturwissenschaften ins humanistische Gymnasium befürworteten.

---

[1]) Dr. A. Kekulé, Die Prinzipien des höheren Unterrichts. Seite 22.

[2]) Ziller, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. S. 255. Theorie und Praxis des Volksschulunterrichtes von Dr. Rein, A. Pickel und E. Scheller. 4. Schuljahr. S. 106.

Auch wurde sein Antrag, „dafs der naturwissenschaftliche Unterricht an den humanistischen Studienanstalten vorderhand angebahnt und nach Mafsgabe der vorhandenen Kräfte fakultativ eingeführt werden möge,“ mit grofser Majorität angenommen und, wie es scheint, auch an manchen Anstalten zur Ausführung gebracht. Drei Jahre später suchte Herr Rektor Dr. Friedlein in der 6. Versammlung der bayerischen Gymnasiallehrer eine bestimmte Antwort zu erhalten auf die Frage: „Kann das humanistische Gymnasium die Naturwissenschaften länger ganz unberücksichtigt lassen oder nur als Gegenstand gelegentlichen Unterrichtes behandeln?“ Nach längerer Debatte wurde schliefslich die Frage in der speziellen Fassung des Herrn Dr. Autenrieth: „Soll das humanistische Gymnasium den Naturwissenschaften einen noch weiteren Spielraum gewähren?“ ungefähr von der Hälfte der Anwesenden mit „Ja“, von den übrigen mit „Nein“ beantwortet. Den Gegnern war damals sicherlich ein der bisherigen Praxis nicht ungünstiger Ausspruch v. Liebig's[1]) vielfach mafsgebend gewesen, und einige Monate später schien ihren Entscheid die Rektoratsrede v. Pettenkofer's (6. Dez. 1869) vollständig zu rechtfertigen, wie denn jetzt, nachdem zwei solche Autoritäten dem humanistischen Gymnasium einen „für alle obligaten“ Unterricht in den Naturwissenschaften als entbehrlich bezeichnet hatten, diese Frage so ziemlich für erledigt angesehen wurde. Doch schon im 7. Bande dieser Blätter (1871) S. 237 ff weist Herr Dr. Schreiber darauf hin, dafs die Worte v. Pettenkofer's seinen eigenen, früher dargelegten Tendenzen nicht widersprächen, sondern dieselben nur billigten, dafs der berühmte Redner aber keinenfalls im Sinn haben konnte, „das bescheidene Plätzchen mit Bann und Interdikt zu belegen,“ das er selber der Botanik in der Lateinschule zu reservieren gesucht habe. Im 17. Bande derselben Zeitschrift sodann, S. 302 ff, hat es Herr Prof. Dr. Fleischmann unternommen, den Gymnasien abermals die Gründe vorzuführen, die sie zur Aufnahme der Naturwissenschaften unter die obligatorischen Gegenstände bestimmen müssen; bis jetzt hat aber dieser neueste Mahnruf kein Echo weder in Versammlungen noch in diesen Blättern wachgerufen, nur die Einführung eines auf drei Semester auszudehnenden Lehrkurses in Physik wird von Herrn Prof. Sickenberger im 9. Hefte des 21. Bandes warm empfohlen. Und doch finden sich gegenwärtig ohne Zweifel viele Gymnasiallehrer in

[1]) „Junge Leute, welche an einem Gymnasium geschult sind, stehen zwar am Anfang den anderen, welche von technischen Schulen herkommen, etwas nach und müssen scharf arbeiten, um mitzukommen, aber in kurzer Zeit sind sie den anderen gegenüber wie Riesen gegen Zwerge.“ Blätter für das bayr. Gymnasialschulwesen. 5. Bd. S. 322.

Bayern, die den Mangel naturwissenschaftlicher Bildung selbst schmerzlich empfinden oder wenigstens davon überzeugt sind, dafs auch das humanistische Gymnasium die Naturwissenschaften nicht länger von seinem Lehrplan wird ausschliefsen können, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, „es genüge nicht den Anforderungen, welche an allgemeine Vorbildungsanstalten gestellt werden müssen."[1])

Ein Hauptgrund dürfte darin zu suchen sein, dafs es für jemand, der sich mit den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften nicht eingehender beschäftigt hat, kaum möglich ist, eine klare Vorstellung darüber sich zu bilden, was von den Naturwissenschaften, sodann in welcher Weise und in welcher Reihenfolge es am humanistischen Gymnasium zu lehren sei, wodurch ihm auch das Urteil darüber erschwert wird, ob der naturwissenschaftliche Lehrstoff einen inneren Zusammenhang mit andern Lehrgegenständen des Gymnasiums hat, oder wie ein solcher herzustellen ist. Treibt ihn nun sein pädagogisches Gewissen, über alle diesbezüglichen Fragen endgiltig ins Klare zu kommen und einen festen Standpunkt zu gewinnen, so wird er sich wohl bei Fachgenossen oder auch bei Laien Rats erholen; allein die ersteren behalten in der Regel die eigentlichen Zwecke der humanistischen Gymnasien zu wenig im Auge, die Vorschläge der letzteren bleiben, wie es in der Natur der Sache liegt, meistenteils zu skizzenhaft. Schreiber dieses ist Philologe und Klassenordinarius, also auch Laie, hat aber während nahezu zweier Dezennien jede Gelegenheit wahrgenommen, sich in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften genauer umzusehen, auch seit Jahren naturwissenschaftlichen Unterricht erteilt, so dafs er den Lehrstoff, wie er ihn für den Lehrplan bis Secunda einschliefslich zurechtgelegt, zum gröfsten Teil selbst schon, wenn auch in teilweise andern Abschnitten, so doch im Ausblick auf die unten angegebenen Richtpunkte und unter steter Kenntnisnahme von den Fortschritten der naturwissenchaftlichen Lehrmethode, in der Schule durchgearbeitet hat. Wenn er es nun im Nachfolgenden unternimmt, den geehrten Lesern dieser Zeitschrift seine Ansichten über Umfang und Gang des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an humanistischen Gymnasien zur geneigten Einsicht zu unterbreiten, so ist er weit entfernt, dieselben als unanfechtbar oder gar mafsgebend hinstellen zu wollen, er möchte nur den Collegen, welchen es an Zeit oder Gelegenheit fehlte, den Naturwissenschaften näher zu treten, in grofsen Zügen vorführen, was ungefähr Gegenstand des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am humanistischen Gymnasium sein soll, und auf die Beziehungen

[1]) Kekulé, a. a. O. S. 22.

hinweisen, welche dieser Unterricht zur Aufgabe des Gymnasiums und zu einzelnen Disziplinen desselben erkennen läfst. Dabei soll auf die Methode nur soweit eingegangen werden, als es zum Verständnis des vorgeschlagenen Lehrganges unumgänglich nötig ist, und ebenso sollen alle jene termini vermieden werden, zu deren Verständnis speziellere Kenntnisse nötig wären. Des weiteren sei zur Orientierung bemerkt, dafs der Verfasser sich den Organismus des Gymnasiums in der Weise gliedert, dafs er die drei unteren Klassen der Lateinschule (Sexta, Quinta, Quarta) mehr im Sinne von Parallelkursen zu den drei oberen Schuljahren einer Volksschule mit hinzutretendem lateinischen Vorbereitungsunterrichte auffafst, die übrigen 6 Schuljahre dagegen den eigentlichen Gymnasialzwecken bestimmt und sie, entsprechend der historischen Entwickelung, in drei Klassen teilt, Tertia, Sekunda, Prima, deren jede zwei Jahreskurse umfafst und ein weiteres, selbständigeres Glied in der Reihe der Entwickelungen des jugendlichen Geistes repräsentiert.

Die drei unteren Klassen der Lateinschule erhalten während des Wintersemesters Unterricht in der Zoologie, während des Sommers in der Botanik.

Wenden wir uns zur ersten Klasse (Sexta). In derselben finden wir Schüler von sehr verschiedener Vorbildung und häufig auch ungleichem Alter; der eine kommt von einer Landschule, die mit einem oder höchstens zwei Lehrern besetzt ist, der andere aus einer vollständig organisierten Stadtschule; der hat vier Schuljahre hinter sich (in der Pfalz häufig nur 3½), ein anderer fünf oder gar sechs. Da Naturgegenstände beim Anschauungsunterrichte schon vom ersten Schuljahre an fortgesetzt zur Betrachtung kommen, bis sich ungefähr im vierten Schuljahre der naturwissenschaftliche Anschauungsunterricht in einen eigentlichen naturwissenschaftlichen Unterricht umsetzt, so sollte man erwarten, dafs die Schüler, zumal solche, die aus einer vollständigen Stadtschule kommen, schon eine gröfsere Summe zoologischer Kenntnisse mitbrächten. Allein nach unseren Erfahrungen überschreiten letztere häufig nicht die allgemeinsten Begriffe der Gliederung in Kopf, Rumpf und Gliedmafsen, die Benennungen einzelner Glieder, einige vage Angaben über Gröfse, Gestalt und Farbe, notdürftige Notizen über Nahrung und Wohnort. Es scheint, dafs hier noch ein arger Verbalismus herrscht, dafs man sich nur gar zu gerne mit der Übermittelung von solchen Angaben begnügt, mit deren Hilfe nach einer bestimmten Schablone ein „Aufsatz" über das betreffende Tier zusammengestellt werden kann, und dafs der Zweck des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auch hier nicht immer klar erkannt wird.

Wie es nun in den übrigen Gegenständen Aufgabe des Lehrers der ersten Klasse ist, zunächst zu ergründen, welche Vorstellungen Gemeingut der Klasse sind, diese dann zu befestigen, zu ordnen, zu klären, zu ergänzen, und auf solche Weise das heterogene Schülermaterial zu einer mehr oder minder homogenen Masse umzugestalten, so handelt es sich auch in der Naturgeschichte vor allem darum, zu erfahren, welche Vorstellungen den Erfahrungskreis der Schüler ausmachen, welchen Umfang und welche Tiefe sie haben. Hier „müssen oft genug die alten Wege, auf denen die Vorstellungen entstanden sind, zuvörderst wieder aufgesucht und noch einmal durchlaufen werden, damit die Erfahrungen und Beobachtungen wiederholt und die Vorstellungen verbessert oder verstärkt werden."[1]) Als Material bieten sich so zu sagen von selbst gröfsere Tiere aus dem Lebenskreise, der die Kinder umgibt, aus den Kreisen in die sie durch das Lesebuch etc. eingeführt werden. Aus ihnen werden Säugetiere und Vögel, welche charakteristische Merkmale aufweisen, das Interesse der Schüler erregen, aufserdem entweder lebend beobachtet oder in ausgebalgten Exemplaren beschafft oder wenigstens, womit man sich in der Zoologie häufig wird behelfen müssen, in naturgetreuen Abbildungen vorgeführt werden können, in passender Stufenfolge ausgewählt und an ihnen eine Summe morphologischer Grundbegriffe zur Anschauung gebracht. Weil aber die Anschauung nicht nur im sinnlichen Anschauen, sondern vorzugsweise in dem Verständnisse besteht, welche Beziehungen die wesentlichen Teile eines Objektes auf einander und zum Ganzen haben, so hat der Unterricht den Schüler nach und nach dahin zu führen, dafs dieser nicht nur weifs, welche Organe ein Geschöpf besitzt, sondern auch, welche Funktion diese haben, von welchen Bedingungen die Existenz eines Geschöpfes abhängig ist, wie es auf seine Umgebung einwirkt etc.[2]) Auch der Schüler dieser Stufe begreift, dafs das Gebifs eines Tieres ihm zeigt, welche Nahrung es ausschliefslich oder doch vorzugsweise zu sich nimmt, die Gliedmassen, wo und wie es derselben nachgeht, dafs er also von beiden wichtige Aufschlüsse über die Lebensweise eines Tieres erhalten kann. Werden damit noch andere biologisch signifikante Merkmale in Beziehung gesetzt, so wird es ihm zweifellos, dafs z. B. der Maulwurf zum Leben unter der Erde, der Biber zum Aufenthalte im Wasser, das Eichhörnchen als Baumtier organisiert ist. Er gelangt durch die einzelnen Fälle hindurch zu dem biologischen Gesetze der physio-

---

[1]) Ziller, Vorlesungen § 23. Citat aus Rein, Pickel und Scheller a. a. O. S. 156.

[2]) cf. Rein, Pickel, Scheller. a. a. O. S. 148.

logischen Zweckmäfsigkeit,[1]) dafs Lebensweise, Aufenthalt und Einrichtung einander entsprechen, er bekommt Einblicke in das Wesen eines Organismus, er erkennt, dafs jedes Geschöpf ein an sich vollkommener Organismus ist, er lernt verstehen, warum dem veränderten Zwecke entsprechend die vorderen Gliedmafsen z. B. beim Maulwurf zu Grabwerkzeugen, bei der Fledermaus zu Flugorganen umgestaltet sind.[2]) Der Unterschied in der Lebensweise, gegründet vorzugsweise auf Abänderungen im Gebifs und Bau der Gliedmassen, gibt zugleich das ordnende Moment ab. Auch schon auf dieser Stufe mufs der Knabe dahin geführt werden, eine Mehrzahl von Objekten nach einheitlichen Gesichtspunkten zu überschauen, und diese Einheit ist zunächst die „Ordnung“. Ohne Schwierigkeit lassen sich auf dem angedeuteten Wege Ordnungs-Begriffe wie Raubtier, Insektenfresser, Nagetier, Raubvogel, Schwimmvogel u. s. w. gewinnen. Ist eine Anzahl typischer Säugetiere und Vögel, d. h. hier solcher, die am leichtesten und auffälligsten die verschiedenen Lebenserscheinungen zeigen und zugleich einen Überblick über die Hauptformen der beiden Klassen gewähren, anschaulich behandelt, so kann zum Schlusse des Kurses auf das Gemeinsame in Körperbedeckung, Fortpflanzung und Art der Bewegung aufmerksam gemacht und so der Begriff der „Klasse“ an Säugetier (Haartier) und Vogel gewonnen werden.

Soll schon in Sexta während des Sommersemesters Botanik getrieben, und das, was die Schüler an botanischen Vorstellungen mitbringen, einer ähnlichen Behandlung unterworfen werden, wie wir sie für die Zoologie gefordert? Mufsten wir uns bei letzterer schon dahin aussprechen, dafs in der Regel wohl eine gröfsere Zahl von Benennungen, aber nur ein kleiner Kreis von Anschauungen sich vorfindet, so gilt dies für die Botanik fast noch in höherem Grade. Auch setzt die Betrachtung selbst einfacher Pflanzenformen schon einige Gewandtheit und Übung im Betrachten von Naturkörpern voraus; gleichwohl mögen recht gut etwa in den letzten zwei Monaten des Schuljahres die allgemeinsten morphologischen Begriffe, wie Stengel, Wurzel, Zwiebel, Knolle, Ausläufer, Arten der Blätter, Knospen, Blütenstand und Blütenblattkreise, Arten der Früchte, Baum, Strauch, Staude, Kraut und ähnliche, an geeigneten, leicht zugänglichen einheimischen Pflanzen fixiert und die Bedeutung einzelner Organe für das Leben, die Entwicklung und Fortpflanzung der Gewächse in einfacher Weise dargelegt werden.

Die zweite und dritte Klasse (Quinta und Quarta) setzen den Unterricht in Zoologie und Botanik in der angegebenen Weise fort,

---

[1]) Junge in den deutschen Blättern für erziehenden Unterricht. 1883.
[2]) cf. Rein, Pickel, Scheller. a. a. O. S. 123.

dafs das Wintersemester regelmäfsig der Zoologie bestimmt bleibt, das Sommersemester der Botanik, wenn auch hie und da einmal im Sommer gelegentlich eine zoologische Repetitionsstunde eingelegt wird und umgekehrt. Dagegen ändert sich der Charakter des Unterrichtes insoferne, als die Beschreibung nach und nach knapper wird und schliefslich sich nur mehr auf die Angabe der eigentlichen Charaktermerkmale beschränkt, während zu gleicher Zeit das Vergleichen, das Bilden von Ober- und Unterbegriffen, das Schliefsen von Charaktermerkmalen auf coexistirende wichtige Merkmale, das Anordnen in übersichtliche Reihen in den Vordergrund tritt. Letzteres ist bedingt durch die wachsende Fülle des Stoffes, indem die Zoologie zunächst (in Quinta) neue Arten von Säugetieren bringt, besonders solche, welche wegen ihres Nutzens oder Schadens wichtig sind oder Charaktertiere abgeben für einzelne Erdstriche, dann auch mit den wichtigsten Vertretern der heimatlichen Ornis, mit den Amphibien und Reptilien der Gegend bekannt machen und dadurch zur selbständigen Beobachtung auffordern soll, endlich noch ein paar Fische besprechen mufs, während die Botanik eine gröfsere Zahl einheimischer Blütenpflanzen in das Bereich ihrer Betrachtung zieht. Letztere sind nur in lebenden Exemplaren vorzuführen und so auszuwählen, dafs sie nicht blos die wichtigsten morphologischen und biologischen Verhältnisse leicht und deutlich erkennen lassen, dabei Repräsentanten wichtiger Familien sind, sondern auch vom Schüler leicht erreicht und in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien beobachtet werden können, wogegen die Zoologie in den meisten Fällen mit guten Abbildungen sich wird begnügen müssen. Während das Material zufliefst, wird es auch eingeordnet. Zu dem Zwecke wird vor allem der Begriff der „Art“ festgestellt; die Begriffe der „Ordnung“ und „Klasse“ sind schon im vorigen Jahre gewonnen worden; daher braucht für die Zoologie vorerst nur noch der Begriff der „Familie“ bei gröfseren wichtigen Ordnungen z. B. den Raubtieren, Wiederkäuern, Singvögeln, eingeführt zu werden. In der Botanik wird wohl am besten verfahren, wenn anfangs neben dem „Art“begriff nur noch der Begriff der „Familie“ und zwar letzterer als hier ungefähr gleichwertig mit dem „Ordnungs“begriff der Zoologie verwendet wird; später mag der Schüler auch mit dem „Gattungs“begriff praktisch bekannt gemacht werden; da er aber, weil in anderem als entwicklungsgeschichtlichem Sinne kaum konconstruierbar, für die Schule immer den Charakter einer gewissen willkürlichen Umschreibung behalten wird, so soll diese Stufe des Unterrichtes ihn thunlichst meiden[1]). Zum Schlusse des Unter-

[1]) cf. Dr. Zwick, der naturgeschichtliche Unterricht. S. 46.

richtes (also erst in Quarta) wird der Schüler in der Zoologie noch durch Betrachtung des Aufbaues eines oder mehrerer Kerbtiere, Weichthiere und eines Wurmes mit dem Begriffe „Typus“ bekannt gemacht, ebenso in der Botanik ihm noch ein Farnkraut, ein Schachtelhalm, ein Moos, ein oder mehrere Pilze und Flechten vorgeführt. Hat er so in der Zoologie von den niederen Typen auch nur einen oder ein paar Vertreter, vom Typus der Wirbeltiere die Ordnungen in einem oder mehreren Repräsentanten, je nach gröfserer oder geringerer Verbreitung und Wichtigkeit, kennen gelernt, dabei ihm bekannt gewordene Arten gröfserer und wichtigerer Ordnungen in Familienbegriffe zusammengefafst, desgleichen in der Botanik nur ein paar Sporenpflanzen und Nadelhölzer, vom Typus der Monocotylen ein paar Liliengewächse und Getreidegräser, von den Dicotylen die wichtigen Familien der Nachtschattengewächse, Lippen- und Korbblüter, der Schlüsselblumen, Kätzchenträger, Dolden-, Rosen-, Schmetterlings-, Kreuzblüter etc. in ihren häufigsten und für den Menschen bedeutsamsten (Gattungen und) Arten kennen gelernt, so reicht diese Auslese doch hin, ihm einen Überblick zu gewähren über den unendlichen Reichtum der mannigfaltigen Tier- und Pflanzenformen und ihm Orientierungspunkte zu bieten. Zugleich bekommt er Einsicht in den gröfseren oder geringeren Grad der Vollkommenheit und Verwandtschaft, den die einzelnen Abteilungen des Tier- und Pflanzenreiches gegenseitig besitzen; doch ist dazu nötig, dafs bei der Bildung einzelner Gruppen sowohl als bei der Anordnung letzterer zu einer Reihe nur die Gesamtsumme der Übereinstimmung in den Organen, die wegen ihres gleichartigen Aufbaues, wegen ihrer gleichen Lage am oder im Körper gleichwertig heifsen, nicht aber einzelne Körpereigentümlichkeiten zu grunde gelegt werden, d. h. dafs man den Schüler in ein sogenanntes natürliches System, nicht aber in ein künstliches einführe. Diese Forderung gilt in gleicher Weise für Zoologie, wie für Botanik, und so schliefst sich in letzterer das Linné'sche System, welches der Einteilung des Pflanzenreiches in Klassen und Ordnungen die Anzahl der Staubblätter und Griffel zu grunde legt, vom Unterrichte aus. Letzteres konnte und kann nur Geltung erlangen, solange und wo man es als die Hauptaufgabe des Unterrichtes betrachtet, den Zögling dahin zu führen, für eine ihm unbekannte Pflanze aus einer Bestimmungstabelle ohne besondere Mühe rasch und sicher den Namen zu finden. Wir wollen aber nicht, dafs der Schüler nur auf das eine oder andere, wenn auch wichtige Merkmal, z. B. die Zahl der Staubfäden, achte, sondern seine Aufmerksamkeit auf alle richte, die geeignet sind, ihm einen Einblick in wichtige Lebensverrichtungen zu erschliefsen. Denn gerade ein Verständnis der Lebenserscheinungen ist es, was der

naturwissenschaftliche Unterricht in erster Linie anstrebt; dabei wird er durch eine richtige Systematik wesentlich gefördert, doch wäre es nicht hinreichend, vor dem Schüler nur das System aufgebaut zu haben. Es mufs vielmehr von Zeit zu Zeit alles, was ihm über den Bau der Organe und ihre Funktion bisher bekannt geworden ist, zusammengefafst und gezeigt werden, wie sie sich in die Arbeit teilen und zu einander und zum Ganzen im Verhältnis völligster Abhängigkeit und gleichzeitig schönster Harmonie stehen. Darum dürfen in der Zoologie Bedeutung und Einrichtung von Blutumlauf, Atmung, Ernährung nicht unerwähnt bleiben, wenn sie gleich auf dieser Stufe keine eingehende Behandlung erfahren können, und müssen in der Botanik die Vorrichtungen der Pflanzen zur Befruchtung durch Wind und Insekten und zur Verbreitung der Samen durch Wasser, Wind und Tiere erörtert werden. Auch ist an der Hand instruktiver Beispiele in Kürze darauf hinzuweisen, wie die Verbreitungsfähigkeit der verschiedenen Tier- und Pflanzenformen von der geographischen Breite und der Meereshöhe, von Klima und Bodenbeschaffenheit abhängig ist, wie die Organismen innerhalb gewisser Grenzen abändern und veränderten Lebensverhältnissen sich anpassen, wie die Arten einer Ordnung in geschiedenen Erdstrichen mit ähnlichen Existenzbedingungen einander vertreten. Näher auf diese Dinge einzugehen ist allerdings erst möglich, wenn die Schüler die gegenseitige Lage der einzelnen Erdteile, ihr Klima, ihre Floren und Faunen scheidenden Gebirge, Wüsten etc. genauer kennen, also am Ende des geographischen Kurses in der Untertertia. In dieser Klasse wird sich aufserdem beim geographischen Unterricht öfters die Notwendigkeit herausstellen, Pflanzen und Tiere zu beschreiben, die im Bilde eines Erdraumes unentbehrlich sind, die aber der vorausgehende naturwissenschaftliche Unterricht nicht berücksichtigt hat. Das kann nun ohne Schwierigkeit und ohne besonderen Zeitaufwand geschehen, da ja die Schüler genügende Fertigkeit erworben haben, sich von einem durch Ordnungs-, Familien- oder Gattungs- und Artmerkmale charakterisierten Objekte des Tier- und Pflanzenreiches ein richtiges Bild zu machen, auch wenn es ihren Sinnen nicht vorgeführt werden kann[1]). Letzteres ist aber zudem leicht, wenigstens in einer guten Abbildung, möglich.

In der vierten und fünften Lateinklasse (Tertia) hat sich der Unterricht der Betrachtung von Gegenständen der anorganischen Natur zuzuwenden und dem Schüler zu chemischen und physikalischen Anschauungen zu verhelfen. Der Fall, hiebei auf Kenntnisse zurückgreifen zu können, welche noch die Volksschule übermittelt

[1]) cf. Pilz, Über Naturbeobachtung des Schülers. S. 17.

hätte, wird kaum je eintreten, da letztere erst im Oberkurse hieher gehörige Erscheinungen bespricht; dagegen hat wohl der geographische und naturgeschichtliche Unterricht in den unteren drei Klassen öfters Veranlassung nehmen müssen, Erörterungen physikalischer Natur einzuflechten, dafs und warum das Wasser immer den möglich tiefsten Stellen zustrebt, warum die südlich von uns gelegenen Gegenden durchschnittlich wärmer, die nördlichen kälter sind, warum wir in höheren Breiten und bedeutenderen Meereshöhen Schnee und Eis treffen, wie sich Luftschichten ungleicher Temperatur zu einander verhalten, wie das Fliegen und Schwimmen vor sich geht, wie die Nahrung in die Pflanze gelangt, die Flüssigkeit in ihr aufsteigt etc. und den Schüler anzuregen, in der heimischen Natur die stattfindenden Veränderungen zu beobachten, ihren Ursachen nachzuspüren[1]) etc.; desgleichen kennt der Knabe aus seiner Umgebung Zweck und Anwendung einer Menge von Gerätschaften, einfachen Maschinen, chemischen Mischungen etc. Alle diese Kenntnisse sind geeigneten Ortes heranzuziehen, aufserdem der Schüler zu weiterer planvoller Beobachtung anzuleiten, die dem eigentlichen Schulunterricht vielfach passendes Material wird liefern können und müssen. Letzterer hat mit einem mineralogischen Cursus zu beginnen, wobei das Hauptaugenmerk nicht so sehr auf die äufsere Form als auf gewisse physikalische und chemische Eigenschaften der Mineralien zu lenken ist, weil so der mineralogische Unterricht zugleich eine zweckmäfsige Einführung in Chemie und Physik bildet, zumal wenn auch jetzt schon das Hauptgewicht auf dem Experimente liegt. Dabei möchten wir jedoch betonen, wenn das Wort „nicht viel, das Wenige aber dafür um so gründlicher" auf allen Stufen des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium seine volle Geltung hat, so hier ganz besonders. Es dürfte demnach genügen, die wichtigsten anorganischen Körper nach ihren wichtigsten Merkmalen und Eigenschaften an sich und in ihrem Verhältnisse zum Wasser, zum Sauerstoff der Luft (durch Erhitzen bei Luftzutritt und -abschlufs), zur Schwefel-, Salz- und Salpetersäure kennen zu lernen[2]), weshalb die genannten Körper, resp. ihre Bildner auch thunlichst an die Spitze zu stellen sind. Nach und nach erwächst aus diesem mineralogischen Vorbereitungscursus ein elementarer Überblick über das Gebiet der anorganischen Chemie, indem die Beobachtungsresultate an geeigneten Stellen zusammengefafst, lückenhafte Anschauungen auf dem Wege einfacher zweck-

---

[1]) cf. Pilz, 700 Aufgaben und Fragen für Naturbeobachtung des Schülers in der Heimat.

[2]) cf. Flögel in „der Naturhistoriker", 6. B. 1. Heft.

mäfsig angestellter Versuche vervollständigt und die gewonnenen Begriffe durch theoretische Betrachtungen, wie sie der geistigen Entwicklungsstufe des Schülers entsprechen, verknüpft werden[1]). Daran schliefst sich ein mehr theoretisch gehaltener Abrifs über die wichtigsten Begriffe der organischen Chemie[2]). Weiterhin ergibt sich unter Anwendung des gleichen Verfahrens, wie bei der Chemie, durch Zusammenfassen dessen, was der Schüler im geographischen, zoologisch-botanischen, mineralogischen Unterricht erfahren und daneben selbständig beobachtet hat, durch Anlehnen an einzelne Apparate und Erscheinungen, durch zweckentsprechende Experimente eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Kapitel der Physik. Also nicht irgend ein „Lehrgang“ der Chemie oder Physik soll „durchgearbeitet“, es soll nur das Interesse an chemischen und physikalischen Erscheinungen geweckt, das Verständnis derartiger Vorgänge angebahnt, Fundamentalversuche angestellt und Fundamentalbegriffe gewonnen, eine genügende Bekanntschaft mit alltäglichen Dingen und Erscheinungen erworben, das Verständnis physiologischer Prozesse ausreichend vorbereitet werden. Dazu bedarf es aber keines lückenlosen Systems, es genügt, einen Überblick über wichtigere Reihen von Verbindungen und Erscheinungen gewonnen zu haben; besonders wichtige Glieder einer Reihe können daneben immer eine eingehendere Behandlung erfahren. Dafs auf dieser Stufe die Begründung nur durch das Experiment, nicht auf mathematischem Wege zu geschehen hat, diese Forderung dürfte kaum auf Widerspruch stofsen. Dabei mufs ersteres einfach sein und das Verhältnis von Ursache und Wirkung klar zu tage treten lassen, auch soll es so viel als möglich zu selbstthätiger häuslicher Beschäftigung anregen und anleiten; mit letzterem soll ein mafsvolles Heranziehen von Rechnungsaufgaben, zumal solcher, die sich mit Hilfe der Proportionslehre lösen lassen, wenn sie zum tieferen Verständnis förderlich sind, nicht ausgeschlossen sein. Überhaupt „an scharfen, genauen Bestimmungen durch Zählen, Messen, Wägen darf es nirgends bei dem naturkundlichen Unterrichte fehlen, und insoweit mufs die Mathematik immer zu Gebote stehen und benützt werden“[3]).

Die letzten Stunden dürften zweckmäfsig dazu angewendet werden, den Schüler damit bekannt zu machen, was man unter

---

[1]) cf. Penl im pädagogischen Jahrbuch 1879.

[2]) Man vergleiche die meisterhafte, noch nicht einen Bogen umfassende Darstellung der hieher gehörigen Reihen in dem Leitfaden für chemischen Unterricht von Dr. Arendt.

[3]) Ziller, Grundlegung. S. 258. Citat aus Rein, Pickel, Scheller a. a. O. 7. Schuljahr. S. 108.

Zoologie, Botanik, Morphologie, Biologie, Anatomie, Physiologie, Mineralogie, Petrographie, Geologie, Meteorologie etc. versteht, d. h. ihm die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften nach ihrem Hauptinhalte und -umfange zu kennzeichnen.

So hat einerseits der naturwissenschaftliche Unterricht an der Lateinschule einen gewissen Abschlufs gefunden, anderseits ist der Schüler genügend vorbereitet, um im Gymnasium an dasjenige Objekt heranzutreten, dessen Betrachtung für den Menschen am würdigsten und für den Schüler eines „humanistischen" Gymnasiums am passendsten ist, — an den Menschen selbst.

„Es mufs in der That für jeden Gebildeten für nötig gehalten werden, dafs er sich selbst zu beobachten und dafs er sich von den Funktionen des Körpers Rechenschaft zu geben vermöge, denn nur dadurch kann das Verständnis der Geistesfunktionen ermöglicht werden."[1]) Wir fordern daher in der ersten und zweiten Gymnasialklasse (Sekunda) einen Kursus in somatischer Anthropologie, ein summarisches Studium der Anatomie und Physiologie des Menschen. Viele Begriffe sind schon durch den vorausgehenden Unterricht gewonnen; oftmals war in der Zoologie der Mensch zur Vergleichung herangezogen worden, oftmals hatten in einem physikalischen Gesetze Erscheinungen des menschlichen Lebens ihre Erklärung gefunden. Alle diese Einzelkenntnisse sind jetzt zu sammeln, und auf Grund der gesamten zoologischen, chemischen und physikalischen Erkenntnis ist von den Bestandteilen des menschlichen Körpers, seinen Organen und ihren Funktionen, den Bewegungserscheinungen, dem Ernährungs- und Atmungsprozesse, dem Kreislauf des Blutes und der Stoffe im Körper eine geordnete Darstellung zu geben. In Ober-Sekunda erfahren dann der Bau und die Thätigkeit der Sinnesorgane, die Anlage des peripheren Nervensystems, die Thätigkeit der zentripetalen nnd zentrifrugalen Nerven, ihre Verbindung mit den Sinnesorganen und den Muskeln einerseits, dem Gehirne anderseits, der Bau der sogenannten Zentralorgane, des Rückenmarks und des Gehirns, die Funktionen, die den einzelnen Teilen des Gehirns zuzukommen scheinen etc. eine eingehendere Besprechung, an die sich der Hinweis anschliefst, dafs durch Einwirkung von gewissen materiellen Körpern auf unsere Sinnesorgane gewisse nicht materielle Empfindungen ausgelöst werden, dafs „nur durch das Medium und gleichsam Reagens unserer Empfindung"[2]) die Aufsenwelt zu unserer Erfahrung gelangt, dafs die Nerven und das Gehirn zwar „die materiellen Träger dieser Beziehungen sind,

[1]) Dr. Kekulé, a. a. O. S. 25.

[2]) Dr. A. Riehl, Über wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie. S. 39.

dafs aber auch die genaueste Kenntnis der Nervenphysiologie und des Gehirns immer nur die physiologischen Bedingungen kennen lernt, an welche psychische Vorgänge geknüpft sind, und dafs damit die Frage, wie sich Reiz in Empfindung umsetzt, keineswegs gelöst, die Kluft zwischen Physischem und Psychischem keineswegs überbrückt ist." [1] Damit insbesonders unsere weiteren Vorschläge keine irrige Auffassung erleiden, sei hier unsere Überzeugung ausdrücklich dahin ausgesprochen, dafs in dieser Frage der anthropologische Unterricht am Gymnasium ein für allemal sich auf den Standpunkt einer Parallelität geistiger und leiblicher Vorgänge zu stellen und einfach die Thatsache ins Auge zu fassen hat, dafs physische Bewegungen das gleichzeitige Mitauftreten psychischer Vorgänge hervorrufen und umgekehrt.

Alle anatomischen und physiologischen Belehrungen sind an die Demonstration von geeigneten Wirbeltierorganen, Modellen oder Präparaten und an einfache Experimente anzuknüpfen; auch sollen die Gelegenheiten zu Vergleichen und Ausblicken auf die Organisation der verschiedenen Wirbeltierklassen, der Glieder anderer Typen, selbst des Pflanzenreiches nicht ungenützt vorüber gehen dürfen, zumal nur so die Stellung des Menschen zu den übrigen Lebewesen ins rechte Licht tritt; ferner sind an geeigneter Stelle die wichtigsten der im ganzen so einfachen Forderungen der Diätetik anzuführen, während dagegen alle eigentlich populärmedizinischen Unterweisungen vom Unterrichte ausgeschlossen bleiben müssen. An passender Stelle sind auch die Unterschiede hervorzuheben, welche die wichtigsten nach Ort, Zeit, Alter und Kulturstufe verschiedenen Menschengruppen in Färbung der Haut, des Haares und der Augen, in Bildung des Kopfskelettes und der Gliedmassen, in Schärfe der Sinne, in Nähr- und Wohnweise etc. zeigen.

Hat der Schüler so die Gesetze kennen gelernt, welche den körperlichen Teil des menschlichen Organismus beherrschen, auch schon eine gewisse Beziehung der leiblichen Seite zur geistigen gefunden, so ist es zur Kenntnis des ganzen Menschen erforderlich, dafs er auch die das Seelenleben durchwaltende Gesetzmäfsigkeit kennen lerne. Zwar wurden schon von Tertia ab bei der Lektüre und beim historischen Unterricht zu den einzelnen Handlungen der Personen die Motive gesucht, für gleiche oder ähnliche Motive in einer Eigenschaft die gemeinsame Quelle gefunden, die Gesamtsumme der Eigenschaften zu einem sogenannten Charakterbilde zusammengefafst; allein solche Übungen sowie der sonstige Unterricht erreichten selbst bei geschickter Behandlung höchstens eine schärfere

[1] Dr. W. Jerusalem, Zur Reform des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik. S. 6.

Abgrenzung einzelner seelischer Äufserungen gegen einander und ihrer graduellen Abstufungen, eine bewufstere Benennung derselben, die Erkenntnis des Zusammenhangs gewisser Gedanken und Handlungen, die Weckung des Interesses für Erscheinungen des Seelenlebens. Nun besteht aber gerade für das humanistische Gymnasium auf seiner obersten Stufe die Aufgabe, ein tieferes Verständnis der psychischen Erscheinungen anzubahnen, das Verhältnis der Parallelität wie sie zwischen bestimmten physischen Vorgängen und bestimmten psychischen besteht, zu ermitteln, letztere „zu beschreiben, zu ordnen, auf ihre einfachsten Formen zurückzuführen und die darin waltenden Gesetze zu erforschen.“ [1])

Darum fordern wir in der 3. und 4. Gymnasialklasse (Prima) sogenannte somatische Psychologie als eine Disziplin, welche nicht nur den naturwissenschaftlichen Unterricht gewissermafsen abschliefst, sondern auch für das Studium der Philosophie vorbereitet. Von letzterem Standpunkte aus verlangt auch unsere gegenwärtige Schulordnung im Anschlufs an den deutschen Unterricht einen propädeutischen Vortrag über die Hauptthatsachen der empirischen Psychologie. Ob nun unsere sogenannte empirische Schulpsychologie dem Zwecke einer entsprechenden Vorbereitung zum philosophischen Studium entspricht, darüber will Schreiber dieses mit niemand rechten, da er in diesem Punkte weder selbst Erfahrungen hat sammeln können, noch fremde kennt, nach seinen theoretischen Anschauungen jedoch hält er sie für ungenügend. Dafs sie aber dem ersten Zwecke keinenfalls entsprechen kann, geht unmittelbar aus dem Bilde hervor, das Dr. F. A. Lange von der älteren Schulpsychologie entwirft, [2]) und dem das der Tochter vielfach ähnlich ist: „Sie nahm das Ausgehen von der Selbstgewifsheit des Denkens von Des Cartes, die Lehre von der immateriellen Substanzialität der Seele aus der aristotelisch-scholastischen Überlieferung, mit mehr oder weniger neuplatonischer Färbung, die Seelenvermögen von Aristoteles und Wolff, die Dreiteilung der Seelenthätigkeiten von den späteren Wolffianern, die Lehre von der Willensfreiheit aus der Scholastik, desgleichen die Lehre vom Zusammenhang zwischen Leib und Seele, soweit hier nicht kartesianische oder Leibnitz-Wolff'sche Anschauungen den alten influxus physicus des Thomas von Aquino verdrängten.“ „In diesem Gemenge heterogener Bruchstücke erhielten sich einzelne aus anderen Quellen stammende Bestandteile mit unglaublicher Zähigkeit, wie z. B. die von Hippocrates und Galen herstammende, von der Astrologie und Alchymie weiter fortgebildete Lehre von

[1]) Jerusalem, a. a. O. S. 5.

[2]) Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Art.: Seelenlehre.

den vier Temperamenten und den ihnen entsprechenden vier Altersstufen.“ Wie kam eine solche Psychologie zu der Bezeichnung empirisch? Auch hierauf gibt uns Lange die Antwort, wenn er zeigt, „wie die Errungenschaften der Metaphysik allmählich sich verwandelten, abschwächten, mit verschiedenem, sogar entgegengesetztem zusammenflofsen und so eine Summe von Gemeinvorvorstellungen bildeten, die man für empirisch hielt, weil man sie allgemein verbreitet fand und im gewöhnlichen Gang der Schulbildung ganz unmerklich einsog, ohne ihre Quellen zu kennen.“ Wir werden uns also zur Lösung der bezeichneten Doppelaufgabe nur für eine Psychologie entscheiden können, die von allem spekulativen und metaphysischen Beiwerk befreit auf somatischer Grundlage unter Anwendung der exakten Methode zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin ausgereift ist. „Niemand, der die gegenwärtigen Fortschritte der reinen oder deskriptiven und der physiologischen oder erklärenden Psychologie mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann länger daran zweifeln, dafs die Psychologie bereits heute zu einer selbständigen positiven Wissenschaft geworden ist.“ [1])

Freilich eine Wissenschaft der Psychologie, die ihre Wahrheiten durch zweckentsprechende Experimente gewinnt und festigt, durch Daten aus der Anthropologie der Naturvölker stützt, die Tierpsychologie zum Vergleiche heranzieht etc., kann und soll das Gymnasium nicht lehren; es wird sich begnügen müssen, Erscheinungen aus dem Kreise der eigenen psychischen Erfahrungen des Schülers, seine Sprachkenntnis, die Lektüre, die Handlungen geschichtlicher Personen, das Leben der modernen Gesellschaft etc. als Quelle zum Erwerbe psychologischer Erkenntnis zu benützen. Ungefähr in diesem letzteren Sinne hat Herr Prof. Dr. W. Jerusalem die Resultate der wissenschaftlichen Psychologie auf ihre Verwendbarkeit für die Schule in mehrjährigem propädeutischem Unterricht geprüft und (unseres Wissens bis jetzt allein) einen diesbezüglichen Lehrgang für Psychologie und Logik [2]) veröffentlicht, dessen Grundzüge wir glauben statt eigener Vorschläge mitteilen zu sollen. Die Einteilung des Gebietes der Psychologie wird von ihm in der Weise vorgenommen, dafs er analog der zentripetalen und zentrifugalen Nerventhätigkeit zuerst den Weg von aufsen nach innen, und dann den Weg von innen nach aufsen betrachtet, wobei in beiden Teilen von den psychophysischen Vorgängen, d. h. denen, zu deren Entstehung wir eine physische Bewegung für notwendig halten, zu den rein psychischen, d. h. solchen, deren Entstehungsgrund wir

[1]) Riehl, a. a. O. S. 42.

[2]) A. a. O. Aufserdem hat der Verfasser versprochen, seinen Lehrgang demnächst in der Form eines Lehrbuches vorzulegen.

lediglich in unserm Bewufstsein suchen, aufgestiegen wird. Der erste Teil behandelt sonach die Empfindungen, die Wahrnehmungen, die Vorstellungen, deren Verbindungen und Verlauf; die apperzeptive Verschmelzung der Vorstellungen führt zur Bildung der Begriffe und damit zum Denken; da sich das Denken nur mit Hilfe der Sprache von einem rein sinnlichen zu einem abstrakten entwickeln kann, so wird ein Kapitel über Sprache eingeschoben und gezeigt, wie mit Hilfe der Sprache und der Reproduktionsgesetze die beiden elementaren Formen des Denkens, die Begriffe und Urteile, entstehen; die nun folgende Lehre von den Gefühlen bildet, da das Gefühl unmittelbar mit dem Begehren zusammenhängt, den Übergang zum zweiten Teil. Dieser bespricht die Bewegungen, ihre Entstehung und Einteilung; die willkürlichen Bewegungen führen hinüber zu dem Willen und den Trieben; den Schlufs bildet die Entwickelung des Selbstbewufstseins. Ein solcher Lehrgang, der in der Lehre von Empfindungen, Wahrnehmungen und Bewegungen unmittelbar an die in Sekunda erworbenen physiologischen Kenntnisse anknüpfen könnte, würde den Schülern das Verständnis einfacherer psychischer Funktionen erschliefsen, sie anregen und befähigen, sich in psychologischer Analyse komplizierter Phänomena zu üben, und die eigentliche Psychologie wäre mit ihrer Aufgabe am Gymnasium fertig; „was der Schüler von der Einfachheit, Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele zu wissen und zu glauben hat, erfährt er in der Dogmatik, und der Lehrer der Psychologie soll dem Religionslehrer nichts dreinreden.“ [1])

Dagegen hat als eine notwendige Ergänzung in Ober-Prima der Psychologie die Logik nachzufolgen. Schon in der Psychologie ist darauf hingewiesen worden und jetzt wieder daran anzuknüpfen, dafs den abgeleiteten Begriffsurteilen der Charakter der Evidenz und Allgemeingiltigkeit vielfach abgehe. Was für den einen vermöge der assoziativen und perzeptiven Verbindungen seiner Vorstellungen evident sei, sei es nicht mehr für einen andern; daher habe sich das Bedürfnis herausgestellt, ein Kriterium zu finden, welches unabhängig von individueller Anschauung festzustellen gestatte, ob eine Ableitung eines Urteils Evidenz und Allgemeingiltigkeit besitze, und so sei die Wissenschaft der Logik entstanden. Da aber die Untersuchung jener Ableitungen oder Schlüsse notwendig zu den Denkformen der Urteile und Begriffe führt, so sind auch diese Gegenstand der Logik. Mit der Lehre vom logischen Begriff ist anzufangen, bei Besprechung von Inhalt und Umfang des Begriffes sind die Operationen der Abstraktion und

[1]) Jerusalem a. a. O. S. 5.

Determination klar zu machen, den Abschlufs dieses Kapitels bildet die Besprechung der Definition und Klassifikation. Die Lehre vom Urteil gibt Veranlassung, die Bedeutung von Satzteilen und Satzformen zu untersuchen. Mit der Lehre vom Schlusse ist die Lehre vom Beweise zu verbinden, auch beim induktiven und deduktiven, beim direkten und indirekten Beweis nicht nur der Gang des Beweises und sein Prinzip, sondern auch seine psychologische Wirkung zu erörtern. Zum Schlusse empfiehlt Dr. Jerusalem noch, die im Verlaufe des Unterrichtes zur Sprache gekommenen Methoden der Untersuchung und Darstellung übersichtlich zusammenzustellen und an Beispielen zu zeigen, warum die eine Wissenschaft besonders diese oder jene Methode anwendet; so werde sich der Schüler des einheitlichen Bandes, das alle Wissenschaften verbindet, bewufst werden, er werde einsehen, dafs alle Wissenschaften nach Erkenntnis streben und die Gesetze der Erkenntnis für alle die gleichen seien, und werde die Achtung vor jeder Wissenschaft ins Leben mitnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Dürkheim a|H. Pfifsner.

Noch Einiges über „Die Handschriften von Lodi und Avranches“.

Ein Rückblick auf den im vorigen Jahrgange dieser Blätter unter vorstehendem Titel begonnenen Aufsatz Th. Stangls.

Auf S. 24—47 und 118—127 des vorigen Jahrganges dieser Blätter hat mein Mitarbeiter auf dem Gebiete der rhetorischen Schriften Ciceros, Th. Stangl, eine ausführliche Besprechung meiner Ausgabe des Orator (Leipzig, Teubner) begonnen, worin er die Tendenz verfolgt, meine Behandlung des Textes in betreff der handschriftlichen Grundlagen als durchaus unzulänglich darzustellen und einen über meine Ausgabe hinausgehenden Fortschritt nach dieser Richtung hin anzubahnen. Ich hielt es nicht für angezeigt, auf diesen Angriff ausführlicher zu erwidern, bevor mein Gegner seinen Aufsatz vollendet hätte, was um so sicherer zu erwarten war, als nicht nur S. 127 die Fortsetzung als „in einer der nächsten Nummern“ folgend angekündigt wurde, sondern auch das „Prooemium“ von Stangls eigener inzwischen erschienener Schulausgabe (Leipzig, Freytag) p. XI mit den Worten „qui libellus hoc anno continuabitur“ jene Fortsetzung wiederholt in Aussicht stellte. Nachdem aber das 10. und letzte Heft des vorigen Jahrganges dieser Blätter nunmehr erschienen ist, ohne den gehofften Abschlufs des Stangl'schen Auf-

satzes zu enthalten, und derselbe, wie es scheint, wohl überhaupt unvollendet bleiben wird, will ich mich auch nicht länger hinhalten lassen, sondern im folgenden die prinzipiellen Einwendungen, welche St. gegen das von mir befolgte kritische Verfahren erhoben hat, im Zusammenhange beleuchten. Ich thue dies in der Weise, dafs ich mich dabei auf zwei anderweitige inzwischen von mir erfolgte Veröffentlichungen stütze, von welchen die erste sich mit dem ersten Teile des Stangl'schen Aufsatzes gekreuzt hat: ich meine den in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1885 S. 105 ff. erschienenen Aufsatz „Zu Ciceros Brutus und Orator“, und daran anschliefsend die „Vorläufige Erklärung“ in diesen Blättern 1885 S. 262, welche zunächst nur den Zweck hatte, meinen Standpunkt zu wahren. Was dort als vorläufige Behauptung hingestellt wurde, dafs es St. bisher nicht gelungen sei, auch nur das mindeste neue oder bessere Handschriftenmaterial beizubringen, als ich selbst bereits in meiner Ausgabe zu grunde gelegt habe, dies im einzelnen und in erweitertem Umfange nachzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen.[1])

Ich beginne damit, die der Sache fern stehenden Leser über die zwischen St. und mir schwebenden prinzipiellen Differenzpunkte in Kürze zu orientieren. Bekanntlich zerfallen für den Orator die Handschriften in zwei Klassen: 1. die sog. mutili, d. h. diejenigen Hss., welche nur Bruchstücke jener Schrift (in runder Angabe § 91—191 und § 231—Ende) enthalten; 2. die sog. integri, d. h. diejenigen Hss., welche den Orator ganz enthalten und welche unbestritten sämtlich auf den im Jahre 1422 in Lodi neu aufgefundenen, dann aber wieder verlorenen Laudensis (= L) zurückgehen. In ersterer Beziehung, in betreff der mutili, kam es für den kritischen Apparat meiner Ausgabe darauf an, den Archetypus zu bestimmen, von welchem die zahlreichen Hss. dieser Klasse, die wir haben, herstammen; in letzterer Beziehung, in betreff der

[1]) Auf die Besprechung einzelner Stellen verzichte ich hier um so mehr, als dieselben zum Teil der Art sind, dafs sie eine endgiltige, jeden Widerspruch ausschliefsende Entscheidung zwischen zwei vorhandenen Möglichkeiten wohl überhaupt nicht zulassen. Dagegen mufs ich ein für alle Mal Verwahrung einlegen gegen den Vorwurf, welchen mir St. Seite 123 ff. seines Aufsatzes macht, als habe ich es an der Beiziehung der Testimonia veterum bei meiner Textgestaltung fehlen lassen. St. unterscheidet dort nicht zwischen reinen oder wörtlichen Citaten und freien, d. h. solchen, in denen eine treue Wiedergabe der Worte Ciceros von Seite des späteren Autors offenbar nicht beabsichtigt war, wie z. B. bei Colum. § 3 f. Citaten der letzteren Art habe ich absichtlich — und wie ich glaube, mit Recht — keinen Einflufs auf meinen kritischen Apparat gestattet.

integri, war es nötig, für den verlorenen Laudensis dadurch Ersatz zu schaffen, dafs ich versuchte, mehrere unmittelbare Abschriften dieses Urkodex aus der Zeit seiner Auffindung nachzuweisen, aus welchen sich das, was in jenem gestanden, mit hinlänglicher Sicherheit rekonstruieren liefse. Beide Aufgaben waren bisher noch nicht gelöst; über die Notwendigkeit ihrer Lösung ist St. auch durchaus mit mir einverstanden; nur über die Art derselben weichen seine Ansichten nach beiden Richtungen hin von den meinigen ab.

Was zunächst den zu suchenden Archetypus der mutili betrifft, so glaubte ich Anhaltspunkte genug zu haben, um den aus dem X. Jahrhundert stammenden, weitaus ältesten Vertreter dieser Klasse, den Abrincensis (in Avranches in der Normandie) = A, den ich zu diesem Zwecke an Ort und Stelle einer Neuvergleichung unterzogen hatte, als die alleinige (direkte oder indirekte) Quelle aller übrigen im XIII.—XV. Jahrhundert geschriebenen anzuerkennen. Es würde zu weitläufig sein, den ganzen Indicienbeweis, wie ich ihn in den Proleg. meiner Ausgabe p. X sqq. gegeben habe, hier in allen Teilen zu wiederholen; ich darf im allgemeinen wohl darauf verweisen. Nur nach einer Richtung hin mufs ich hier notwendig eine ausführliche Rekapitulation des dort Gesagten vornehmen, da mein Gegner in dieser Richtung ein Versehen begangen hat, welches auf seine eigene andersartige Auffassung des Verhältnisses von A zu den übrigen mutili von dem entscheidendsten Einflufs gewesen ist. Es handelt sich dabei um das Äufsere der Hs. und zwar in folgender Hinsicht.

Der Anfang des Orator lautet in A (§ 91) *toque* (statt *aliquantoque*) *robustius* e. q. s.; und zwar beginnen diese Worte fol. 51 recto, d. h. auf der Vorderseite eines Blattes, ganz oben und ganz vorn zu Beginn dieser Seite, kurz genau so, wie ein Blatt einer Schrift aussehen mufs, wenn es aus dem Zusammenhange eines Bandes gelöst und der vorausgehende Teil verloren ist. Was enthält nun die vorhergehende Seite des A (f. 50 uerso)? Dieselbe ist leer; die in der Hs. vorausgehende Schrift De oratore schliefst bereits f. 50 recto. Nur ganz oben am Rande (nach innen zu) steht auf jener leeren Seite eine Notiz von einer Hand des XIII. Jahrhunderts, derselben, welche auch die Unterschrift des Orator aus *Orator explicit* in *Oratoris explicit liber quartus* umgeändert hat.[1])

[1]) Die obige Schätzung (XIII., spätestens Ende des XIII. bis Anfang des XIV. Jahrhunderts) ist auch diejenige Schneidewins; St., der die Hs. selbst gar nicht gesehen hat, hatte kein Recht, „mindestens das letzte Viertel des XIV. Jahrhunderts“ (S. 26) dafür anzunehmen. — Über das Folgende vergleiche man jetzt die Bemerkungen von J. E. Sandys in dessen neuester Ausgabe des Orator, Cambridge 1885, p. LXXVIII oben, welche ebenfalls auf unmittelbarer Anschauung der Hs. beruhen.

Jene Notiz aber lautet: *hic deest quaternus:* — Jemand also, der im XIII. Jahrhundert unsere Hs. zur Hand nahm, vielleicht um ihr einen neuen Einband zu geben, fand hier, zu Beginn des Orator (§ 91), bereits den jetzigen Defekt vor; mit dem Anfange des Orator zugleich war auch dessen besondere Überschrift ausgefallen, und so kam denn der Verfasser jener Notiz zu dem Glauben, der verstümmelte Rumpf dieser Schrift müsse noch einen Bestandteil der Schrift De oratore gebildet haben. Ich sehe in der That gar keinen Grund, warum wir der Angabe jener Notiz nicht durchaus zustimmen sollen: vergleicht man die Raumverhältnisse des uns erhaltenen Stückes, so nehmen die §§ 91—180 (bis *considerandi uia*) genau acht Seiten ein, d. h. einen Quaternio, oder ebensoviel, als die jetzt am Anfang fehlenden §§ 1—90. Hält man diese Indicien zusammen, so folgt daraus, dafs diejenige Hs., in welcher der Anfang des Orator verloren ging, nicht etwa eine frühere Vorlage des A, sondern eben dieser selbst war, dafs somit alle uns bis jetzt bekannten mutili, welche diesen verstümmelten Anfang mit A teilen, sei es auf direktem oder indirektem Wege, aus ihm herstammen.

Obwohl ich nun auf diese Verhältnisse auf p. VI. sq. meiner Ausgabe zwar in Kürze, aber doch deutlich genug hingewiesen hatte (vgl. insbes. p. VI unten: „in antecedente pagina (f. 50 u) ceteroqui uacua“), hat St. diesen Hinweis doch gerade in seinem wichtigsten Punkte völlig mifsverstanden. Er geht (S. 24 f. seines Aufsatzes) von der irrtümlichen Ansicht aus, als umfasse die Schrift De oratore in A die Blätter f. 1 bis 50 uerso, meint also, jene wichtige Notiz stehe auf der nämlichen Seite, wie die letzten Worte der Schrift De oratore, und knüpft in diesem Sinne S. 25 folgerichtig die Frage daran: „Wo hätte er [nämlich der Schreiber des Orator] das folgende fragmentarische Werk zu schreiben beginnen sollen, wenn nicht auf der ersten Zeile der Vorderseite des erstnächsten Blattes?“ Wäre die Seite zwischen dem Schlusse der Schrift De oratore und dem verstümmelten Anfange des Orator nicht leer, so würde St. durchaus Recht haben; die jetzigen Umstände aber haben gerade das Auffallende, was St. von seinem irrigen Standpunkte aus mit Recht vermifst: da die Abschrift des Orator, wie sie jetzt vorliegt, nicht auf der nächsten, sondern erst auf der zweitnächsten Seite beginnt, ist ein ganz anderer, ja der entgegengesetzte Schlufs daraus zu ziehen, als der, welchen St. seinerseits daraus gezogen hat. Es ist verhängnisvoll für Stangls ganze gegen mich gerichtete Polemik, dafs ihm gleich bei dieser ersten Deduktion ein so wichtiges, ja grundlegendes Versehen in der Auffassung des Thatbestandes begegnet ist: alles das, was er S. 25 f. an diesen ver-

meintlichen Anhaltspunkt anknüpft, fällt natürlich mit jenem Irrtum[1]) von selbst zusammen.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Auf S. 26 ff. seines Aufsatzes gibt sich St. sehr viele Mühe, aus früheren Handschriftenkatalogen die Möglichkeit zu erweisen, dafs von der Schrift De oratore „nicht nur neben, sondern sogar vor der Avrancher Handschrift südlich, nördlich und westlich der Alpen“ Handschriften der Mutilus-Klasse vorhanden waren, und dafs „demzufolge kein Zwang bestehe, alle gegenwärtigen mutili aus der Zeit 1300—1422 von der jetzt allein erhaltenen Handschrift des 9.—10. Jahrhunderts in der Normandie abzuleiten“ (S. 30). Für die Schrift De oratore war diese Beweisführung unnötig: hier haben wir ja selbst noch aufser A den Harleianus und den Erlangensis, welche von A abzuleiten niemandem einfällt. Allein diese beiden enthalten zwar die Schrift De oratore, nicht aber (wie A) auch den Orator, und eben dies ist an Stangls Beweisführung der schwache Punkt. Es ist ihm nicht gelungen, das, was er für die Schrift De oratore behauptet hat, auch für den Orator zu erweisen; ja er hat versäumt, bei seiner Argumentation den doch nicht ganz gleichgiltigen Umstand zu berücksichtigen, dafs in A selbst die Schrift De oratore von einer ganz anderen und zwar älteren Hand geschrieben ist als das Bruchstück des Orator, mit Ausnahme zweier nicht sehr umfangreicher Ergänzungsstücke (II 234 ff. und III 149 ff.), mit welchen die jüngere Hand zwei von den Lücken der älteren ausfüllte. Ist das aber nicht gerade ein Fingerzeig, dafs die Überlieferung des Orator eine selbständige neben der Schrift De oratore war, und dafs wir schlechterdings also kein Recht haben, das, was sich über die letztere Schrift erweisen oder vermuten läfst, ohne weiteres auch auf die erstere zu übertragen?

Darf somit Stangls negative Argumentation, wonach A der Archetypus unserer gegenwärtigen mutili nicht sein könne, als verfehlt betrachtet werden, so müssen wir das nämliche Urteil über

---

[1]) Auch sonst hat sich St. mehrfach grofse Ungenauigkeiten bei der Lektüre und Beurteilung der Prolegomena meiner Ausgabe zu schulden kommen lassen, wofür ich die einzelnen Beispiele hier nicht alle aufzählen will; dem aufmerksamen Leser werden sie selbst nicht entgehen. Hier nur eines: S. 34 f. meint St. in bezug auf die in meinem Texte befolgte Schreibweise, ich habe dieselbe „aus der sogenannten Orthographie von A und L“ gezogen. Ich habe aber im Gegenteil Proleg. p. XVIII ausdrücklich erklärt, dafs ich im wesentlichen die Orthographie nur einer Abschrift des L, und zwar der besten, nämlich des Florentinus J 1. 14 (= F), wiedergeben wolle, und habe ebendort die wenigen Fälle, wo ich von dessen Schreibweise abgewichen bin (moereret, spraeta u. s. w.) besonders aufgezählt.

seine positive Auseinandersetzung (S. 32 ff.) fällen. Aus den von mir aufgezählten 37 (so! nicht „36“) mutili greift nämlich St. hier zwei heraus, von welchen er gewissen vereinzelten Abweichungen des Textes zufolge annimmt, dafs sie nicht aus A geflossen sein können, sondern aus einem dem A „zwillingsbrüderlich verwandten codex mutilus saec. IX, den wir B[1]) nennen wollen“. Es sind dies die beiden Florentiner Handschriften: Magliabecchianus VI 185 vom Jahre 1418 (= m) und Laurentianus S. Marci 262 saec. XV ineuntis (= l), aus welchen beiden dann diejenigen Stellen mitgeteilt werden, woraus St. eine selbständige, von A seiner Meinung nach unabhängige Genealogie dieser Hss. herleiten will. Allein auch hier erweist sich bei genauerem Zusehen das Material, auf welches sich St. stützt, als ein nicht nur unzulängliches, sondern auch von St. nicht hinlänglich geprüftes: „zu der Behauptung“, — dies sind die Worte Rubners, Wochenschr. f. kl. Philol. 1885 Sp. 1007 — „dafs wenigstens für die italienischen Abschriften ein vom Abr. unabhängiger Archetypus anzunehmen sei, reichen die wenigen [von St.] angeführten Lesarten nicht aus“. Es mag genügen, hier nur eine derselben, und zwar diejenige, welche am gravierendsten erscheinen könnte, in Kürze zu beleuchten. Die Stelle lautet (§ 97) in L: *hanc eloquentiam, quae cursu magno sonituque ferretur, quam suspicerent omnes, quam admirarentur, quam se assequi posse diffiderent.* Davon weichen A, m und l insofern ab, als sie statt *suspicerent* haben *susciperent* und das folgende *omnes* fehlt; m und l aber haben aufserdem noch die besondere Eigentümlichkeit, dafs sie zwischen den Worten *magno* und *sonituque* ein sinnloses *sequi* aufweisen, welches St. ebendeshalb als „gewifs nicht interpoliert“ ansieht. Er hat aber nicht bedacht, dafs schon auf der nächsten Zeile das Wort *assequi* folgt. Dafs daraus der Schreiber der für m und l gemeinsamen, zwischen diesen und dem A stehenden Vorlage durch Abirren des Auges sein sequi entnahm, liegt doch wohl auf der Hand. Interpoliert, d. h. mit Absicht eingeschoben, ist es freilich nicht, aber darum braucht es doch noch lange nicht echt, d. h. in einer alten mit A gleichzeitigen Vorlage enthalten gewesen zu sein: die so eben angedeutete dritte Möglichkeit der Erklärung hat St. in Anschlag zu bringen vergessen.

Das Vorstehende mag über den ersten Hauptpunkt, welcher den Archetypus der Klasse der mutili betrifft, für unseren Zweck hier genügen. Ich wende mich nun zu dem zweiten Punkte, welcher

---

[1]) Ich wundere mich, dafs St. selbst auf diesen „B“, den er doch als mit A gleichberechtigt ansieht, in seiner jüngsten Äufserung über die Handschriftenverhältnisse des Orator, Deutsche Litteraturzeitung 1885 Sp. 1585 ob., auch nicht mit einem Worte zurückkommt! Nur A wird hier genannt!

die Rekonstruktion des verlorenen Archetypus der zweiten Klasse zum Gegenstande hat, und beschränke mich auch hier nur auf das Allernotwendigste. Insbesondere enthalte ich mich, auf diejenige Seite der Frage hier nochmals näher einzugehen, ob in den beiden Abschriften des L, die ich (aufser F) meinem Apparate zu grunde gelegt und mit P und O bezeichnet habe (Palatinus 1469 und Ottobonianus 2057), die Unterschriften wie die sonstige Beschaffenheit derselben mit Sicherheit auf eine unmittelbare Abschriftnahme aus dem „exemplar uetustissimum“ hindeuten; ich habe dem, was inzwischen a. a. O. in den Jahrb. f. Philol. und Pädag. von mir dargelegt wurde, nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen. Wohl aber sei es gestattet, zur Ergänzung dessen, was ich dort über den von St. so hoch gehaltenen, von mir als durchaus entbehrlich erachteten M (= Mutinensis VI D 6) vorgetragen habe, hier noch einige meine Ansicht vollauf bestätigende Gesichtspunkte beizubringen.

Mutinensis VI D 6 ist eine Pergamenthandschrift aus dem Jahre 1425 (so!), welche zuerst Ciceros Brutus, dann die (auch sonst bekannten) elogia des Marius und Fabius, zuletzt den Orator enthält; und zwar heifst es von letzterem in der Unterschrift, er sei *„transcriptus perfectusque et ab eo exemplari emendatus, quod a uetusto illo codice primum transcriptum correctumque fuerat“.* Hier meint nun St. (S. 39), das *exemplar,* wonach die *emendatio* stattgefunden habe, sei die (nach der Überlieferung von Cosmus Cremonensis gefertigte) erste aus L entnommene Abschrift des Orator, die er mit E bezeichnet, gewesen, — dagegen die Transskription des Textes in M selbst habe stattgefunden aus einem von diesem ersten Exemplar bereits wieder abgeschriebenen Exemplar, das er sich also (S. 46) als E^2 zwischen E und M eingeschoben denkt. Ein näherer Beweis für diese Auffassung wird nicht erbracht; dagegen steht jetzt in Stangls Ausgabe seine eigene Collation des M Jedermann zu gebote, und wir geben daher, um über diese Handschrift ins Reine zu kommen, sämtliche Stellen, an welchen St. Varianten des M ausdrücklich verzeichnet hat, aus seinem Apparate wieder:

§ 3 nolent F P M, nollent O ‖ 9 easquae F, ea quae O P M ‖ 20 idem P^1*, idest* P^2 *F M, id est O ‖ 23 que F O, quem P M ‖ 26 *appellat M, appellet F O P ‖ 38 arguiti F* O^1 P^1*, arguti* P^2 *M* O^2*al. ‖ 42 auguratur F, auguratus O P M ‖ 42 autem iam F, autem O P M ‖ 49 oratoris F, actoris O P M ‖ 81 sitire* F^2*, scire* F^1 O^1 P^1*, lasciuire M* O^2 *et* P^2*al. ‖ 89 e F, om. O P M ‖ 104 si qui F, si quid O P M ‖ 110 Hyperidis F P M, Hypericlis O ‖ 115 quod O P M, quo F ‖ 117 quando autem aut (et P M) quomodo id facias*

L ‖ *118 nouis rebus F P M, rebus nouis O* ‖ *122 admirabiliorem F, ammirabiliorum O P M* ‖ *122 ad dicendum O P M, addicendum F* ‖ *153 *fuga M, fuget O, fugae* F^2*, fuge P* F^1 ‖ *156 sepulcra dua F O* P^2 M^2 ‖ *157 Stilbonem O P M, stilionem F* ‖ *157 sient (scient M) F* O^1 [*scient P*] ‖ *158 afugit F O, affugit P M* ‖ *158 afer F O, affer P M* ‖ *158 summutauit F O, submutauit P M* ‖ *159 inductus F* O^1*, inclitus* O^2 P^2 M^2*al.* ‖ *159 inhumanus F O* P^1*, insipiens* P^2*, *insipiens inhumanus M* ‖ *160 fruges F P M, phruges O* ‖ *162 prudenti(a)e M* O^1 [*prudentiae P*] ‖ *163 tmolum F, Timolum P M, Thinolum O* ‖ *163 ac tauricos P M, ad tauricos F O* ‖ *166 mereri* P^2 *M* ‖ *187 quod si et* O^1 P^1 M^1*, quod et si et F* O^2 *uetus* P^2 M^2 ‖ *187 collatata* O^2 *uetus, conlatata F, collata* O^1 *P M* ‖ *187 accedere F P M* O^2 *uetus, accredere* O^1 ‖ *188 sesqui P M, sesque F O* ‖ *189 cognoscit O P M* ‖ *190 eligendo F O M* P^2 ‖ *191 orationi F O, oratori P M* ‖ *191 dactylicus* O^2*uetus et F P M* ‖ *199 tamen M* P^2 O^2*al., tam F* O^1 P^1 ‖ *203 sensum L, *em.* M^2 ‖ *209 actoris F O, auctoris P M* ‖ *210 acquirit* O^2 *uetus, adquirit F P M, acquirat* O^1 ‖ *210 prendat F P, prehendat O M* ‖ *214 quem M* P^2 O^2 *al., quae* P^1*, quam F* O^1 ‖ *216 grauitate sua et* O^2 *uetus, grauitatis suaet F, grauitatis suae* O^1 *P M* ‖ *222 profectos F, profecto O P M* ‖ *224 fecit* F^1*, facit* F^2 *O P M* ‖ *236 autem se sic F P M, autem sic se O* ‖ *237 cum F, om. O P M.*

Ich weifs nun zwar nicht, wie St. über den von ihm früher angenommenen „E" gegenwärtig denkt. Auffallend bleibt es, dafs er denselben in dem „Prooemium" seiner Ausgabe p. IX, wo doch von M zweimal die Rede ist, auch nicht mit einem Worte mehr erwähnt: sollte sich inzwischen seine Auffassung geändert haben? Jedenfalls sind wir unsererseits um so mehr berechtigt, eine selbstständige Prüfung vorstehender, für M offenbar charakteristischer Varianten, sowie einen eigenen Versuch zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen M und den drei übrigen integri unseres Apparats, F, P und O, zu unternehmen.

Was schon beim ersten Blick auf diese Lesarten auffällt, das ist eine äufserst häufige Übereinstimmung derselben mit denen von P: 51 Stellen sind es im ganzen; an 44 derselben findet sich M mit P (P^1 oder P^2) vereinigt, an 2 weiteren (157 und 162) kann ich die Übereinstimmung auf grund meiner eigenen Kollation des P konstatieren und habe daher die bei St. fehlende, bezw. zu berichtigende Angabe der Lesart des P in eckigen Klammern beigefügt. So bleiben nur 5 Stellen übrig, an welchen M gegen P eine eigenartige Lesart aufzuweisen scheint; es sind die oben gesperrt und mit Sternchen gedruckten: 26 *appellat* gegen *appellet;* 153 *fuga* gegen *fuge;* 159 *insipiens inhumanus* gegen *insipiens* (am Rande) P^2,

inhumanus (im Texte) P[1]; 203 *sensu* (dies die Emendation von M[2]) gegen *sensum;* endlich 210 *prehendat* (mit O) gegen *prendat.* Was ist nun aus diesen fünf zwischen P und M differierenden Lesarten gegenüber den 46 anderen übereinstimmenden zu schliefsen? Etwa, dafs M aus einer Vorlage herstammt, welche mit P gar nichts zu thun hatte? Oder vielmehr umgekehrt, dafs P dieser Vorlage recht sehr nahe stand, ja vielleicht sogar mit ihr identisch war? Ich denke, das letztere, und eine nähere Betrachtung jener fünf Lesarten wird uns noch einen besonderen Anhalt dafür liefern.

Die beiden ersten Abweichungen (*appellat, fuga* für *appellet, fuge*) sind von der leichtesten Art, insofern die Differenz auf der Veränderung eines einzigen Buchstaben (und zwar beide Male des nämlichen) beruht, einer Veränderung, wie sie jeder Abschreiber jeden Augenblick mit oder ohne Verständnis des Zusammenhanges an seinem Texte vornehmen konnte. Ebenso einfach ist die Differenz des (nach Stangls Angabe von M[2] herrührenden) vierten Falles (*sensu* für *sensum*), wo sich die Verbesserung nach dem vorausgehenden *tacito* fast von selbst darbot. Vollständig gleichgiltig vollends ist der fünfte Fall: *prehendat* für *prendat,* wo es sich nur um eine Variante der Orthographie handelt. Wichtiger dagegen ist der dritte Fall — aber was zeigt dieser? Er zeigt in M gerade die beiden Wörter (*insipiens inhumanus*) verbunden, von welchen in P das eine der Hand des Schreibers, das andere der Hand des Korrektors angehört. Während aber der letztere das Wort *insipiens* an den Rand setzte mit einem Zeichen, wornach dieses an die Stelle des im Texte stehenden *inhumanus* treten sollte, verstand der Schreiber von M dieses Zeichen falsch, hielt *insipiens* für eine Auslassung und setzte es getrost vor *inhumanus* (über dessen erster Silbe in P das Zeichen steht) in den Text. Somit steht fest: M ist aus P abgeschrieben!

Und nun erhält auch die Subskription des M, verglichen mit der des P, ein ganz neues Licht. *Ex uetustissimo Codice Libri tres de Oratore ad Q. fratrem Item orator ad M. Brutum transcripti perfectique expliciunt et ad exemplar emendati* — so lautet die Unterschrift in P und läfst uns in ihrer zweiten Hälfte, welche allein auf den Inhalt des M bezogen werden konnte[1]), genau das Vorbild erkennen, nach welchem sie abgefafst ist. Den Ausdruck in M: *transcriptus perfectusque et ab eo exemplari emendatus,* braucht man dabei nicht, wie St. thut, von zwei verschiedenen Vorlagen zu

[1]) Der Inhalt des M besteht, wie schon gesagt, im wesentlichen aus Brutus und Orator; die Schrift De oratore fehlt. Dagegen fehlt umgekehrt in P der Brutus: für diesen habe ich Jahrbb. f. Philol. a. a. O. S. 110 gezeigt, dafs hiefür der Blondinus, d. h. die von Flavio Biondo gefertigte Originalabschrift, welche nur den Brutus (nebst den oben genannten beiden elogia) enthält, zu grunde gelegen haben mufs.

verstehen, von denen die eine zur Abschrift, die andere zur Verbesserung gedient hätte; dafs man jene Worte (von weiteren Anhaltspunkten abgesehen) in diesem Sinne auffassen könnte, bestreite ich zwar nicht, wohl aber, dafs man sie so auffassen mufs. Was aber die Schlufsworte in M betrifft: *quod a uetusto illo codice primum transcriptum correctumque fuerat,* so erheischen sie allerdings noch eine nähere Beleuchtung.

Als besonders charakteristisch nämlich tritt in diesen Worten die Versicherung hervor, dafs die Originalabschrift des Orator aus L, welche der Schreiber des M (im Orator) vor sich hatte, die erste *(primum)* aus dem Archetypus gefertigte war. In der Subskription von P steht nun zwar nichts davon; dieselbe versichert uns blofs, dafs die Abschrift *ex uetustissimo codice* gemacht sei. Ich habe aber Prolegg. p. XVI bereits hervorgehoben, dafs diese Subskription in P (ebenso wie die Korrekturen) nicht von erster Hand herrühre, sondern von einer zweiten, in welcher ich die Hand des Gasparinus Barzizius, d. h. desjenigen Mailänder Gelehrten erkannte, an welchen der Auffinder des L, Bischof Gherardo Landriani von Lodi, den für ihn unleserlichen Archetypus sandte und welcher urkundlichem Zeugnis zufolge eine erstmalige Abschrift vornehmen liefs; denn diese letztere geschah — ebenfalls urkundlichem Zeugnifs zufolge — nicht durch Gasparinus selbst, sondern durch einen gewissen Cosmus Cremonensis. Auf diese Anhaltspunkte hin habe ich bereits Jahrbb. S. 111 die Ansicht ausgesprochen, dafs für die Bücher De oratore und Orator P die in Rede stehende erstmalige Originalabschrift aus L war, d. h. eben die des Cosmus Cremonensis, wozu Gasparinus dann nur noch seine beglaubigende Unterschrift und etliche Korrekturen fügte. Ist somit unsere vorstehende Darlegung, wonach M eine Abschrift aus P ist, richtig, so ergibt sich uns jetzt aus der in der Subskription des M enthaltenen ausdrücklichen Bezeichnung der Vorlage P als primum exemplar für unsere a. a. O. gegebene Deduktion eine hochwillkommene Bestätigung. Für M aber folgt daraus, dafs seine Lesarten, nur etwa mit Ausnahme jener drei Korrekturen appellat, fuga, sensu, welche sich aber ebensogut auch bei anderen (älteren oder neueren) Humanisten finden, neben denen des P vollständig überflüssig[1]) sind, und dafs die Aufnahme der Lesarten einer Abschrift (M)

[1]) Stangls Ansicht über P hat in dem Zeitraum von kaum einem Jahre eigentümliche Wandlungen durchgemacht. Zuerst (Wochenschr. f. kl. Philol. 1884 Sp. 649) schrieb er: „P kann keinesfalls [nämlich zur Feststellung der Überlieferung des L] entbehrt werden"; — ein halbes Jahr später (Deutsche Litteraturzeitung 1884 Sp. 1823): „Ref. hält M für unentbehrlich, den vielumstrittenen P für überflüssig"; — schliefslich aber hat er sich doch entschlossen, in dem in Rede stehenden Aufsatze (1885), sowie in seiner Ausgabe wieder beide nebeneinanderbestehen zu lassen.

in einen Apparat, welcher bereits diejenigen der Vorlage (P) dieser Abschrift enthält, nichts anderes heifst, als eine Überladung desselben mit unnützem Ballaste.

Fassen wir zum Schlufse die Ergebnisse unserer Antikritik zusammen, so sind es folgende: Weder in der Klasse der mutili noch in der der integri hat St. in seinem Aufsatze oder in seiner Ausgabe irgendwelches neue oder bessere handschriftliche Material beigebracht, durch welches sich die Überlieferung des Orator in der einen oder der anderen Klasse genauer und zuverlässiger feststellen liefse, als dies bereits von meiner Seite geschehen ist. Insbesondere haben die von St. empfohlenen und in den Apparat seiner Ausgabe aufgenommenen beiden Florentiner mutili m und l gegenüber A, und in der Klasse der integri der aus P abgeschriebene M gegenüber P keine Ausbeute von Belang ergeben. Es ist also nicht nur überflüssig, dieselben in den Apparat unserer Überlieferung aufzunehmen, sondern sie bilden sogar eine denselben überladende und seine wünschenswerte Einheit und Einfachheit beeinträchtigende Last, und einen über meine Ausgabe hinausgehenden Fortschritt bezeichnet in dieser Richtung Stangls Aufsatz ebenso wenig wie seine Ausgabe.[1])

Erlangen. F. Heerdegen.

---

[1]) Vorstehende Erwiderung befand sich bereits in den Händen der Redaktion, als mir die ausführliche Rezension der Stangl'schen Orator-Ausgabe von E. Stroebel, Neue Philol. Rundschau Nr. 1 S. 5 ff., zuging. Indem ich mich freue, den Rezensenten in bezug auf die Entbehrlichkeit der Handschriften m, l und M mit mir durchaus in Übereinstimmung zu finden, will ich nicht unterlassen, hier noch ein Bedenken zu heben, welches derselbe S. 6 in bezug auf die (nach meiner Angabe von Gasparinus herrührende) Unterschrift des P ausspricht. Voran stehe die Versicherung, dafs ich die Schriftzüge jener Subskription wiederholt und aufs sorgfältigste mit denjenigen der Autographen des Gasparinus verglichen habe, welche in verschiedenen jetzt in Neapel befindlichen Handschriften vorhanden sind und, soviel ich weifs, als solche allgemein anerkannt werden. Es ist aber auch kein Widerspruch, wie Stroebel meint, dafs nach meiner Ansicht jene Unterschrift nebst den Korrekturen in P von dem Mailänder Gelehrten selbst herrühren sollen, obwohl dieser zu der Zeit, als der Laudensis nach Mailand kam, die eigenartige alte Schrift des letzteren noch nicht zu lesen verstand. Konnte der strebsame Mann sie nicht durch Unterweisung des ersten Abschreibers, des Cosmus Cremonensis, sehr bald lernen? Und wenn nicht, lag es ihm nicht nahe, von letzterem sich das Original wenigstens vorlesen zu lassen und dabei die Abschrift, die jener für ihn gefertigt hatte, aufs genaueste zu kontrolieren, zu korrigieren und nach geschehener Revision als *ad exemplar* emendiert zu beglaubigen? So würde sich auch schliefslich in jener Unterschrift: *Ex uetustissimo Codice . . transcripti perfectique expliciunt et ad exemplar emendati* die auffallend nachschleppende Verbindung der letzten vier Worte, welche eben dadurch noch besonders hervorgehoben werden sollten, auf das befriedigendste erklären.

Zur Argonautensage.

I.

Kurz nachdem die Frauen von Lemnos aus Eifersucht das ganze männliche Geschlecht der Insel ausgerottet hatten, landeten daselbst die Argonauten und beteiligten sich an den von der Königin Hypsipyle zu Ehren ihres Vaters Thoas veranstalteten Leichenspielen. Unter den Ankömmlingen war auch Erginos, des Klymenos Sohn, der, obwohl jung an Jahren, schon graues Haar trug. Deshalb verlachten ihn die Lemnierinnen; er aber beschämte sie, indem er sogar die Söhne des Boreas im Wettlauf besiegte.

Diese Sage, auf welche Pindar in v. 17 ff. der 4. Olympischen Ode anspielt, hat uns der Scholiast zu dieser Stelle genauer überliefert. Ihm verdanken wir auch das hieher bezügliche Fragment 197 des Kallimachus:

Ἐργῖνος, Κλυμένου, ἔξοχος ἐν σταδίῳ.

Damit verknüpft O. Schneider (Prolegomena in Callimachi Αἰτίων fragmenta, Programm des Gymnasiums zu Gotha, 1851, p. 15) die Fragmente 281 u. 253 in folgender Weise:

σκέρβολα μυθήσαντο
κηκάδι σὺν γλώσσῃ

und schliefst daraus, dafs auch Kallimachus den Wettlauf des Erginos besungen habe. Aber ausgehend von der Hypothese (p. 7), dafs Hygin in fab. 273 der Anordnung des Kallimachus folge, leugnet er, dafs der alexandrinische Dichter die lemnischen Spiele gefeiert habe, weil sie bei Hygin fehlen, und behauptet, dafs jene Geschichte des Erginos in den Ätien mit den Leichenspielen des Königs Cyzikus verbunden war.

Allein diese Vermutung kann sich einzig auf den Umstand stützen, dafs das besagte Kapitel von solchen handelt, qui primi ludos fecerunt. Dazu ist Hygin durchaus kein Schriftsteller von unbedingter Autorität, da Zeit und Persönlichkeit desselben sich trotz aller Forschung in immer tieferes Dunkel hüllen und zugleich seine Schriften in arg verderbtem Zustand auf uns gekommen sind.

Auch hätte der Scholiast, der jenen Vers mit „καὶ ὁ Καλλίμαχος“ einleitet, eine so bedeutende Abweichung, wie sie Schneider annimmt, sicher nicht unerwähnt gelassen, da er ja auch sonst in dieser Beziehung sehr gewissenhaft ist. So tadelt er es z. B., dafs Pindar von Leichenspielen des Königs Thoas redet, während nach der gewöhnlichen Überlieferung Hypsipyle ihren Vater rettet. Ebenso wird genau vermerkt und sogar motiviert, dafs Pindar die Argonauten erst auf dem Rückweg nach Lemnos kommen läfst.

Es frägt sich also, ob eine auf so schwachen Füssen stehende Hypothese den Vorzug verdient vor dem klaren Wortlaut der er-

haltenen Fragmente, oder ob nicht vielmehr der letztere zu dem nahe liegenden Schlusse berechtigt, dafs Kallimachus den Wettlauf des Erginos und in Verbindung damit die ganze lemnische Sage anläfslich der Leichenspiele des Königs Thoas in der von Pindar vorgezeichneten Weise ausführlich erzählt habe, gleichwie er dem von den Argonauten zu Pagasä eingesetzten Agon des Apollo Actius den Anlafs zu ihrer Fahrt vorausschickte.

II.

Nach Pelias' Tode aus Jolkus vertrieben begab sich Jason nach Korinth, sagte sich hier von Medea los und heiratete des Königs Tochter Krëusa. Die Kolcherin rächte sich aber für diese Treulosigkeit durch Vergiftung ihrer Nebenbuhlerin und Ermordung der eigenen Kinder, worauf sie nach Athen entfloh. Dort vermählte sie sich mit König Ägeus und schmiedete Ränke gegen dessen Sohn Theseus, die aber noch rechtzeitig entdeckt wurden.

Diese Ereignisse in Athen machte Euripides im „Aegeus" zum Gegenstand einer Tragödie, deren Argument F. G. Welcker (die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet, Bonn 1839, II. Band, p. 729—733) wiederherzustellen unternahm. Dabei sagt derselbe (p. 729, Anmerkung 1.) unter anderem Folgendes: „Ovid entfernt sich darin von Euripides und den meisten, dafs Medea von Jolkus anstatt von Korinth her nach Athen kommt u. s. w. Als Beleg hiefür wird citiert Metam. VII, 401 — 424. Aber unmittelbar vorher (v. 391 sqq.) heifst es:

> Tandem vipereis Ephyren Pirenida pennis
> Contigit . . . .
> Sed postquam Colchis arsit nova nupta venenis,
> Flagrantemque domum regis mare vidit utrumque,
> Sanguine natorum perfunditur impius ensis,
> Ultaque se male mater Jasonis effugit arma.
> Hinc Titaniacis ablata draconibus intrat
> Palladias arces.

Welckers Behauptung richtet sich darnach von selbst. Allerdings hat Ovid an dieser Stelle das Trauerspiel von Korinth nicht ausführlich geschildert. Allein dies hat seine guten Gründe. Fürs erste pafst es gar nicht in den Rahmen der Metamorphosen; fürs zweite hatte der römische Dichter diesen Stoff schon vorher eingehend in seiner Tragödie Medea behandelt.

München. D. Kennerknecht.



Die Absolventen der bayer. Real- und Industrieschulen nach ihren Studienerfolgen verglichen mit den Absolventen anderer Anstalten.

Gegen meine Beurteilung seines unter dem obigen Titel veröffentlichten Aufsatzes erliefs Herr Rektor Füchtbauer in den Blättern f. d. bayer. Realschulwesen Bd. V S. 216 — 220 eine Erklärung, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann.[1])

Zunächst erklärt er, auf den wenig urbanen Ton meiner Kritik könne er nicht eingehen. Sollte er es wirklich für inurban halten, dafs ich seine Folgerungen irrig, seine statistischen Zusammenstellungen verfehlt, seine Aufstellungen innerlich haltlos nannte? Ich denke, dafs es die Aufgabe einer wahrheitsliebenden Kritik ist, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, nicht aber, Komplimente zu machen, und noch dazu unverdiente. Schwer aber dürfte es Herrn Füchtbauer werden, irgend eine gegen ihn gerichtete persönliche Spitze aus meinen Darlegungen herauszufinden.

Dafs die Leistungen der Realanstalten sehr befriedigend sind, wage ich nicht zu bezweifeln, sowie ich auch gerne anerkenne, dafs die Vorkämpfer dieser Schulen ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen gewohnt sind. Aber dabei bleibe ich und mufs es auch jetzt noch als einen grofsen Mifsgriff bezeichnen, dafs Füchtbauer die humanistischen und Realgymnasien vereint den Real- und Industrieschulen entgegengestellt hat, ein Verfahren, wodurch die Verhältnisse notwendig in ein falsches Licht gerückt werden. Er bestreitet, dafs diese Vermengung ein Fehler an sich sei; denn eine Aufstellung könne doch nur in Beziehung auf Definitionen oder Thesen so genannt werden. Von seinem Standpunkte aus, nach dem Titel und Inhalt seiner Arbeit, sei es sicher kein Fehler, dafs er die Angehörigen der Real- und humanistischen Gymnasien zusammenfafste. Nach meinem Dafürhalten ist eine Disposition an sich verfehlt, wenn darin zwei nicht zusammengehörige, ja in vielen Punkten einander widersprechende Dinge unter sich gleichgesetzt und einem anderen entgegengestellt werden. Der einzige mildernde Umstand, den Füchtbauer für seine Konfundierungstheorie anzuführen weifs, ist dafs ja auch von offizieller Seite für die beiden Anstalten die gemeinsamen Benennungen 'Gymnasialprofessor', 'Gymnasialabsolutorium' festgehalten werden. Ei! Da hätten wir ja auf einmal die einfachste Lösung der brennenden Berechtigungsfrage. Beide Anstalten haben die gemeinsamen Bezeichnungen 'Gymnasium',

---

[1]) Vgl. die „Blätter für d. bayer. Realschulw." B. V S. 1—19 und die „Blätter f. d. bayer. Gym.-Schulw." B. XXI S. 465—475.

'Gymnasialprofessor', 'Gymnasialabsolutorium', ergo sind sie gleich, ergo mufs den Abiturienten beider die gleiche Berechtigung zukommen.

Füchtbauer glaubt konstatieren zu können, dafs meine Kritik seinen Folgerungen eigentlich nicht widerspreche, sondern sie nur zu erklären suche. Doch nicht so ganz! ich meine, dafs ich, ohne zu sophistischen oder gewaltsamen Beweisen meine Zuflucht zu nehmen, vielfach zu ganz anderen Folgerungen gekommen bin. Die Zahlen sind an sich etwas Totes, und die Statistik darf, wenn sie einen Wert haben soll, kein blofses Additionsexempel sein. Es fallen dabei viele Momente ins Gewicht, welche das richtige Verhältnis und den Wert der Zahlen bedingen und bestimmen. Diese von Füchtbauer nicht beachteten Momente zur Geltung und zur Anschauung zu bringen, stellte ich mir zur Aufgabe; das Urteil darüber, welcher von uns beiden die richtigeren Schlüsse aus den Zahlen zog, müssen wir wohl anderen überlassen.

Bei Erörterung dieses Punktes sagt Füchtbauer: „Eigentümlich berührt nach der Bemerkung, dafs Absolventen humanistischer Gymnasien eine um ein Jahr längere Studienzeit am Polytechnikum in anspruch nehmen, die Logik der fettgedruckten Folgerung, dafs, wenn dieselben trotzdem die gleichen Resultate erzielten, das einen ganz besonderen Vorzug der von den humanistischen Lehranstalten gewährten Bildung dokumentiere, worin gewissermafsen eine Garantie dafür geboten sei, dafs sie auch im späteren Leben befähigt seien, sich rasch in fremden Aufgaben und Verhältnissen zurechtzufinden.“ Ich erachte diese Logik für unanfechtbar. Wenn die Absolventen des humanistischen Gymnasiums, die sich z. B. dem Ingenieur- oder Baufach, der Chemie, Mineralogie etc widmen, obgleich sie in verschiedenen Disziplinen ihres Faches gar keine speziellen Vorkenntnisse vom Gymnasium auf das Polytechnikum mitbringen, dennoch nur um 1 Jahr mehr — und auch das nicht immer — zur Absolvierung ihres Faches brauchen, als die Absolventen der Real- und Industrieschule, welche in mehreren Unterrichtszweigen Jahre lang an der ersteren vorgebildet und an der letzteren mindestens 2 Jahre hindurch theoretisch und praktisch geschult wurden, so dürfte es schwer sein, meiner oben citierten Folgerung einen begründeten Widerspruch entgegenzusetzen.

Ebenso verhält es sich mit einer anderen Äufserung Füchtbauers. Er findet es nämlich verwunderlich, dafs ich bezüglich der Prüfung der Verkehrs- und Zolldienstadspiranten das Übergewicht der Gymnasien in der Geographie und Geschichte in abrede stelle, dafs ich den Einflufs einer 3jährigen intensiven Vor-

bildung im Lateinischen, einer 6 jährigen im Griechischen auf Prüfungsgegenstände, wie italienische, französische und englische Sprache, Nationalökonomie, Verfassungs- und Verwaltungsrecht etc. nicht in Anschlag zu bringen geneigt sei. „Das, setzt er hinzu, hätte ich nicht gewagt.“ Was ich dagegen zu sagen habe, ist folgendes. An den bayer. Studienanstalten treffen 16 Wochenstunden auf Geschichte und 10 auf Geographie, von den beiden Realanstalten hat die Realschule 8 Stunden Geschichte und 10 Stunden Geographie, die Industrieschule (Handelsabteilung) 5 Stunden Geschichte und 4 Stunden Geographie. Hiebei mache ich die natürliche Voraussetzung, dafs die künftigen Adspiranten des Zoll- und Verkehrsdienstes an der Industrieschule, die ja eine Fachschule ist, diejenigen Lehrstunden besuchen, welche sie für ihren künftigen Beruf, also auch für ihr Berufsstudium am Polytechnikum brauchen, dafs beispielsweise der Verkehrs- oder Zolldienstadspirant sich ebensowenig aufs Modellieren oder auf Maschinen- und Vermessungskunde verlegen oder gar ein mineralogisches und chemisches Praktikum besuchen wird, als der Mediziner an der Universität theologische und der Philologe juristische Kollegien hört. Ist diese Voraussetzung richtig, so konnte ich ein Übergewicht der Gymnasien in Geschichte und Geographie nicht behaupten; ich hätte denn sagen müssen, 26 sei mehr als 27. Hoffentlich wird jetzt die Verwunderung Hrn. Füchtbauers betreffs dieses Punktes ihr Ende nehmen. Nicht minder auch bezüglich des anderen, wenn er den folgenden Auseinandersetzungen einige Aufmerksamkeit schenken will. Der französische Unterricht am humanistischen Gymnasium nimmt im ganzen 8 Wochenstunden in anspruch, an der Realschule nebst Industrieschule 39 (sage: neununddreifsig), der englische Sprachunterricht hat an den beiden letztgenannten Schulen 21 Wochenstunden, am humanistischen Gymnasium ist das Englische gar kein ordentlicher Lehrgegenstand, ja es wird nicht einmal an allen Gymnasien fakultativ gelehrt. Das Italienische ist für diejenigen Gymnasien, wo eine betreffende Lehrkraft vorhanden ist, fakultativ; an der Industrieschule wird es, wenn mich nicht mein Gedächtnis täuscht, in 2 Jahreskursen mit zusammen 4 Stunden an der Handelsabteilung gleichfalls fakultativ gelehrt. Auch hier dürfte es selbstverständlich sein, dafs der Zoll- und Verkehrsdienstadspirant, der sich ja an der Industrieschule schon für sein Berufsstudium vorbereitet, den Besuch der italienischen Unterrichtsstunden sich nicht entgehen lassen wird, während der Gymnasialschüler, der sich in der Regel erst in der letzten Zeit seines Vorbereitungsstudiums für einen Beruf entscheidet, sich notorisch

gegen das Ende seiner Gymnasialschulzeit nicht leicht mehr zur fakultativen Erlernung einer neuen Sprache entschliefst. So sehr ich nun geneigt bin, den formalen Bildungswert der alten Sprachen überhaupt und insbesondere den Nutzen derselben für die Erlernung der romanischen Sprachen hoch zu stellen, so kann ich doch hiebei nicht so weit gehen, dafs ich sage, dafs einer, der ohne alle Kenntnis des Englischen an das Polytechnikum kommt und erst mit den Elementen der Sprache beginnen mufs, in 3 Semestern die gleichen Erfolge erzielen solle, wie einer, der die gleiche Studienzeit von 3 Semestern vor sich und aufserdem 4 Jahre lang vorher intensiven obligatorischen Unterricht in dieser Sprache erhalten hat, oder dafs derjenige, welcher nur 4 Jahre hindurch mit 8 Wochenstunden im ganzen im Französischen vorgebildet wurde, gleichen Schritt mit jenem halte, der 8 Jahre lang in 39 Wochenstunden französischen Unterricht genofs, endlich dafs, wenn einer an der Industrieschule 2 Jahre lang italienisch lernte, er nicht einen Vorsprung vor demjenigen haben sollte, der nach Umständen früher gar keine Gelegenheit hatte, das Italienische sich anzueignen. Wenn aber trotz alledem, wie ja Füchtbauer selbst zugibt, die Prüfungsergebnisse für den Zoll- und Verkehrsdienst bei den genannten Kategorien der Studierenden die gleichen sind, so wird man meine Folgerung, dafs diese Thatsache zu gunsten des humanistischen Gymnasiums spreche, nicht mehr verwunderlich finden, sondern über Füchtbauers Verwunderung geradezu erstaunt sein. Ob die Vorbildung in den alten Sprachen für die Nationalökonomie, das Verfassungs- und Verwaltungsrecht von ganz besonderem Nutzen sei, weifs ich nicht, da ich mich in diesen Wissenschaften zu sehr als Laie fühle, das aber weifs ich, dafs kein Philologe so thöricht ist zu glauben, dafs der Kenner des Lateinischen und Griechischen eo ipso ein Universalmittel für alle anderen Kenntnisse und Fähigkeiten besitze.

Nun glaubt Füchtbauer einen besonders hohen Trumpf auszuspielen. Ich hatte nämlich bemerkt, dafs für die humanistischen Gymnasien nur die Prüfung aus der Mathematik und Physik in betracht komme; denn es stehe mit Grund zu vermuten, dafs jene, welche das Lehrfach in der Chemie, Mineralogie, in den beschreibenden Naturwissenschaften, im Zeichnen und Modellieren ergreifen wollen, in der Regel ihre Vorbildung sich an den Realgymnasien oder Real- und Industrieschulen erwerben. Mit Beziehung darauf erwidert Füchtbauer: „Mit welchem Grunde das zu vermuten steht, geht aus der Thatsache hervor, dafs allein im Jahre 1880 unter 17 im Fache der Chemie und Mineralogie Bestandenen 9 Absolventen des humanistischen Gymnasiums vorkommen, im Fache

der beschreibenden Naturwissenschaften unter 20 Bestandenen 7 solche. In den Jahren 1880 bis incl. 1884 sind unter 41 in der Chemie Bestandenen 18 Humanisten (sic), unter 40 in den beschreibenden Naturwissenschaften 14 solche. Das ist überall mehr als der dritte Teil, und alle diese Jahrgänge umfafst meine Tabelle!"
Dafs ich bei meinen Behauptungen die Absolventen bayrischer humanistischer Gymnasien im Auge hatte, ist natürlich und auch bei Gelegenheit ausdrücklich hervorgehoben. Prüfen wir vorerst an der Hand einiger der Füchtbauer'schen Tabellen meine Behauptung, dafs seit geraumer Zeit nur wenige Abiturienten des humanistischen Gymnasiums an die polytechnische Schule übertreten. Nach Tabelle VII beträgt die Zahl der Kandidaten, welche die Fachprüfung in der chemisch-technischen Abteilung bestanden[1]): 1875: 2 (2), 1876: 4 (2), 1877; 4 (3), 1878: 3 (3), 1879: 2 (2), 1880: 5 (3), 1881: 2 (0), 1882: 7 (1), 1883: 8 (4), 1884: 2 (0). Da unter diesen Konkurrenten die Industrieschüler mit folgenden Zahlen vertreten waren 1875: 0, 1876: 1, 1877: 1, 1878: 0, 1879: 0, 1880: 0, 1881: 1, 1882: 3, 1883: 3, 1884: 1, so sind bei der genannten Prüfung in den Jahren 1875. 1877. 1878. 1879 Abiturienten der bayr. Gymnasien überhaupt nicht vertreten, in den Jahren 1876. 1881. 1883. 1884 je einer, 1880 zwei, 1882 drei, in Summa 9. Zu diesen „Gymnasialabsolventen" zählen aber auch die Abiturienten der Realgymnasien und der anderen Anstalten, die nicht Real- und Industrieschulen sind. Daraus darf man wohl schliefsen, dafs in der ganzen genannten Zeit höchstens 4—5 Absolventen der bayrischen humanistischen Gymnasien bei der chemisch-technischen Prüfung beteiligt waren. Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich, wenn man die Tabelle VIII betrachtet, wo die Beteiligung in den im chemischen Laboratorium des Polytechnikums in München von den vorgerückteren Praktikanten ausgeführten Arbeiten durch Ziffern veranschaulicht wird. Hier ist die Zahl der Bayern eine verhältnismäfsig sehr geringe. Dafs aber in den Jahren 1880—84 unter 11, 17, 18, 9 Bayern sich 8, 13, 12, 7 Absolventen der bayrischen Real- und Industrieschulen befinden, ist doch wohl ein sprechender Beweis für meine Behauptung, dafs seit geraumer Zeit die Absolventen der bayrischen humanistischen, sogar auch der Realgymnasien am Polytechnikum den früheren Real- und Industrieschülern immermehr das Feld überlassen. Was nun die eigentlichen Lehramtsprüfungen für Chemie und Mineralogie betrifft, so ist bezüglich der beispielsweise von Füchtbauer angeführten 9 Absolventen des humanistischen Gymnasiums, welche im Jahre

[1]) Die eingeschlossenen Zahlen bezeichnen die Nichtbayern.

1880 die gedachte Prüfung bestanden, noch lange nicht zu erkennen, ob das Absolventen bayrischer Gymnasien sind. Sollte das aber auch wirklich der Fall und ebenso überhaupt von den in den Jahren 1880—84 in der Chemie und in den beschreibenden Naturwissenschaften 'Bestandenen' der dritte Teil aus „Humanisten" von bayr. Anstalten bestehen, so wäre angesichts der so grofsen Zahl der jährlichen Absolventen der bayr. humanistischen Gymnasien und der so geringen Zahl der Absolventen der wenigen Industrieschulen die Beteiligung der letztgenannten an den technischen Fächern und auch an den Lehramtsprüfungen eine ganz unverhältnismäfsig hohe. So lesen wir z. B., dafs in den letzten 4 Jahren (1882—85) unter den für das Lehramt der Chemie geprüften 19 Konkurrenten 10, unter den aus den beschreibenden Naturwissenschaften mit Erfolg geprüften 14 Kandidaten 9 frühere Industrieschüler waren. Das macht, wenn man die im Verhältnis zu der so grofsen Gesamtzahl der übrigen Absolventen, insbesondere jener der humanistischen Gymnasien, verschwindend kleine Zahl der Abiturienten der wenigen Industrieschulen nimmt, mindestens 90 Prozent Industrieschüler, falls man eben die Verhältniszahlen cum grano salis gegen einander hält. Darnach dürfte der 'geneigte' Leser, an dessen Urteil Herr Füchtbauer appelliert, ersehen, dafs meine statistische Belehrung eine wohlbegründete und nicht unnötige war.

Die Nachträge Füchtbauers im V. B. S. 213—15 der Blätter f. d. b. Real-Sch., worin er die Ergebnisse der Prüfungen am Polytechnikum für das Jahr 1885 darlegt, bestätigen selbst am besten meine von ihm als völlig unhaltbar bezeichnete Behauptung, dafs seit geraumer Zeit nur wenige Abiturienten des human. Gymnasiums ans Polytechnikum übertreten, auf das schlagendste. Die 16 für den Verkehrs- und Zolldienst und die 7 im Vermessungsfache erfolgreich geprüften Kandidaten waren **insgesamt** Absolventen der Industrieschule. Unter den 3 für das Lehramt der Chemie examinierten Polytechnikern waren 2 frühere Industrieschüler.[1]) Bei der Vorprüfung in der Ingenieur- und mechanisch-technischen Abteilung befanden sich unter 28 Kandidaten 13 Industrieschüler und 10 aus auswärtigen Anstalten hervorgegangene Prüflinge, den anderen Anstalten, d. i. den humanistischen, Realgymnasien und sonstigen Mittelschulen Bayerns entstammten nur 5. An den Vorprüfungen für die Hochbauabteilung und das chemisch-

[1]) Leider vergafs F. beizusetzen, welcher Kategorie der 3. Kandidat angehört. Dagegen erfreut er uns mit der bei diesem Zahlenverhältnis beinahe erheiternd wirkenden Konstatierung, dafs derjenige, welcher die alleinige Hauptnote I erhielt, der Industrieschule Kaiserslautern entstammt.

technische Fach waren je ein Nichtbayer, ein früherer Industrieschüler und ein Abiturient der anderen Anstalten (d. i. des Gymnasiums, Realgymnasiums u. s. w.) vertreten. In den Fachprüfungen der Bauingenieurabteilung waren unter 6 Kandidaten 2, bei dem Examen für die Hochbauabteilung[1]) unter 5 Kandidaten 3, bei der chemisch-technischen Abteilung unter 3 Kandidaten 2 frühere Angehörige des humanistischen, Realgymnasiums und anderer Anstalten aufser der Real- und Industrieschule. In der Lehramtsprüfung für Mathematik und Physik sind unter der Gesamtzahl von 11 geprüften Lehramtskandidaten die Real- und Industrieschulen mit der Zahl 4, die humanistischen und Realgymnasien mit der Zahl 7 vertreten. Auch hier also sind die früheren Industrieschulen mit einer verhältnismäfsig sehr hohen Ziffer vertreten, wenn man bedenkt, dafs bei dieser Lehramtsprüfung alle jene Abiturienten der beiden Arten von Gymnasien beteiligt sind, welche sich dem Lehramte der Mathematik und Physik widmen[2]) und dafs nach Füchtbauer „zur Zulassung zum Examen **ausnahmsweise** der Nachweis eines von hervorragendem Erfolge gekrönten Besuches einer Industrieschule genügt". Fasse ich das Resultat zusammen, so befanden sich im Jahre 1885 unter 95 Geprüften[3]) 52 Absolventen der Industrieschule, 20 beziehungsweise 19 Ausländer und nur 23, beziehungsweise 24[4]) Absolventen der humanistischen, Realgymnasien und anderer Anstalten. Verteilt man die letztgenannte Ziffer auf die 11 am Polytechnikum abgehaltenen Prüfungen, so wird durchschnittlich auf ein Prüfungsfach nicht viel mehr als **ein** Kandidat des humanistischen Gymnasiums kommen. Wie angesichts dessen Füchtbauer meine Behauptung, dafs seit geraumer Zeit nicht viele Absolventen unserer human. Gymnasien an die polytechnische Hochschule übertreten, bemängeln kann, ist mir unerfindlich; denn bei Schulen, wie der polytechnischen Hochschule, der Industrieschule, deren Bestand noch nicht nach Dezennien zählt, sind doch wohl 4—5 Jahre eine geraume Zeit.

---

[1]) Der bei der kleinen Ziffer verhältnismäfsig grofse Prozentsatz, den hier die Abiturienten der Gymnasien stellen, erklärt sich daraus, dafs den Absolventen der Industrieschule der Zugang zum Staatsbaudienst verschlossen ist.

[2]) Für dieses Lehramt wird die Prüfung für alle Kandidaten nur mehr am Polytechnikum abgehalten.

[3]) Die Prüfung für das Lehramt im Zeichnen und Modellieren ist nicht mit eingerechnet. Nach Füchtbauers Angabe konnte unter den 'bestandenen' Kandidaten ehem. Real- und Industrieschüler nicht bemerkt werden. Auch Absolventen des human. Gymnasiums pflegen sich meines Wissens hiebei nicht zu beteiligen.

[4]) Bei der Lehramtsprüfung für Chemie gibt F. nicht an, welcher Kategorie einer der Geprüften angehört.

Bei diesen meinen Erörterungen ist stets die Richtigkeit der Füchtbauer'schen Zahlenangaben vorausgesetzt. Ich bin nicht mehr geneigt, diese jetzt so unbedingt anzunehmen. In dem Nachtrage zu seinen statist. Zusammenstellungen (S. 215) sagt er betreffs der Prüfung aus der Mathematik und Physik: „Ein Absolvent der Industrieschule Nürnberg[1]) erhielt die allgemeine I. Note im deutschen Aufsatze", vergafs aber, wie mir von befreundeter Seite mitgeteilt wurde, beizufügen, dafs dieser nämliche Industrieschüler auch das Realgymnasium Nürnberg (!) im Jahre 1883 absolvierte. Und doch stellt er auch hier wieder die Absolventen der Industrieschulen denen der humanistischen **und** Realgymnasien einander gegenüber. Bemerken möchte ich noch, dafs Füchtbauer, wo ein Industrieschüler eine I. Note erhielt, darüber sorgfältig rapportiert, was er bei den Angehörigen der anderen Kategorien ebenso sorgfältig unterläfst. Möglich, dafs auch dieses „von seinem Standpunkte aus" gerechtfertigt ist; nur möge er diesen nicht einen objektiven nennen.

Wenn ich weiterhin aus dem Auszuge von Füchtbauers Arbeit in Nr. 78 der Augsb. Abendz. Jahrgang 1885 einen Fall herauszog, für den ich das Prädikat 'thöricht' für angezeigt fand, so wollte ich ihn selbstverständlich keiner Mitschuld an der daselbst verbrochenen Notiz zeihen, sondern nur an einem frappanten Beispiele zeigen, zu welchen Absurditäten die Spielerei mit Zahlen führen kann.

Zum Schlusse glaubt Füchtbauer mich durch ein Dilemma zu vernichten. „Hätte ich", ruft er, „Aufstellungen über die technischen Anstalten ohne Belege gebracht, so würde mein Gegner gesagt haben: Oho Lieber, Du irrst gewaltig! Du hast weder Thatsachen noch Zahlen gebracht! und die Überlegenheit der Gymnasiasten ist notorisch! Nun aber, da ich Thatsachen und Zahlen in Menge brachte, Zahlen welche nicht widerlegt sind, da heifst es: Ja, mein Freund, das ist ganz etwas anderes, Deine Zahlen beweisen nichts, sie würden ja für Dich beweisen!" Dem gegenüber bemerke ich, dafs ich ausdrücklich erklärte, dafs mir seine Zahlen den Eindruck der Sorgfalt und Genauigkeit machen. Es konnte mir auch defshalb nicht in den Sinn kommen, die dadurch gewonnenen Additionsexempel zu bemängeln. Ich bedaure aber, dafs Füchtbauer auch nach meinen Darlegungen noch nicht erkannt hat, dafs, wenn die Statistik einen Wert haben soll, gar viele Dinge und Verhältnisse in betracht gezogen werden müssen, welche die

[1]) Man vergesse nicht, dafs Füchtbauer Rektor der Industrieschule in Nürnberg ist!

Zahlen in ihrem rechten Werte erscheinen lassen. Ich fühle mich also durch sein Dilemma nicht einmal zerknirscht, noch viel weniger vernichtet. Wenn er aber zuletzt beifügt: „Ich kann es mir nicht versagen, mit den Worten Professor Lunges zu schliefsen: Niemand ist so blind, wie der, welcher nicht sehen will“, so möchte ich ihn fragen, ob er es für „urban“ hält, einem litterarischen Gegner, der auf einem anderen prinzipiellen Standpunkte steht, vorzuwerfen, dafs er absichtlich der Erkenntnis der Wahrheit widerstrebe. Ich frage weiter: Was ist Wahrheit? Und da halte ich es lieber mit Lessing, der das Forschen nach der Wahrheit höher stellt, als den vermeintlichen Besitz derselben, denn mit Füchtbauer, der die Wahrheit fertig im Sacke zu haben wähnt. Übrigens ist Herr Lunge noch lange nicht deshalb eine Autorität, weil er an einer polytechnischen Hochschule wirkt. Auch ich kann es mir nicht versagen zur Charakteristik dieses Mannes aus dessen von Füchtbauer citiertem Aufsatze[1]) einige Stellen anzuführen. Man bekommt bei ihm folgendes zu lesen: „Bekanntlich (!) werden die reinen Naturwissenschaften, insbesondere Physik und Chemie[2]) und die Mathematik in ihren höchsten Verzweigungen, an dem Polytechnikum mindestens (!) ebenso gründlich wie an den Universitäten gelehrt.“ Als ob jemand zweifelte, dafs ein tüchtiger Lehrer am Polytechnikum Besseres leistete, als ein mittelmäfsiger an einer Universität! Offenbar will Lunge damit den Beweis erbringen, dafs er nicht zu den dii minorum gentium gehöre. Des weiteren sagt er, um sich als kompetent in der vorwürfigen Frage zu erweisen, dafs er „selbst ein vorzügliches Gymnasium durchgemacht, für die alten Sprachen ein für einen Schüler ganz ungewöhnliches Interesse gezeigt und die Maturitätsprüfung, insbesondere in den philologischen Fächern, vor allem im Griechischen, aufserordentlich (!) gut bestanden habe.“ Man sieht: Nur die Lumpe sind bescheiden. Aber Hr. Füchtbauer empfiehlt diesen Aufsatz als lesenswert, „wegen einiger köstlichen Proben beschränkter Ansichten“, ohne ominöser Weise beizufügen, wem denn diese beschränkten Ansichten zugehören.

Burghausen. A. Deuerling.

[1]) Abgedruckt in den Blättern für das bayer. Real-Schulw. VI. B. 1. Heft.

[2]) Nota bene! Hr. Lunge ist selbst Professor der Chemie am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich.

II. Abteilung.

Recensionen.

Über neuere Litteratur zu Tacitus' Germania.

Cornelii Taciti de origine situ moribus ac populis Germanorum liber. In usum scholarum edidit Joannes Müller. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag. MDCCCLXXXV. VII, 27 p.

Seitdem ich in diesen Blättern XVIII 411 f. über Holders kleinere Ausgabe der Germ.[1]) Mitteilung gemacht habe, erschienen neue Auflagen der Ausgaben von Halm[2]), Müllenhoff[3]), Schweizer-Sidler[4]) und Tücking[5]). Holder hatte mit feiner Kombination versucht, die Gestalt des nach seinen Untersuchungen aus dem VIII. Jahrhundert stammenden Archetypus wieder zu gewinnen. Aber die von ihm schon in seiner gröfseren Ausgabe (1878) eingeschlagene Bahn hat keiner von den genannten Herausgebern verfolgt. Halm, der früher wie Ritter (1864) und Nipperdey (1876) ausschliefslich den Vat. 1862 und den Leidensis Pontani (Perizonianus) zu Grunde gelegt hatte, zog zwar in der Rekognition letzter Hand nach dem Vorgange von Müllenhoff (1873) den von Waitz besonders geschätzten Vat. 1518 (C)[6]) und den Neapolitanus (c) zur Recension des Textes heran,[7]) liefs aber den von Holder und Bährens[8]) empfohlenen

---

[1]) Cornelii Taciti de origine et situ Germanorum liber: Germanischer Bücherschatz herausgeg. von Alfred Holder. 1. Freiburg i. B. und Tübingen, Mohr (P. Siebeck). 1882.

[2]) C. T. de Germania liber in der vierten Teubner'schen Gesamtausgabe, über welche ich in diesen Blättern XIX 478 ff. berichtet habe.

[3]) Taciti Germania in: Germania antiqua. Berlin, Weidmann. 1884 (Abdruck der Ausgabe von 1873).

[4]) C. T. Germania erläutert. Vierte neu bearbeitete Aufl. Halle a. S., Waisenhaus. 1884. Ich verweise auf meine Anzeige in der Berl. philol. Wochenschrift IV 369 f.; vgl. Helmreich in diesen Blättern XXI 65 f.

[5]) S. unten S. 118

[6]) Zur Kritik des Textes von Tac. Germ.: Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1874 S. 437—448.

[7]) Auch in der Bezeichnung der Handschriften folgt Halm dem Vorgange Müllenhoffs und nennt den Vat. 1862 (früher V, bei Ritter B, bei Nipperdey a) B, den Leid. (früher L, bei Ritter A, bei Nipp. b) b.

[8]) Studien zur Germ. des Tac.: Jahrbb. f. Philol. 265—288. Die von Holder hervorgehobenen Monac. 5307 und Stutgartiensis hält Bährens für geringe Mischhandschriften. Seine Ansicht über die Tradition läfst sich in dem Schema darstellen:

```
                    Archetypus
          ____________/\____________
Hummelianus                         x
                          _________/\_________
                        B b                  C c etc.
```

Hummelianus[9]) und den von Huemer entdeckten Vindob. 711[10]) unbeachtet. Schweizer-Sidler, für dessen Textgestaltung die letzte kritische Bearbeitung Halms besonders wichtig war, konnte sich auch nicht von den durch Holder und Bährens vertretenen Ansichten über die Tradition der Germ. überzeugen. Auf dem gleichen Standpunkte steht der neueste Herausgeber Joh. Müller.

Den Titel hat Müller nach der breitesten Fassung, wie er im Leid. (b) überliefert ist, gewählt: de origine situ moribus ac populis Germanorum liber; in den Noten unter dem Texte erwähnt er die von Wölfflin[11]) vorgeschlagene Herstellung de situ ac populis Germaniae, die von Reifferscheid schon früher eruierte, dann gegen Wölfflin verteidigte[12]), von diesem jedoch wiederholt[13]) abgewiesene Formulierung führt er nicht an, auch die von Köpke[14]) aus Kap. 27 entnommene nicht.

Die Abänderungen, welche die vierte Rekognition Halms gegenüber der dritten aufweist, hat U. Zernial[15]) erschöpfend mitgeteilt. Die Abweichungen seines Textes von dem Halm'schen verzeichnet M. selbst unter genauer Angabe der Autorität. Es ist also unnötig, hierauf einzugehen; auch wieweit diese Diskrepanzen auf Verwertung der Überlieferung oder älteren Emendationen beruhen, mag hier unerörtert bleiben. Auf das Verhalten Müllers gegenüber der neueren Konjekturalkritik soll jedoch hingedeutet werden. Da seine Litteraturkenntnis nicht bezweifelt werden kann, liegt nicht allein in der Aufnahme oder Erwähnung, sondern auch in der Verschweigung eines Emendationsversuches sein Urteil vor.

2,8 behält M. nisi si patria sit bei, ohne sich durch den nach nisi si auffallenden Konjunktiv zur Aufnahme von nisi cui, wie J. A. Sturm[16]) vorgeschlagen hat, oder patriast, wie Bährens[17]) wollte, bestimmen zu lassen.

3,2 sunt illis haec quoque carmina ist im Texte bewahrt; doch schlägt M. sonant illi haec q. c. vor, indem er mit Bährens auch hier Lieder auf Hercules versteht. K. Hachtmanns[18]) Änderung in acie statt haec wird nicht erwähnt.

Holders Meinung ergibt sich aus folgendem Schema:

Archetypus
Humm. — γ — α
γ: Monac. Stutgart.
α: B b ed. Vienn. 1509.

[9]) Vgl. Wölfflins Urteil in Bursians Jahresbericht 1879 II 239 f. und 244.

[10]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXIX 801 ff.; vgl. Wölfflin a. a. O. 244 f.

[11]) Hermes XI 126 f.

[12]) Coniectanea in Tac. Germ.: Symbola philologorum Bonnensium S. 625 und Ind. schol. hib. Vratislav. 1877/78 S. 9.

[13]) Bursians Jahresbericht 1879 II 237.

[14]) Deutsche Forschungen. Berlin 1859. S. 224.

[15]) Wochenschr. f. klass. Philol. II 1039 ff.

[16]) In Taciti minorum librorum aliquot locos animadversiones criticae et exegeticae. Particula prior [Germ. 1—19]: Progr. des Gymn. an Marzellen zu Köln 1878/79. S. auch zu 5,16 und 19,6.

[17]) Miscellanea critica. Groningen, Wolters. 1878. S. 152.

[18]) Zur Germania des Tacitus: Histor. Untersuchungen . . Arnold Schäfer . . gewidmet. Bonn. 1882. S. 178 ff. S. unten zu 16,9. Die von Hachtmann ebenda S. 182 ff. vorgetragene Erklärung von haud perinde 5,9 ist nicht neu und wird durch den Sprachgebrauch des Tac. widerlegt.

5,16 wird argentum quoque durch treffende Erklärung geschützt, jedoch argentumque angeführt, was H. Schütz vorschlug, Wölfflin verwarf, ebenso das von Bährens vermutete a. quippe, während Sturms a. eo quoque ignoriert wird.

6,11 ist hinter dextros die von A. Michaelis und K. Heraeus[19]) empfohlene Ergänzung vel sinistros aufgenommen. Mit Unrecht; vgl. nur Xenoph. π. ἱππ. 7,11 ff.

7,11 schreibt M. nach Kritz auditur, während Halm und Schweizer-Sidler das überlieferte audiri festhalten. Wie Heraeus, dessen die beiden Herausgeber gedenken, den Ausfall von possit, so hatte Meiser früher den von potest vermutet.

10,15 schreibt M. wie Schweizer-Sidler nach C non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes: se enim ministros . . putant. Wölfflins Vermutung sed apud proceres; sacerdotes enim ministros . . putant lehnt M. ab, indem er aus ann. XIV 30 schliefst, dafs putant von den sacerdotes zu verstehen, se also unentbehrlich sei.

13,9 nec rubor, wofür Heraeus nach Ernesti rubori empfohlen hatte, rechtfertigt M. nach Wölfflin unter Hinweisung auf Val. Max. IV 4,5; vgl. auch Tibull II 1,30.

14,4 wird zu illum defendere, tueri Wölfflins Vorschlag i. d., illum tueri angeführt, der nach Meisers Vorgang von Bährens (Misc. crit. S. 130) durch den Hinweis auf dial. 7,8 empfohlene et tueri nicht.

15,10 magna arma bewahrt M. wie Halm. Beide Herausgeber führen aber das von Bährens (Jahrbb. f. Ph. 1880 S. 278) empfohlene magnifica an, das übrigens schon früher von Meiser vorgeschlagen war und später auch von H. Kraffert[20]) gefunden wurde.

16,9 schreibt M. terra ita pura ac splendente, ut polituram ac lineamenta colorum imitetur. Der Versuch Hachtmanns ita vor terra zu stellen und (nach c) imitentur zu lesen bleibt unbeachtet. Die Änderung von picturam in polituram begründet M., indem er erklärt: „liquefacta illa terra tenuitate pictorum atramentum aequasse videtur, ut obducti illa parietes et politorum more splenderent et ligni nativi venarum staminumque cursus perlucerent lineamentis coloratis similes."

16,11 verweist M. zur Rechtfertigung von suffugium hiemi auf einen ähnlichen Gebrauch des Dativs beim älteren Plinius; aber die Analogie von 46,15 ferarum imbriumque suffugium (wo allerdings der persönliche Dativ infantibus vorausgeht) liegt doch näher.

16,13 abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt zählt M. zu den „sententiae subabsurdae" (wie 21,14 und 26,1), die unecht oder verderbt sein müfsten. Bährens empfahl quod aegre quaerenda sunt, M. vermutet abdita ita et defossa aut ignorantur aut loco ipso fallunt quo quaerenda sunt, ohne dies jedoch in den Text zu setzen. Weidner hatte früher an aut cum ea spe falluntur, quaerenda sunt gedacht.

17,7 bewahrt M. velamina, führt aber vellera an, was Bährens vorschlug und auch Wölfflin beachtenswert fand, und erinnert an vellumina. So steht im Texte der kleineren Ausgabe Holders.

---

19) Über einige unbeachtet gebliebene Fehler und controverse Stellen im Texte der Germania des Tacitus: Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes zu Hamm. 1880. S. meine Anzeige in diesen Blättern XVII 81 f. besonders zu 6,11; 30,1; 14; 35,2; 39,1; 46,5.

20) Beiträge zur Kritik und Erklärung lateinischer Autoren. Aurich. 1883. (II 1882) S. 98. Vgl. auch zu 19,6 und 26,1.

17,10 partemque vestitus superioris hält M. fest; er führt den Vorschlag von P. Vofs superiorem an, die Zurückweisung desselben durch Heraeus nicht.

17,15 pluribus nuptiis ambiuntur schreibt M., indem er plurimis nach Halm verbessert, gedenkt aber in der Note der Vermutung A. Weidners[21]) pluris nuptiis ambiunt.

18,2 wird nach Bernhardy munera probant geschrieben, das hinter probant überlieferte zweite munera, welches Bährens unter dem Beifall von Wölfflin, Halm und Schweizer-Sidler verteidigte, gestrichen, da die als Belege angeführten Dichterstellen für die Prosa nicht beweiskräftig seien. Vgl. aber Plin. Pan. 51; 65. Weidners früherer Vorschlag munera probant. munera nolunt und dessen neuer Versuch manu probant munera bleiben unerwähnt, ebenso der von Meiser, mit dem zweiten munera einen neuen Satz zu beginnen und weiterhin frenatus equus zu schreiben.

19,6 publicatae [enim] pudicitiae nulla venia: non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit. Das von Lipsius in etiam geänderte, von Madvig zu enimvero ergänzte enim, wofür Sturm quin lesen wollte, hat M. nach Nipperdey in Klammern gesetzt. Die feine Vermutung von Kraffert leniverit statt invenerit verdiente Erwähnung, auch der Vorschlag von Bährens puellae delibatae pudicitiae. Den Interpretationsversuch von C. Hartung[22]), der publicata pudicitia als Subjekt zu invenerit fafst, anzuführen war M. nicht veranlafst; auch Schweizer-Sidler hat ihn übergangen. Weidner wollte früher durch die Änderung invenit die Beziehung auf ein persönliches Subjekt (uxor) gewinnen.

19,12 zu ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament erwähnt M. wie Halm den Vorschlag Christs, das zweite tamquam zu streichen, in der Note, Meisers mit Vorbehalt geäufserte Vermutung tam maritum quam matrimonium dagegen nicht.

20,13 si liberi non sunt hält auch M. fest; Weidners Vorschlag sint findet keine Erwähnung; er wird wohl erledigt durch Agr. 30,18 si locuples hostis est.

21,14 schreibt M. victus inter honestiores comites, indem er hospitum zu victus denkt. Lachmanns Gedanke vinclum inter hospites comitas, den auch Reifferscheid (und Schweizer-Sidler) billigt, wird angeführt, ebenso Halms Ansicht, der nach Bleterius den Satz als unecht bezeichnet hat. Sellings ansprechender, auch schon von Longolius gemachter Vorschlag victus inter hospites communis, welchen Christ wieder empfohlen hat, wird nicht verzeichnet, auch die Vorschläge von Meiser und Bährens nicht.

22,2 wird ut apud quos plurimum hiems occupat von M. bewahrt, die Vermutung von Prammer und Heraeus occupet dazu angeführt, der Gegenbemerkungen von Wölfflin und Halm aber nicht gedacht.

22,12 interpungiert M. mit Halm nuda omnium mens. postera die retractatur. Meisers Konjektur res retractatur wird erwähnt.

26,1 ideoque magis servatur quam si vetitum esset stellt M. als unpassende Wiederholung des 19,15 ausgedrückten Gedankens in Klammern, wie Nipperdey, der auch den vorhergehenden Satz faenus agitare . . ignotum eingeklammert hat, während Bährens zwischen ignotum und ideoque eine Lücke annahm. Von neueren Änderungen des besonders auffallenden servatur wird Ritters Vorschlag vitatur angeführt, das von Schütz gewagte arcetur nicht. Kraffert will idque statt ideoque lesen.

---

[21]) Zu Tac. Germ. und Agr.: Philologus XLI 367 ff. S. zu 18,2; 20,13; 28,8; 30,8; 35,12; 37,3.

[22]) Philologus XLI 544 f.

26,3 schreibt M. ab universis ingenuis statt des vielfach emendierten vices (in vices, invicem), das Halm jetzt in Klammern geschlossen, Schweizer-Sidler mit einem Kreuze versehen hat.

27,10 quae nationes e Germania in Gallias commigraverint bewahrt M. unverändert, indem er gegen Halms Lesart quaeque auf ann. VI 37,20 verweist, wo freilich Halm (nach Neue) wieder quae in quaeque geändert hat. Heimsöths (und Reifferscheids) Athetese des ganzen Satzes, ebenso Nipperdeys Ergänzung e Galliis in Germaniam werden mitgeteilt; gegen beide spricht 28,2 credibile est etiam Gallos in Germaniam transgressos.

28,5 zu igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque ergänzt Wölfflin quantum (oder quicquid) agri porrigitur (nach der Angabe von M. quantum oder quantum agri porrigitur).

28,8 significatque loci veterem memoriam hält M. fest, ohne die Konjektur von Weidner coli statt loci zu berühren.

30,1 Ultra hos Chatti initium . . inchoant schreibt M. nach C, Halm Ultra hos Chatti: initium . . incohatur nach B; in der Beziehung von durant auf colles stimmen beide Herausgeber überein. Schweizer-Sidlers Text zieht (dies ist auch die Auffassung von Urlichs) durant zu Chatti, wozu die in seiner Note angeführte Parallelstelle nicht pafst. Der Vorschlag von Schütz surgunt statt durant bleibt mit Recht unbeachtet, Meisers durantes (nämlich colles) ist mitgeteilt, die von Heraeus vorgeschlagene Änderung durantis (nämlich sedis) wird nicht erwähnt; ebenso das von diesem Gelehrten zwischen effusis und ac palustribus locis eingefügte campestribus, das von Schweizer-Sidler in den Göttinger gel. Anzeigen 1881 S. 1163 wie von mir in diesen Blättern XVII 82 als unnötig bezeichnet wurde.

30,8 disponere diem, vallare noctem schreibt auch M., ohne Weidners Konjektur disponere aciem zu erwähnen.

30,14 parare victoriam hat M. gegen das von Heraeus vorgeschlagene, von Halm aufgenommene parere durch ähnliche Belege gerechtfertigt wie ich a. a. O. S. 81.

31,1 ist et an der Spitze des Satzes weder mit Reifferscheid gestrichen noch mit Bährens durch in ersetzt, sondern gegen beide Vorschläge durch Hinweisung auf hist. III 44,4 geschützt, wo freilich Halm nach Nolte at statt et schreibt. Die angeführte Stelle des Plinius n. h. XXXIII 12 scheint mir nicht zu entsprechen. Auch Halm und Schweizer-Sidler bewahren et, s. die Begründung des letzteren in den Göttinger gel. Anzeigen 1881 S. 1164.

31,9 zu plurimis wird aufser Nipperdeys Änderungsvorschlag ferocissimis auch das von Prammer vermutete, nach Dräger bedenkliche trucissimis angeführt.

34,9 ist Druso Germanico geschrieben; auch Halm hat die, wie Urlichs erläutert hat, unbegründete Trennung beider Namen durch Komma aufgegeben.

35,2 ist das von Heraeus vorgeschlagene, von Halm und M. aufgenommene ingenti flexu recedit, das auch Wölfflin ansprechend fand, durch Hinweisung auf Plinianische Stellen begründet; vgl. dazu Mela III (1) 8 in illam partem, quae recessit, ingens flexus aperitur.

35,12 werden die vielfach behandelten Sätze prompta tamen omnibus arma ac, si res poscat, [exercitus,] plurimum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama von M. wie von Nipperdey, Haase und nunmehr von Halm durch Ausscheidung von exercitus nach Walch in Ordnung gebracht. Ich weifs, dafs jetzt auch Heraeus diese Emendation billigt, während er früher exercitui empfahl, das von Tücking aufgenommen

wurde, womit die ältere Konjektur von Hirschfelder ad exercitus dem Sinne nach übereinstimmt. Reifferscheids Ergänzung von enim hinter plurimum, die auch M. anführt, hat in keiner Ausgabe Aufnahme gefunden, Weidners wiederholter Vorschlag, exercitus in excitur zu ändern, wird von M. gar nicht erwähnt. Über Holders Herstellung, wodurch exercitus unverändert bleibt und plurimum virorum equorumque mit dem Folgenden verbunden wird, habe ich schon in diesen Blättern XVIII 412 gesprochen.

36,4 modestia ac probitas nomina superioris sunt behält M. wie Schweizer-Sidler im Texte, vermutet aber nomina ignaviae superiori sunt, indem er auf Sen. ep. 45,7 moderatio vocatur ignavia verweist. Halm liest nomina superiori nach Heinsius, Holder (1882) nomine superiores dagegen Bährens nec nomine superiores.

37,3 schreibt M. lata vestigia manent, erwähnt aber late, wie Weidner vorschlug, als Lesart der Frobeniana.

37,16 liest M. nach Halm (mit Schweizer-Sidler) Gnaeoque Mallio und 37,18 nach Ritter Caesari Augusto.

38,9 schreibt M. wie Halm nach Madvig capillum retorquent statt des überlieferten c. retro sequuntur. Haupts retrosum agunt und Halms früherer Vorschlag retorquere suetum werden erwähnt. F. Spälter empfahl in diesen Blättern XVI 296 retrosum torquent, ohne zu beachten, was Wölfflin gegen jene Form vorgebracht hat. Auch die folgenden Worte ac saepe in ipso vertice religant gibt M. mit Tilgung des überlieferten solo wie Halm, teilt jedoch Lachmanns in ipso solo vertici und Nipperdeys in ipso solo cortice in der Note mit.

38,12 bietet M. comptius ut hostium oculis, indem er Lachmanns Vermutung comptius statt des überlieferten compti ut aufnahm, zugleich aber ut festhielt. Halm hat compti bewahrt und ut getilgt, Bährens will ut vor compti stellen.

39,1 hat der Vorschlag von Heraeus (nach c und geringeren Hss.) se zu tilgen, so dafs memorant gebraucht wäre wie 3, 1 und 43,14, bei M. wie bei Halm und Schweizer-Sidler Zustimmung gefunden. Ich habe in diesen Blättern XVII 81 f. mein Bedenken nicht verhehlt.

40,14 tunc tantum nota, tunc tantum amata wird die Vermutung von Heraeus, das zweite tantum auszuscheiden, von Halm und M. nur in der Note erwähnt.

42,1 Varisti und 43,1 Cotini sind nach Müllenhoff statt der überlieferten Namensformen Naristi und Gotini von M. und Schweizer-Sidler, Cotini auch von Halm aufgenommen. Dagegen bewahren Halm und M. 43,11 Helveconas, während Schweizer-Sidler nach Müllenhoff Helvaeonas liest.

43,7 montium iugumque halten die Herausgeber gegen Reifferscheids Athetese fest; doch erachtet es M. für möglich, dafs Tacitus montium Lugicorum geschrieben habe.

45,9 lesen M. und Halm nach Lipsius omnique statt des besser überlieferten omniumque und führen das von Urlichs vorgeschlagene hominumque, das auch Schweizer-Sidler passend erscheint, nur in der Note an.

45,20 vermutet M., dafs interiacent, wie bei Halm statt interlucent steht, nur auf einem Druckversehen beruhe. Ohne Zweifel.

45,23 schreibt M. quibus (statt quae) vicini solis radiis expressa. Konrad Hofmanns Vermutung quia sucina führt M. nicht an, wohl aber die ähnlichen von Reifferscheid sucinaque und Nipperdey quibus sucina.

46,5 schreiben Halm und M. sordes omnium ac torpor: ora procerum etc. nach Heraeus, dessen Meinung ich in diesen Blättern XVII 82 bestritten habe. Erwähnt ist bei M. auch der Vorschlag von Urlichs, sordes . . procerum vor quamquam zu stellen.

46,12 wird victui herba, vestitui pelles, cubile humus von M. festgehalten. Die Vermutung von A. du Mesnil[23]) victui ferina erwähnt M. nicht, die Lesart Halms cubili mit dem Zusatze „errore typothetae ut videtur"; aber diese Änderung ist, wie ich anderswo mitgeteilt habe, auf einen Wink von Wölfflin zurückzuführen.

46,13 ist solae in sagittis spes bei M. bewahrt und die von Halm und Schweizer-Sidler aufgenommene Emendation Meisers opes mit kurzer Motivierung abgelehnt.

46,23 hat auch M. nach Halms Änderung in medio (statt in medium) relinquam geschrieben. Mich läfst Gell. XVII 2, 11 nicht zustimmen.

Auf die Interpretation bezieht sich, abgesehen von vereinzelten Andeutungen (s. z. B. oben zu 5,16; 16,9; 21,14 u. s. w.) Müllers Textausgabe nicht unmittelbar. Nur die Interpunktion, die der Hg. wie jede seiner Aufgaben sorgfältig behandelt hat (s. oben zu 22,13; 30,1; 34,9), gehört ja eigentlich in dieses Gebiet. Aber die Würdigung der Germania als Ganzes hat M. durch kurze Bemerkungen über die Bestimmung der Schrift und den Anlafs ihrer Veröffentlichung zu fördern gesucht. Dafs hier Verkehrtes durchaus fern gehalten und eine verständige Auffassung vorgetragen ist, wird man nicht anders erwarten. Vielleicht hätten jedoch die Bemerkungen bestimmter formuliert werden dürfen. Der Herausgeber beruft sich auf ein schon vor 25 Jahren erschienenes Schriftchen von Th. Malina[24]). Die Erörterungen der letzten Jahre hat M. nicht angeführt und auch nicht verwertet. Es ist aber doch wahrscheinlich gemacht, dafs Tacitus durch die Ereignisse, die sich während Trajans Kommando in Germanien abspielten, durch die Erwartungen, welche man in Rom hegte, und durch das aktuelle Interesse, welches im litterarischen Publikum zu Rom herrschte, veranlafst wurde, die zeitgemäfse Brochüre über das vielbesprochene Land und Volk zu schreiben und zu veröffentlichen. Nichts erscheint natürlicher als die Voraussetzung, dafs ein auf so trefflichen Informationen, auf sorgsam prüfender Quellenbenutzung ruhendes Werk nur dann rasch genug geschrieben werden konnte, um rechtzeitig auf die öffentliche Meinung zu wirken, wenn der Stoff bereits gesammelt, geordnet, durchdacht vorlag. Diese Voraussetzung kann aber nur gelten, wenn Tacitus schon durch länger vorbereitete Pläne zu solchen Vorstudien geführt worden war. Nun kennen wir seinen grofsen Plan eines umfassenden historischen Werkes aus dem Vorwort der ziemlich gleichzeitig mit der Germ. veröffentlichten Biographie seines Schwiegervaters. Auf jenes Werk müssen sich die Studien über Germanien und die Germanen bezogen haben. Hier hatte Tac. Gelegenheit zu einer geographisch-ethnographischen Einführung in die germanischen Vorgänge, ja er war durch das Vorbild seiner Geschichtschreibung bestimmt darauf hingewiesen. Denn Sallust hatte im dritten Buche seiner Historien eine ausführliche, von Tacitus mehrfach verwertete Episode über den situs Ponti eingelegt und pflegte überhaupt, wie wir an dem Exkurs über Afrika im Jugurthinischen Kriege sehen, die Schilderung von Land und Leuten zu seiner Aufgabe als Historiker zu rechnen. Dafs Tac. auch hierin seinem Muster folgte, zeigt der Exkurs über Britannien im Leben des Agricola. Die Studie über Germanien aber selbständig auszuführen, abzurunden und als geschlossenes Ganzes herauszugeben, drängte sowohl der erwähnte, in der politischen Situation begründete Anlafs wie der litterarische Zeitgeschmack, welcher die Monographie begünstigte. Der Essay war den Zeit-

[23]) Jahrbb. f. Philol. CXXV 858.

[24]) De consilio, quale Tacitus in scribendo de Germania libro secutus esse videatur: Progr. des Gymn. zu Deutsch-Crone 1860.

genossen des Tacitus willkommener als ein ausführliches Buch, wie etwa heute ein Zeitschriftenartikel, ja selbst eine Sammlung von solchen leicht einer zusammenhängenden Darstellung gröfseren Umfangs vorgezogen wird. Zwar fehlt der Germ. ein Vorwort, wie es Tac. seinen übrigen Schriften voranzustellen pflegt[25]; aber zu einem persönlichen wie im Agricola hatte Tac. hier wohl keinen Anlafs, ein sachliches ist auch jener kleinen Schrift nicht vorangestellt. Der Anfang der Germ. ist aber auch ohne einleitende Worte als solcher gekennzeichnet und gerechtfertigt durch das berühmte Muster des Gallischen Krieges, und das kurz abschliefsende Ende erscheint nach dem Vorbilde der Sallustischen Monographien gestaltet zu sein. So erklärt sich Anlafs und Bestimmung, Inhalt und Umfang, Beginn und Abschlufs der Schrift ohne künstliche Hypothesen oder Kombinationen und ohne Widersprüche.

Den treffenden Bemerkungen Wölfflins in Bursians Jahresbericht 1879 II 246 bei Besprechung eines Aufsatzes von O. Hirschfeld[26] sind beachtenswerte Beiträge anderer Forscher gefolgt: J. Asbach[27] hat sich gegen die von Dierauer und Hirschfeld vorgetragene Auffassung der Germ. als politischer Brochüre erklärt; er bezeichnet sie als eine flüchtig entworfene Karte, welche auf die erste Kunde von der Vernichtung der Bructerer (Germ. 33,2) das gespannte Publikum über den Gegner und den Kriegsschauplatz orientieren, aber zugleich Trajans Politik, die eine umfassende Grenzregulierung einem Angriffskriege vorzog, rechtfertigen sollte. Th. Bergk[28] betont, dafs Tac. nur als Augenzeuge und mehrjähriger Beobachter so vertraut mit den germanischen Verhältnissen sein und Land und Leute so anschaulich schildern konnte. Die neuesten Geschichtschreiber geben nur Andeutungen: Ranke verweilt nicht bei der Germ.[29]; H. Schiller[30] bemerkt, dafs sie schwer zu lösende Rätsel über ihre Tendenz und Bestimmung aufgebe und so Zweifel nicht ausschliefse, ob überhaupt eine solche vorhanden gewesen sei; Mommsen[31] spricht von einer schillernden und in der Gedankenschablone des sinkenden Altertums befangenen, die entscheidenden Momente oft verschweigenden Darstellung.

Sehr umfangreich, aber wenig fruchtbringend ist die Abhandlung von

Ferdinand Brunot, Un fragment des histoires de Tacite. Étude sur le De moribus Germanorum. Paris, Picard. 1883. 72 p. 12.

An der Spitze der Schrift steht der übertreibende Satz „La Germanie est la base de l'enseignement historique en Allemagne." Daran schliefst

[25]) Bergk (s. Anm. 28) hat die Vermutung wieder aufgenommen, dafs eine Einleitung zur Germ. verloren gegangen sei, und meint, dieselbe sei an eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet gewesen und habe über die Lebensverhältnisse des Autors, seinen Beruf zu dieser Arbeit und den Zweck der Schrift gehandelt. Mit der Einleitung sei wohl auch der Titel der Schrift in Verlust geraten, der gelautet haben könne: de situ ac populis Germaniae (s. oben S. 112 und Anm. 11).

[26]) Zur Germ. des Tac.: Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXVIII 815 f.

[27]) Die Entstehung der Germ. des Tac.: Jahrbb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande Heft LXIX S. 1 ff. — Trajan am Rhein und die Germ. des Tac.: Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. und Kunst Bd. III S. 11 ff.

[28]) Zur Gesch. u. Topographie der Rheinlande. Leipzig. 1882. S. 40.

[29]) S. jedoch Weltgeschichte III 280.

[30]) Gesch. der röm. Kaiserzeit I 588.

[31]) R. G. V 154.

sich die nicht ganz unrichtige Behauptung: „Chaque année parait une nouvelle édition, un nouveau commentaire, et chaque année aussi l'éternelle question se pose »Pourquoi et à quelle occasion Tacite a-t-il écrit ce petit ouvrage«?" Brunot mifsbilligt alle Lösungsversuche, unternimmt auch keinen neuen, sondern bemüht sich die Fragestellung als unrichtig zu erweisen und so die Frage einfach zu beseitigen. Brunot gesteht, dafs die Auffassung der Germania als eines patriotischen Mahnrufes heute in Deutschland nicht mehr herrscht wie noch in Frankreich. Er findet die Rolle eines Sehers, der die von den Germanen der Weltstadt drohende Gefahr des Untergangs enthüllen will, für Tac. zu schön, als dafs sie wahr sein könnte. Wer in Rom während des ersten Jahrhunderts für die Zukunft des Reiches fürchtete, hat nicht vor den äufseren, sondern vor den inneren Feinden gezittert. Die Germanen, welche Tac. kannte, sind ja auch nicht verderblich für Rom geworden. Das Verderben kam von germanischen Völkerschaften, deren Dasein Tac. gar nicht oder kaum bekannt war, geschweige dafs er ahnen konnte, welche Wanderungen dieselben unternehmen würden. Und doch waren es erst diese Wanderungen, die sie in Berührung mit den Römern brachten. Nichts kann bezeichnender sein als die Worte 37,10 Tam diu Germania vincitur. Wenn das Werk eine Flugschrift mit politischer Tendenz war, so mufs in diesen Worten das Ziel derselben ausgedrückt sein, nämlich die Aufforderung endlich abzuschliefsen durch einen entscheidenden Sieg, also nicht zuzuwarten, nicht abzuwehren, sondern anzugreifen.[32]) In keinem Werke des Tac. findet sich irgend welche Spur des Zweifels an dem Erfolge einer gegen die Germanen gerichteten Aktion. Der einzige Gedanke, welcher diesem Sinne widerstrebt, ist das berühmte Wort urgentibus imperii fatis 33,8. Brunot weifs ihn zu entfernen durch die Annahme, dafs das Original unserer Überlieferung sinnlos vegentibus geboten habe, was nur Dittographie aus que gentibus der vorausgehenden Zeile sei. So liest Brunot die vielbesprochene Stelle: Maneat, quaeso, duretque gentibus si non amor nostri at certe odium sui, quando imperii fatis nihil praestare maius fortuna potest quam hostium discordiam. Die durch diese Fassung geschaffene Schwierigkeit, welche in fatis liegt, empfindet der Kritiker[33]) offenbar nicht. Er fragt weiter: Ist nun die aggressive Politik, welche sich als einzig mögliche Tendenz der Germania ergeben hat, ihr wirklicher Zweck? Und er antwortet mit Nein! Denn dafs Tac. keine andere Tendenz haben konnte, sei nur unter Heranziehung der Historien und Annalen erkennbar; die Germ. biete überhaupt keine Anhaltspunkte zur Erkenntnis einer Tendenz.[34]) Was den Schriftsteller mit Wehmut erfüllt, ist nicht die militärische Lage Roms, sondern der Zustand seiner Sitten. Dafs er dieses Gebiet berührt, dafs er die Gelegenheit ergreift, die Tugenden, die er bei den Germanen wahrnahm, zu preisen, war Tradition der philosophischen Schule. Dafs er sich hie und da zu begeisterten Aussprüchen erhebt, erklärt sich aus seiner rhetorischen Bildung.[35]) Aber sein historischer Sinn wahrt ihm den offenen Blick auch für die Fehler der Germanen; und er verkennt nicht, dafs ihre Tugenden weniger die Frucht sittlichen

[32]) Vgl. dagegen Asbachs Ansicht oben S. 118.

[33]) Es kennzeichnet die von Brunot geübte Kritik, wenn er p. 40 sagt: „Le »Pontanus« porte, il est vrai, urgentibus, ainsi que le »Romanus«." Brunot meint den Codex Pontani und den Vaticanus 1862.

[34]) S. dazu Schiller oben S. 118.

[35]) Ein Gegenstück der Germ. des Tac. erkennt H. Haupt in den Getica des Dio Chrysostomus. S. Wochenschr. f. klass. Philol. I 252.

Strebens sind, dafs sie, auf der Unbekanntschaft mit den Lastern der Civilisation beruhend, den Verführungskünsten einer raffinierten Kultur unterliegen werden. So ist die Germ. von sittlichem Geiste erfüllt, aber kein Sittenspiegel („ce n'est pas un livre de morale, mais un livre moral"), vielmehr eine geographisch-ethnographische Abhandlung.[36])

Ein solches Werk zu verfassen konnte die herrschende Vorliebe für Schriften über Länder- und Völkerkunde allerdings verlocken; nur gerade Germanien war so oft behandelt, dafs dieser Stoff erschöpft scheinen mufste. So meint Brunot; aber keiner der von ihm angeführten Autoren hat eine Monographie verfafst, mit welcher die Germ. in Wettstreit getreten wäre. Und die Konkurrenz bezüglich des Inhalts aufzunehmen, mochte sich Tac. wohl im Hinblick auf seine Studien zutrauen, vielleicht auch auf Grund der persönlichen Informationen, die er in den Rheinlanden gewonnen.[37]) Dafs Tac. da gewesen sei, mufs natürlich auch Brunot als möglich zugestehen. Wir werden es sogar wahrscheinlich[38]) finden, wenn wir die bekannte Notiz des Plinius n. h. VII 76 über den Procurator Tacitus auf den Vater des Autors beziehen, wenn wir erwägen, dafs kein Zeugnis und keine Spur in den Schriften des Tac. an einen anderen Aufenthalt während seiner von ihm selbst bezeugten vierjährigen Abwesenheit von Rom erinnert, endlich dafs der Standpunkt, welchen Tac. für seine Betrachtung Germaniens wählt, am Niederrhein genommen ist. Alles stimmt zusammen, mag nun Tac. als Legat eine Legion am Niederrhein befehligt haben, wie wieder Bergk a. a. O. vermutet, oder die kaiserliche Provinz Belgica pro praetore verwaltet haben, wie Borghesi und Urlichs wahrscheinlich gemacht.

Wohl mochte Tac. nicht von dem Ehrgeiz erfüllt sein, in die erste Reihe der Geographen einzutreten; aber trotzdem konnte er eine geographische Schrift verfassen. Dafs er sich enge Grenzen zog, mufs man dem Zwecke der Brochüre angemessen finden. Dafs er nur resumiert und kondensiert habe, was Andere vor ihm geschrieben, behauptet zwar Brunot, widerlegt es aber selbst, indem er darauf hinweist, wie die Darstellung der Germ. über Bekanntes flüchtig hinwegeilt. Bescheidenheit durfte Tac. bei seinem Unternehmen nicht zurückhalten; er brauchte den vielfach behandelten Stoff ja nicht in comparationem curae ingeniive darzustellen, sondern konnte quae priores nondum comperta eloquentia percoluere, rerum fide (Agr. 10) berichten wollen. Dafür spricht auch der Schlufs der Germ. incompertum in medium relinquam. So dürften sich die gewichtigsten Bedenken, die Brunot bezüglich des monographischen Charakters der Germ. erhoben hat, erledigen. Seine Frage: „Dans ces conditions constitue-t-elle un ouvrage à part?" wagt Brunot selbst nicht damit zu beantworten, dafs er das Gegenteil bewiesen habe. Er begnügt sich, zu sagen: „Nous ne le croyons pas." Dann fügt er hinzu, als Monographie hätte die Germ. ein Schulbuch sein müssen oder eine Recitation. Dafs an das erste nicht zu denken ist, versteht sich, nicht nur weil Tac. kein Schulmann war, sondern auch weil ein Schulbuch nicht monographisch, sondern encyklopädisch sein würde. Zur Recitation aber war die Germ. vielleicht gar nicht ungeeignet; dafs Eingang und Schlufs wirksam sein konnten, auch wenn Proömium und Epilogus fehlen, habe ich bereits angedeutet. Dafs die rhetorische Haltung des Ganzen, die Anspielungen und Sentenzen, selbst die mehr der Ideenassoziation folgende als systematische

---

[36]) Vgl. Asbach oben S. 118.
[37]) S. Bergk oben S. 118.
[38]) Dies ist auch die Ansicht Rankes (Weltgesch. III 281).

Disposition einem Vortrage wohl anstehen, wird sich nicht bestreiten lassen. Auch der Inhalt des ersten Teiles war geeignet genug, den Hörer zu fesseln. Schwerer ist freilich der zweite, der speciellen Ethnographie gewidmete Teil; aber gerade hier wird die Darstellung durch die wirkungsvollsten Partien mächtig belebt. Und die Zerlegung des umfassenden Stoffes in leicht überschauliche Gruppen kommt dem Hörer wie dem Leser zu gute. Ein Übergang wie Nunc de Suebis dicendum est erscheint dem mündlichen Vortrage nicht minder angemessen als der schriftlichen Darstellung. Nichts berechtigt demnach, zu leugnen, dafs die Germ. sich zur Recitation geeignet habe; aber es berechtigt auch Nichts, zu behaupten, dafs Tac. eine Recitation verfassen wollte oder dafs seine Schrift recitiert worden sei. Gab es doch auch Monographien, die nur für die Lektüre bestimmt waren, wie bei manchen schon die epistolare Form erkennen läfst.[39]) Brunot hält die Germ. für einen Ausschnitt aus den Historien, für eine Einleitung zur Geschichte des Suebenkrieges an der Donau. Aber Hirschfelder[40]) hat dagegen treffend eingewendet, dafs ja dann der von Tac. gewählte Standpunkt am Rheine höchst verkehrt gewesen wäre. Brunot hält die Germ. für ein Analogon zu dem Exkurs über Britannien im Agr. und zu dem über die Juden im V. Buche der Hist. Ich bin weit entfernt, die Berechtigung dieser Vergleichung zu bestreiten.[41]) Aber eine Durchführung der Analogie im Einzelnen dürfte doch schwierig sein. Brunot spricht zwar von „le même ordre“ und „le même plan“ und verweist auf „le tableau suivant.“ Doch führt er leider hier nur drei Punkte auf (wovon der eine im Agr. fehlt) und hilft sich über die Schwierigkeit der Fortsetzung mit einem den Leser überraschenden „etc.“ hinweg. Brunot behauptet, nur die Annahme, dafs unsere Germ. ein Bestandteil der Historiae sei, erkläre das Schweigen der späteren Schriftsteller über dieselbe. Aber er mufs selbst gestehen, dafs Tac. überhaupt nur sehr selten erwähnt ist. Und die Sache kann deswegen gar nichts beweisen, weil auch das Gegenteil mit der These Brunots vereinbar wäre. Denn manche hervorragende Episode eines gröfseren Werkes ist in alter und neuer Zeit wie ein selbständiges Werk citiert worden.[42]) Brunot nimmt an, dafs deutsche Mönche die der Schilderung Germaniens und seiner Völker gewidmete Partie der Taciteischen Historien aus dem Zusammenhange herausnahmen und dafs eine Abschrift derselben die Urschrift der erhaltenen Germ. wurde. Der Beweis für diese Annahme ist nicht erbracht.[43])

Cornelii Taciti Germania erklärt von Karl Tücking. Sechste verbesserte Auflage. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh. 1885. 73 S.

Das Erscheinen einer sechsten Auflage ist geeignet, einen Rezensenten zu entwaffnen. Im Hinblick auf die Nachbesserungen, welche der Herausgeber bei jeder neuen Auflage vorgenommen hat, konnte ich es jedoch

---

39) Quint. i. o. IX 4,19.

40) Philol. Wochenschr. II 1126 f.

41) Ich habe sie längst angestellt in den Jahrbb. f. Philol. CIX 350.

42) Vgl. etwa Livius' Bücher belli civilis oder Immermanns Oberhof.

43) Ich benutze die Gelegenheit zur Ablehnung der fable convenue, dafs die Germ. in der mittelalterlichen Litteratur nur einmal ausgebeutet erscheine, bei Rudolf von Fulda (nicht Meginhard, wie auch Müller angibt, vielleicht durch Müllenhoff irregeführt) in der Transl. S. Alex., Mon. Germ. SS. II 675. Zwar die von Reifferscheid, Suet. Add. XIV gegebene Nachweisung hat Waitz, Forsch. z. deutschen Gesch. X 602 abgewiesen.

wagen, in einer kurzen Rezension (Berl. philol. Wochenschr. V 1485) zur Einleitung, zu dem textkritischen Anhang und zu einer kleinen Partie des Kommentars weitere Korrekturen für eine siebente Bearbeitung anzudeuten und dem Herausgeber eine durchgehende Revision zu empfehlen. Dabei dürften wohl einige Gesichtspunkte zu beachten sein, die noch in keiner Ausgabe genügend hervortreten. Eindringende Prüfung und umsichtige Vergleichung hat gelehrt, dafs Tacitus aus mannigfachen Quellen seinen Stoff geschöpft[44]), nach manchen Vorbildern die Form seiner Germania gestaltet[45]), auch allgemeine Gedanken von anderen Schriftstellern sich angeeignet hat.[46]) Wie er trotzdem im Denken und Forschen, im Stile wie in der Komposition seine Originalität bewahrt und bewährt, tritt erst durch Scheidung des Angeeigneten von dem Eigenen, soweit dieselbe mit unseren Mitteln möglich ist, in das rechte Licht. Auch eine Schulausgabe sollte der Pflicht, die richtige Würdigung des erklärten Autors zu vermitteln, sich nicht entziehen. Sie kann derselben genügen, ohne dafs es einer prinzipiellen Änderung der Erläuterungen bedarf. Parallelstellen aus Cäsar, Sallust, Livius, Justin, Seneca, Mela, Plinius, aus Vergil und Horaz finden sich in allen oder doch den meisten erklärenden Ausgaben der Germania. Es bedarf nur der Sichtung und Ergänzung sowie eines Gesamtüberblicks in der Einleitung, um das Verhältnis des Tac. zu seinen Quellen wenigstens an einigen Beispielen, wie Cäsar oder Mela, erkennen zu lassen und in Gedanken und Darstellung Spuren seiner Studien nachzuweisen. Wenn dadurch die Hinzufügung mancher Note veranlafst wird, so mufs oder kann andrerseits auch die eine oder andere Bemerkung wegfallen, die neben jenen Nachweisen haltlos oder entbehrlich erscheint. Durch solche Vergleichung wird die in ihrer Erscheinung einzige Schrift des Tac. aus der Isolierung in den wahren historischen Zusammenhang gerückt, wie es die Aufgabe der Wissenschaft und des Unterrichts ist. Gerade entgegengesetzt erscheint das Verfahren des Dilettantismus, der, statt die Fäden der natürlichen Entwicklung aufzudecken, nach eigenem Belieben Parallelen zieht. Eine künstliche Konstruktion dieser Art begegnet in der Schrift von

C. H. Kraufs, Des C. Cornelius Tacitus Agrikola und Germania. Übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen. Mit Anhängen für philologisch-gebildete Leser. Stuttgart, J. B. Metzler. 1883. VI, 92 S.

Der Übersetzer und Erklärer, ein emeritierter Geistlicher, glaubt einen inneren Zusammenhang zwischen den drei kleineren Schriften des Tac. entdeckt zu haben; Agricola und Germania scheinen ihm „nach Form und Inhalt geeignet, dem Dialog zu einer Art von Ergänzung zu dienen". Er behauptet, „Ein Haupt- und Grundgedanke" durchdringe dieselben: „es

---

Aber für Einhart wenigstens, vielleicht auch für Widukind, ist die Benutzung der Germ. nicht mehr zu leugnen. S. die Nachweise von Manitius, N. Arch. der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde VII 529 f. XI 59 f.

[44]) Ich will nur die Arbeiten von Wiedemann und Manitius in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV 171 ff. und XXII 417 ff. hervorheben, auch Wölfflins Hinweis auf L. Antistius Vetus in Bursians Jahresbericht 1874/75 II 772.

[45]) S. besonders die zahlreichen Nachweise in Wölfflins Berichten über die Tacituslitteratur.

[46]) Vgl. die jüngste Andeutung Mommsens oben S. 118

ist der unaufhaltsame Niedergang des grofsen römischen Reichs" — was Tac. Agr. 3 bekanntlich durch die Worte beatissimi saeculi ortu ausgedrückt hat! Wenn Tac. ebenda mit Bezug auf die res publica sagt: natura infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala, so findet Kraufs darin den Gedanken, „es liege in der Natur der Dinge, dafs ein kranker Staat leichter vollends zu Grunde gerichtet als geheilt werde". Bei so freier Auslegung — wenn diese Bezeichnung hier noch gestattet ist — konnte ihm freilich der gesuchte Nachweis nicht mifslingen; der heitere Grundton und der gleichgestimmte Schlufs des Dialogs fügen sich da dem trostlosen Hauptgedanken ohne Schwierigkeit. In ihrer Vereinigung bilden die drei kleinen Schriften nach Kraufs „eine Art von Prolog" zu den Annalen und Historien. Gibt es ein glänzenderes Zeugnis für das „ahnungsreiche Gemüth" des Tac., als dafs er, ohne zu wissen, ob oder was er nach zwei Decennien schreiben werde, schon den ersten Teil des Prologs dazu geschrieben hat? —

Es ist schwer, solche Träume ernst zu nehmen, so ernst sie auch vorgetragen werden. Sie sind übrigens nicht das Einzige, was uns in dem Büchlein von Kraufs wunderlich anmutet. Ein Kapitel des Anhangs mit der Überschrift „Zur Übersetzung der Germania überhaupt" soll nämlich für „philologisch-gebildete Leser" die „Übersetzungsgrundsätze veranschaulichen". Hier steht nun allerlei, was jedermann billigen wird, z. B. dafs es dem Übersetzer der Germ. nicht erlaubt sei, an dem Lobe oder Tadel der alten Germanen „auf eigene Faust etwas zu ändern". Wundern wird man sich nur, dafs der Übersetzer dies auszusprechen für nötig hielt. Aber seltsam ist Anderes. Wo in sachlicher oder sprachlicher Erklärung verschiedene Auffassungen möglich erscheinen, „mufste," wie Kraufs meint, „auch der Zweck unserer ganzen Übersetzungsarbeit, der Kreis von Lesern, für den sie bestimmt ist, ins Gewicht fallen". Die wissenschaftliche Treue fordert aber doch, dafs unter den möglichen Auffassungen stets die wahrscheinlichste gewählt werde, ohne Rücksicht auf die Leser, oder vielmehr aus Rücksicht für dieselben, die ja in der Übersetzung finden wollen, was Tac. gedacht und gesagt hat, nicht was ihren Vorstellungen am nächsten liegt. Was der Übersetzer wiedergibt, dafür darf nur das Original mafsgebend sein, das Wie mag sich nach dem Verständnis der Leser richten. Auch darüber äufsert sich Kraufs in bedenklichen Worten. „Den Stil des alten Schriftstellers im Deutschen förmlich nachbilden zu wollen" nennt er „pedantisch". Und doch ist und bleibt dies die Aufgabe jeder Übersetzung; nur das Mafs, in welchem der Aufgabe zu genügen ist, wird dadurch bestimmt, wie weit der Übersetzer seiner Sprache, der eigenen Gewandtheit und der Befähigung der Leser vertraut. Die Fachmänner werden keine freie Übersetzung zurückweisen, weil etwa dem Übersetzer engerer Anschlufs an das Original nicht erreichbar erschien; doch dürfen sie sich's verbitten, dafs jemand einen Versuch, dem er sich nicht gewachsen fühlt, als pedantisch brandmarke. Zum Glücke ist die Übersetzung von Kraufs durchaus nicht so schwach, als seine „Grundsätze". Sie zeugt durchaus von gesundem Sinne, eifrigem Bemühen und leidlicher Fertigkeit und ist nicht schlechter als manche andere, die dem Laien als Ersatz des Originals dienen mag.[47]) Kraufs hatte zuerst am Dialogus den

[47]) J. Chr. Schlüters Übersetzung der Germ. (Progr. des Progymn. zu Andernach 1880 und 1882) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Die Übertragung von A. Baemeister (Stuttg. Neff) erschien in 2. Auflage, ebenso die von J. Horkel mit Einleitung von W. Wattenbach (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit I. Berl. Reimer). Auch die Roth'sche

Versuch gemacht, Taciteisches Latein (Kraufs schreibt bald so, bald Tacite'isch, bald Taciteisch) „in einem fliefsenden Deutsch" wiederzugeben.[48]) Als ihm bedeutet wurde, dafs er in jener Schrift das „ächt Taciteische Latein" gar nicht gefunden habe, machte er die zweite Probe am Agr. u. der Germ. Man könnte sich dieser Übungen eines betagten Litteraturfreundes nur freuen und auch ihrer Veröffentlichung Beifall zollen; aber leider führt ihn ein starker Lehrtrieb über diese Schranke hinaus und verlockt ihn zu theoretischen Auseinandersetzungen. Indessen ist anzuerkennen, dafs Kraufs bei seiner zweiten Publikation die unglückliche Zugabe eines lateinischen Textes unterlassen hat. „Rechtfertigungen" gibt er freilich auch hier; aber die „Übersetzung" rechtfertigt sich am besten selbst, zur Rechtfertigung „der gewählten Lesart einzelner Stellen" (13,8 ceteri; 19,1 saeptae; 21,14 victus i. h. comis; 26,3 vicis; 40,6 hertham) fehlt ihm die kritische Methode. Wenn er auch ferner seine Studien in ähnlicher Weise dem Tac. zuwendet, so möge er sich alle diese an „philologisch-gebildete Leser" gerichteten Belehrungsversuche sparen. Ohne „Anhänge" wird seine Übersetzung willkommener sein: πλέον ἥμισυ παντός.

Korrekturnote. Der obige Artikel, ein Vorläufer meines im Philologus zu erstattenden Jahresberichts, war in den Händen der Redaktion, bevor die umfassenderen Referate von G. Helmreich und U. Zernial erschienen. Helmreichs Arbeit in Bursian-Müllers Jahresbericht gab mir Anlafs, Einiges zu streichen, was ich nach ihm nicht wiederholen wollte, auch Einzelnes zu ergänzen, was bei ihm nicht erwähnt war. Auf das gründliche, wenn auch von Irrtümern nicht freie Referat von Zernial, welches mir durch die Güte des Hrn. Dir. H. J. Müller in Berlin zugänglich wurde, nachträglich Rücksicht zu nehmen, schien mir nicht geboten. — Die Kenntnis der (S. 117) angeführten Schrift von Malina, welche mehrfach an das Programm von J. H. Chr. Barby (Berlin 1825) erinnert, verdanke ich der Gefälligkeit des Hrn. Dir. Lowinski in Deutsch-Crone.

Würzburg. A. Eufsner.

Dr. Friedr. Holzweifsig, Lateinische Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung mit besonderer Bezeichnung der Pensen für die einzelnen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Hannover. 1885. Norddeutsche Verlagsanstalt. Gödel. gr. 8. VIII u. 201 S. ℳ 2.

Mit Rücksicht auf die Beschränkung der Stundenzahl des lateinischen Unterrichtes an den preufsischen Gymnasien durch die Lehrpläne vom Jahre 1882 stellt sich der Verfasser der vorliegenden Schulgrammatik die Aufgabe, durch gröfste Kürze und Übersichtlichkeit in der Darstellung unter Ausscheidung alles Unwichtigen und Vereinzelten die Aneignung des grammatischen Lehrstoffes möglichst zu erleichtern. Abgesehen hievon läfst noch eine andere Eigentümlichkeit in der Anlage des Buches dasselbe für alle Fachgenossen in hohem Grade beachtenswert erscheinen. Da nämlich beim lateinischen Unterrichte mit besonderer Sorgfalt für ein

Übersetzung und die der Metzler'schen Sammlung wurden neu ausgegeben; die von W. Bötticher erschien in trefflicher Ausstattung, leider mit einer nur allzu belustigenden Übersicht der röm. Litteratur (Stuttg. Collection Spemann CI).

[48]) S. philol. Anzeiger XII 391 ff.

planmäfsiges Zusammenarbeiten der verschiedenen Klassen einer jeden Anstalt Vorsorge getroffen werden soll, weil derselbe sich durch viele Jahreskurse hindurchzieht und naturgemäfs in verschiedenen Händen liegen mufs, so ergibt sich vor allem eine möglichst klare und bestimmte Abgrenzung des Lehrstoffes jeder Klasse als eine der wichtigsten Forderungen für eine gedeihliche Durchführung des lateinischen Unterrichtes an den Gymnasien. Damit nun in dieser Hinsicht Lehrer und Schüler über die Anforderungen der einzelnen Klassen leicht zu vollständiger Klarheit gelangen können — bisher sorgte man an manchen Anstalten durch Feststellung eines sogenannten Normalexemplares wenigstens einigermafsen für die Bedürfnisse der Lehrer — wurde in der vorliegenden Grammatik die Verteilung der Pensa in der Formenlehre und Syntax auf die Klassen von Sexta bis Obersekunda durch Verschiedenheit der Typen und Anwendung einiger Zeichen schon mittels des Druckes ersichtlich gemacht; die Erklärung der Pensabezeichnung S. VIII ermöglicht leichte und rasche Orientierung. Diese Ausscheidung der Pensa ist um so interessanter für Lehrerkreise, als sie der Vorrede zufolge nach eingehender Beratung in Fachkonferenzen des Lehrerkollegiums des Gymnasiums zu Burg unter Benützung des von dem früheren Direktor dieses Gymnasiums Dr. O. Frick angelegten Normalexemplars und mit Vergleichung des von Direktor Dr. Schiller zur Verfügung gestellten Normalexemplares des Gymnasiums zu Giessen festgestellt wurde. Der Gedanke an und für sich mufs als ein durchaus glücklicher anerkannt werden, da es dem lateinischen Unterrichte an Gymnasien nur Vorteil bringen kann, wenn in solcher Weise einem fruchtlosen Experimentieren vorgebeugt wird.

Dafs man in manchen Fällen zweifeln kann, ob nicht ein Punkt zweckmäfsiger für eine andere Klasse auszuscheiden sei, bemerkt der Verf. selbst. Die vier regelmäfsigen Konjugationen der Sexta zuzuweisen — entgegen den bei uns bestehenden Vorschriften — ist wohl angemessen, wogegen die § 134—136 geforderte Erlernung aller Präpositionen samt penes, versus, clam, absque, tenus, subter, prae u. dgl. weniger zu billigen ist. Bei der Kongruenz sind § 144—149 die Regeln über das Prädikatssubstantivum, über das gemeinschaftliche Prädikat bei mehreren Subjekten, über das gemeinschaftliche adjektivische Attribut bei mehreren Substantiven, über die Apposition auffallender Weise aus dem Pensum der Quarta für Untertertia ausgeschieden. Wenn ferner nach § 283 die Regeln über die einfachen und disjunktiven indirekten Fragen im allgemeinen der Untertertia zufallen, dagegen die Übersetzung von ob nicht mit necne der Obertertia, so erscheint auch hier eine solche Zerreifsung des Zusammengehörigen in Fällen, welche erfahrungsgemäfs keine bedeutende Schwierigkeit bereiten, nicht gerechtfertigt. Anders liegt die Sache, wenn wirklich schwierige Konstruktionen innerhalb eines gröfseren Ganzen einer höheren Klasse vorbehalten werden, wie z. B. bei der Kasuslehre § 172 interest mit Recht nicht der Quarta, sondern der Untertertia zugeteilt wird. Ob man die oratio obliqua mit Holzweifsig § 286 erst in Obertertia nehmen soll, nicht, wie bisher wohl allgemein üblich, in Untertertia, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Übrigens vermifst man bei dieser Regel wie auch in manchen anderen Fällen Beispiele; zu jeder syntaktischen Hauptregel sollte doch wenigstens ein prägnantes Beispiel gegeben sein, das womöglich aus einem zur Gymnasiallektüre gehörigen Klassiker zu entnehmen ist.

Nicht angemessen erscheint in der Formenlehre die Anwendung der sogenannten Versregeln — sie führen ja ihren Namen meist wie lucus a non lucendo. Man sollte in Lehrbüchern für Gymnasien diesen Rest

einer der guten alten Zeit angehörigen Methode doch endlich einmal vollständig aufgeben, wie es mit manchem anderen geschehen. Die Vorzüge solcher Reimregeln für das Erlernen und Behalten, wie sie erst jüngst noch H. Schiller in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1884 S. 196 geltend machte, werden, wenn sie anders in dem gewöhnlich angenommenen Umfange wirklich vorhanden sind, schon durch die formelle Mangelhaftigkeit reichlich aufgewogen. Wenn man es sonst an unseren Gymnasien bei allen Lehrgegenständen als eine der wichtigsten Pflichten des Unterrichtes ansieht, den Schüler fortwährend dazu anzuhalten, dafs er sich richtig und angemessen ausdrücke, so darf man doch beim lateinischen Unterrichte nicht Regeln zum Auswendiglernen vorlegen, deren Ausdrucksweise der deutschen Sprache und dem natürlichen gesunden Geschmacke in solch' schrecklicher Weise Gewalt anthut. Übrigens betont H. Schiller a. a. O. die Notwendigkeit reichlicher Übung auch bei den Reimregeln; mit reichlicher Übung wird man auch bei gut abgefafsten Prosaregeln ohne erheblich gröfsere Schwierigkeiten zurecht kommen. Sicher ist es durchaus überflüssig und ungerechtfertigt, für Dinge, welche einmal erklärt und gelernt nach der allgemeinen Erfahrung überhaupt nicht leicht vergessen werden, wie das allgemeine Genus, das Genus der Subst. nach der I. u. d. II. Dekl., auch noch Reimregeln zusammenzuzimmern. Sehr zu billigen ist dagegen die von Holzweifsig vorgenommene Entlastung der für die unteren Klassen bestimmten Regeln von dem gewohnheitsmäfsig mitgeschleppten Ballaste selten vorkommender Wörter wie axis, vermis, fustis, torrens, rudens, incus u. dgl. Manchmal konnte er noch weiter gehen; ohne Schaden lassen sich z. B. adulter, tussis, deses, caelebs, vultur, tribus im Pensum der unteren Klassen übergehen. Bei solcher Vereinfachung wird man Versregeln um so weniger nötig haben.

Noch mögen ein paar Bemerkungen über einzelne Punkte hier Platz finden. § 15 sollte statt Virgilius die richtige Form Vergilius gewählt sein. — § 75 werden als Stammformen für die Formenbildung unter No. 1 die 1. Pers. S. Ind. Präs. A. für die Präsensstammgruppe und unter No. 4 der Inf. Präs. A. aufgeführt; nach § 76 aber wird von der 1. Pers. S. Ind. Präs. A. auch der Inf. Präs. A. u. P. gebildet. Als Stammform sollte überhaupt der Inf. Präs. A. bezeichnet sein. — § 97 ist die Regel: „Der Präsensstamm hat oft eine Verstärkung erhalten . . . . . 2. durch n hinter dem letzten K o n s o n a n t e n des Stammes cerno, desino“ für das zuletzt angeführte Verbum nicht richtig. — § 98 sollte es nicht heifsen: Der Perfekt-s t a m m wird gebildet 1. durch Zusammensetzung a) mit vi u. s. w.; denn dadurch entsteht nicht der Stamm, sondern die 1. Pers. S. Ind. — § 157 ist in dem Satze: Dimidium facti, qui b e n e coepit, habet die hervorgehobene Abweichung von dem wirklichen Wortlaut bei Horatius nicht gerechtfertigt. — § 168 sollte nicht mit der Bemerkung: doch damnare aliquem de ambitu die regelmäfsige Konstr. ambitus als nicht gebräuchlich bezeichnet sein; vgl. z. B.: Cic. Br. § 180; pro Cluent. § 114; Caes. b. c. 3, 1. — § 206 wird für e s k o s t e t n i c h t s statt n i h i l o c o n s t a t nach Cic. Verr. 5, 19, 48 g r a t i s s t a t aufzunehmen sein. — § 237 sollten die im wirklichen Sprachgebrauche nicht nachweisbaren Umschreibungen für den Coni. Fut. mit futurum sit ut auch nicht als seltene angeführt sein. — § 308 sollte es bei der Regel: Das Gerundium mit dem Objektsaccusativ bleibt 1) wenn der Objektsacc. das Neutr. eines Pron. oder Adj. ist u. s. w. heifsen: oder das Neutr. P l u r. eines Adj.; vgl.: Natura cupiditatem ingenuit homini veri videndi. Cic. fin. 2 § 46. — § 388 wird unter den Fällen, in welchen Adv. auch zu Subst. gesetzt werden, mit Unrecht auch homo vere Romanus angeführt, da ja Romanus Adj. ist. — Bei § 254

sollte neben den bei Späteren gebräuchlichen Formen ita non oder adeo non, ut so wenig — dafs doch auch Ciceros Ausdrucksweise usque eo non... ut angeführt sein; vgl. pro Sest. § 110. — Am Schlusse ist §317—420 ein Abschnitt: Grammatisch-stilistische Eigentümlichkeiten im Gebrauch der Redeteile angefügt, welcher zur gelegentlichen Behandlung in Unter- und Obersecunda bestimmt ist. Hier kommen einige Wiederholungen vor; so lautet § 378 gleich mit § 61 Bem. 2, nur heifst es an der letzteren Stelle richtiger: Distributiva stehen bei Pluralia tantum, welche Singularbedeutung haben; § 64 Bem. 1 kehrt wieder in § 345.

Schliefslich sei die vorliegende Schulgrammatik wiederholt der Beachtung aller Fachgenossen empfohlen.

Dr. Fr. Holzweifsig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen im Anschlusse an Holzweifsigs lateinische Schulgrammatik. Kursus der Sexta. Hannover 1886. Norddeutsche Verlagsanstalt. O. Goedel. gr. 8. VII. u. 772 S. geb. ℳ 1,50

Mehrfachen Wünschen entsprechend bietet der Verfasser für die unterste Klasse ein Übungsbuch, welches dem Lehrgange seiner Grammatik angepafst ist; es behandelt die Formenlehre einschliefslich der vier Konjugationen mit den schon in der Grammatik vorgenommenen Ausscheidungen. Sehr praktisch ist die Einteilung in drei Abschnitte: Lateinische Sätze und Übungsstücke, Deutsche Sätze und Übungsstücke, Wörterverzeichnis nach der Folge der Paragraphen; die Stücke der zweiten Abteilung sind in der Regel mit Rücksicht auf die entsprechenden der ersten bearbeitet, was für die Aneignung eines Wortschatzes und für die Übung in der selbständigen Anwendung desselben sehr vorteilhaft ist. Auch das Wörterverzeichnis erleichtert durch Wahl und Anordnung des Druckes das Lernen der Vokabeln in zweckmäfsiger Weise.

München. Gerstenecker.

W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Mit 2 Tafeln und 120 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig. Teubner. 1884. — ℳ 11,20.

Der auf archäologischem wie paläologischem Gebiete rühmlichst bekannte, rastlos thätige zweite Sekretär des deutschen archäologischen Instituts zu Rom hat mit dem genannten Buche nicht nur dem gelehrten Publikum eine schätzenswerte Gabe geboten, sondern auch insbesondere der Homerinterpretation in der Schule ein ausgezeichnetes Hilfsmittel geschaffen. Vorzüglich um den zweiten Satz zu beweisen, möge es gestattet sein, an dieser Stelle einen gedrängten Überblick über die interessanten Untersuchungen des Hrn. Verfassers zu geben.

Da die Angaben der Dichter (Helbig ist kein Unitarier) über die Gegenstände der Kunst und des Handwerks nicht ausführlich sind, so kann eine deutliche Vorstellung von denselben nur mit Hilfe des vorhandenen archäologischen Materials zu stande kommen. Klassische Darstellungen homerischer Szenen aber geben kein getreues Bild der homerischen Kulturzustände und die alten Erklärer nehmen auf die erhaltenen Denkmäler keine Rücksicht: es gilt also, die Kunstentwicklungen

und Fundschichten, die mit der in den homerischen Gedichten sich offenbarenden Kultur in Beziehung stehen, daraufhin zu prüfen, ob innerhalb derselben Typen gefunden werden können, die mit den Angaben des Epos übereinstimmen. Diese Prüfung mufs sich, da auf dem Gebiete der jonischen Städte Kleinasiens, dem eigentlichen Keimboden des Epos, bis jetzt keine systematischen Ausgrabungen stattgefunden haben, auf das glücklicherweise auch aufserhalb jener Gegenden vorhandene Material erstrecken. Wo wir dasselbe zu suchen haben, darüber gibt uns die Dichtung selbst Fingerzeige.

Zunächst läfst sich aus den Angaben des Epos schliefsen, dafs die damaligen Jonier in der Kultur nicht über den in den östlichen Gegenden des Mittelmeergebietes wohnenden Völkern standen, ja dafs gerade die schönsten Erzeugnisse der Kunstindustrie eingeführt wurden und zwar besonders von den Sidoniern. Demnach mufs, wie der Verfasser mit Recht betont, die Untersuchung den erhaltenen Denkmälern phönikischer Kunst in eingehender Weise Rechnung tragen. Dafs diese von Brunn (die Kunst bei Homer) über Gebühr unterschätzt worden und vielmehr anzunehmen ist, dafs die älteste griechische Kunst mit der Nachahmung phönikischer Muster begann, wird von Helbig in überzeugender Weise dargethan. Selbstverständlich ist es ferner, dafs sämtliche Erzeugnisse der archaischen griechischen Kunst zur Erläuterung der Angaben des Epos zu benützen sind. Da aber die etruskische Kunstübung in ihren ältesten Stadien durch phönikische und hellenische Einflüsse bestimmt wurde und sich sehr konservativ in der Darstellung der einmal überkommenen Typen verhielt, so zieht Helbig auch sie zur Vergleichung heran. Dafs endlich auch das mittlere Europa mancherlei Kultureinflüsse aus dem Südosten und später aus der Apenninhalbinsel erfuhr, beweisen zahlreiche Thatsachen. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, auf bayrischem Boden, auf der Roseninsel im Starnbergersee, die nämliche Art von Thonvasen (gelblicher Grund mit bräunlichen Streifen) gefunden wie in den ältesten griechischen Gräbern in Sicilien und Italien. In allen diesen Entwicklungen haben wir Berührungspunkte mit der Kultur des homerischen Zeitalters.

Die wichtigsten Fundgruben sind nach Helbig im Osten die Ausgrabungen Schliemanns auf Hissarlik, welche der ältesten Epoche angehören; die auf der vulkanischen Insel Santorin, dem alten Thera, zu tage gekommenen Thongefäfse, die Nekropole von Jalysos auf Rhodos, dann besonders die von Schliemann auf dem Burghügel von Mykenae entdeckten Gräber. Die in ihnen sich offenbarende Kultur erscheint üppiger, asiatischer als die homerische. Das Verhältnis beider wird von H. ausführlich erörtert. Waren die bis jetzt genannten Fundgruben älter als die Periode des Epos, so gehören die in den Ausgrabungen beim Dipylon in Athen gefundenen Vasen entschieden in eine jüngere Zeit, sind wohl etwas jünger als die homerische Poesie und bilden daher die untere Zeitgrenze für das in betracht zu ziehende Material.

Im Westen werden als wichtigste Fundkomplexe aufgezählt zwei Nekropolen bei Bologna, zwei Gräbergruppen von Chiusi, der älteste Teil der Gräber von Tarquinii (Corneto), die von La Tolfa (bei Civitavecchia), der älteste Teil der Begräbnisstätte von Alba Longa. Merkwürdig ist, dafs schon in diesen Fundstätten, die sämtlich älter sind als die Niederlassungen der Griechen in Italien, gewisse Typen sich so sehr mit im Osten gefundenen Exemplaren berühren, dafs die Annahme, diese seien unabhängig von einander entstanden, unmöglich erscheint.

Vielmehr mufs bereits vor der hellenischen Kolonisation eine Beziehung zwischen den Bewohnern der Balkan- und Apenninhalbinsel stattgefunden haben. In der That zeigt Helbig, dafs das Stadium, dem jene Gräber angehören, durch Einflüsse der auf der östlichen Halbinsel herrschenden Kultur bedingt ist, Einflüsse, die nicht auf einem Verkehr zur See, sondern auf dem zu Lande beruhen.

Dafs die Funde, welche aus der Zeit der griechischen Kolonisation Italiens und Siciliens stammen, für das Epos von Bedeutung sind, bedarf keines Beweises. In hervorragender Weise kommen unter denselben in betracht die Ergebnisse der Ausgrabungen in den ältesten Teilen der Nekropolen von Kyme und Syrakus. Ferner ist das den Archäologen wohlbekannte von Regulini und Galassi bei Cäre entdeckte Grab im Zusammenhang mit einigen damit ähnlichen Gräbern von Präneste zu berücksichtigen, da aus dem Inhalte derselben mit Sicherheit hervorgeht, dafs die Etrusker wie die Latiner Verkehr mit Phönikiern und Griechen hatten.

Nach diesem Überblick über das zu gebote stehende Material kommt der Verf. zur Betrachtung der Kunst und des Gewerbes des homerischen Zeitalters und beginnt mit Bemerkungen über die Baukunst. Diese stand damals auf einer sehr niedern Stufe. Im ganzen Epos fehlt es an jeglichem Hinweise, dafs man Schutzmauern aus behauenen Steinen aufzuführen verstand. Es scheint überhaupt, dafs man sich zu Bauzwecken des Steines verhältnismäfsig selten bediente. Wenn an zwei Stellen der Ilias (M 29 u. 259) bei Erwähnung der Befestigung des Schiffslagers Steine vorkommen, so sind darunter nur die zu den Fundamenten verwendeten Blöcke zu verstehen, wogegen schon aus dem Umstande, dafs Sarpedon (M 397 f.) die Brüstung des Walles mit der blofsen Hand einreifst, sich ergibt, dafs, vom Grunde abgesehen, derselbe aus Erde und Holzpalissaden hergestellt war; die Blöcke des Fundaments werden mittels Hebeln von den Erstürmern beseitigt (vgl. M 258 ff.). Auch bei der Schilderung der Phäakenstadt Scheria, die doch als besonders glänzend gepriesen wird, werden keine steinernen Mauern erwähnt. Nirgends ferner finden wir eine Andeutung von Skulpturen aus Stein; nur die Politur des Steines kennt das Epos, vgl. z. B. γ 408: ξεστοὶ λίθοι ἀποστίλβοντες ἀλείφατος. Hehns (Kulturpflanzen und Haustiere 3. Aufl., p. 90) Übersetzung: „blank als wären sie mit Fett überzogen“ ist, wie auch H. urteilt, unmöglich. Des Verfassers Erklärung: „glänzend von Politur“ ist richtig, aber nicht neu, s. Ameis (Hentze) z. d. St. Es mufs also betont werden, dafs, während die alten Achäer in der Peloponnes die Verwendung des Steines zu Bauten, namentlich zum Mauerbau (man denke an die sog. kyklopischen Mauern von Mykenä und Tirynth) und sogar die figürliche Skulptur desselben (Löwenthor von Mykenä) kannten, die Jonier des homerischen Zeitalters in dieser Beziehung zurückgegangen sind.

Bei Besprechung der inneren Ausstattung der homerischen Wohnung weist der Verf. darauf hin, dafs in der Ilias weder bei der Beschreibung des Hauses des Priamos noch eines andern Sterblichen metallene Wandinkrustationen erwähnt werden, während in der Odyssee dieser Wandschmuck (η 86 f.) genau geschildert wird. H. zieht aus diesem Unterschiede den Schlufs, dafs den Dichtern der Ilias die in Asien heimische Metallbekleidung der Wände nicht durch eigene Anschauung bekannt war, dafs dagegen die Dichter der Odyssee solche Inkrustationen vor Augen gehabt haben müssen. In ausführlicher an Lepsius (die Metalle in den ägyptischen Inschriften, Abhandlgn. d. Berl. Akad. 1871) sich anlehnender Erörterung wird sodann der nach η 87 im Megaron des Alkinoos angebrachte κύανος (bisher mit „Blaustahl“ erklärt) auf blauen Glasflufs

oder Smalt gedeutet, womit sich der Dichter das Gesims überzogen dachte. Diese Annahme findet eine Bestätigung in gewissen in den Gräbern von Mykenä zu tage gekommenen Plättchen aus bläulichem oder grünlichem Smalte, welche offenbar dazu dienten, friesartige Ornamente, allerdings wohl nicht an den Wänden der Grabkammern, aber doch an den Sarkophagen zu bilden.

Was den Genitiv ἠλέκτρου (δ 73) betrifft, so hat bekanntlich Lepsius (in der eben erwähnten Schrift) hervorgehoben, dafs die ältere Sprache zwischen ὁ ἤλεκτρος, eine Mischung aus Gold und Silber, und τὸ ἤλεκτρον, der Bernstein, scharf unterscheidet. Bei Homer steht das Wort an den drei Stellen, wo es genannt wird (aufser der obigen noch ο 460, σ 296), so, dafs das Geschlecht nicht erkennbar ist. In der Rede des Telemachos (δ 73) passen, wie H. meint, beide Bedeutungen; denn so wenig der Vorstellung einer Wandbekleidung von Silbergold irgend eine Schwierigkeit entgegen stehe, ebenso gut könne die Metall-Inkrustation der Wände mit Ornamenten aus Bernstein verziert gewesen sein. Die erste Annahme wird indessen durch den Wortlaut der Stelle widerlegt. Da nämlich neben ἠλέκτρου noch die Genitive χρυσοῦ und ἀργύρου stehen, so müfste man annehmen, dafs die Wände mit Gold, Silbergold und Silber inkrustiert waren. Es wäre aber doch seltsam, da, wo die beiden edlen Metalle gesondert zur Dekoration verwendet sind, noch ihre Mischung zu gebrauchen, deren Wirkung neben dem reinen Golde jedenfalls verlieren mufste. Hiernach ist ἠλέκτρου nur von Bernsteinornamenten zu verstehen. Zur ganzen Stelle scheint die Erklärung von Ameis (Hentze) mehr Beachtung zu verdienen, als ihr durch Helbig geworden ist. — Mit einem humoristischen Hinweis auf die ziemlich mangelhafte Reinlichkeit, die gemäfs den Angaben des Epos im homerischen Hause herrschte, verläfst der Verf. das Innere des Hauses und geht, da die Andeutungen der Dichtungen über die Möbel (Bettstellen, Tische u. s. w.) zu dürftig sind, als dafs man sie mit erhaltenen oder auf Bildwerken dargestellten Exemplaren vergleichen könnte, zu einem wichtigen Zweige der Tektonik, dem Baue der Streitwagen, über, einer Materie, über die wir auch durch die Denkmäler gut unterrichtet sind.

Der Gebrauch der Streitwagen stammt aus Ägypten oder dem benachbarten Vorderasien und verbreitete sich schon vor der dorischen Wanderung nach der Peloponnes, welches letztere daraus erhellt, dafs schon auf mykenäischen Grabstellen Streitwagen abgebildet sind. Die bedeutende Rolle, die der Kampf zu Wagen in der Ilias spielt, ist bekannt. Der Verf. stellt zunächst die Angaben der Dichtung über die Konstruktion der Wagen zusammen; hiebei kommt er auch auf die Verse Π 467—475 zu sprechen und erklärt gegen Grashof (über das Fuhrwerk bei Hom. u. Hes. p. 36, Anm. 35) die Worte ἐν δὲ ῥυτῆρσι τάνυσθεν: sie (die Rosse) richteten sich in den Zügeln. Gewifs ist Grashof im Unrechte, wenn er mit den Victorianscholien ἐν δὲ ῥυτῆρι τάνυσθεν liest und übersetzt: sie wurden an die Deichsel (ῥυτήρ für ῥυμός) angespannt. Helbigs Erklärung ist übrigens nicht neu; schon Fäsi (Franke) bemerkt zu der Stelle: sie streckten sich, d. h. sie zogen wieder grad' aus an den Lenkseilen. — Die Epitheta des Wagens καμπύλος, ἀγκύλος, ἐύπλεκτος und der Plural ἄντυγες werden durch die Vergleichung von Abbildungen, die dieser Periode angehören, unwidersprechlich klar veranschaulicht. Eingehend verbreitet sich H. ferner über die Art des Anschirrens und gibt auf grund persönlicher Beobachtung des noch heute üblichen Anspannens bei den Landleuten der Provinz Basilicata in Unteritalien eine deutliche Darstellung dieser Hantierung und damit den besten Kommentar zu den betreffenden Homerstellen, worunter Ω 266 ff. den Vorgang besonders ausführlich beschreibt.

Was endlich die Seefahrzeuge betrifft, so geben uns die Denkmäler leider keinen Aufschlufs über das Innere derselben. Hinsichtlich der äufseren Form jedoch werden die Bezeichnungen ὀρθόκραιρος, κορωνίς und ἀμφιέλισσα durch Bildwerke genügend erläutert. Die Düntzer'sche Erklärung des letztgenannten Wortes, „auf beiden Seiten gerudert" (n. Jahrb. f. Philol. 69, 607) wird vom Verf. mit Recht abgelehnt, ebenso die von Döderlein (hom. Gloss. II 41) und Ahrens (Zeitschrift für Altertumswissensch. 1836, p. 820).

Den zweiten Hauptteil des Werkes bildet die Untersuchung über die Tracht der Personen des Epos. Bei Betrachtung der Bestandteile, der Stoffe und des Schnittes der Kleidung hebt der Verfasser hervor, dafs es ein Anachronismus wäre, den Menschen des homerischen Zeitalters eine der klassischen entsprechende Tracht zuzuschreiben, dafs man vielmehr das Gewand in ähnlicher Weise, wie es auf den archaischen Bildwerken dargestellt ist, knapp und faltenlos sich zu denken habe. Und zwar beweisen dies nicht allein die Denkmäler, sondern auch Andeutungen in der Dichtung selbst. Wenn dieselbe von Peploi oder Mänteln berichtet, dafs sie mit figürlichen Mustern geschmückt waren, so konnten letztere, wie H. mit feinem Geschmacke bemerkt, nur dann zur Geltung gelangen, wenn die Gewänder den Körper glatt umspannten. Darauf bezieht der Verf. das häufig vorkommende Beiwort τανύπεπλος, welches er, der vulgären Übersetzung „mit langem Gewande" entgegen durch „mit straff gespanntem Peplos" erklärt. So ist auch die χλαῖνα ἐκταδίη Nestors (K 133) eine sich straff, ohne Falten um den Körper legende Chlaina. In analoger Weise wie τανύπεπλος erklärt H. auch die andern mit τανύειν gebildeten Epitheta des Epos durch Betonung des in τανύειν liegenden Begriffs des Spannens, Streckens. Besonders glücklich scheint die Deutung von τανύφλοιος (Π 767): mit glatt gestreckter Rinde, während das landläufige „mit langer Rinde" keinen Sinn gibt. Der kleine Ausfall auf die Philologen, den sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit erlaubt, mag ihm verziehen sein; derartiges gehört nun einmal zum Apparat eines archäologischen Werkes. Wenn also der Chiton dem Körper straff anlag, so kann das Adjektiv βαθύκολπος nicht heifsen: mit tiefbauschigem Gewande, sondern bedeutet „tiefgegürtet" wie βαθύζωνος. Κόλπος ist der Teil des Kleides, der vom Halse bis zum Gürtel reicht. Wenn die Wärterin des Eumaios nach ο 469 drei von ihr gestohlene Becher unter dem κόλπος birgt, so spricht dieser Umstand nicht gegen die Erklärung des Verfassers, sondern wird durch eine auf Bildwerken wahrnehmbare besondere Art des Gewandschlusses erklärt, welche das Emporziehen des Gewandes und die Bildung eines Bausches ermöglichte. Der Peplos der damaligen Jonierinnen war nicht ein Stück Wollenzeug, welches so um den Leib gelegt wurde, dafs es den Anschein eines Kleides bot, wie man bei Hermann (griech. Privataltert. 2. Aufl. 162) liest. Abgesehen von Semper (der Stil I p. 213 ff.) gebührt dem Verfasser das Verdienst, auf Grund der Monumente eine richtigere Vorstellung vom Peplos der homerischen Frauen begründet zu haben.

In der Farbe der Kleidung tritt wiederum ein Unterschied zwischen homerischer und klassischer Gewandung hervor, indem nämlich die erstere nach den Angaben der Dichtung aus bunten, mit Pflanzenornamenten, ja Figuren bedeckten Stoffen bestand, wie es auch die ältesten Vasenbilder zeigen; dagegen waren in der Blütezeit des klassischen Geschmacks gemusterte Stoffe nur in beschränktem Mafse zugelassen und finden sich erst wieder häufiger um die Zeit Alexanders des Grofsen, als nach Helbigs treffender Bemerkung die Hellenen aufs Neue zu asiatisieren begannen.

Wie schön sich manche Funde zur Erklärung des Dichters verwenden lassen, davon liefern des Verfassers Bemerkungen über den Ξ 181 erwähnten Gürtel der Hera einen Beweis. Mag man auch die 100 Troddeln, womit der Dichter den Gürtel der Göttin geziert sein läfst, als poetische Übertreibung ansehen, immerhin zeigt der in einem Grabe von Cäre gefundene Rest eines mit drei herabhängenden Quasten geschmückten Gürtels, dafs der der Hera beigelegte Schmuck kein reines Phantasiegebilde ist. Was hingegen den ἱμάς betrifft, den Aphrodite (Ξ 214) der Hera borgt, so hält ihn H. nicht für einen Gürtel, sondern für ein eigens zu dem Zwecke gearbeitetes Zaubermittel. In der That mufs auffallen, dafs der Dichter hier nicht das gewöhnliche Wort ζώνη gebraucht und den ἱμάς im Kolpos von Hera verwahren läfst.

Dafs die Kopftracht der homerischen Frauen, wie sie X 468 ff. geschildert ist, durch ihren gebundenen, ganz unklassischen Stil mehr als sonst ein Motiv der Kleidung auf orientalische Einflüsse hinweise, hat der Verfasser schon früher gezeigt (über d. Pileus der alten Italiker, Sitzungsber. d. Münchener Ak. 1880, 527 ff.) Die an der angeführten Stelle der Ilias erwähnten Bestandteile des Kopfschmuckes, insbesondere di πλεκτὴ ἀναδέσμη wird auf altetruskischen Bildwerken sicher nachgewiesen. Auffallend ist, dafs in der ausführlichen Beschreibung der Toilette der Hera Ξ 170 ff. der κεκρύφαλος nicht genannt wird. Wenn H. hieraus den Schlufs zieht, dafs die Kopftracht während des Zeitraumes, in dem die verschiedenen Teile des Epos entstanden, nicht die gleiche blieb, so ist dem entgegenzuhalten, dafs kein Grund besteht, den Gesang Ξ einem andern Verfasser zuzuweisen als X, und dafs, selbst wenn die beiden Rhapsodien verschiedenen Dichtern den Ursprung verdankten, schwerlich ein so langer Zeitraum zwischen dem Entstehen des 14. und dem des 22. Gesanges verstrich, dafs innerhalb desselben sich die Tracht erheblich verändern konnte. Eher ist wohl anzunehmen, dafs der κεκρύφαλος überhaupt in der Zeit des Dichters abzukommen anfing und dieser, wie wenig er sonst einen Unterschied zwischen hellenischer und troischer Kultur kennt, mit richtigem Takte der Asiatin Andromache den vollständigen orientalischen Kopfschmuck gab, während er uns die griechische Göttin bereits mit einer freieren Kopfbedeckung vorführen wollte.

Zur Untersuchung der Haartracht übergehend, bemerkt H., man dürfe sich die Helden des Dichters nicht mit dem frei herabwallenden Haare der klassischen Periode vorstellen, sondern mit künstlich geordneten Haarmassen, wie es archaische Monumente zeigen. Das homerische κέρᾳ ἀγλαέ (Λ 385) wird von H. mit einigen antiken Erklärern übersetzt: ausgezeichnet durch eine Flechte (oder Locke), wie man sie auf einem wahrscheinlich aus Griechenland stammenden (im Besitze des Verf. befindlichen?) Thonhenkel sieht. Die durch goldene und silberne Halter zusammengefafsten Flechten des Euphorbos (P 52) werden durch Beobachtungen illustriert, welche in etruskischen Gräbern gemacht wurden. Neben der Stelle nämlich, auf welcher der Kopf des Toten ruhte, fanden sich schon öfters Spiralen aus Bronze, Silber oder Gold, die man wegen ihrer Form nicht auf Ohrringe deuten kann, die vielmehr zur Befestigung der Locken oder Zöpfe des Haares gedient haben müssen. Entsprechende Spiralen kamen auch in Olympia zum Vorschein. Auf diese Sitte bezieht sich wohl B 872. Was für die Haartracht der Männer gilt, ist auch für die weibliche festzuhalten. Schon das Beiwort ἐυπλόκαμος weist auf künstlich geordnete Flechten hin. Ferner ersieht man aus der Vergleichung der Denkmäler, dafs die damaligen Griechen ohne Schnurrbart waren und nur Kinn und Wangen behaart trugen.

Im dritten Abschnitte des Buches, der von den Schmuckgegenständen handelt, wird zunächst die Thatsache festgestellt, dafs dieselben teils aus Phönikien eingeführt, teils in den jonischen Städten gefertigt wurden. Die Besprechung der einzelnen Stücke betrifft zuerst den Hormos und das Isthmion. Ersterer Gegenstand hat sich in altetruskischen Gräbern in mehreren Exemplaren gefunden. Was sodann die Ohrringe betrifft, so fragt es sich, wie die vielbesprochenen Epitheta τρίγληνα μορόεντα zu erklären sind. Die von Heliodoros (Apoll. lex. Hom. p. 154, 24; schol. Ξ 183) vertretene Ansicht, τρίγληνος bedeute „dreiäugig“, d. h. mit drei Augäpfeln (γλήνη) ähnlichen Ornamenten versehen, wird durch die Denkmälern bestätigt. Unter den Erklärungen von μορόεις verdient Ernestis[1]) Ableitung von μόρον, Brombeere, Maulbeere, Beachtung; allerdings dachte dieser Gelehrte an dunkle, brombeerfarbige Steine; eine Verzierung aber durch Edelsteine kennt das Epos nicht. Deshalb übersetzt H. μορόεις mit beerenartig, beerenförmig, und stützt diese Deutung durch die Fundgegenstände. Es bleibt immerhin fraglich, ob μορόεις beerenförmig heifsen kann, ob dies nicht durch μοροειδής ausgedrückt werden müfste. Jedenfalls ist der Erklärung des Verfassers einzuräumen, dafs sie auf wirklich vorhandene Ohrringe aus den hier in Betracht kommenden Fundgruben gut pafst.

Die περόνη an der χλαῖνα des Odysseus (τ 225 ff.) mit den αὐλοὶ δίδυμοι wird schon von den Scholien, namentlich denen des cod. Victor. deutlich als eine Hafte mit Hülsen erklärt, die zur Bergung der Nadelspitzen dienen. In schlagender Weise wird dieser Schmuckgegenstand durch fünf in Italien gefundene Haften (fibulae) veranschaulicht. Die πόρπη hält H. gegen Döderlein (hom. Gloss. I 242 f., II 126, n. 650) und Gerlach (Philologus XXX 498) für identisch mit der περόνη.

Über die nur an einer Stelle der Ilias (Σ 401) und aufserdem noch im Hymnus auf Aphrodite (V. 87 und 163) vorkommenden ἕλικες und κάλυκες sind von antiken wie modernen Erklärern die mannigfaltigsten Deutungen aufgestellt worden. H. hat den Gegenstand schon in der Zeitschrift: Im neuen Reich (1874, I. Band, S. 721 ff.) behandelt. Er betont mit Recht, dafs aus dem im Hymnus geschilderten Vorgange folge, dafs die ἕλικες und κάλυκες am Gewande angebracht waren. Nach seiner Meinung sind erstere die in Griechenland, Italien und im mittleren Europa häufig vorkommenden Spiralbrochen, welche wie die περόναι zur Befestigung des Gewandes dienten, während ihm die genauere Bestimmung der κάλυκες vorderhand unmöglich dünkt. Zur eigentlichen Bedeutung des Wortes würde gut ein in etruskischen Gräbern entdeckter Schmuckgegenstand passen, bestehend in einem gewundenen Goldstengel, der in ein knospen- oder kelchartiges Ornament ausläuft. Doch hält es schwer sich von der Anwendung dieses Gerätes einen klaren Begriff zu machen.

Im vierten Kapitel behandelt der Verfasser die Bewaffnung. Hier ist zuvörderst hinsichtlich der Beinschienen zu bemerken, dafs die Angabe des Dichters (Σ 613): „er (Hephaistos) verfertigte ihm (dem Achilleus) Beinschienen aus umhüllendem Zinn (ἑανοῦ κασσιτέροιο)“ mit der Wirklichkeit in entschiedenem Widerspruche steht. Denn das Zinn ist wegen seiner geringen Härte ein für Rüstungszwecke ganz ungeeignetes Metall, weshalb auch unter den Monumenten kein derartiges Gerät aus Zinn existiert. Der Annahme des Verfassers aber, an verzinnte Beinschienen zu denken, steht der klare Wortlaut der eben erwähnten Stelle entgegen; überdies gibt es auch für diese Verwendung des Zinnes keine Analogien unter den erhaltenen Überresten. Es bleibt demnach nur übrig zu konstatieren, dafs

[1]) Vgl. Heyne, Homeri carmina VI 562.

der Dichter hier einmal seiner Phantasie freien Lauf gelassen, ohne auf das Thatsächliche Rücksicht zu nehmen.

Für den mit dem Namen μίτρη bezeichneten Teil der Rüstung lassen sich aus verschiedenen Fundorten entsprechende Exemplare beibringen. Doch ist derselbe auf griechischen Vasenbildern nicht nachweisbar, woraus H. schliefst, dafs er bald nach der Epoche des Epos aufser Gebrauch gekommen ist. Das Δ 187 und 216 erwähnte ζῶμα bezieht der Verfasser, wohl nicht ganz sicher, auf die untere Kante des Panzers, um welche der Gürtel (ζωστήρ) gelegt ist, wogegen er das Wort in ξ 482 für identisch mit der μίτρη der Ilias erklärt. Besondere Erwähnung verdient die Thatsache, dafs auch für das Epitheton λινοθώρηξ (B 529, 830) sich in einem Grabe von Corneto in den Überbleibseln eines linnenen Panzers ein Beleg gefunden hat.

Was den Helm betrifft, so sagt die Dichtung nichts von beweglichen Backenschirmen, überhaupt nichts von aus besonderen Stücken gearbeiteten Helmen, und stimmt so mit den Denkmälern überein: die ältesten griechischen Helme sind aus einem Stücke getrieben. Das Epitheton αὐλῶπις wird von H. übersetzt: mit Visierlöchern versehen, wie es schon von Hesychius s. v. αὐλῶπις erklärt ist. Diese Übersetzung hat bekanntlich Ameis (n. Jahrb. f. Phil. 73, 223) verworfen und das Wort, wie wir gleichfalls schon bei den Alten finden, mit „hochröhrig" d. i. mit einer den Busch tragenden Röhre versehen erklärt. Die vom Verf. gegen diese Ansicht angeführten Gründe sind schwerlich anzufechten. Eine ausführliche Auseinandersetzung widmet H. ferner den φάλαρα, die Π 106 genannt sind. Wir haben nach seiner Meinung darin Metallbuckel zu erkennen, die aus der Helmkappe herausgetrieben oder auf ihr festgenietet waren. Demgemäfs wäre die zweimal in der Ilias erwähnte κυνέη τετραφάληρος ein mit vier solchen Buckeln (zwei auf jeder Seite) versehener Helm. Wenn auch bezüglich des Wortes φάλαρα verschiedene Erklärungen aufgestellt worden sind, so hat die des Verfassers, von allem abgesehen, in dem Vorkommen solcher Buckel auf Helmexemplaren eine bedeutende Stütze.

Bei den homerischen Helden war sowohl ein fast mannshoher, ovaler und ein kleinerer kreisrunder Schild in Gebrauch, welche beiden Formen ebenso wie die vom Dichter beschriebene Konstruktion der Schilde durch die Funde veranschaulicht werden. Die ältesten Schilde haben nur einen Griff; doch bezeichnet N 407 den Schild des Idomeneus als δύω κανόνεσσ' ἀραρυῖαν. Die κανόνες werden auch Θ 193 erwähnt. H. bezieht das verschieden erklärte Wort auf zwei Handhaben, den Bügel zum Durchstecken des Armes und den Handgriff. In der That kommen schon auf sehr alten Vasen von Melos und Rhodos solche Schilde vor.

Die Schwerter des Epos sind von Bronze; nur Σ 34 ist von einem eisernen Schwerte oder Messer die Rede. Bekannt ist (s. Beloch in der Rivista di filologia II (1873) 49 ff.), dafs in der Ilias die bronzenen Geräte und Waffen weit häufiger sind als die eisernen und dafs hinwiederum das Eisen in der Odyssee einen ausgedehnteren Gebrauch erfährt als in der Ilias. Im Ganzen überwiegt in der vom homerischen Epos geschilderten Kulturperiode der Gebrauch der Bronze. Zur Erläuterung des homerischen Schwertes trifft H. eine umsichtige Auswahl unter den verschiedenen Typen der aus den Fundgruben herrührenden Bronzeschwerter. Die Bezeichnungen der Waffe, besonders das so oft vorkommende ἀργυρόηλος und das einmal (O 713) erwähnte μελάνδετος werden in überraschender Weise aus den erhaltenen Exemplaren erklärt.

Nach einigen Bemerkungen über Speer, Pfeile und andere Angriffswaffen schliefst der Verfasser diesen Abschnitt mit einem Vergleiche der

homerischen Kriegrüstung mit der orientalischen und klassischen, worin namentlich hervorgehoben ist, wie zwischen einem homerischen Krieger und einem Hopliten der klassischen Zeit hinsichtlich der äufseren Erscheinung ein fast ebenso grofser Unterschied bestand als zwischen der Griechin des Epos und jener der späteren Epoche. Die homerische Rüstung ist plump und eckig, die klassische schmiegt sich den Formen des Körpers an, und läfst sie harmonisch hervortreten.

Im weiteren Verlaufe der Darstellung spricht H. über die Geräte des täglichen Gebrauches. Bei den dürftigen Angaben des Epos läfst sich aber nur über die Beile beim Bogenwettkampf in der Odyssee, das Pempobolon und die Trinkgefäfse eine zusammenhängende Untersuchung führen. Die schwierige Stelle τ 572 ff., welche das von Penelope veranstaltete Axtschiefsen beschreibt, ist von Göbel (Jahrb. f. Phil. 113, p. 169 ff.) richtig erklärt worden; H. tritt der Göbel'schen Ansicht bei. Schon dieser letztere weist (a. a. O.) auf einen Typus erhaltener Beile hin, der sich mit den Angaben des Dichters ohne Schwierigkeit vereinigen läfst. Es wäre Zeit, dafs nunmehr die unrichtigen Erklärungen aus den Schulausgaben verschwänden. — Die πεμπώβολα lassen sich durch die bronzenen fünf- oder siebenzackigen Gabeln anschaulich machen, die in keiner der gröfseren Sammlungen Italiens fehlen und von den Ciceroni gewöhnlich als Folterwerkzeuge erklärt werden, thatsächlich aber wohl nur dem harmlosen Zwecke dienten, das Fleisch über dem Roste festzuhalten und davon abzunehmen. Das δέπας ἀμφικύπελλον wird bekanntlich von Buttmann (Lexilogus I 160 ff.) im Hinblick auf Aristoteles hist. anim. 9, 40 als ein henkelloses, durch einen in der Mitte angebrachten Boden in zwei Behälter geteiltes Gefäfs erklärt; die Schulausgaben und Wörterbücher sind ihm im wesentlichen gefolgt. Der Verfasser dagegen weist nach, wie diese Erklärung nur scheinbar durch eine Reihe von Funden bestätigt wird, und zeigt, dafs der Ausdruck ἀμφικύπελλον, wie schon Aristarch (s. Etymol. magn. p. 90, 44), allerdings auf falsche Etymologie gestützt, wollte, sich auf zwei an dem Becher angebrachte Henkel bezieht, wie sie an zahlreichen Exemplaren von Hissarlik, Thera und den mykenäischen Gräbern erscheinen. Der von Curtius (Grundzüge d. gr. Et. p. 158[4]) gegebenen Ableitung des Wortes setzt H. seine eigene entgegen, welcher indessen die von Bezzenberger (vom Verfasser mitgeteilt) vorzuziehen sein dürfte. Bei dieser Gelegenheit bespricht H. in einer Note die φιάλη, deren Epitheton ἀμφίθετος (Ψ 270) er gewifs mit Recht ebenfalls mit „zweihenklig" übersetzt. — Einer der interessantesten Abschnitte des Buches ist die Besprechung des kunstvollen Bechers des Nestor (Λ 632 ff.). Aus derselben ergibt sich, dafs Aristarch mit seiner Erklärung (s. die Scholien zu Λ 632) und dessen Schüler Dionysius Thrax mit der auf Aristarchs Erklärung basierten Reproduktion des Bechers (Athen. 11, 489 A, B) der Wahrheit sehr nahe gekommen sind. H. sieht namentlich in den von den Neueren, auch den Verfassern der Schulausgaben ganz falsch gedeuteten πυθμένες zwei Stützen, die zu beiden Seiten des Fufses angebracht waren. Sowohl für die auf diese Weise erklärten πυθμένες als auch für die Verzierung der Henkel durch Taubenfiguren besitzen wir in einem aus Mykenä stammenden Becher eine schlagende Analogie.

Der letzte Hauptteil des Werkes betrachtet die Kunst, wie sie sich im Epos zeigt. Da, wie die Monumente lehren, sowohl vor als auch nach der homerischen Zeit zwei Arten der Dekoration nebeneinander üblich waren, die eine aus geometrischen, die andere aus vegetabilischen Motiven und Tierfiguren bestehend, so liegt die Frage sehr nahe, ob sich auch in den Andeutungen der Dichtung ein Schema geometrischer Verzierung erkennen

lasse. Der Verfasser beantwortet diese Frage mit ja und zieht M 294 ff. hieher, woselbst wir von goldenen ῥάβδοι hören, die sich über das Rund des Schildes hinziehen. Er verwirft die Erklärungen der alten Grammatiker, indem er sich die ῥάβδοι nicht an der Innen- sondern an der Aufsenseite des Schildes denkt und annimmt, dafs vor dem Verse χρυσείῃς ῥάβδοισι διηνεκέσιν περὶ κύκλον ein oder zwei Verse ausgefallen seien, etwa des Inhalts: aufserhalb aber brachte der Schmied in der Mitte einen goldenen Omphalos an und verzierte die Fläche χρυσείῃς ῥάβδοισι κτλ. So kühn diese Annahme ist, immerhin bleibt es beachtenswert, dafs die erhaltenen Schilde eine Verzierung der äufseren Fläche durch radienartige Streifen wirklich zeigen. Hieher gehört auch der Panzer des Agamemnon (Λ 24 f, 38 f.) und anderes. Deutlicher als das geometrische tritt im Epos das Pflanzen- und Tierornament hervor, wie zahlreiche Stellen beweisen. Dafs auch das Gorgoneion zu den schon in der Epoche des Epos als Ornamente verwandten Typen gehört habe, will H. aus E 739 ff. und Λ 36 f. schliefsen. Indes ist die letztere Stelle für die Beurteilung der homerischen Kunst nicht zu verwenden (vgl. Furtwängler, die Bronzefunde aus Olympia 59, A. 2 und Christ, Homeri Iliad. carmina I, p. 95 der Prolegomena) und die Beschreibung der Ägis dürfte lediglich aus der Phantasie des Dichters hervorgegangen sein. — Auch aus dem menschlichen Leben entnahm die homerische Kunst Motive; abgesehen vom Schilde des Achilleus, dem eine besondere Betrachtung zu teil wird, beweist dies Γ 125 ff. Die goldenen Mädchen, auf die Hephästos sich stützt (Σ 417) sowie die goldenen und silbernen Hunde des Alkinoos (η 91) sind Gebilde der dichterischen Schaffenskraft, während dagegen aus manchen Thatsachen geschlossen werden mufs, dafs die goldenen Fackelträger im Palaste des genannten Königs (η 100) auf äufsere Eindrücke zurückgehen (vgl. Brunn, die Kunst bei Homer p. 5).

In einem besonderen, dem Schilde des Achilleus gewidmeten Abschnitte unterzieht der Verfasser zunächst eine Bemerkung Murrays (history of greek sculpture, p. 45) einer näheren Betrachtung. Der genannte Gelehrte findet es nämlich befremdend, dafs der Dichter in den bunten Bildern des menschlichen Lebens, die der Schild darstellt, nicht auch auf die Schiffahrt und den Kultus hinweise. H. aber zeigt, dafs die im Epos geschilderten Jonier nicht so unternehmungslustig waren, als man anzunehmen geneigt ist, und dafs namentlich die Schiffahrt für die Mehrzahl der Bevölkerung eine ziemlich untergeordnete Bedeutung hatte. Wenn also in den auf dem Schilde dargestellten Äufserungen des jonischen Lebens die Schiffahrt fehlt, kann die Schilderung darum nicht für lückenhaft erklärt werden. Da H. bezüglich des Fehlens von Hinweisen auf den Kultus schweigt, so scheint es, dafs er diesem Umstande keine Bedeutung beilegt. In der That, wollen wir dem Dichter nicht unsern subjektiven Geschmack aufdrängen und eine Vollständigkeit von ihm verlangen, die er nicht erstrebte, so müssen wir uns mit der Beschreibung, wie sie vorliegt, begnügen. Wichtiger ist jedenfalls die Frage, wie sich die Schildbeschreibung zur bildenden Kunst verhalte. Bekanntlich nehmen einige Archäologen wie Welcker (Zeitschr. f. bild. Kunst I 553 ff.) und Brunn (die Kunst bei Homer, p. 8 ff.) an, der Beschreibung liege ein wirklicher Schild zu grunde; andere dagegen, so Schnaase (Gesch. der bild. Künste II 114) und Bursian (Artikel: Griech. Kunst in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, Teil 82) erklären den Schild für ein reines Product der Phantasie. Beide Anschauungen auf das richtige Mafs zurückzuführen hat neuerdings Petersen unternommen (krit. Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griech. Kunst, p. 11 ff.), dem der Verfasser im Wesentlichen beipflichtet. Die Meinung, der Dichter habe seinen Schilderungen einen wirklichen Schild zu grunde gelegt, widerlegt sich durch

die Thatsache, dafs wir keinen derartig verzierten Schild unter den hier in betracht kommenden Monumenten finden und dafs auch von den Schriftstellern keiner erwähnt wird[1]). Erst der Schild der Athene im Parthenon läfst sich in einigen Beziehungen mit dem Schilde des Achilleus vergleichen. Ferner kann man nicht erkennen, ob der Dichter von der Gliederung der einzelnen Szenen, die er darstellt, einen deutlichen Begriff hatte (eine allgemeine Vorstellung von der Gliederung des Bildercyklus schwebte ihm natürlich vor); jedenfalls gibt die Beschreibung über die Gruppierung des Einzelnen keinen Aufschluss. Dagegen räumt auch der Verfasser ein, dafs in der Beschreibung der figürlichen Scenen der Einflufs bildlicher Darstellungen unverkennbar ist. Schon Brunn hat für die Bilder des Schildes Parallelen aus assyrischen Reliefs beigebracht; H. weist namentlich auf phönikische Funde hin; insbesondere sucht er eine Silberschale von Amathus auf Cypern, welche mit der Darstellung des Angriffs auf eine Stadt geschmückt ist, zur Erklärung der Stelle Σ 509 ff. zu verwerten. Auf das Nähere kann hier nicht eingegangen werden; es genüge die allgemeine Bemerkung, dafs bei dem unklaren Wortlaut der Stelle immerhin zwei Erklärungen möglich sind, die Darstellung auf der Schale von Amathus aber entschieden für die Helbig'sche Deutung spricht. — Verschwiegen darf nicht werden, dafs der Verfasser in dem Suchen nach wirklichen Vorlagen der dichterischen Schilderung etwas zu weit gegangen ist. Mufs man denn für alle vom Dichter gebrauchten Motive nach Analogien fahnden? Oder darf nicht einiges der Phantasie desselben überlassen werden? Schwerlich hatte er die Bilder des Ares und der Pallas, die Gestalten der Eris, des Kydoimos und der Ker auf Kunstwerken gesehen. — Im grofsen Ganzen indessen wird man ohne Bedenken dem Schlufsurteile Helbigs beistimmen dürfen, wenn er sagt: „Der Schild als Ganzes ist ein Gebilde der poetischen Phantasie. Dagegen sind die Beschreibungen der einzelnen Scenen vielfach durch bildliche Darstellungen bestimmt. Man hat diese Darstellungen vorwiegend auf von den Phönikiern importierten Metallgefäfsen oder auf griechischen Nachahmungen der letzteren anzunehmen.“ Übrigens erkennt der Verfasser an, dafs die Beschreibung ein glänzendes Denkmal der künstlerischen Begabung des Dichters ist.

Alle im Epos vorkommenden Kunstgegenstände sind dekorativer Art. Monumentale Kunstwerke kennt die homerische Dichtung nicht. Denn das Z 92 und 303 erwähnte Bild der Athene war gewifs nur ein rohes Idol (vgl. Brunn, die Kunst bei Homer p. 5). Aus den Angaben des Epos folgert H., dafs die Zahl der Heiligtümer, in denen überhaupt Bilder denkbar sind, eine geringe war und eine Anzahl dieser Tempel vielleicht blofs ein Symbol der Gottheit, nicht ein Bild derselben enthielt. Die wenigen Idole aber, welche wir für die homerische Zeit annehmen dürfen, waren asiatische Arbeiten oder höchstens griechische Nachbildungen solcher, deren künstlerischer Eindruck schon auf die späteren Griechen ein komischer war (vgl. Athen. 14, 614 b). Auch hiedurch wird die oben zurückgewiesene Ansicht, wonach die Dichter überall, wo sie plastisch schildern, ein wirkliches Kunstwerk vor Augen haben müfsten, widerlegt. Im Gegenteile wurde ja erst durch das Epos die später von den Künstlern dargestellte Götterwelt geschaffen.

So sind wir denn am Schlusse des Werkes angelangt, aus dem sich ergibt, dafs in den homerischen Dichtungen sich eine Übergangsepoche darstellt, in der man einerseits manchen Zeichen eines barbarischen Zu-

[1]) Die den Namen des Hesiod tragende Schildbeschreibung kommt hier selbstverständlich nicht in betracht.

standes, anderseits vielfachen Verfeinerungen begegnet. Der geistige Bildungszustand aber, den das Epos offenbart, ist schon der eigentümlich hellenische, klassische (vgl. das schöne Urteil Herders in den Ideen zur Philos. d. Geschichte d. Menschheit, 13. Buch, 2. Teil).

Zu erwähnen sind noch die vier Exkurse am Ende des Buches, von denen der erste die Gründungszeit von Kyme und der zweite die Metallbekleidung der Wände behandelt, während die beiden übrigen zwei im Texte angedeutete, die Gewandung betreffende Punkte des weiteren erörtern. Ein Verzeichnis der ausführlicher behandelten Stellen aus Ilias und Odyssee erleichtert den Gebrauch des Werkes besonders für den Lehrer, der in der Schule Homer liest. Denn die Versicherung möge der Verfasser hinnehmen, dafs auch der „Stockphilologe“, dem es um gründliche Erläuterung des Dichters zu thun ist, das Buch gern zu rate ziehen wird. Nachdem H. durch dasselbe der Homererklärung in der That „einen neuen Impuls“ gegeben hat, bedarf es auch keines „Mephisto“ mehr, „der einen unserer Homer erklärenden Professoren vermöge seines Zaubermantels nach Sparta in das Haus des Menelaos zurückversetzt“.

Druck und Ausstattung des Werkes sind vorzüglich. Ein Schreibversehen des Autors ist wohl S. 61, Note 3 das unrichtige Citat Odyssee XXI 383 statt XX 383, ein Druckfehler S. 310, N. 1 ἠϋκόμοιο statt ἠϋκόμοιο.

München. Seibel.

Ausgewählte Tragödien des Euripides. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Viertes Bändchen: Hippolytos. Leipzig. Teubner. 1885. ℳ 1,50.

Nach Medea, Iph. Taur., Bacchae folgt in tadelloser Ausstattung, Professor Vitelli gewidmet, Hippolytos.

In der Einleitung von 23 S. bespricht der Verf. 1. die Sage von H. und Ph. vor Euripides, 2. die dramatische Bearbeitung durch Soph. und Eur., 3. den Einflufs der euripideischen Dichtung. Hinzugefügt sind zwei Abbildungen von dem Agrigentiner und Petersburger Sarkophag. Auf den Text und Kommentar folgt ein kritischer Anhang von 20 S. und die metrischen Schemata.

Was dieser Ausgabe vor allem den Vorzug vor der Barthold'schen verleiht, welche ich in d. Bl. Bd. XVI S. 237 ff. angezeigt habe, ist die Bestimmtheit der Erklärung', die ich bei Barthold nicht selten vermifste, sodann die sorgfältige Rücksichtnahme auf alles, was bei angezweifelten Versen vorgebracht worden. Wenn der Verf. im Vorwort erklärt, dafs er es andern überlasse zu beurteilen, ob die mehrfache Abweichung in Auffassung und Text ein Fortschritt sei, so stehe ich nicht an, diese Frage entschieden zu bejahen.

So lehnt der Verf. v. 3 f. mit Recht die Beziehung auf den Pontus Euxinus ab; v. 950 f. wird richtig φρονεῖν κακῶς von πιθοίμην ἄν abhängig erklärt; v. 1288 f. durch die Stellung von δέ hinter μύθοις der rechte Gegensatz hergestellt, und insbesondere v. 1119 ff. im engsten Zusammenhalt mit dem Ganzen gegen den Scholiasten richtig gedeutet. Ebenso finde ich zu v. 93, 149, 546. 676, 1250, 1302 die Erklärung oder Lesart, welche ich a. a. O. befürwortete. Zu v. 1014 f. bemerkte ich, dafs nur εἰ μή verschrieben sei. W. setzt jetzt richtig ἥκιστ' ἐπεί γε. Auch v. 1195 scheint mir durch die Konjektur ὁμοκλῇ für ὁμαρτῇ und die Aufnahme von Naucks Vorschlag ἄκασχ' ὁμοῦ in Ordnung gebracht zu sein.

Für richtig oder sehr wahrscheinlich halte ich auch folgende Lesarten: v. 364 σὰν ὀφλεῖν κατάλυσιν φρενῶν, v. 550 μαινάδα τιν', v. 638 τὸ μηδὲν οὖσα κἀφελής, v. 739 οἶδμα πόρου, v. 775 φρενῶν μίασμα, v. 959 ἐν τῷδε, v. 961 τοῦδε, v. 1186 ἢ λόγοισιν.

Nicht befreunden aber kann ich mich mit der Schreibung und Erklärung von v. 441 f. οὐ τἄρα λύει τοῖς ἐρῶσι τοὺς πέλας νόσον μαλάσσειν: „Die Liebenden haben keinen Vorteil davon, dafs die andern ihnen die Krankheit zu lindern suchen." Ebenso scheint mir die Änderung in v. 670 f. ἔχομεν ἐλπίδος σφαλεῖσαι zu gewaltsam und die Lesart v. 1274 f. φλέγει δ' Ἔρως, ᾧ μαινομένᾳ κραδίᾳ πανὸν ἐφορμάσῃ χρυσοφαὴ sehr zweifelhaft. — v. 953 ist statt σίτοις geschrieben σέβας: „trage Gottesfurcht zum Markte"; ich möchte vielmehr jetzt vorschlagen: σιτοῦ νυν ἤδη καὶ δι' ἀψύχου βορᾶς, αὔχει, καπήλευ(ε). — v. 449 ist statt des sicherlich unrichtigen καὶ διδοῦσ(α) gesetzt κἀνιεῖσ(α); nach dem Sinn ist dies richtig, doch dürfte der Überlieferung viel näher kommen κἀλδαίνουσ(α). — v. 703 schreibt der Verf. selbst zweifelhaft σ' ἐγχειρεῖν λόγους; ich vermute nach Med. 737 συμβαίνειν λόγοις. — v. 1381 ist für ἐξορίζεται aufgenommen ἐξακρίζεται; ich halte jetzt dafür, dafs nach Jon. 1142 ἐκπορίζεται zu ändern ist.

Durch die beigebrachten Parallelstellen bin ich in mehreren Fällen von meinen Bedenken zurückgekommen, wie v. 121, 324, 732; doch bezweifle ich, dafs v. 369 χρόνος durch Aesch. Cho. 963 gestützt werden kann, und v. 1271 scheint mir das letzte Beispiel (Aesch. Cho. 574) zur Begründung der Lesart ἀρχοστάτῳ nicht geeignet. — Auch die Erklärung von αὐταῖσιν ἀρβύλαισιν v. 1189 nach Eustathius will mir nicht einleuchten; ich glaube vielmehr mit Weil, dafs die Worte nichts anderes besagen als: „mitsamt seinen Jägerstiefeln".

Zum Schlusse kann ich nur versichern, dafs mir die Durchsicht der Ausgabe ein Genufs gewesen ist.

Neben dieser erklärenden Ausgabe erschien im Laufe des Jahres die Textausgabe:

Euripidis Hippolytus scholarum in usum ed. Th. Barthold. (Metra recensuit W. Christ.) Bibl. Scr. Gr. et Rom. ed. cur. Car. Schenkl. Leipzig. Freytag. Prag. Tempsky. 1885. 50 ₰ = 30 kr.

Abweichend von dem bisherigen Brauche dieser Sammlung sind diesmal die kritischen Noten, bei welchen Weckleins Lesarten besondere Berücksichtigung gefunden haben, unter den Text gesetzt, eine Einrichtung, deren Beibehaltung ich empfehlen möchte. Besonders in die Augen fallend sind die vielen Klammern; denn aufser den Versen, welche schon in der erklärenden Ausgabe ausgeschieden sind, hat B. noch gestrichen: 276 f., 279 f., 383, 438, 441—443, 494 f., 664—668. Mit Wecklein stimmt er jedoch nur überein bei v. 224, 513—515, 625 f., 691, 911, 1049 f., 1419. Mit Ausnahme von v. 224, den ich hinter v. 212 gesetzt sehen möchte, streiche auch ich diese Verse; sonst aber ist mein Urteil noch im ganzen dasselbe, wie ich es a. a. O. ausgesprochen habe. An einigen Stellen hat der Verf. den Zusammenhang durch eigene Nachdichtung hergestellt; so an Stelle von v. 441 ff. durch: νῦν δ', ἀντέχεις γάρ, ἐς σ' ἐπέσκηψεν θεά, und v. 1416 ff., wo er mit Kirchhoff eine Lücke annimmt, durch ἔασον· οὐ γὰρ τοῦτό γ' ἀνθρώποις θέμις. — ἀλλ' οὐκ ἄτιμος εἶ σὺ γῆς ὑπὸ ζόφον οὐδ' αἵδ' ἄτιτοι Κύπριδος ἐκ προθυμίας ὀργαὶ κατασκήψουσιν. — Über jene Stelle ist, da auch v. 438 in Frage kommt, schwer etwas zu sagen; die letztere aber hat nach meiner Ansicht Wecklein richtig erklärt.

Eigene Konjekturen hat B. ziemlich viele aus seiner früheren Ausgabe wiederholt; von den neuen scheint mir bemerkenswert: v. 42 ἐς φῶς δὲ δείξω (nach 368 u. 714); v. 131 ff. τειρομέναν νιν ἔχειν ἔντοσθε δέμας νοσερὰν οἴκων, wo ich nur statt οἴκων für richtig halte κοίτας; v. 566 δεινὸν ἐν δόμοις τι σοῖς, aber warum nicht τί? — v. 1008 δεῖ τοί σε; v. 1374 προσαπόλλυτ' ὀλοὸν ἐμέγ' · ἀμφιτόμου. — v. 670 f. schreibt B. ähnlich wie früher: τίνα νυν ἢ τέχναν ἔχομεν ἢ τίνας σφαλεῖσαι κάθαμμα λύειν λόγους; Wecklein dagegen hält an Stelle von ἢ τίνας für nötig ἐλπίδος; sollte aber nicht doch Naber mit ἢ πόρους recht haben und λόγου im zweiten Vers auch zu σφαλεῖσαι zu konstruiren sein? — Zu v. 677 f. wiederholt der Verf. seinen früheren Vorschlag, ohne ihn in den Text zu setzen; Wecklein hat nun für παρόν geschrieben πέρας, aber seine Erklärung will mir nicht einleuchten; vielleicht lautete die Stelle ursprünglich so: τὸ δὴ γὰρ ἡμῖν πάθος παρὸν δυσεκπέρατον οὐ παρέρχεται. — v. 749 ist geschrieben: μελάθρων παρεύνων mit der Erklärung nuptialium; diese Konjektur scheint mir viel weniger gut als die Weckleins: παρ' ἀκτᾶς; ich vermute πάροιθεν. — Dies aber veranlafst mich zu der Frage, ob nicht doch v. 576 durch Aesch. Cho. 36 gestützt werden kann, indem ich annehme, dafs auch hier dem Dichter eine alte Stelle vorschwebte.

Der Druck der Ausgabe ist tadellos, die einzelnen Teile des Dramas sind äufserlich kenntlich gemacht, auch im Dialog die von dem Verf. verteidigten Schemata durch Einrücken der Verse dargestellt.

Da der Verf. selbst erklärt, dafs er es sich zur Aufgabe gemacht habe, einen leicht lesbaren Text herzustellen, so darf ich die Ausgabe für mehr kursorische Lektüre getrost empfehlen.

Schweinfurt. K. Metzger.

Dionysius Therianós. Φιλολογικαὶ ὑποτυπώσεις. Ἐν Τεργέστῃ. F. H. Schimpff. 1885. 8. 387 S.

Ein trefflich Buch, das jeder Philologe mit Vergnügen und gewifs nicht ohne Nutzen lesen wird! Der Verfasser ist, soviel ich erfahren konnte, ein in Triest lebender Grieche, der früher die Zeitung Κλειώ redigierte und gegenwärtig die Νέα Ἡμέρα herausgibt. Das Werk besteht aus drei nach Umfang und Inhalt sehr verschiedenen Teilen. Das erste und kürzeste Kapitel schildert die Wechselbeziehungen der politischen und litterarischen Entwicklung der Griechen in einem knapp gehaltenen Abrisse. So wenig der Fachmann aus diesem Aufsatze Neues lernen wird, so passend ist er für das griechische Publikum, welches gerade derartige allgemeinere und auf der Höhe der Wissenschaft stehende Darlegungen entbehrt. Die litterarische Produktion Griechenlands bewegt sich — abgesehen von den unvermeidlichen poëtischen Ergüssen — viel zu sehr im engen Rahmen fachwissenschaftlicher Monographien. Zu allgemeineren und prinzipiellen Darlegungen gebricht es den meisten an Lust oder — vielleicht richtiger gesagt — an Mut.

Weit näher liegt unserem Interesse der zweite Artikel, der sich zur Aufgabe setzt, die Geschichte des Wortes und Begriffes Hellenismus zu entwickeln. Was bedeutet Hellenismus in der klassischen Zeit? Welche Wandlung ging in dem Begriffe vor in jener Epoche, da die griechische Bildung sich über Asien und Egypten ausbreitete? Welches sind die bedeutendsten Wechselbeziehungen des Hellenismus und des Römertums? Welche Verschiebung vollzieht sich in dem Begriffe in der

christlichen und besonders in der byzantinischen Zeit? In wie weit ist die Behauptung richtig, dafs der hellenische Geist noch im byzantinischen Reiche als nationale Kraft wirkte? Wie ändert sich stufenweise die Bedeutung von Ἕλλην und Γραικός in der spätgriechischen und mittelalterlichen Litteratur? Welche Ausdrücke verwenden die modernen Litteratursprachen für die Begriffe des Hellenentums und des Hellenismus, für hellenisch und hellenistisch? (Der Engländer Mahaffy drückt z. B. den Gegensatz durch die Wörter Hellenism und Hellenicism aus, gebraucht aber auch das nach dem deutschen Hellenentum gebildete Hellenendom). Diese und damit zusammenhängende Fragen werden mit selbständigem Urteile und auf grund einer reichen Belesenheit untersucht, die sich nicht nur auf die alt- und mittelgriechischen Autoren erstreckt, sondern auch die gesamte philologische Litteratur der Gegenwart, besonders die Werke deutscher Forschung umfafst. Interessant ist auch die Umwandlung, welche die Bedeutung von Ἑλληνισμός in der jüngsten Zeit erfuhr. Noch vor 70 Jahren lehrte Oikonómos nach der alten Tradition, Ἑλληνισμός sei „ἡ εἰς τὴν ἑλληνικὴν γλῶσσαν ἀκριβὴς τῶν ὀνομάτων ἑρμηνεία τέλος ἔχουσα τὴν καθαρότητα καὶ σαφήνειαν“. Bald aber bemächtigte sich die Politik des Wortes und nach Analogie des „Slavismus“, „Germanismus“ u. s. w. modelten auch die Griechen „πιθήκων δίκην“, wie V. meint (S. 20) den Ἑλληνισμός um und gaben dem Worte eine Bedeutung, die dem ursprünglichen fremd ist; sie verbrauchten es zum Ausdrucke des modernen Nationalitätengegensatzes. „Der Minister, der seine kleinliche und armselige Politik schönfärben will, führt das grofse und gern gehörte Wort Hellenismus in den Kampf; der Abgeordnete ruft den Hellenismus zu Hilfe, um mit leerem Wortschwall glühende Begeisterung zu bekunden, der Journalist, der Personen und Sachen wider Gebühr zu erheben strebt, gebraucht mit unbezähmbarem Feuer das Wort Hellenismus. Auch der Gelehrte steht nicht an, aus diesem Worte Milch und Honig dialektischer Weisheit zu schöpfen, und der herumziehende Sammler für Schule und Kirche ruft uns ‚Hellenismus‘ entgegen“ (S. 18.). So sei das Wort in Griechenland jetzt „τὸ χρησιμώτατον καὶ πολυτιμότατον τῶν φυλακτηρίων, ἀληθὲς πρυτανεῖον πάσης ἀληθοῦς καὶ ψευδοῦς παιδείας, ἐφόδιον τῶν κατ' ἀλήθειαν καὶ καθ' ὑπόκρισιν φιλοπατρίδων, ὁρμητήριον πάσης εὐγενοῦς πράξεως καὶ παντοδαπῆς ἀγυρτείας καὶ δοξοκοπίας, ἀκρόπολις τῶν θυμοσόφων καὶ τῶν σεμνοτύφων, χρυσοῦν δέρας καιροσκοπούσης φιλοχρηματίας καὶ σπουδαιολογούσης κουφότητος, ἀπαράμιλλον ἀποστάλαγμα παντὸς θεμιτοῦ καὶ ἀθεμίτου βουλεύματος. Πόσαι εὐλογίαι, ἀλλὰ καὶ πόσαι βλασφημίαι ἐξηγγέλθεσαν ἐν ὀνόματι τοῦ ἑλληνισμοῦ; Πόσα ἐθνωφελῆ καὶ γόνιμα, ἀλλὰ καὶ πόσα ἀνόσια καὶ βλαβερὰ ἐπράχθησαν ἔργα ἐπὶ τῇ ἀληθεῖ ἢ ψευδεῖ τοῦ ἑλληνισμοῦ προφάσει; Πόσαι πληγαὶ ἀνεψύχθησαν ἢ συνουλώθησαν, πόσα ψεύδη, πόσαι ἀπάται, πόσαι πλάναι ἐπλαστουργήθησαν, πόσαι ἀδικίαι, πόσαι παρανομίαι, πόσαι ἐν τῷ φανερῷ καὶ ἐν παραβύστῳ σκευωρίαι, πόσαι ἰδιωφέλειαι ἐκακουργήθησαν εἰς τοῦ ἑλληνισμοῦ τὸ ὄνομα; Ἀλλὰ καὶ πόση φιλογένεια, πόση φιλομουσία, πόση ἐθελοθυσία, πόση γενναιότης, πόση μεγαλοφροσύνη προέῤῥευσεν ἐκ τῶν ἀνεξαντλήτων αὐτοῦ ναμάτων;“ Ich habe die ganze Stelle ausgeschrieben, um zugleich eine Probe des eleganten und doch kraftvollen Stils zu geben, der nicht den geringsten Vorzug des Buches bildet.

Einzelne Behauptungen müssen dem Chauvinismus zugeschrieben werden, von welchem kein Grieche frei ist, so z. B. die schwerlich erweisliche Meinung, die meisten Römer hätten das Griechische genauer gekannt als das Lateinische (S. 53), oder die Bemerkung, die Bulgaren seien durch Cyrillus und Methodius slavisiert worden (S. 88 u. 99). V. findet es auffallend und verdammenswert, dafs Cyrillus in Cherson Chazarisch lernte und den Slaven in ihrer Sprache das Evangelium verkündete; als ob nicht jeder richtige Missionär die Sprache des Volkes lerne und lernen müsse,

das er bekehren will — ausgenommen etwa jene englischen und amerikanischen Propheten, welche im Orient die christlichen Griechen zu „bekehren“ suchen, indem sie in englischer Sprache evangelische Vorträge halten, die dann den Zuhörern durch einen griechischen Interpreten verdolmetscht werden. Derlei Konzessionen an den Geschmack des griechischen Publikums können uns nicht stören; um so mehr Anerkennung aber verdient der Freimut, mit welchem V. (S. 90) die mittelalterlichen Nachrichten von der Ansiedelung slavischer Stämme in Macedonien und Epirus verbucht.

Mit ebenso grofser Teilnahme wird der Philologe den dritten Abschnitt des Buches lesen, in welchem der V. in pietätvoller Weise das Bild seines Freundes und Lehrers J. N. Oikonomides schildert. Die Abhandlung ist keine eigentliche Biographie des verdienten Gelehrten; wir erfahren nur wenig von den äufseren Umständen seines Lebens, vielleicht deshalb, weil dasselbe einfach und ruhig verflofs. Oikonomides wurde im Jahre 1812 in Cypern geboren und war lange Jahre Professor an der jonischen Akademie in Korfu; 1865 wurde er von der griechischen Regierung ohne Grund entlassen und zog sich dann, nachdem seine Bemühungen zu seinem Rechte zu gelangen vergeblich waren, nach Triest zurück, wo er 1884 starb. So wenig wir über Oikonomides als Menschen erfahren, so eingehend wird über die Thätigkeit berichtet, die er als Gelehrter entfaltete. Zu dieser Ausführlichkeit wurde V. besonders durch den Umstand bewogen, dafs die Forschungen des Verblichenen kaum in Griechenland, geschweige denn im Abendlande genügend bekannt geworden waren. Er unternimmt es daher, dem europäischen Publikum ein zusammenfassendes Bild dessen zu geben, was Oik. für die Wissenschaft gethan hat. So erfahren wir eine Menge früher nicht bekannter Bemerkungen desselben zu den klassischen Autoren; seine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Felde der griechischen Epigraphik wird dargelegt, es möge nur an die gelehrte edit. princ. der lokrischen Inschriften aus Oiantheia erinnert werden (vgl. Kirchhoff Alph.[3] 135 ff.). Endlich werden seine Ansichten über griechische Sprachwissenschaft mitgeteilt. So sehr Oik. in den zwei ersten Gebieten sich heimisch fühlte, so wenig können heute die Behauptungen gefallen, welche er an die Werke von Bopp, Schleicher und Baudry anknüpfte. Jedenfalls hätte Verf. das Andenken des Verstorbenen mehr geehrt, wenn er mit der Aufzählung seiner linguistischen Bemerkungen etwas sparsamer gewesen wäre.

Zum Schlusse erwähne ich noch den bemerkenswerten Nachruf, welchen Verf. (S. 274) den deutschen Philologen Rofs und Ulrichs widmet: „„Der „die Nation errettende dritte Tag des Septembers“ (1843) diente unter anderm auch dazu, die deutschen Gelehrten von dem „jungfräulichen“ Boden Griechenlands zu verjagen. Aber wer hat einen Rofs, wer einen Ulrichs ersetzt? Was haben uns die einheimischen Pygmäen genützt, welche den fremdländischen Riesen auf der einst so berühmten Universität nachfolgten? Heute gleicht dieselbe einem Drohnenasyle, das bedenklich an geistiger Lähmung krankt. Um wie viel vernünftiger sind die Italiener zu werke gegangen, die mit recht stolz darauf sind, an ihren Universitäten auch deutsche Professoren, wie Moleschott, Graf, Schiff, Müller und andere zu besitzen, während doch Italien selbst an einheimischen Gelehrten von europäischem Rufe reich ist.““

München. Dr. K. Krumbacher.

J. P. Glöckler, Stoffe zu Rechtschreib- und Aufsatzübungen, für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten ausgewählt und bearbeitet. Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1885. VIII u. 160 S. kl. 8⁰.

Ein sehr willkommenes Büchlein für Lehrer an den unteren Klassen. Diese bedürfen, — wollen sie sich nicht selbst der Mühe unterziehen, Diktate zu orthographischen Übungen methodisch zusammenzustellen — eines Vorrates von solchen, an denen die orthographischen Regeln planmäfsig eingeübt werden können. Erst an diese Diktate werden sich die wichtigsten theoretischen Anweisungen anschliefsen dürfen, denn zusammenhängende Besprechung unserer zahlreichen Regeln und Ausnahmen empfiehlt sich, wenn überhaupt, erst als Abschlufs des orthographischen Unterrichtes. Gl. hat 162 erzählende, 150 beschreibende Stücke für den angegebenen Zweck bearbeitet. Leider hat er es dem Lehrer überlassen, herauszufinden, welche Regeln in jedem einzelnen Stück besonders ins Auge gefafst sind. In den ersten Nummern ist es auf den Unterschied im Gebrauch grofser und kleiner Anfangsbuchstaben abgesehen; in anderen sind gleichartige, ähnlich klingende Wörter zusammengestellt u. s. w. Natürlich mufs der Stil der Erzählungen unter dem Bestreben, orthographische Schwierigkeiten unterzubringen, etwas leiden. Dies will beim Gebrauch des Büchleins zu Aufsatzübungen berücksichtigt werden. Ich glaube, für die letzteren wird der Schulmann die Sammlung noch lebhafter begrüssen. Es ist ja bekanntlich sehr schwer, gerade für die untersten Klassen Stoff zu schriftlichen Arbeiten aufzutreiben. Gar zu oft wird zu früh mit freien Aufsätzen begonnen. Stehe ich auch nicht auf Laasens Standpunkt, der in Sexta und Quinta nur Diktate zuläfst, erst in Quarta Nacherzählungen gestattet. so bin ich doch entschieden für möglichst langsames Vorschreiten zu wirklichen Aufsätzen und für recht gründliche Übung durch Nacherzählen. Mit Glöcklers 162 Erzählungen reicht der Lehrer der 1. und 2. Klasse, ohne wiederholen zu müssen, recht gut je ein Jahr aus. Gerade an kleinen erzählenden Stücken fehlt es; die Lesebücher sind bald erschöpft, ihr Inhalt den besseren Schülern nur zu bald bekannt und überdrüssig Die von Gl. ausgewählten sind von verschiedenster Art. Vielleicht sind die Fabeln für Manchen zu zahlreich, überhaupt der moralisierende Inhalt zu breit, daneben finden sich aber manche Erzählungen aus der Geschichte, Charakterzüge grofser Männer u. s. w. Die Beschreibungen sind etwas schwerer zu verwenden; sie setzen eine höhere Klasse voraus; sie sind übrigens inhaltlich meist recht anziehend und geben gute Muster. Aus ihnen mag der Lehrer Dispositionen zu beschreibenden Aufsätzen entnehmen, einzelne Abschnitte als Muster vorlesen oder diktieren. Jedenfalls sollte er den Stoff für die Klafs- oder Hausaufgaben nicht ex tempore auswählen, sondern nach einem bestimmten Plan verfahren, der etwa für ein Semester vorauszumachen ist. Das Büchlein wird sich rasch Freunde erwerben.

Dr. Bernh. Wernecke, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. Eine Sammlung von deutschen Schulaufsätzen, prosaischen Lesestücken, Dispositionen, Materialien und Themen. Nebst einer theoretischen Einleitung über die Aufsätze im allgemeinen. Dritte verbesserte Auflage. Münster. 1885. XVI u. 326 S. 8⁰.

Der Zweck von Werneckes Lehrgang ist derselbe, wie der des oben besprochenen Werkchens, nur für die obersten Klassen berechnet. Der Verf.

geht offenbar von der gesunden Voraussetzung aus, dafs die Schüleraufsätze nicht Proben der Leistungsfähigkeit, sondern in erster Linie Übungen sind, dafs der Schüler in ihnen nicht zeige, was er kann, sondern lerne, wie er arbeiten mufs; dafs der Lehrer ihm dabei helfe und Muster gebe. So ist denn die theoretische Anweisung in W.'s Buch auch nicht bestimmt, dem Schüler vor der Ausarbeitung von Aufsätzen andociert zu werden, sondern bietet dem Lehrer, in systematischer Anordnung vereinigt, was er gegebenen Falles einzeln behandeln, aus den Schülerarbeiten in der Form von Korrekturen, oder aus den Musterbeispielen mit den Schülern zusammen abstrahieren mufs. Eine Reihe von praktischen Winken für den Lehrer machen die Einleitung besonders wertvoll. Sie wird dem Korrektor wohl auch helfen, das oft nur gefühlte, unbestimmt empfundene Urteil über eine Schülerarbeit in präzise Worte zu fassen. Die Kapitelüberschriften: „Themen, Auffindung des Stoffes, Anordnung des Stoffes, Teile des Aufsatzes, Einkleidung des Stoffes" zeigen, dafs in dem Buche eine wirkliche Stilistik gegeben ist. Bei der Durchmusterung derselben sind mir nur zwei sprachgeschichtliche Bedenken gekommen. W. klagt über die mifsbräuchliche Bildung neuer Worte auf ung. Gewifs wird in diesem Punkt jetzt Erstaunliches geleistet. Hervorgehoben mufs aber werden, dafs wir eine grofse Zahl von Abstrakten auf ung eingebüfst haben, die früher umliefen. In Wörterbüchern des 15/16. Jahrhunderts sind viele enthalten, die heute kein Mensch mehr anerkennt, obwohl sie richtig gebildet sind (z. B. Fechtung, Ehbrechung u. a.). S. 65 bezeichnet W. den Ausdruck: man mufs vor allem den Ursprung des Übels verstopfen, als unreine Metapher. Er hat wohl übersehen, was 'Ursprung' eigentlich bedeutet.

Die Musteraufsätze sind mannigfaltig; die Verbindung derselben mit verwandten Themen oder Dispositionen ist gewifs praktisch. Die Zahl der Stücke (126) reicht lang aus und macht Wiederholungen nicht bald nötig. Die von W. aufgenommenen Dispositionen, teils Anderen entlehnt, teils Originale, werden als Anleitungen zum Disponieren ebenso willkommen sein, wie für minder Geübte als Grundlagen zu Aufsätzen. Wo der Lehrer ein anderes Hilfsbuch benützt oder Themen und Dispositionen selbst aussucht und vorbereitet, ist Werneckes ‚Lehrgang' auch in den Händen des Schülers ein brauchbares, anregendes Buch, das als ‚erlaubtes' Hilfsmittel empfohlen werden sollte.

München. O. Brenner.

Raimund Halatschka, Zeitungsdeutsch. Wien. Pichler. 1883.

Schon zweimal wurden in diesen Blättern Bücher angezeigt, die man nach dem Vorgang des alten Heynatz als deutsche Antibarbari zu bezeichnen pflegt. (16. B. S. 175—181 und 17. B. S. 468—469) Zu dieser Gattung gehört auch Halatschkas „Zeitungsdeutsch." Der Titel ist recht passend gewählt, nicht nur weil die Belegstellen gröfstenteils Zeitungen entnommen sind, sondern auch weil die Zeitungen ja zweifellos den Haupt-Anlafs zu jenen Sünden geben, die Lehmann, Grube, Keller, vor allem aber Andresen und Sanders vor ihr Gericht gezogen haben und gegen die auch wir Lehrer am meisten anzukämpfen haben.

In derlei Schriften nun sollten meines Erachtens nur jene Redewendungen, Konstruktionen u. s. w. Gegenstand der Erörterung sein, die zwar unzweifelhaft falsch sind, aber eine solche Verbreitung gewinnen, dafs man sich an ihren Gebrauch gewöhnt, und jene, deren Berechtigung noch zu untersuchen ist. Wenn die „Deutsche Zeitung" einmal schreibt:

„es wurde willfahren", so ist das eben ein grober Schnitzer, der keiner 4 Zeilen würdig ist. Ebenso wenig verdienen die zwei unter Synesis des Numerus aufgeführten Beispiele etwas anderes als zwei Striche des Rotstiftes, während ihnen 14 Zeilen gewidmet sind. Auch verschiedene Exklamationen und das Geschichtchen von dem Privatdozenten (S. 4) könnten ohne Schaden wegbleiben.

Was die Untersuchung des nach meiner Ansicht zur Sache gehörigen Materials betrifft, so scheint mir Halatschka etwas zu apodiktisch zu verfahren. Jede lebende Sprache ist Veränderungen unterworfen, die teilweise durch Verhältnisse in der Art geschaffen werden, dafs es eitel Bemühen ist, dagegen anzukämpfen. Wenn z. B. die österreichischen Verkehrsanstalten die Bezeichnungen „Hauptpostamt" und „Telegraphenhauptamt" eingeführt haben, so mag man diese Namen ja nicht schön finden, aber unsere Einrichtungen bedürfen eben heutzutage solcher Benennungen. Es dürfte wenigstens nicht leicht sein, die verschiedenen bei- und untergeordneten Staatsstellen verständlich zu bezeichnen, ohne dafs Kakophonien, lange Wörter u. dgl. entstehen. Ebenso vergeblich wird der Versuch sein, das Wort „Jetztzeit" noch auszumerzen. Gerade dafs schon Schopenhauer es geifselte, ist ein Beweis, dafs der Kampf erfolglos ist. Dafs Halatschka übrigens hie und da Konzessionen macht, zeigen die Worte (S. 10) „das Embryo, während sonst der E. üblich ist, korrekt wäre freilich das Embryon." Anderer Art als die eben angeführten Fälle sind jene, in denen der Verf. meiner Ansicht nach mäkelt, ohne dafs ein Grund vorhanden ist. Warum das Wort: „Brüderschaft" anzweifeln? Warum so leidenschaftlich über „derselbe" im Sinne von is, ea, id herfallen und behaupten, „derselbe sei nur identisch mit idem und le même?" Auch die Konstruktion des Verbums „warnen" einfach zu dekretieren, geht kaum an. Löblich ist es dagegen, auf die falsche Form „stak" (st. „steckte"), auf das auch im Präs. untrennbar gebrauchte „anerkennen" rügend hinzuweisen, was freilich schon Andresen mit allem Nachdruck gethan hat.

H. Halatschka hat mit seinem Schriftchen einen Beitrag zur antibarbaristischen Litteratur geliefert, den wir wie alle derartigen Schriften gern entgegennehmen, doch empfehlen wir für eine zweite Auflage eine nochmalige Durcharbeitung und Sichtung des gesammelten Materials.

Speier. A. Brunner.

Victor Hugo, Chronologisch geordnete Auswahl seiner Gedichte mit Einleitung und Anmerkungen von K. A. Martin Hartmann. Heft 2 und 3. Leipzig. Teubner.

Diese beiden Hefte haben die Hoffnung nicht getäuscht, die man nach dem Erscheinen des ersten Heftes hegen durfte. H. gibt uns hier eine vortreffliche Auswahl der lyrischen Gedichte V. Hugos, und ich bin überzeugt, dafs jeder Schulmann diese Ausgabe mit Freuden begrüfst, weil den jungen Leuten ein wirklicher Genufs daraus erwachsen wird. Da V. Hugo alle Zeiträume und Gebiete berührt, zo werden sowohl die litterarischen als auch die geschichtlichen Kenntnisse der Schüler bedeutend erweitert. Leider sind aber die Werke V. Hugos, und was ich hauptsächlich betone, die lyrischen Gedichte desselben dem gröfsten Teil der gelehrten Welt ganz oder fast ganz unbekannt, sonst könnte es wahrhaftig nicht geschehen, dafs ein angesehenes Blatt [1]) schon auf eine blofse zum Über-

[1]) Augsburger Postzeitung. Dez. 31. 1885.

setzen eingerichtete Aufgabe hin, gegen die Gymnasien den schweren Vorwurf nicht christlicher Erziehung zu erheben wagte. Seit 1870 haben sich über V. Hugo Ansichten und Vorurteile gebildet, die jedesmal ins Feld geführt werden, wenn von dem Dichter die Rede ist, die aber Jeder sofort als nichtig befinden wird, wenn er eine tiefere Kenntnis von den Poesien V. Hugos gewonnen hat. Gewifs mute ich deshalb keinem zu, die etwa 17 Bände starken Dichtungen zu lesen, denn dort findet man unter vielen edlen Goldkörnlein auch manch leere Spreu vermischt. Nicht verstehen kann ich aber, dafs man eine so gefühlvolle, kräftige, edle Poesie unsern Schülern vorenthalten soll. Ist denn das der Verführer der Jugend, wenn er etwa singt:

Je leur (aux enfants) parle de tout. Mes discours en eux sèment
Ou l'idée ou le fait. Comme ils m'aiment, ils aiment
Tout ce que je leur dis. Je leur montre du doigt
Le ciel, Dieu qui s'y cache, et l'astre qu' on y voit
Tout, jusqu' à leur regard, m'écoute. Je dis comme
Il faut penser, rêver, chercher. Dieu bénit l'homme,
Non pour avoir trouvé, mais pour avoir cherché.

oder wenn er seine Kleinen zurückruft, die er zuerst aus seinem Arbeitszimmer im Zorne hinausgejagt hat:

Enfants, oh! revenez! Tout à l'heure, imprudent,
Je vous ai de ma chambre exilés en grondant
Rauque et tout hérissé de paroles moroses.
Et qu' aviez-vous donc fait, bandits aux lèvres roses?
Quel crime? quel exploit? quel forfait insensé?
Quel vase du Japon en mille éclats brisés?
Non, rien de tout cela. etc.

Man findet nichts Herrlicheres, nichts Lieblicheres, als wenn V. Hugo die anmutsvolle Unschuld der Kinder, die Freude und das Leben, welches sie in das Haus des greisen Grofsvaters bringen, in lebhaften Farben schildert. Oder welch' entchristlichenden Einflufs sollen folgende Verse aus Les feuilles d'Automne haben?

Ma fille va prier! — Vois la nuit est venue.
Une planète d'or là-bas perce la nue;
La brume des coteaux fait trembler le contour,
A peine un char lointain glisse dans l'ombre . . . Ecoute!
Tout rentre et se repose, et l'arbre de la route
Secoue au vent du soir la poussière du jour!

Ce n'est pas à moi, ma colombe,
De prier pour tous les mortels . . . .
Ce n'est pas à moi, dont l'âme est vaine,
Pleine d'erreurs, vide de foi,
Qui prierais pour la race humaine,
Puisque ma voix suffit à peine,
Seigneur, à vous prier pour moi.

Dafs durch obige Gedichte unsern Kindern kein Schaden zugefügt werden kann, ist beim Durchlesen derselben Jedem ersichtlich. So sind aber nicht einzelne Strophen allein, sondern ganze Gedichte. Nicht anders ist es, wenn wir seinen gröfseren didaktischen Gedichten näher treten. Welch wundervolle Schilderung bietet uns nicht der Dichter in seinem L'Expiation betitelten Gedichte, in dem er den Rückzug der grofsen Armee aus Rufsland beschreibt (no 90):

Il neigeait. On était vaincu par sa conquête.
Pour la première fois l'aigle baissait la tête.
Sombres jours! l'empereur revenait lentement,
Laissant derrière lui brûler Moscou fumant;
Il neigeait. L'âpre hiver fondait en avalanche,
Après la plaine blanche une autre plaine blanche.
On ne connaissait plus les chefs ni le drapeau,
Hier la grande armée et maintenaut, troupeau,
On ne distinguait plus les ailes ni le centre.
Il neigeait. Les blessés s'abritaient dans le ventre
Des chevaux morts; au seuil des bivouacs désolés
On voyait des clairons à leur poste gelés,
Restés debout, en selle et muets, blancs de givre,
Collant leur bouche en pierre aux trompettes de cuivre.
Boulets, mitraille, obus, mêlés aux flocons blancs,
Pleuvaient; les grenadiers, surpris d'être tremblants,
Marchaient pensifs, la glace à leur moustache grise,
Il neigeait, il neigeait toujours! La froide bise
Sifflait; sur le verglas, dans des lieux inconnus,
On n'avait pas de pain et l'on allait pieds nus.
Ce n'étaient plus des coeurs vivants, des gens de guerre,
C'était un rêve errant dans la brume, un mystère,
Une procession d'ombres sur le ciel noir. etc.

So könnte ich noch eine unendliche Anzahl aus seinen Werken anführen, aber dies würde uns zu weit führen Zum Schlusse will ich nur noch ein kleineres Gedichtchen voll ächt lyrischer Poesie hier folgen lassen (no 55).

La Tombe dit à la rose:
Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleurs des amours?
La rose dit à la tombe:
Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours?

La rose dit: Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel.
La tombe dit: Fleur plaintive,
De chaque âme qui m'arrive
Je fais un ange du ciel.

Welch verderblichen Einflufs wird man in diesen Gedichten für unsere Jugend herausfinden? Kann man darin nur einen Tropfen des atheistischen Giftes erblicken? Oder sind Stellen darin enthalten, die das moralische Gefühl der Jugend schädigen können? Keineswegs! Und doch wagt man einen solch schweren Vorwurf in die Welt zu schleudern. Das kann nur durch vollständige Unkenntnis oder Borniertheit geschehen. Man lese die 136 Gedichte in der Sammlung Hartmann und man wird sich wundern, wie man solche Vorwürfe nur hat erheben können.

Was die Sammlung, die uns hier vorliegt, besonders angeht, so müssen wir vor allem die scharfsinnigen Bemerkungen und die tiefgehenden Kenntnisse des Verf. über das Leben und die Werke V. Hugos hervorheben. Die Anmerkungen zeigen von grofser Sachkenntnis, doch glaube ich, dafs sie für die Poesie Hugos in zu geringer Zahl vorhanden sind.

Der Verf. erklärt, battre la grosse caisse no. 90. VII. v. 72 mit faire la réclame, was nicht ganz richtig ist. Hier mufs der Ausdruck wortwörtlich gegeben werden, weil Napoleon im ganzen Gedichte als Marktschreier und Hanswurst hingestellt wird. Ebenso 90 VII. v. 19 ist orteil nicht als Doublette von article anzusehen, sondern in seiner wirklichen Bedeutung oder der Teil für das ganze zu nehmen. In no. 119. VI. 19. hat mante nicht den Begriff von Bettdecke. Einzelne kleinere Sachen wie no. 98 und ähnliche wären am Ende lieber weggeblieben. Mein Wunsch wäre auch der, dafs die drei Heftchen in einem Bande beisammen und die Gedichte nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern nach Form und Inhalt gesichtet wären. Der Verfasser fügt noch am Ende des 3. Heftes ein ansehnliches Verzeichnis all jener Litteraturwerke bei, die beim Studium der geistigen Schöpfungen V. Hugos in Frage kommen Zum Schlufs wünsche ich der vortrefflichen Ausgabe Hartmanns überall jene freundliche Aufnahme, die ihr gebührt.

München. A. Mayer.

Dr. John Koch, ord. Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin, Neubearbeitetes Elementarbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölfing, weiland Professor am franz. Gymnasium zu Berlin. 22. Auflage. Berlin. 1885. Verlag von Th. Chr. Enslin.

Ein Lehrbuch, welches die 22. Auflage erlebt hat, bedarf hinsichtlich seines praktischen Wertes sicherlich keiner weiteren Erörterung. Wir weisen nur auf einige vom Herausgeber in seiner Vorrede besprochene Verbesserungen hin. Diese betreffen vorzugsweise die Lehre der Aussprache. Diese nun ist auf lautphysiologischer Grundlage durchgeführt, nach welcher der Schüler angeleitet wird, die Sprachwerkzeuge in die den einzelnen Lauten angemessenen Stellungen zu bringen. Ausgegangen wird von der deutschen Aussprache. Es wird vorausgesetzt, dafs der Lehrer mit einigen in diesem Lehrbuche der Kürze wegen übergangenen Einzelnheiten Kenntnis habe aus Prof. Trautmanns Sprachlaute etc. und Prof. Vietors Elemente der Phonetik. Wir erkennen die in diesem Lehrbuche gegebene treffliche Anleitung zu einer guten Aussprache vollkommen an und haben nur das eine Bedenken, dafs die Bezeichnung der verschiedenen Laute für dasselbe Schriftzeichen sich vollständig verschieden erweist von der in den uns zur Verfügung stehenden Wörterbüchern, was beim Fortschreiten des Unterrichts, wenn der Schüler zur Lektüre der Klassiker übergeht, keineswegs ohne wesentliche Bedeutung ist.

München. Dr. Wallner.

Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am K. Friedr.-Wilh. Gymnasium zu Köln, Englische Synonymik für Schulen. Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage. 1885. Verlag von C. Roemke und Cie. in Köln.

Es ist unbestritten, dafs das Studium der Synonymik für die Erlernung einer Sprache unumgänglich ist. Um dem Schüler dieses Studium zu erleichtern, entschlofs sich der Verfasser, eine englische Synonymik für Schulen zu schaffen. Wie sehr er dem vorhandenen Bedürfnis entgegenkam, ergibt sich aus der Notwendigkeit einer zweiten Auflage seines Buches. Diese Auflage liegt uns in einer vollständigen Neubearbeitung vor. Die

strenge Sonderung und Sichtung bezüglich der Auswahl der zu behandelnden Gruppen und Wörter, die Kürze und Schärfe, mit welcher die einzelnen Synonyma übersetzt und erläutert werden und die Beschränkung auf das unbedingt notwendige Mafs, die sich der Verfasser mit grofser Einsicht auferlegt hat, sind wesentliche Vorzüge des Buches. Die den einzelnen Erklärungen beigefügten englischen Beispiele, die etymologischen Angaben, welche in erster Linie das Französische, sodann das Lateinische berücksichtigen, insbesondere aber der Hinweis auf die so nahe und auffallende Verwandtschaft der beiden modernen Sprachen bei einzelnen synonymischen Gruppen empfehlen das auch im Preise sehr mäfsig gehaltene Buch (1.50 ℳ) sowohl dem Lehrer wie dem Schüler als ein Supplement zum Wörterbuche und als ein zweckmäfsiges Hilfsmittel beim Unterricht.

München. Jos. Steinberger.

Carl Neumann, Geschichte Roms während des Verfalls der Republik. Zweiter Band: Von Sullas Tode bis zum Ausgang der katilinarischen Verschwörung, herausgegeben von G. Faltin. Breslau. Koebner. 1884. 312 S. gr. 8° 7 M.

Der vorliegende zweite Band der von dem verstorbenen Professor C. Neumann hinterlassenen Geschichte Roms während des Verfalls der Republik umfafst zwar nur den Zeitraum eines halben Menschenalters, ist aber insbesondere durch die detaillierte Darstellung des pontisch-armenischen Krieges interessant, zu welcher nicht blos alle die zerstreuten antiken Quellen, sondern auch die bis auf die neueste Zeit gewonnenen Ergebnisse wissenschaftlicher Reisen nach Kleinasien und Armenien verwertet wurden. Was die tonangebenden Persönlichkeiten in der Zeit von Sullas Tod bis zum Konsulat Ciceros betrifft, so erhalten nur L. Lukullus, Sertorius und Cäsar Lob und Anerkennung, welch letzterer etwas zu früh in eine bedeutende Stellung gerückt wird; für die übrigen politischen Gröfsen jener Periode findet N. fast nur Worte des Tadels oder der Geringschätzung, die er freilich durch pikante Charakterzeichnungen und fesselnde psychologische Entwicklungen zu motivieren versucht. Insbesondere Cicero und Pompejus erfahren durch N. eine herbe, ja man darf sagen ungerechte Kritik; wären beide so gar mittelmäfsige oder unfähige Köpfe gewesen, so ist es ganz unbegreiflich, dafs sie so lange Zeit eine hervorragende Rolle im römischen Staate spielten. Recht wird man dagegen N. in dem geben, was er über Ciceros Rede pro lege Manilia sagt; denn dieses „rhetorische Meisterstück", dessen Unübertrefflichkeit von jeher ein Dogma fast der gesamten, auf Ciceros Autorität hin pompejanisch gesinnten Philologenwelt war, stellt sich bei näherer Betrachtung der damaligen thatsächlichen Verhältnisse als ein Konglomerat unstichhaltiger Behauptungen dar, deren zündender Vortrag die Schwäche der Argumentation um so mehr übersehen liefs, als das lauschende Volk ohnedies schon entschlossen war, dem Pompejus die Bahn des Strebertums weiter zu ebnen.

Neumanns Forschungen auf dem Gebiete der röm. Geschichte waren zunächst für öffentliche Vorlesungen bestimmt. Der Herausgeber des vorliegenden Buches hat an dem hinterlassenen Manuskript seines Lehrers stellenweise zweckmäfsige Änderungen, auch mehrfache stilistische Verbesserungen vorgenommen. In letzterer Beziehung hätte er jedoch bisweilen noch weiter gehen dürfen; Phrasen, wie „Auf dem finsteren Hintergrunde einer verworfenen Zeit hebt sich seine Heldengestalt hervor" (S. 101), oder

„Cicero spannt sich mit aller Macht vor den Triumphwagen des Pompejus" (S. 129), oder „in seinem (Ciceros) Munde gerade, der jedem Feldlager ängstlich aus dem Wege ging" (S. 148) sind auch bei aller Rücksichtnahme auf den ausgeprägten rhetorischen Zug, der Neumanns Darstellung eigen ist, nicht zu verteidigen. Im übrigen hat sich der Herausgeber durch die Veröffentlichung eines geistvollen und anregenden Werkes ein schätzbares Verdienst erworben.

München. M. Rottmanner.

Ludwig Holzapfel, Römische Chronologie. Leipzig. Teubner. 1885. 364 S. 8 M.

Erst vor kurzer Zeit ist H. Matzats zweibändige römische Chronologie, der O. Seecks Kalendertafel der Pontifices folgte, im Druck erschienen und schon verläfst ein neues Werk über denselben Gegenstand, dessen Verfasser Dr. Ludwig Holzapfel, z. Z. Privatdozent an der Universität Leipzig ist, die Presse. Der Inhalt des genannten Buches ist ungefähr folgender. Im Eingange (S. 6 f.) werden die bisher angenommenen angeblichen Anhaltspunkte für Ermittlung der wahren Zeitrechnung besprochen und deren Unzulänglichkeit dargethan. Dann geht H. (S. 17 f.) zur ausführlichen Untersuchung der ursprünglichen römischen Magistratstafel über. Nach ihm gab es neben den in den libri lintei und bei Diodor (aus Fabius) überlieferten alten Fasten noch eine besondere gleichzeitige, aber von beiden unabhängige, offizielle Eponymenliste, welche wie die kapitolinische, für die Anarchie fünf Jahre (379—383 a. V.) rechnete, dagegen von den vier sogen. Diktatorenjahren (421, 430, 445, 453 a. V.) nur eines (453) gelten liefs und für die Regierung der Dezemvirn drei statt 2 Jahre in Anschlag brachte. Den Jahren 247 u. 248 varron. Ära entsprach in ihr nur ein, den J. 304 u. 310 dagegen zwei eponyme Collegien. Dies wird aus den Daten des Livius und Cicero, bei welchen jene offiziellen Fasten erhalten sind, zu erweisen gesucht (s. die Tabelle S. 37 f.) und gestützt auf dieses Resultat unternimmt es der Verfasser nunmehr, die Chronologie der auf den gallischen Brand folgenden Periode der Republik festzustellen. Da aber die Amtsjahre der Konsuln und anderer eponymer Magistrate nicht immer vollen Kalenderjahren gleichzuachten sind (ein Irrtum, in welchen Varro und andere verfielen), sondern durch vorzeitigen Rücktritt, Tod etc. der gen. Beamten häufig verkürzt wurden, so dafs nicht selten eine Verschiebung des Termins des Amtsantrittes erfolgte, so ergibt sich als nächste Aufgabe die genaue Fixierung des „Amtsneujahres" für jedes einzelne Jahr. Leider sind bestimmte Angaben hierüber bei den alten Autoren nur in höchst seltenen Fällen überliefert, so dafs der Tag des Amtsantrittes indirekt aus den Daten der Triumphe (welche erst am Ende eines Amtsjahres stattzufinden pflegten), sowie aus den natürlichen Daten (Angaben über die Jahreszeit, in welche Anfang oder Ende eines Amtsjahres fiel) erschlossen werden mufs. Diesem Probleme ist der dritte Abschnittt gewidmet (S. 79 f.) und das Ergebnis der Untersuchung ist eine Tabelle (S. 106), welche eine Zusammenstellung der gefundenen Termine vom Brande Roms 364 a. V. (Amtsneujahr 1. Juli 383 v. Chr.) bis zur Ankunft des Königs Pyrrhus in Italien 474 a. V. (Amtsneujahr 1. Mai 280 v. Chr.) enthält. Ihr zufolge machen die zwischen diese Termine fallenden 110 Amtsjahre nur 103 Kalenderjahre aus. Die für den genannten Zeitraum überlieferten Synchronismen (H. S. 107 f.) bestätigen jene Zählung. Daher wagt es der Verfasser nun auch, nicht nur die von Cicero de rep.

I, 25 erwähnte Sonnenfinsternis des Ennius (nach H. 354 a. V.) auf den Tag genau anzusetzen (S. 125 f.); sondern auch die Chronologie der vor dem varronischen Jahr 354 liegenden Periode der Republik, so gut es eben geht, festzustellen (S. 133 f. vgl. die Tabelle der wichtigsten Ereignisse vom Jahre 246—364 a. V. ibid. S. 156 f.). Da von 474 a. V. abwärts eine gesicherte Zeitrechnung eintritt, so ist hiemit die Hauptaufgabe des Buches erledigt. In den folgenden Abschnitten werden noch die einzelnen abweichenden Gründungsdaten der Stadt Rom (die offizielle Ära S. 164 f., die Zeitrechnung des Fabius S. 182 f., die sonstigen Ären S. 229 f.), ferner die römische Königsliste (S. 250 f.), die albanische Königsliste (S. 259 f.), der römische Kalender bis auf Cäsar (S. 280 f.) behandelt und am Schlusse einige Anhänge (über die Zeit des ersten zwischen Rom und Karthago abgeschlossenen Handelsvertrages etc.) angereiht. Überblicken wir das Ganze, so werden wir dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen dürfen, dafs er mit allem Fleifs die einschlägige Litteratur, insbesondere die antike, durchforscht und nach Kräften seiner Aufgabe gerecht zu werden versucht habe. Wie wenig aber auf diesem Felde positive Resultate selbst bei Aufbietung des gröfsten Scharfsinns gewonnen werden können, zeigt nichts schlagender, als die Thatsache, dafs Holzapfels Ansätze mit denen von Unger, Matzat, Seeck u. a. trotz Anwendung der nämlichen Methode im schroffsten Widerspruche stehen. Es genügt einige Beispiele als Beweis für diese Behauptung herauszugreifen. Die bereits oben erwähnte Sonnenfinsternis des Ennius, welche nach Cicero a. a. O. ungefähr 350 (?) p. R. c. nonis Juniis stattfand, wird von Matzat und Seeck mit der astronomisch berechneten vom 21. Juni 400 v. Chr., von Unger (die römische Stadtära in Abh. der k. b. Akad. der W. philos.-philol. Klasse 15 Bd. S. 101) mit der vom 2. Juni 390 v. Chr., von H. (S. 129) mit der vom 12. Juni 391 v. Chr. identifiziert. Während der erstgenannte das Konsulartribunat der Einnahme Roms durch die Gallier (364 a. V.) in das J. 387/386 v. Chr. fallen läfst, nehmen S. u. H. (S. 106) vielmehr das J. 383/382, U. (S. 132) das Jahr 381/380 dafür in Anspruch. Das J. 388 a. V. ist für M. das 364 ste, für S. das 362 ste, für U. (S. 137) das 358 ste, für H. (S. 106) das 359 ste v. Chr. Geb. Das J. 459 a. V. setzen M. u. S. auf 296/295, U. (S. 170) auf 293, H. (S. 106) auf 294 v. Chr. Geb. an. Man ersieht hieraus, dafs die neueren Untersuchungen die Konfusion eher vermehrt, als vermindert haben und dafs die Feststellung der römischen Chronologie bis auf weiteres ein frommer Wunsch bleibt.

Im Einzelnen möchte ich bemerken. Die Abfassung der kapitolinischen Fasten fällt nicht zwischen 718 u. 724 a. V. (H. S. 180), sondern ist mit O. Hirschfeld vielmehr in d. J. 742 a. V. zu setzen, wie ich in diesen Blättern Jahrg. 1884 20. Bd. S. 364 f. nachzuweisen versucht habe. Bezüglich der albanischen Königsreiche mache ich den Verf. auf das kleine Fragment de origine gentis Romanae aufmerksam, das Rezensent im heurigen Jahre als Programm des Gymnasiums in Eichstätt nach dem Text des Brüsseler Codex herausgegeben hat. Die darin enthaltene Liste (cap. XVII f.) unterscheidet sich von den übrigen bezeichnender Weise dadurch, dafs sie nach Askanius nur 7 albanische Könige namhaft macht (Silvius Postumus, Latinus Silvius, Tiberius Silvius, Aremulus Silvius, Aventinus Silvius, Silvius Procas, Amulius) und keinen der spät interpolierten griechischen Namen aufweist. Was endlich die in neuerer Zeit vielbesprochene Sonnenfinsternis des Ennius anlangt, welche nach Cicero auch in den annales maximi verzeichnet stand, so mufs dieselbe meines Erachtens in Zukunft ganz aufser betracht gelassen werden, da eine genaue Bestimmung, wie sie für chronologische Zwecke unbedingt nötigt ist, un-

möglich sein dürfte. Dafs die im vatikanischen Palimpsest der gen. Schrift Ciceros überlieferte Zahl (quinquagesimo, darüber von andrer Hand CCC s. Angelo Mai's Ausgabe, Stuttgart und Tübingen. 1822 S. 47 A. 3, Orelli IV² S. 770) richtig sei, ist schon darum unglaublich, weil alsdann die Aufzeichnung jener Sonnenfinsternis durch die Pontifices noch vor der Zeit des gallischen Brandes, bei welchem die Regia mit den darin verwahrten Schriften der Pontifices zu grunde ging (s. Livius VI. 1, 2), stattgefunden haben müfste, die regelmäfsige Aufzeichnung der Prodigien aber erst 140 Jahre später 249 v. Chr. begann (s. Jahn. Obsequens praef. p. XX. vgl. J. Bernays im Rhein. Museum 12. Bd. S. 436 f.). Auch spricht gegen jene Annahme das tiefe Schweigen der Quellen, insbesondere des Livius, der hier vollständig erhalten ist. Die von H. S. 132 citierte Stelle Liv. V, 14, 3 priore anno (354 a. V.) intolerandam hiemem prodigiisque divinis similem coortam (vgl. ibid. 13, 1 u. 4) läfst nur die Erklärung zu, dafs der aufsergewöhnlich strenge Winter d. J. 354 a. u. c. eben selbst als eine Art göttliches Prodigium angesehen wurde, und man darf zugleich folgern, dafs es in jenem Jahre keine weiteren Prodigien gegeben habe, sonst würden die Patrizier sie zu erwähnen jedenfalls nicht unterlassen haben. Vielleicht ist nach qui ut (ita?) scribit für anno quinquagesimo fere: anno quingentesimo fere post Romam conditam zu lesen und die Sonnenfinsternis vom 4. Mai 249 v. Chr. Geb. = non. Juniis 505 a. V. (s. Pingré, l'art de vérifier les dates I S. 225) zu verstehen, mit welchem Jahre bekanntlich Obsequens sein Verzeichnis der Prodigien beginnt.

Von Versehen des Setzers habe ich bemerkt: S. 39 Z. 14: beruht statt: beruft; S. 113 Z. 8: 351/350 v. Chr. statt: 751/750 v. Chr.; S. 236 Z. 8: 21. April 158 v. Chr. statt: 758 v. Chr.

Eichstätt. Dr. Bernhard Sepp.

Dr. J. Buschmann, deutsche Sagen und Geschichten aus dem Mittelalter. Zweite Auflage. Paderborn und Münster. Ferdin. Schöningh. 1885. 225 S.

Von einem gröfseren Ganzen: „Sagen und Geschichten für den ersten Geschichtsunterricht“ ist dies der zweite Teil, der wieder in zwei Abschnitte zerfällt. Der erste Abschnitt bringt in 10 Nummern „deutsche Sagen“ meist Auszüge und ausgewählte Stücke aus alten deutschen Heldengedichten etc. Bei einer solchen Auswahl macht sich neben dem Zweck der Arbeit unwillkürlich auch die Individualität des Auswählenden geltend, so dafs es in dieser Richtung keinen allgemein gültigen Mafsstab der Beurteilung gibt. Anordnung aber, Inhalt und Form reihen diese „Sagen“ zu dem besten, was wir auf diesem Gebiete haben. In der Regel werden gleich am Anfang eines jeden Stückes die vorzuführenden Personen und Namen genannt, nicht nach Art eines Theaterzettels, sondern in lebendiger Erzählung — zugleich, nebenbei gesagt, in gesperrtem Druck —, so dafs der jugendliche Leser sich trotz der grofsen Menge — es sind über 100 Namen — leicht zu recht finden kann. Die Sprache ist durchaus schlicht und volkstümlich, und doch edel und von poetischer Färbung, bisweilen an das Original anklingend. Es weht einem aus diesen Blättern „wie frischer Morgenwind“ entgegen und es ist kaum zu denken, dafs ein deutscher Junge das Buch zur Hand bekommt, ohne es mit Lust und Gewinn zu lesen. — Gleiches gilt von dem zweiten gröfseren Abschnitte „Geschichten“, nur dürften hier über die Anlage und Anordnung des Stoffs die Meinungen auseinandergehen. Der leichteren Übersicht halber ist die

deutsche Geschichte bis Maximilian I. in 9 Hauptabschnitte mit Unterabteilungen gegliedert. Das ist „für den ersten Geschichtsunterricht“ nur dankenswert, das Bestreben aber, mit der Übersichtlichkeit und Auswahl doch eine möglichste Vollständigkeit zu geben, hat zur Folge, dafs einzelne Stücke viel mehr bringen, als die Überschriften versprechen und dafs der Verf. oft zu Anmerkungen greift, die in einem solchen Buch besser fern bleiben. Denn wenn man darüber einig ist, dafs der „erste Geschichtsunterricht“ mit Verzicht auf Vollständigkeit mehr biographisch zu halten ist, so ist eine in Anmerkung gebrachte Aufzählung der Kaiser aus dem und jenem Hause, oder eine solche Erwähnung des Wormser Konkordats wohl überflüssig. Lautet aber eine Überschrift „Otto der Grofse“ oder „Heinrich IV“, so geht es nicht wohl an, verwirrt auch leicht den Anfänger, wenn unter jener auch die Geschichte Heinrichs I; unter dieser auch die Konrads II und Heinrichs III. folgt. Es dürfte darum zweckdienlicher sein, wenn bei einer dritten Auflage einige Unterabteilungen, die nur eingeschobene Bindeglieder zwischen Hauptteilen sind, ganz wegblieben, z. B. p. 186. N. 6, und p. 245, N. 2, dazu einiges Detail, wie p. 179, N. 1, und wenn die Zahl der Hauptabschnitte um einen oder den andern vermehrt würde, wobei wir zunächst für die Geschichte Heinrichs I. ein gutes Wort einlegen möchten und für das, was No. VIII am Anfang bringt, selbstverständlich in anderer Fassung. — Nicht Tadelsucht, sondern Interesse für das schöne Buch ist es, wenn wir nur im Vorbeigehen auf Folgendes aufmerksam machen: p. 27, Z. 10 v. u. steht zweimal in einer Zeile „vor allem“; p. 67 Z. 31 v. o. brimmender Bär“ ist wohl nur Druckfehler, Sanders Lexikon hat diese Form nicht; p. 80 Z. 8 v. u. „wurde im Kampfe mit ihm erschlagen“ ist schief, besser „von ihm“; p. 146 Z. 15. v. u. steht dicht neben einander: „überliefsen, liefs“; p. 146 Z. 4 v. u. „im Lande der Thüringer, das im Osten an das Reich der Franken stiefs“ ist unklar; besser „an die Ostgrenze“; p. 169, Z. 8 v. u. „auf einem golden e m Stuhle, Druckfehler; p. 183 Z. 16 v. u. „Poebene“, besser Po-Ebene“.

Zweibrücken. Stichter.

Dr. A. Mücke, Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Gotha. 1884. Perthes. 295 S. 4 Mark.

Im Verlage der Waisenhaus-Buchhandlung zu Halle erschienen von A. Mücke bereits die Biographien der sächsischen Kaiser Otto II. und Otto III., ferner der vier Kaiser aus dem salischen Hause, an welche sich nun die Biographien der beiden Hohenstaufen Heinrich VI. und König Philipp nebst der des Welfen Otto IV. anschliefsen.

Nicht unter den Fachgelehrten, sondern in dem weiteren Kreise der Freunde geschichtlicher Lektüre sucht sich der Verfasser seine Leser, welchen die Darstellung nach den Hauptquellen sicherlich willkommen sein wird. Letzteres eigens hervorzuheben, ist wohl nicht nötig, da ja jede geschichtliche Abhandlung auf den Hauptquellen basieren mufs, und gerade der Umstand, dafs jedesmal die Namen der Quellenschriftsteller im Texte selbst aufgenommen sind, macht den Gang der Darstellung zuweilen schleppend und monoton. Was den Inhalt des Buches betrifft, so sind Licht und Schatten sehr ungleich verteilt, die Hohenstaufen werden verhimmelt, die Welfen in den Staub gezogen. Ein Urteil, wie es der Verfasser über Heinrich den Löwen gibt, den er nach den Worten des Chronisten einen wilden, trotzigen, in seiner Nichtswürdigkeit verharrenden Menschen nennt,

ist nach dem Erscheinen des Buches von Hans Prutz über Heinrich den Löwen doch nicht mehr zu rechtfertigen. Und es ist erst noch die Frage, ob die grofsartigen Germanisierungsversuche des Welfen im Norden und Osten dem deutschen Reiche nicht mehr Nutzen gebracht haben als die Niederlagen Barbarossas in Italien. Sehr fühlbar macht sich der fast gänzliche Mangel an Kulturgeschichtlichem, das ja doch in Laienkreisen, für die der Verfasser vorzüglich schreibt, in der Regel den Hauptananziehungspunkt bietet.

S. 69 wird erwähnt, dafs der Plan Heinrichs VI., Deutschland aus einem Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, am Widerstande der Sachsen gescheitert sei. Nicht die Sachsen allein, sondern der Widerspruch des römischen Hofes gegen eine Reichsordnung, durch welche die Kaiserkrönung zu einer bedeutungslosen Zeremonie herabgesunken wäre, war es vorzüglich, dafs im Einverständnis mit Rom der Erzbischof von Köln und der niederrheinische Adel sich mit den Sachsen heimlich verabredeten, den Plan selbst mit Waffengewalt zu hintertreiben. Zu einem neuen Bürgerkrieg wollte es aber der Kaiser nicht kommen lassen und entband freiwillig die Fürsten, die ihm zugesagt, des gegebenen Wortes.

Auf Grund der ausgesprochenen Parteistellung des Verfassers kann ich die Einführung dieses Buches wenigstens in die Schülerbibliotheken nicht befürworten, so sehr ich auch der lebhaften Darstellung alle Anerkennung zolle.

München. Fr. Gruber.

Dr. Michael Geistbeck (Freising), Grundzüge der Geographie für Mittelschulen. München. R. Oldenbourg. 1885. 296 S. Preis ℳ 2.80.

Der Autor ist vielen Fachgenossen an Mittelschulen schon bekannt genug, so dafs wir über seine lehrhafte Klarheit, seine methodische Fertigkeit in der Auswahl, wie in der Anordnung des Stoffes und über seine Exaktheit des Inhaltes nicht des Weiteren berichten müssen. Damit drücken wir bereits aus, dafs auch dieses neue Produkt die gleichen Vorzüge zeigt. Aber Berichterstatter freut sich, noch etwas Spezielleres sagen zu können.

In diesen Grundzügen nämlich finden wir bei aller Sicherheit objektiver Anlage für den Schulgebrauch verschiedenartiger Lehranstalten doch noch die von uns in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde 1883 eingehend motivierte und dargelegte Anschauung unterstützt, dafs man in Mittelschulen das in Rede stehende Fach, um die Jugend wirksam interessieren zu können, ebenso als eine Spezialgeographie lehren müsse, wie für eine streng wissenschaftliche Behandlung ein spezieller Zweck der Betrachtung der Erdoberflächennatur erforderlich ist. Geistbeck fafst die Erdoberfläche mit Recht vor allem als die materielle Grundlage des Menschenlebens ins Auge, und darum tritt auf allen Linien der Darstellung, wenn auch grofsenteils nur in Anmerkungen, die Rücksicht auf die Produktion, auf den Consum, auf die Verkehrsleistungen zu Wasser und zu Land neben den sorgfältigen, aber stets knapp gegebenen Lehren der physikalischen Voraussetzungen hervor. Die Knappheit und Allseitigkeit — zwei so heterogene Eigenschaften — welche neben einander mit einziger Geschicklichkeit in dem Buche überall zu beobachten sind, räumen diesem unter allen Lehrbüchern der Geographie eine gewifs rühmliche Stelle ein. Nur ein Methodiker von vorzüglicher Sicherheit, nur ein Mann von so ausgedehnten und vielfältigen Studien, wie es der Autor der Grundzüge offenbar sein mufs, bietet in einer solch' konsequenten Weise eine so wohlthuende Unter-

scheidung des Haupt- und des Nebensächlichen, oder des Einflufs- und Folgenreichen vom Vereinzelten und vom Wissensballast.

Allerdings sind diese „Grundzüge“ mit dem Stoffe des lehrplanmäfsig in 4 Teilen aufgebauten „Leitfadens“, der in nicht wenig Mittelschulen des Landes eingeführt ist, gröfstenteils hergestellt. Allein das neue Buch hat vor letzterem beträchtliche Vorzüge. Wenn wir nach seiner formalen Seite sehen, so beachten wir seine allgemeinere Verwendbarkeit, nämlich für Mittelschulen des Gesamtvaterlandes. Materiell aber heben wir nicht nur die oben erwähnte spezielle Richtung des Stoffes hervor, sondern die mustergiltige Beschränkung des gesamten Textes auf das rein Lehrhafte, den wissenschaftlich strengeren Fortgang der Darstellung, die konzisere Weise der Erklärungen und die nicht selten hervortretende erhöhte Allseitigkeit der anthropogeographischen Hinweise.

Wir verzichten deshalb auf Bemängelung der wenigen Kleinigkeiten, die uns z. B. in den Alpen oder auch in Asien aufgestofsen sind, und geben diesem Buche, welches „den Anforderungen der Wissenschaft, der Schule und des Lebens genügen“ will, den aufrichtigsten Beifall, indem wir von ihm behaupten, dafs es von Lehrern und von Schülern nur als ein erwünschtes Lehrmittel benützt werden wird.

München. Dr. W. Götz.

G. A. Saalfeld, Deutsch-Lateinisches Handbüchlein der Eigennamen aus der alten, mittleren und neuen Geographie. Leipzig. Winter. 1885. Preis 4 ℳ.

Das Büchlein, dem übrigens nach seinem Umfang (738 S.) der Titel: „Buch“ oder „geogr. Lexikon“ richtiger zu Gesicht stände, enthält die wichtigeren geogr. Eigennamen in alphabetischer Ordnung, erwähnt ganz kurz die geogr. Lage und die notwendigsten statistischen Daten der einzelnen Orts-, Flufs-, Ländernamen etc. und fügt die alten und mittelalterlichen Benennungen derselben bei, z. B. Regensburg, St. (unmittelbare, Hptst. des bayr. R.-B. Oberpfalz, auf dem südl. Ufer der Donau, Stadtamhof und der Mündung des Regen gegenüber), Augusta Tiberii. — Colonia Tiberia Augusta. — Reginum. — Castra Regina. — Ratisbona. — Reginoburgum. — Hieropolis. — Imbripolis. — Tiburnia.

Der Preis ist für die schöne Ausstattung mäfsig. Das Buch ist für die oberen Klassen der Gymnasien geschrieben, berücksichtigt deshalb am vollständigsten die deutschen geogr. Eigennamen und bildet so eine erwünschte Ergänzung unserer gebräuchlichsten Lexika von Georges und Pape. Beigegeben ist eine Übersicht, betreffend die Regeln zur Latinisierung geogr. Eigennamen.

München. G. Biedermann.

A. Lenert, Präparandenlehrer in Edenkoben (Pfalz), I. Reliefkarte von Bayern und den angrenzenden süddeutschen Staaten. 3. Auflage. — II. Reliefkarte der Pfalz. 4. Auflage. — Modelliert für den Schulgebrauch. Druck und Verlag der J. Kreiselmeyer'schen Buchhandlung iu Edenkoben. Ausgabe für Schüler 50 ₰; Ausgabe für Schul- und Bureaulokale in Holzrahmen ℳ 1.

Mit Recht legt man in neuerer Zeit ein grofses Gewicht auf den Anschauungsunterricht, und sind insbesondere für den Unterricht

in der Geographie Reliefkarten nach allgemeiner Ansicht sehr förderlich. Leider waren diese bisher wegen ihres hohen Preises nicht allgemein zugänglich. Der Präparandenlehrer A. Lenert in Edenkoben machte zuerst im Jahre 1884 den Versuch, eine wohlfeile Reliefkarte der Pfalz herzustellen, und rasch erwarb sich dieselbe allgemeine Anerkennung; schon nach einem Jahre waren drei starke Auflagen vollständig vergriffen. Dieser gelungene Versuch ermutigte Herrn Lenert, auch eine Reliefkarte von Bayern herzustellen, und wir müssen gestehen, dafs diese Karte trotz der gröfseren Herstellungsschwierigkeiten der pfälzischen nicht nachsteht. Die „Bayerische Lehrerzeitung" hat sich sofort sehr anerkennend über die Karte von Bayern ausgesprochen, und auch wir wollen dieselben hiemit allen Lehrern der Geographie bestens empfehlen. Herr Lenert scheute keine Mühe, um dieses treffliche und zugleich wohlfeile Lehrmittel herzustellen. Möge deshalb seinem Unternehmen auch ferner der Erfolg zur Seite stehen! In keiner Schule Bayerns sollte die Lenert'sche Reliefkarte von Bayern fehlen!

Edenkoben. J. J. H. Schmitt.

Richard Klimpert, Seminarlehrer in Bremen, Kurzgefafste Geschichte der Arithmetik und Algebra. Eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der Arithmetik und Algebra. Mit 5 in den Text eingedruckten Figuren. Hannover. Carl Meyer. 1885. 70 S.

Es wird hier unternommen, auf Grund anderweitiger Originalarbeiten eine geschichtliche Darstellung der Zahlenwissenschaft zu liefern. Es wird das praktische Rechnen bei den Chinesen, Indern, Griechen, Römern, Arabern, sowie bei den abendländischen Christen des Mittelalters geschildert, aufserdem aber auf die Zahlentheorie und auf die Entwicklung der Analysis in neuerer Zeit eingegangen. Die Quellen, aus denen geschöpft ward, sind freilich von sehr ungleicher Lauterkeit; es ist z. B. nicht zu sehen, zu was die darunter aufgezählte „Geschichte der Mathematik" von Poppe, eine rohe Kompilationsarbeit, dienen konnte; auch hätten wohl neben Cantors „Math. Beitr. zum Kulturleben der Völker" dessen treffliche „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik" Berücksichtigung verdient. Verf. würde daraus ersehen haben, dafs die Röth'sche Ansicht (S. 22), nach welcher Pythagoras ungeheuer weit in der Welt herumgekommen sein sollte, von Herrn Cantor schon lange nicht mehr geteilt wird. Wohl aber hätte er schon in jenem älteren Werke lernen können, dafs seine Etymologie des Wortes „Algorithmus" (S. 37) eine falsche ist; dasselbe hat mit ἀριθμός nichts zu thun, sondern ist eine Verstümmelung des Beinamens Alkharizmi (der Chovaresmier), welchen der erste arabische Algebrist, Mohammed ben Musa, führte. Obwohl derartige mifsverständliche Stellen noch öfter vorkommen, so wollen wir doch auch nicht verkennen, dafs der Verf. das Wissenswürdigste gut zusammenzustellen und ein ganz lesbares Werkchen zu schreiben verstanden hat.

Julius Henrici, Professor am Gymnasium zu Heidelberg, Die Erforschung der Schwere durch Galilei, Huygens, Newton als Grundlage der rationellen Kinematik und Dynamik, historisch-didaktisch dargestellt. Leipzig. B. G. Teubner. 1885. 40 S.

Wird die theoretische Mechanik, so wie es für unsere Studienanstalten vorgeschrieben ist, lediglich als ein Annex der reinen Mathematik und los-

gelöst von allen Beziehungen zur Experimentalphysik betrieben, so liegt die Gefahr sehr nahe, dafs sie den Schülern — und vielleicht nicht blofs den Schülern — den Eindruck eines trockenen, wenig anregenden Lehrgegenstandes macht. Diesem Eindruck wird der Lehrer mit Erfolg begegnen, wenn er der oben genannten Schrift, ursprünglich einem Heidelberger Lyzealprogramm, bei der Vorbereitung zur Lehrstunde einige Beachtung schenkt und sich bemüht, den Lernenden die naturnotwendige Entwicklung der einzelnen Gesetze und Definitionen klar zu machen. Der Verf. zeigt durch eine eingehende Analyse der berühmten Galilei'schen „Discorsi", wie allmählich die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung und daran anschliefsend die Lehre vom Wurf entstand; auch konstatiert Herr Henrici mit Wohlwill, dafs Galilei selbst das „Trägheitsgesetz" in der uns heute geläufigen Form zwar geahnt, nicht aber ausgesprochen habe. Weiter wird das grofse Verdienst erörtert, das sich Huygens durch seine Untersuchungen über das Wesen einer unfreien Bewegung erworben hat; die Zentralbewegung im Kegelschnitt wird von ihren Begründern auf Sätze gestützt, über deren Beweise man sich hier näher informieren kann. Dann führt der Verf. aus, dafs und warum Newtons Gravitationsgesetz auch in kinematischer Beziehung weit umfassender war, als alles früher dagewesene; aus den Newton'schen Ergebnissen leitet der Verf. in ganz einfacher Weise die Gravitationskonstante von Gaufs ab und präzisiert ebenso im Anschlufs an jene rein kinematisch die Gezeiten- und die Präzessionsbewegung. Dann erst wird zum Kraftbegriff übergegangen; der Ansicht, dafs das Axiom vom Beharrungsvermögen eines eigentlichen „Beweises" weder bedürftig noch selbst fähig sei, pflichten wir vollkommen bei. Mit Recht wird auch bemerkt, dafs Stevins richtige Auffassung des Kräfteparallelogramms zunächst noch nicht für die Zusammensetzung der Beschleunigungen verwendet werden konnte, da man sich über den Zusammenhang zwischen Kraft und Beschleunigung zunächst noch keineswegs klar war. Erst Huygens brach hier die Bahn; er begründete die Lehre vom Stofs und von den Trägheitsmomenten und erkannte auch die Möglichkeit einer Zurückführung der Zentrifugelkraft auf Schwerewirkungen. Damit war die Notwendigkeit gegeben, sich auch über die „Masse" klar zu werden, für welche die Beschleunigung der Schwere das richtige Mafs liefert; hier führt uns der Verf. auch in die neuesten Untersuchungen auf geomechanischem Gebiete ein. — Wir können diese Abhandlung auch neben dem berühmten Werke von Dühring allen Mathematikern zur Lesung anempfehlen, die sich nicht nur für das Seiende, sondern auch für das historisch Gewordene interessieren.

Dr. Georg Recknagel, Rektor d. k. Industrieschule zu Kaiserslautern, Ebene Geometrie für Schulen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. München. Theodor Ackermann. 1885. X. 208 S.

Dr. Joh. Chr. Walberer, Professor am k. Gymnasium zu Amberg, Anfangsgründe der Mechanik fester Körper mit vielen Übungsaufgaben zum Schulgebrauche an Gymnasien und verwandten Lehranstalten. Fünfte, durchgesehene Auflage. München. Theodor Ackermann. 1885. VI. 166 S.

Zwei neue Auflagen in Bayern viel gebrauchter mathematischer Lehrbücher sind es, welche uns zur Berichterstattung vorliegen. Da tiefer einschneidende Änderungen des Inhalts nicht zu konstatieren sind, so kann unsere Thätigkeit sich auf nur wenige Bemerkungen beschränken.

Das Buch von Recknagel ist allgemein als ein vortreffliches anerkannt, und so war sein Verf. wohl berechtigt, es bei kleinen Modifikationen des Textes bewenden zu lassen. Wesentliche und zwar sehr dankenswerte Erweiterungen hat die Konstruktion algebraischer Ausdrücke erfahren; gerade diese Aufgaben sind auch für die unserer humanistischen Oberklasse vorgeschriebenen Übungen sehr schätzbar, und wir wüfsten unter den vielen in unserm engeren Vaterlande veröffentlichten Elementarwerken keines zu nennen, in welchem die Lehre von der Teilung der Figuren gleich gründlich durchgenommen wird, höchstens etwa mit Ausnahme der Planimetrie von Rose. Erfreut hat es den Referenten, dafs die seiner Zeit von ihm in der „Schulzeitung" gegen die Parallelentheorie des vorliegenden Werkes geltend gemachten Bedenken nunmehr die Zustimmung des Verf. gefunden haben.

Der Unterzeichnete bedient sich seit neun Jahren der Walberer'schen Mechanik selbst beim Unterrichte und glaubt sein Urteil, dafs dieselbe in allen wesentlichen Punkten ein seinem Zwecke dienendes und mit didaktischem Geschick gefertigtes Lehrmittel repräsentiert, durch diese seine praktische Erfahrung hinreichend begründen zu können. Gleichwohl kann er es nicht billigen, dafs die neue Ausgabe sich so gar wenig von ihren Vorgängerinnen unterscheidet. Es hätte doch so manche Dinge gegeben, die einer bessernden Hand bedurft hätten; die unrichtig gezeichnete Figur der Briefwage (S. 54) ist noch immer die alte, in der 16. Aufgabe der Dynamik (S. 146) wird wiederum das unmögliche Verlangen gestellt, einen Punkt, also etwas der Dimension entbehrendes, unter einem Winkel zu betrachten, und so liefse sich noch dieser und jene verbesserungsbedürftige Punkt namhaft machen. Insbesondere aber ist die mangelhafte Korrektheit zu beanstanden. Wie bei einiger Durchsicht der Probebogen es sich ereignen konnte, dafs Seite 118 die nämliche Auslassung nicht weniger denn zwölfmal vorkommt, weifs wohl niemand anzugeben; auch kann Referent versichern, dafs er, seit wenigen Wochen erst dieser neuen Auflage sich bedienend, in der Klasse eine Anzahl von Fehlern berichtigen mufste, die in der vierten Auflage nicht enthalten sind. Niemand kann toleranter sein gegen Druckfehler, als der Schreiber dieser Zeilen, und zwar aus sehr gewichtigen Gründen, allein im vorliegenden Falle liegt die Sache anders. Nochmals: Wir halten die Vorlage für ein gutes Schulbuch, allein nur durch unausgesetzte Reformarbeit wird dasselbe auf der Höhe der Beliebtheit zu erhalten sein, auf welcher es sich zur Zeit unleugbar befindet.

Ansbach. S. Günther.

Julius Kober, Leitfaden der ebenen Geometrie mit über 700 Übungssätzen und -Aufgaben. Zweite Auflage. Leipzig. Teubner. Preis 1 ℳ.

Es ist mir aufser der vorliegenden nur eine Bearbeitung der Planimetrie bekannt, in der mit gleicher Kürze und Bündigkeit alles für den Gymnasialunterricht Notwendige und Brauchbare zusammengestellt und mit reichhaltigem Übungsmaterial versehen ist. Ich meine damit den jetzt fast der Vergessenheit anheimgefallenen „Grundrifs der ebenen Geometrie von Ziegler", ein Büchlein, das eine bessere Beachtung von Seite der Fachgenossen verdient hätte.

Kobers Leitfaden enthält in seiner 2. Auflage eine beträchtliche Vermehrung der Übungen, ist aber in bezug auf die Anzahl und Anordnung der Hauptsätze fast unverändert geblieben; er umfafst 86 Seiten, von denen nur die Hälfte zum Aufbau des Systems verwendet ist, während die andere

Hälfte mit Übungen ausgefüllt ist, die nicht am Schlusse zusammengestellt, sondern den einzelnen Abschnitten beigefügt sind.

Ohne auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte näher einzugehen, will ich nur bemerken, dafs die Hauptsätze so geordnet sind, wie sie sachlich d. h. nach der Verwandtschaft des Inhalts und nicht nach der Verwandtschaft der Beweismittel zusammengehören, dafs sie mit Beweisen, häufig mit mehreren, oder doch mit Andeutungen hiezu versehen sind und dafs die Herstellung der zugehörigen Figuren meistens dem Schüler überlassen bleibt. Die Lehre der Ähnlichkeit ist der Kreislehre vorangestellt, damit letztere, wie der Verf. selbst angibt, nicht zerrissen zu werden braucht; doch ist dafür Sorge getragen, dafs der Lehrer ungehindert jenen Teil der Kreislehre, zu dessen Begründung und Einübung die ähnlichen Dreiecke entbehrlich sind, der Ähnlichkeitslehre voranstellen kann.

Auf Einzelnes übergehend, habe ich folgendes anzuführen: Der 2. Kongruenzsatz ist ausgedrückt: „Ein Dreieck ist bestimmt durch 2 Seiten und einen Winkel; doch gibt es 2 Dreiecke, die je 2 Seiten und einen Gegenwinkel gleich haben, alsdann müssen aber die andern Gegenwinkel 180⁰ betragen." Dieses Zusammenfassen von entschieden 2 Lehrsätzen in einen einzigen beruht auf dem Bestreben des Verf., den Sätzen eine mehrfache Auffassung zu geben, ist aber meines Erachtens bei so wichtigen Sätzen übel angebracht, da dadurch dem Schüler die Sache unnötiger Weise erschwert wird. Der analoge Ähnlichkeitssatz ist diesem entsprechend abgefafst. — Der Satz: „Der Berührungswinkel (?) ist halb so grofs wie der zu seiner Sehne gehörige Bogen" ist zu unbestimmt ausgedrückt, da zu jeder Sehne 2 Bogen gehören. — Befremdend ist auch die Bezeichnung der gemeinschaftlichen Tangente zweier Kreise als „Berührungstangente".

Von solchen Einzelnheiten abgesehen, besitzt das Buch Vorzüge, die dasselbe für den Schulgebrauch bestens empfehlen, namentlich auch deswegen, weil die Übungen im allgemeinen leichter Art sind, so dafs dieselben nicht nur von den besser begabten, sondern auch noch von den mittelmäfsigen Schülern bewältigt werden können, zumal auch hie und da Andeutungen zum Beweise resp. zur Lösung gegeben sind.

Den Schlufs bilden 4 Anhänge: algebraische Lösung geometrischer Aufgaben; geom. Örter, Polare, Chordale und harmonische Punkte; Aufgaben über Maxima und Minima und das Taktionsproblem des Apollonius.

J. Mayenberg, Die wichtigsten Begriffe und Sätze der Arithmetik und Algebra. Hof. Verlag von Rud. Lion. 1885. Preis 60 ₰

Die kurze, übersichtliche Zusammenstellung ohne Vorrede und Einleitung zerfällt in 2 Abteilungen, deren erste auf 16 Seiten die gemeine und deren zweite auf 39 Seiten die allgemeine Arithmetik behandelt. Den Inhalt der ersten Abteilung bilden der Reihe nach: die 4 Grundoperationen mit unbenannten und benannten Zahlen, die Teilbarkeit, die gemeinen Brüche, die Dezimalbrüche, das Verhältnis und die Proportion. In der zweiten Abteilung sind zuerst die Grundsätze zusammengestellt, dann die 4 Grundoperationen erklärt und die zugehörigen Gleichungen angegeben. Diesen reiht sich der § 12 an, der in einer sehr schönen und instruktiven Form den Zusammenhang dieser Operationen darlegt. In gleicher Weise ist die Potenzierung, Radizierung und Logarithmierung behandelt und deren Zusammenhang im §. 17 angegeben. Nachdem hierauf das Notwendigste über die Bestimmungsgleichungen und Proportionen in klarer

Weise zusammengestellt worden ist, folgen die arithmetische und geometrische Progression, Zinseszinsrechnung, Kombinationslehre mit dem binomischen Lehrsatze und der Wahrscheinlichkeitsrechnung, so dafs alles enthalten ist, was zum Lehrstoff unserer Gymnasien gehört.

Man erkennt aus dieser Anordnung, dafs dem Verfasser daran gelegen war, sein Büchlein in Übereinstimmung mit dem in der Schulordnung von 1884 vorgeschriebenen Lehrgang zu bringen.

Wie sehr auch der Rezensent anerkennen und hervorheben mufs, dafs die Begriffe, Sätze und Regeln in schöner, präziser Form und streng logischer Anordnung aufeinander folgen, so kann er sich doch nicht enthalten, auf einige Mängel hinzuweisen.

Vor allem fehlt der wichtige Begriff in der Arithmetik, nämlich der einer Zahl. — Der Begriff der Multiplikation ist ausgedrückt: „Eine Zahl mit einer andern multiplizieren heifst, die eine Zahl so oft addieren, als die andere Einheiten hat.“ Diese Erklärung könnte nur richtig sein, wenn man stillschweigend annehmen wollte, so oft zu Null addieren, was aber schon deshalb ausgeschlossen ist, weil von Null erst später die Rede ist. — Als Kennzeichen der Teilbarkeit einer Zahl durch 2 ist angegeben: „Eine Zahl ist durch 2 teilbar, wenn die letzte Ziffer (Einerziffer) durch 2 teibar ist“. Wenn auch diese Verwechslung von Ziffer und Zahl in anderen Lehrbüchern zu finden ist, so ist und bleibt sie doch ein Fehler, denn eine Ziffer ist nicht auf rechnerischem, sondern nur auf mechanischem Wege teilbar.

Als 2. Hauptsatz über das Potenzieren ist angegeben:

$$\frac{a^x}{a^y} = a^{x-y}, \text{ wenn } x > y$$

$$\text{und } \frac{a^x}{a^y} = \frac{1}{a^{y-x}}, \text{ wenn } x < y$$

Was ist aber dann zu machen, wenn unbekannt ist, welcher Exponent der gröfsere ist? Eine Bemerkung nach Einführung der Potenz mit negativem Exponenten, dafs beide Gleichungen unter allen Umständen richtig sind, wäre doch am Platze gewesen. — Zu beanstanden ist auch die Benennung: „halb negativer Logarithmus“ für einen Logarithmus von der Form: 0,72831—2.

Diese Bemerkungen über einzelne Punkte sind im Vergleich zum Ganzen untergeordneter Natur und sollen den Wert des Büchleins nicht herabsetzen. Wenn es auch ein Lehrbuch nicht ganz ersetzen kann, so wird es jenen Kollegen, die beim algebraischen Unterrichte blofs eine Aufgabensammlung benützen, gewifs eine grofse Erleichterung verschaffen, wenn sie dasselbe den Schülern in die Hände geben.

München. K. Sachs.

Dr. Lorenz von Stein, Die innere Verwaltung. Zweites Hauptgebiet. Das Bildungswesen. Dritter Teil. Erstes Heft. Die Zeit bis zum neunzehnten Jahrhundert. 530 S. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1884.

In diesem 3. Bande des Stein'schen Werkes wird die Entwicklung des Bildungswesens vornehmlich in Deutschland, Frankreich und England vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verfolgt. Auch hier wird

nicht ein auf Grund umfassender Benützung des Materials der Einzelforschung sorgfältig ausgearbeitetes Bild des Ganges der Bildungsbestrebungen gegeben, sondern das Hauptgewicht ist darauf gelegt, die allgemeinen Gesichtspunkte und Prinzipien auseinanderzusetzen, welche in dem geistigen Leben Europas während dieser Zeit erkennbar sind, und darnach die hervorragenden Erscheinungen und Einrichtungen, sowie die leitenden Persönlichkeiten im Gebiete des Unterrichts und der Erziehung bei den einzelnen Völkern zu behandeln. Aber dieser Versuch, die historischen Erscheinungen als Entwicklungsstufen allgemeiner Prinzipien in möglichst systematischer Folge zu betrachten, gelangt in diesem Teile des Werkes ebensowenig wie in den vorangehenden zu der erforderlichen einfachen und durchsichtigen Klarheit der Darstellung; dazu kommt noch die wortreiche, im Ausdruck nicht selten nachlässige, zu steten Wiederholungen geneigte und den Fortschritt des Gedankens hemmende Schreibweise des Verfassers; dadurch ist der Wert dieser die einzelnen historischen Erscheinungen unter energischer Festhaltung des Bildungsideals beleuchtenden Betrachtung des Bildungsganges vom Standpunkte der Staatsverwaltung und des Staatsinteresses wesentlich gemindert und der Gesamteindruck gestört.

Der die Neuzeit der kontinentalen Staaten Europas beherrschende Gedanke, dafs Bildung und Erziehung der Einzelnen zu den Aufgaben des Staates gehört, begann nach der Reformation zuerst in den evangelischen Städten und Landesteilen Deutschlands Wurzel zu fassen und die Errichtung der Bildungsanstalten auf Grund staatlicher Verordnungen zu veranlassen. Wenn aber der Verf. in einem einleitenden Abschnitt über „die geistigen Faktoren der neueren Geschichte“ in Rücksicht auf die zu behandelnde Periode bereits die Prinzipien des staatsbürgerlichen Bildungswesens in Europa entwickelt und dabei zur Forderung der allgemeinen, unentgeltlichen und nicht konfessionellen Volksbildung fortschreitet, so sind dies moderne Ideen, welche in jenen Jahrhunderten teils erst um Anerkennung kämpfen, teils überhaupt noch nicht hervortreten; die Voranstellung des Prinzips mit allen zum Teil erst nach der Zeit, welche der Schriftsteller kennzeichnen will, gezogenen Konsequenzen ist eher geeignet, zu verwirren, als die Einsicht in die Entwicklung dieses Prinzips im Kampfe mit den entgegenwirkenden Kräften zu fördern.

Luther hat mit voller Klarheit das Interesse des Staates an guten Schulen vertreten; er hat auch bereits auf den Wert der Erkenntnis der Naturgesetze für die Erziehung hingewiesen, noch mehr Melanchthon, welcher Initia doctrinae physicae für das Universitätsstudium verfafste; doch trotz aller Anerkennung des weiten Blickes der Reformatoren kann man dem Verf. nicht einräumen, „dafs sie im entschiedenen Gegensatz zum Tridentinum die Zukunft aller Gesittung nur in der freien Entwicklung der geistigen Arbeit auf allen Gebieten erkannten“. Noch weniger wird das allzu allgemeine Urteil desselben über die der Reformationszeit folgende Epoche den thatsächlichen Zuständen gerecht. Niemand wird in Frage stellen, dafs die Befreiung des Kirchenglaubens vom Banne der Tradition auch die Loslösung der Schule von den beengenden Fesseln kirchlicher Gewalt und die Herrschaft der freien Forschung in allen Wissenschaften im Schofse trug: aber die von den grofsen Reformatoren gelegten Keime entwickelten sich keineswegs so schnell, wie manche Behauptung in dem ersten Hauptabschnitte über „die Reformationsepoche“ oder die Zeit vom Anfang des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts erwarten läfst. S. 68 heifst es: „Von da an (vom 16. Jahrhundert an) erkennen die germanischen Völker, dafs die Elemente der Naturwissenschaften eine im-

manente Bedingung auch der Volksbildung sind und nehmen sie daher auch in ihr Volksschulwesen auf.“ Von solcher Aufnahme der Naturlehre ist aber in dem Abschnitt über das Volksbildungswesen bis zum 17. Jahrhundert S. 227—245 nichts zu finden; in den Kirchen- und Schulordnungen aus der damaligen Zeit wird in bezug auf die Volksschule der Naturlehre überhaupt keine Erwähnung gethan, s. auch K. Schmid, Gesch. der Pädagogik III. Bd. S. 184 ff. Dafs ferner das bald erstarrende Dogmenwesen der protestantischen Kirchenlehre nach kurzer Zeit allen freieren Bildungsbestrebungen denselben Widerstand entgegensetzte, wie die Zensur der katholischen Kirche, hebt Stein in einem Rückblick auf das 16. Jahrhundert selbst hervor (S. 253); daraus folgte notwendig Stillstand in der Besserung des Schulwesens. Indem aber der Verf. das freiere Prinzip des Protestantismus in bezug auf Unterricht und Erziehung der schroffen Haltung der katholischen Glaubenslehre gegenüberstellt, geht er zu rasch hinweg über die Hemmnisse, welche gerade in dieser Geschichtsperiode auch von Seite der evangelischen Orthodoxie den Fortschritten der neuen Ideen in den Weg traten.

Nach Kennzeichnung des geistigen Charakters dieser Epoche wird der Zustand des gelehrten Unterrichts besprochen in der Weise, dafs der Entwicklungsgang der Universitäten als der Stätten des Berufsbildungswesens von dem der Gymnasien als der Vorbildungsinstitute getrennt gehalten wird. Diese aus der systematischen Gliederung entspringende Scheidung erscheint in mehrfacher Beziehung nicht geeignet zu einem vollkommen richtigen Bild der Erscheinungsformen dieser Zeit gelangen zu lassen. Der Mangel einer festen, Universität und Gymnasium scheidenden Grenzlinie, den die Geschichte des höheren Unterrichts in Deutschland für diese Zeit aufweist, führt den Historiker notwendig dazu, die beiden Bildungsgebiete einheitlich zu erfassen und darzustellen, und wie können vollends die englischen Universitäten, deren Verfassung und Lehrgang die Rücksicht auf künftigen Beruf so wenig kennt, wie der Verf. selbst wiederholt ausführt, einem Abschnitt über das Berufsbildungswesen eingereiht werden? Die Entwicklung des Unterrichtswesens in England, welches in seiner Unabhängigkeit von der Staatsverwaltung an das Altertum erinnert, widerspricht auch der Theorie des Verf.'s von der vornehmlichen Neigung des germanischen Geistes die Bildung der Einzelnen zur Staatssache zu machen. England dient zum Beweise, dafs der Protest des germanischen Geistes gegen die Übermacht der Kirche keineswegs das Eintreten der Staatsgewalt in die Erbschaft der Kirche in bezug auf Unterricht und Erziehung in sich schliefst; umgekehrt zeigen die verdienstlichen Ausführungen über die Universitäten in Frankreich, welch bedeutenden Einflufs damals bereits der Staat auch in romanischem Gebiete wenigstens auf die Organisation der Hochschulen gewann. Aber mit Hilfe der Jesuiten gelang es der Kirche bald wieder, in allen katholischen Ländern, insbesondere auch im katholischen Deutschland, die staatlichen Gewalten aus dem Unterrichtsgebiete fast gänzlich zu verdrängen; so kam es, dafs trotz des Rückgangs auch der staatlichen Bildungsanstalten des evangelischen Deutschlands in diesem Zeitraum doch diese allein sich die Fähigkeit des Fortschritts bewahrten.

Der zweite Hauptabschnitt dieses Bandes behandelt den Zeitraum vom dreifsigjährigen Krieg bis zum 19. Jahrhundert. Sehr allgemein gehaltene Betrachtungen über den Gegensatz der europäischen Wissenschaft zum Dogma der Kirche, über die den einzelnen Nationen eigentümlichen geistigen Bestrebungen, endlich über den neuen Humanismus — darunter versteht der Verf. die Entwicklung der neuen Staatswissenschaft seit Hugo Grotius — bilden den I. Teil dieses Abschnittes. Der Umfang des hier

eingeflochtenen „Stückes europäischer Rechtsgeschichte“ S. 272—315 steht jedenfalls nicht im Verhältnis zum übrigen Inhalt und ist wohl auf Rechnung der Vorliebe des Autors für seine Berufswissenschaft zu schreiben. Im übrigen würde die Einsicht in die Einwirkung jener geistigen Zeitströmungen auf den Zustand des Unterrichts und der Erziehung besser gefördert worden sein, wenn dieselben in engeren Zusammenhang mit der im II. Teil folgenden Darstellung des Bildungswesens gebracht worden wären. Der hier behandelte Stoff ist aufserordentlich mannigfaltig: Der Kampf mit den Jesuiten, Fénelon und Rousseau in Frankreich; der Pietismus, Basedow und Pestalozzi in Deutschland; die französische Akademie; die englischen und französischen Universitäten und Kollegien; die Entwicklung der deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert; die Aufnahme des Unterrichtswesens in die staatswissenschaftlichen Schriften eines Bezold, Couring, Seckendorf; die äufsere und innere Geschichte der Universitäten, das Gymnasium und die Realschule in Deutschland; die Geschichte der deutschen Volksschule und die Förderung des Volksschulwesens durch Friedrich II. und Joseph II.; die Aufklärung des 18. Jahrhunderts — all das zieht in bunter Reihe, aber eingezwängt in die eigentümliche systematische Gedankenfolge des Verf.'s, an dem Leser vorüber. Der Wert einer solchen kursorischen Behandlung der verschiedenartigsten Erscheinungen ist sehr zweifelhaft. Zum Beweise beschränken wir uns der Kürze wegen auf ein Beispiel. Von durchgreifender Bedeutung für die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Deutschland während dieser Epoche war die hauptsächlich von Gesner, Heyne und Ernesti vertretene Auffassung der Altertumsstudien; jede Geschichte des Bildungswesens mufs dazu in eingehender Weise Stellung nehmen; dem Verf. lag dies umso näher, als er so gern gegen das Übermafs der sprachlichen Ausbildung in unseren Gymnasien polemisiert; er findet sich aber damit S. 462 mit einer Verweisung auf R. (sic.) Langes Werk ab, indem er seine Leser über das Wesen der reformierenden Richtung jener bedeutenden Männer durchaus im Unklaren läfst.

Die breite Anlage des Stein'schen Werkes führte dazu, die verschiedensten Gebiete zu streifen, wobei notwendig die Gründlichkeit Einbufse erleiden mufste; den fortschreitenden Einflufs des Staates auf das Unterrichtswesen in der neueren Zeit auf Grund umfassender Kenntnis des geistigen Lebens und der Bildungsbestrebungen der Völker zu verfolgen, wäre eine hochinteressante Aufgabe für sich; der Beitrag, welchen das vorliegende Buch zur Lösung derselben liefert, ist immerhin verdienstlich.

Hof. J. K. Fleischmann.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

C. Julii Caesaris commentarii de bello gallico. Nebst Schulwörterbuch von Otto Eichert. Breslau. J. U. Kern (Max Müller). 1 *M.* 80 *ℌ*. Text 4. Auflage. 1880. einzeln 60 *ℌ*; Wörterbuch mit einer Karte. 6. revidierte Auflage. 1885. einzeln 1 *M.* 20 *ℌ*. Wie der Verf. im Vorwort erklärt, ist bei sorgfältiger Durchsicht hie und da der Ausdruck gebessert, die Bedeutungen sind zweckmäfsiger geordnet und die Abweichungen Holders berücksichtigt. Durch diese notwendige Änderung pafst allerdings der Text

nicht mehr ganz zum Lexikon; so 1,17 bei praestare; 1,25 bei spatio; 4,10 Nantuatium; 7,3 Cotuato und Gutruato; 7,61 Melodunum und Metiosedum. Der Druck ist gut; ein unrichtiges Citat scheint unter itaque zu stehen.

G. Böhme, Thucydides Buch III und IV. 4. Aufl. besorgt von S. Widmann. Die Anmerkungen sind in der bekannten kurzen und prägnanten Fassung gegeben, aber bei einem so gedankenreichen und schwierigen Autor wie Thucydides selbst für eine Schulausgabe zu knapp und unzulänglich. Dies macht sich besonders bei den vorzüglichen Reden dieser zwei Bücher in auffälligem Grade fühlbar, wo vor allem ein Hinweis auf den rhetorischen Bau und die Gliederung derselben ungern vermifst wird.

J. Classen, Thucydides 8. Buch. 2. Aufl. Dem greisen Verfasser war es in seiner Mufse noch gegönnt, die 2. resp. 3. Aufl. seiner vortrefflichen Schulausgabe des Thuc. selbst zu besorgen und mit diesem Bändchen den glücklichen Abschlufs derselben zu erleben. Überall zeigt sich auch in dem vorliegenden Buche die nachbessernde Hand des gewiegten Kenners. Von besonderem Interesse sind (wie die zu Athen gefundene Marmorplatte, welche den Vertrag Thuc. V 47 enthält) die Fayumreste einer Thucydideshandschrift zu cap. 91 und 92, welche im Anhang nach Wesselys Mitteilung (cfr. Wiener Studien VII. B.) in getreuer Copie abgedruckt sind. Leider sind dieselben aber so fragmentarisch, dafs sie auf die Klärung der Streitfrage über die Textrezension der codices in den letzten Büchern des Thuc. (vergl. die Vorbemerkungen des Verfassers p. XV.) kaum von Einflufs sein können.

Masius, deutsches Lesebuch. 1. T. für untere Klassen. 10. Aufl. 1884. 2. T. für mittlere Klassen. 8. Aufl. 1885 (Halle, Waisenhaus). Beide Bände sind im Vergleich zu den unmittelbar vorhergehenden Ausgaben völlig unverändert geblieben.

Linnig, deutsches Lesebuch. 1. T. für untere Klassen. 7. Aufl. Paderborn und Münster (Schöningh). 1885. ℳ 2,60. Der Umfang des Buches ist in der neuen Auflage derselbe geblieben, dagegen wurden einzelne Abteilungen des Buches um einige Nummern vermehrt, aus anderen wurden Lesestücke ausgeschieden. Die geringen Veränderungen sind im Inhaltsverzeichnis so genau verzeichnet, dafs beim Unterricht keine erhebliche Störung zu befürchten ist.

K. A. J. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik. 11. Aufl. besorgt von Chr. Fr. Alb. Schuster. Halle, Grosse. 1885. ℳ 1,80. Die hauptsächlichste Neuerung der 11. Aufl. dieses längst als gut anerkannten Buches besteht darin, dafs die Rechtschreiberegeln nach den preufsischen Vorschriften umgearbeitet wurden; aufserdem wurde das orthographische Wörterverzeichnis durch eine grofse Zahl gebräuchlicher Fremdwörter erweitert. Die 9. Aufl. der Grammatik ist im 12. B. dies. Bl. angezeigt worden; die dort erwähnten Besonderheiten finden sich auch in der neuen Auflage wieder; nur wird nicht mehr die Form „läd“ (v. laden) gelehrt, offenbar weil das preufsische Regelbuch „lädt“ vorschreibt.

Hildebrand, Whatelys Grundlagen der Rhetorik. Gotha. Perthes. 1884 ℳ 4. Eine Übersetzung der Elements of Rhetoric von Rich. Whetely, weil. Erzbischofs von Dublin. Das Handbuch ist (nach dem Vorwort) „überall, wo die englische Sprache gesprochen wird, als Lehr- und Handbuch eingeführt worden.“

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erd- und Länderkunde, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. I. Band, Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pockorny. 39.—47. Lieferung à 90 ₰. Das hochinteressante Werk wird jetzt nach nur wenigen Lieferungen abgeschlossen sein. Die vorliegenden Lieferungen zeigen gegen die älteren Auflagen der „allgemeinen Erdkunde" eine bedeutende Erweiterung des Stoffes in teilweise modifizierter Anordnung. Sowohl die Chronologie, als auch die Anthropologie haben sich dem Umfange nach mehr als verdreifacht. Zahlreiche Abbildungen sind dem lichtvollen Texte zur Erläuterung und Vervollständigung beigegeben. Sehr schöne Stahlstiche und Karten und auch ein prächtiges koloriertes Bild schmücken die neuen Lieferungen. Jedoch sind die Blumen auf dem Farbenbild im Verhältnis zum Hintergrunde etwas zu grofs ausgefallen. — Die Anthropologie ist unter Benützung eines Manuskripts von Dr. Hartmann in Berlin ausgearbeitet. Auch hier finden wir keine Überhebung, welche so oft in populären Werken Hypothesen zu Gewifsheiten stempelt; und die mit Recht noch sehr vielen Leuten unsympathische Lehre von der Abstammung des Menschen aus dem Tierreich ist mit grofser Vorsicht und fast ablehnender Haltung kurz vorgetragen. Um so eingehender in Wort und Bild dargestellt erscheint die Charakteristik der wichtigsten Menschenrassen.

Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Professor Wilh. Pütz. 20. verbess. Auflage, bearbeitet von F. Behr, Prof. an der k. Realanstalt zu Stuttgart. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1885. In diesem Buche liegt ein dem Bedürfnisse dieses Unterrichtes trefflich angepafstes und typographisch gut ausgestattetes Lehrmittel vor. Eine kurze Durchsicht genügt, um zu erkennen, dafs es sich hier wirklich um vergleichende Erdbeschreibung handelt, durch welche nicht wenig dazu beigetragen wird, den früher erlernten Lehrstoff vor dem Schicksale zu bewahren, im günstigsten Falle als totes Material im Kopfe aufgespeichert oder in Bälde völlig vergessen zu werden. Im I. Abschnitte bietet der Verfasser einen kurzen Abrifs der allgemeinen Erdkunde, der von dem Schüler leicht verstanden und verarbeitet werden kann, dem Lehrer aber noch genügenden freien Spielraum zur Ausfüllung der kurz skizzierten Grundzüge läfst — für den Unterricht in der V. Klasse ein willkommenes Hilfsmittel. Der II. Teil, in welchem die oro-hydrographischen Verhältnisse der Weltteile in musterhafter Weise klargelegt werden, erfreut den Kenner von Daniels grofsem geographischem Werke die weise Benutzung des dort gebotenen Materials. Besondere Hervorhebung verdient dabei die in §§ 62—65 gegebene Darstellung der Gebirge und Wassersysteme Mitteleuropas. Dafs bei der Topographie neben manchem unnötigen Beiwerke auch bei der Mehrzahl der Städte die Angabe der Einwohnerzahlen in Wegfall gekommen, ist nur zu billigen. Aber auch in diesem Abschnitte ist das Bestreben überall zu erkennen, eine klare Einsicht in die Bodengestaltung der einzelnen Länder zu verschaffen, die durch so treffliche Kartenwerke wie z. B. von Gäbler und Diercke nicht wenig gefördert wird. Nicht unerwünscht ist auch eine kurze Anleitung zur Aussprache der fremdsprachlichen Namen. Schade übrigens, dafs eine ziemlich grofse Anzahl von Verbesserungen nötig geworden ist, wenn sich dieselben auch im wesentlichen nur auf Zahlenverhältnisse beziehen.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Steinmüller z. Stdl. für neuere Sprachen in Würzburg; Dr. K. Krumbacher Ass. am Ludwigsgymn. in München z. Stdl. daselbst.

Quiesciert: Professor Kaspar Schelle in Kempten für immer; Dr. Trautmann Stdl. für neuere Sprachen in Würzburg temporär; Subr. Laible in Nördlingen für immer.

Gestorben: Reger, Studienrektor in Passau.

Druck von H. Kutzner in München.

Druck von H. Kutzner in München.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

4. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des IV. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den derzeitigen 2. Vorstand Prof. Einhauser in München (Quaistr. 1/4) oder an den Kassier Studienlehrer J. Nicklas (Hildegardstr. 1a/3) wenden; alle die Redaktion der Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen betreffenden Zuschriften sind nunmehr an Prof. Adolf Römer (Heſsstr. 14/3) zu richten.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Jubiläumsfeier von Professor W. v. Christ.

Am 10. Dezember 1885 waren es 25 Jahre, dafs Herr Dr. W. v. Christ zum Professor der klassischen Philologie an der Universität München ernannt wurde. Diesen Tag wollten die gegenwärtigen und früheren Mitglieder des k. Philol. Seminars nicht vorübergehen lassen, ohne dem gefeierten Lehrer und Gelehrten einen kleinen Tribut ihrer Dankbarkeit zu zollen. Am Vormittag des 10. Dezember begab sich eine Deputation bestehend aus Hrn. Privatdocenten Dr. Sittl, dem Senior des Seminars Hrn. Knoll, dem gepr. Lehramtskand. Hrn. Menrad und einem Vertreter des Philol. Vereines Hrn. Lieberich in die Wohnung des Jubilars, um die offiziellen Glückwünsche darzubringen. Von Seiten des Seminars wurde ein künstlerisch ausgestattetes Album übergeben, enthaltend über 200 Photographien solcher Herren, welche unter Herrn v. Christ Mitglieder des Seminars waren oder noch sind. Herr Kustos Dr. Wilhelm Meyer aus Speyer, Herr Oberbibliothekar Dr. Brambach, sowie Professor Roemer überreichten wissenschaftliche Gaben. Dr. Sittl übergab eine Adresse aus Smyrna, angeregt von Hrn. Paranikas, dem Mitherausgeber der Anthologia Christiana.

Fast gleichzeitig mit dieser Deputation war eine solche von den in München weilenden Griechen eingetroffen, an deren Spitze der Archimandrit Hr. Spiliotopulos im Ornat sich befand. Auch sonstige mündliche und schriftliche Gratulationen trafen in grofser Anzahl ein.

Die Räume des Philol. Seminars, der Stätte, an welcher v. Christ am liebsten weilt, waren für diesen Tag festlich dekoriert und gleichsam in einen Lorberhain verwandelt. Der Gefeierte, bei seinem Eintritt sichtlich gerührt über die sinnige Aufmerksamkeit, dankte in herzlichen Worten und verbreitete sich dann, statt seine Vorlesung über Metrik fortzusetzen, in längerer Rede über die Erlebnisse

und Ziele seiner akademischen Thätigkeit. — Ferner sei noch erwähnt, dafs der an der Universität bestehende Philol. Verein bei seinem am 16. Dez. 1885 gefeierten Stiftungsfeste als Gabe zum Jubiläum v. Christ's eine Büste seines Lehrers Leonhard v. Spengel widmete.

Am Jubiläumstage selbst übergab Hr. Menrad das folgende Gedicht, das wegen seiner gelungenen und launigen Abfassung in weiterem Leserkreise bekannt zu werden verdient.

'Ραψῳδία εἰς τὴν Χριστίου τοῦ Ὁμηρικοῦ εἰκοσιπεντετηρίδα.

Αὐτὰρ ὁ ποιητὴς δακρυρροϝέεσκε κεκυφώς
ἐν μακάρων περ ἐὼν ἀγύρι τετιημένος ἦτορ.
ἄλλους μέν ῥα θεοὺς ὅ γε λάνθανεν, οὔτοι Ἀθήνην,
αἰεὶ τῇ περὶ κῆρι φίλος χορὸς ἔπλετ' ἀοιδῶν·
καί ῥα τότ' οἴη γνῶ πολυϝιδρείῃσι νόοιο
καινὸν ὅ ϝοι πένθος κραδίην μεγαλήτορα δάκνοι.
αἶψα δὲ μειδιόωσα φίλον πατέρα προσέϝειπεν·
Ὦ πάτερ ἡμέτερε μουσηγέτεω τε Λυκείου,
ἦ ῥά νύ μοί τι κλύοις; τέκεος δέ σε ϝοῖδα φίλοιο
οὐκ ἀλεγιζόμενον, οὐδ' ἥν σοι ἀπηνέα ϝείπω·
τοιγὰρ ἐγὼ ϝερέω ὅ τι νῦν μεο θυμὸν ὀρίνει.
ἄλλοι μὲν ποιηταὶ ὅσοι ναίουσιν Ὄλυμπον
πὰρ ποτὸν ἀμβρόσιον ῥέϝια ζώουσιν ἅπαντες,
συμφώνοισ' ὕμνοισιν ἀείδοντες κλέϝος ἀμόν·
οἶος τῶν ἀπάνευθε καθῆσται θέσπις Ὅμηρος
σκυζόμενος θυμῷ· πρὶν δ' αὖτ' ἐξήρχετο μολπῆς
ἄλλοισ', ἣ θέμις ἔσκεν· ὁ γὰρ βασιλεύει ἀοιδῶν.
τὴν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη μουσηγερέτα Ζεύς·
Ὦ τέκος, ὡς τὸν ἐν ἄμμιν ἀτερπέα μῦθον ἔϝειπας·
εἷς γὰρ ἀνὴρ πάντων ἀντάξιός ἐστιν ἐκεῖνος,
τῷ χρή ϝ' ἡσύχιον γηθήμεναι ἤματα πάντα.
ἀλλ' ἄγε μοι τόδε ϝειπέ· τίς ὀργὴ νῦν ϝε κατέσχεν;
χθιζά που ἠὲ νέον; τίς ἀνιᾷ κερτομίοισιν;
ἦ τεῳ ἀθανάτων ἐπιμηνίει εἵνεκα λωβῆς;
ἦ μιν ἀοιδὸς ἀνὴρ σοφίης πολυήρατον ἄνθος
μέλλει ἀφαιρήσειν; πουλύζηλοι δέ τ' ἀοιδοί.
μέμνημαι τόδε νεῖκος ὁμίϝιον οὐρανόμηκες,
ὥς ποτ' Ἀριστοφάνης ϝέπεσι ξυνέηκε μάχεσθαι
Εὐφοριωνιάδην Εὐριπίδιόν τ' ἐπίτριπτον·
τῶν ὑπ' ἐριζόντων ἀμφιβρυχᾶτ' Ἄιδος δῶ.

ὀψὲ δὲ τῆς μεγάλης ἔριδος μόγις ἐσβήκει φλόξ.
τὴν καὶ νῦν δείδοικα ἐπεσσυμένην ἐφ' Ὅμηρον.
τὸν δ' αὖτε προσέφης, μουσοτρόφε Παλλὰς Ἀθήνη·
Τοιγὰρ ἐγὼ ϝερέω, σὺ δ' ἄκος φράσαι ὅττι πόρω ϝοι.
οὔτε τῳ ἀθανάτων ἐπιμηνίει εἵνεκα λωβῆς,
οὔτε ϝ' ἀοιδὸς ἀνὴρ σοφίης πολυήρατον ἄνθος
μέλλει ἀφαιρήσειν· τίει δέ ϝε πᾶς ἐν Ὀλύμπῳ·
ἀλλ' ἐφ' ἀμαυροβίους καθορώμενος ἄχθεται ἦτορ,
οἷά μιν αἰσχρὰ δρῶσ', εὐϝεργέα τοῖα παθόντες.
Γραμματικῶν δὲ γένος τι παρ' ἀνθρώποισι καλεῖται,
μουσεχθές, τῶν οὔ ποτέ τις ῥέϝα δεῦρ' ἀφικάνει,
βιβλί' ὀπιπεῦον, χαλκέντερον, ἀπροσόμιλον.
οἵ δ' ἄρ' ἐρευνῶντες γλυκέην βόσιν ἠύτε γῦπες
Μαιονίδεω ϝεπέων εὗρον μέγα σῶμα τανυσθέν,
ζῳόν, ἔτ' ἀσθμαῖνον, ὀλίγος δ' ἔτι θυμὸς ἐνῆεν
γῆρα' ὑπὸ Κρονίῳ, κονίη δ' ἐπενήνοθ' ὕπερθεν
θεσπεσίη, τήν περ ξύναγον τρισχίλιοι ὧροι.
αὐτίκα δ' ἐμβεβαῶτες ἀϝεικέα μηχανόοντο
μυρίοι, οὐδέ τις ἔσκ' ἀθυροστομέοντας ἀλέξων.
πρῶτος ἄρ' ἐξ ἁλὸς ἦλθεν, ὅς οὔτινα φησὶν Ὅμηρον
ἔμμεναι οὐδὲ γενέσθαι, ἐποτρύνων μέγα ϝέθνος·
οἱ δὲ διαῤῥαῖσαί ϝε, λύκοι ὣς ϝάρν', ἐθέλουσιν.
δεύτεροι ἐμπίπτουσιν οἰόμενοί τι φέρεσθαι
ἢ κλέϝος ἠέ τι κέρδος, ἀφεστᾶσιν δὲ λαβόντες.
ἄλλοι δ' ὡς ἔϝιδον κονίην καὶ λῦμ' ἀπέραντον,
τό ϝοι ἐπαμφέχεϝεν πουλὺς χρόνος ἠδ' ἀμέλεια,
οὔ τι καθαίρουσιν, χαίρουσι δὲ μικρολογεῦντες.
ἰητροὶ δ' ἄλλοι δοκέουσι δαήμονες εἶναι
καὶ στίζειν πειρῶσ' ἰδὲ τεμνέμεν· ἦ τε μανέντες
ὀπτῶσιν ϝέπε' ἐν ὀβέλοισ', ἄλλοισι δὲ πολλοῖς
δραπετίδησιν ὁμῶς ἐγκαίουσιν μέγα σῆμα.
ἆ δεινὸν δρασείει ἀνὴρ νέον, οὐχὶ γελαστόν,
ὅς μελεϊστὶ ταμὼν μελέου διὰ κῶλα κεδάσσαι
στεῦται, ὃ δὲ ζεέμεν βόλεται συμφυρέμεναί τε
παῦρα μὲν ὅσσα λέλειπτο· τὰ πολλὰ δὲ δὴν ἔϝριπτο·
νήπιος, οὐδὲ τὸ ϝοῖδεν, ὅσῳ πλέον ἥμισεος πᾶν.
ἄλλος δ' αὖ δύστηνον ἐλωποδύτησε νεωστί
ϝεῖμ' ἀφελὼν γεραρόν, τὸ Ποσειδάων ϝοι ἔδωκεν
πορφύρεον, σεμνόν τ', Ἰακοῖσι δὲ κύμασι βάψεν·

ἀντὶ δὲ τοῦ γ' ἔλιπε ϝράκος αἰόλον αὐτοπόητον
Μαιονίδῃ, τριβακόν, τό περ αὐτὸν χρὴ περιθέσθαι.
ἄλλα δ' ἄν, ὅσσα κακὰ ϝρέζουσι, τίς ἂν καταλέξαι;
ἐχθρόν μοι τὸ πάλαι. ὁ δὲ μηνίει, αὐτὸς Ἀχιλλεύς,
σιγῇ νόσφι θεῶν· πᾶν δὴ φθινύθει κλέϝος ἄμμιν.
τὴν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη μουσηγερέτα Ζεύς·
ἦ δὴ λοίγια ϝέργα, φίλον τέκος, ἐξονομάζεις,
οἷα βροτοὶ τολμῶσιν· ἀνήκεστον τό κεν εἴη
πῆμ', εἰ μὴ παιήον' ἄφαρ πέμψωμεν Ὁμήρῳ,
χρηστὸν ἀτάρβητόν τε, διορθωτῆρα γενέσθαι.
φράζεο, Τριτογένεια, τίς ἂν πολὺ φέρτατος εἴη
Μαιονίδαο βοηθός· ὁ δ' αὐτίκα τοὺς κακοϝέργους
τινέσθω μετὰ σεῖο ϝεπεσβολίης ἕνεκα σφῆς.
τοῦ σε στήθεσι φημὶ μένος πολυθαρσὲς ἐνήσειν
ἄφθιτον ἀκάματόν τε· βροτῶν δὲ μινυνθαδίη ϝίς.
τὸν δ' αὖτε προσέφης, μουσοτρόφε Παλλὰς Ἀθήνη·
τῶς ϝέρξω, Κρονίδη, σάφα ϝίσθι τόδ', ὡς σὺ κελεύεις.
ἦ ῥα καὶ αἰγίδα ϝοι σοφίης περιϝέσσατο κόσμον,
βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων γηθοσύνῃ κῆρ.
στῆ δ' ἐν Μουναχίῳ καὶ Χριστίου ἵκετο δῶμα,
Χριστίου εἰς ἱερὸν τὸ φροντιστήριον ᾖε
λάθρῃ· ὁ δ' αὖ ϝεπέων πέρι ποιητᾶο μερίμνα,
τάφρον ὁμῶς Ξάνθου τε ῥοϝὰς Λυκίους τε διώκων·
τῷ ῥα μεριμνάοντι παρέστη Παλλὰς Ἀθήνη,
οἴῳ φαινομένη· τὸν δ' οὐ λάθεν, οὐδέ ϝε τάρβος
εἷλε θεᾶς· θαμὰ γὰρ καὶ πρὶν πωλέσκετο κεῖσε
εὐφραίνουσα κατ' ἦμαρ ἰδ' ἐννύχιον μελετῶντα·
ἀλλά σε θαρραλέως προσέφη, μουσοτρόφε Παλλάς·
τίπτε μ', Ἀθηναίη, ἐπιτάρροθος, εἰλήλουθας;
τὸν δ' ἀπαμειβομένη προσέφης, Διὸς ἐκγεγαυῖα·
ἦλθον ἐγὼ παύσουσα τὰ πήματα Μαιονίδαο,
ὅς τε μετ' ἄμμιν ἐὼν ἀκαχημένος οἶος ἀλᾶται
αἰὲν ἀμαυροβίους ἐφορώμενος, οἷά μιν αἰσχρὰ
δρᾶν νῦν πειρῶνται, εὐϝεργέα τοῖα παθόντες.
ϝοῖσθα, τίη σοι ταῦτα διηνεκέως ἀγορεύω;
παῦροι γὰρ πέπνυνται, ὁ δ' ἔξοχα Πετροπολίτης.
Ζεὺς δέ μέ σοι προέηκεν· ἐγὼ δὲ σὲ φημὶ μάλιστα
χρηστὸν Μαιονίδαο διορθωτῆρα γενέσθαι.
Χρίστιε πουλυδαές, ἀκριβές, ἀριστοτέλειε,
Ἑλλάδος ἀρχαίης πάσης τηλέκλυτε ϝίστορ,

μετροσόφος, ἐπεὶ ἄλλοι ἄμετροι φιλολογεῦσιν,
ὄρσεο, Μαίονος υἱὲ φάος γένευ· αὐτὸς ἔφη γὰρ
πύργον ποιητῇσι σέ γ' ἔμμεναι. οὐδ' ἄρ' ἔγωγε
σοὶ μένος ἐμβαλέω· ἔτι σοὶ μένος ἔμπεδόν ἐστιν
ἄφθιτον ἀκάματόν τε, μεσαιπολίῳ περ ἐόντι.
ἡ μὲν ἄρ' ὣς ϝειποῦσα πάλιν κίε Παλλὰς Ἀθήνη.
αὐτὰρ ὅ γ' αὐτίκα ϝέργον ἐφωρμᾶτ', ἔνθεος ἀνήρ,
τό ϝοι ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη.
ἠύτε ϝίδρις ἀνήρ, ὃς τεκτοσύνῃσι κέκασται,
σαθρὸν ἀνορθῶσαι δόμον ἀθανάτων ἐπιχειρεῖ,
πρόκλυτον, ᾧ πέρι κεῖται ἐρείπια χῶμά τ' ἄπειρον,
ἔκ τὰ καθαίρει πρῶτον, ἔπειτα δέ τ' εὖ διακρίνει
μοίρας ἀρχαίας τε παροικοδόμημά τε νηοῦ·
τὰς μὲν ἄρ' ἀλλέξας, τὰ δ' ἀπόπροθεν ἄλλ' ἐπαγείρας
καινὸν ἀνέστησεν πολυδαίδαλος ἱερὸν αὖθις
τοῖον ὃ πρὶν καὶ ἔεν· τὸ δὲ λάμπει θαῦμα βροτοῖσιν
ὡς πρότερον, μέγ' ἄγαλμα θεῷ, μέγα τέκτονι κῦδος·
ὣς καὶ Ϝιλιάδος ϝεπέων πᾶν λῦμα καθήρας
κεῖνος, ἃ γνήσι' ἐόντα παλαιά τε ῥήματ' ἀνέγνω,
πάντ' ἄρ' ἀνώρθωσεν, κίβδηλα δὲ πάντ' ἀπέκρινεν,
εὖ καὶ ἐπισταμένως, σημεῖα σαφέστατ' ἐφευρών.
προφρονέως δ' ἴθυσε ϝέπος πολύμετρον Ὁμήρου,
εὖτε κυβερνήτης φρονιμώτατα νῆ' ἰθύνων
φεύγει βένθος ἅπαν τούς τε σκοπέλους παρελαύνει·
ὣς ὁ διώρθωσεν καὶ ἀριστοτέλεσσεν ἅπαντα.
αὐτὰρ ὅ γ' εἰσορόων ἐχάρη μέγα θυμὸν Ὅμηρος
μειλίχιον γελάσας, καὶ ἐπεύξατο χεῖρας ἀνασχών·

Ζεῦ πάτερ ἡμέτερε καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον,
εἰ δή ἀοιδιάων ὔμμιν ποτε θυμὸν ἔθελξα,
νῦν δότε μοι τόνδ' ἄνδρα πανόλβιον ἤματα πάντα
ζωέμεν εὐτυχίης τε λαχεῖν μετὰ ϝοῖσι φίλοισιν.
φασί ϝε δὴ τελέσαι νῦν πεντεϝετηρίδα πέμπτην
πᾶσαν ἐπιστήμην πύκα παιδεύσαντα μαθητάς·
οἱ δὲ χάριν ϝίσασι, πατὴρ δ' ὣς ἤπιός ἐστι·
τῷ δεκάτην ϝε τελεῖν δότε πεντεϝετηρίδ' ἄνουσον,
τίμιον, εὐφρόσυνον, νικῶντά τε τοὺς φιλομώμους.
ὣς ἔφατ' εὐχόμενος· τοῦ δὲ κλύον Οὐρανίωνες.

München. Jos. Menrad.

Über Umfang und Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am humanistischen Gymnasium.

II. Teil.[1])

Mit Vorstehendem hätten wir kurz angegeben, wie wir uns Umfang und Gang des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium denken. Gewifs wird mancher Kollege sagen: Ich halte ja einen derartigen Unterricht für recht nützlich, aber von seiner Notwendigkeit kann ich mich nicht überzeugen; für diejenigen, welche Medizin studieren wollen, mag eine solche bestehen, wenn die naturwissenschaftlichen Prüfungen zeigen, dafs sogar „bessere Gymnasialabiturienten Monate und selbst Semester verwenden müssen, nur um sich die Methoden des naturwissenschaftlichen Sehens und Denkens anzueignen"[2]); für die anderen aber möchte er entbehrlich, oder doch seine Fortführung durch alle Klassen eine viel zu weitgehende Forderung sein. Solchen möchten wir nachstehend vorführen, was ausschlaggebend geworden ist für unsere Überzeugung, dafs das Gymnasium heutzutage sich nicht mehr begnügen kann, seinen Schülern lediglich die antike Auffassung des Menschlichen zu vermitteln, sondern auch den Menschen der modernen Wissenschaft aufnehmen und Anleitung geben mufs, die in den Schöpfungen des Altertums uns entgegentretende gleichsam unbewufste Erfassung der geistig-körperlichen Einheitlichkeit des Menschen, der jene ihre harmonische Abrundung verdanken, an der Leuchte der heute kritisch begriffenen psycho-physischen Harmonie verstehen zu lernen,[3]) und was bei der Bestimmung von Aufgabe und Umfang des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium in erster Linie uns geleitet hat.

Das Gymnasium will seinen Zöglingen jene geistige Reife geben, die zur Aneignung der Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens, zunächst zum Studium der Philosophie nötig ist. Was letztere betrifft, so hatte sie bislang das gedoppelte Ziel im Auge, einerseits die Gesamtheit der Erkenntnis zu umfassen, anderseits die moralische Welt durch die Lehre von den Zwecken des Menschen zu beherrschen. Mit ihrer zweiten Aufgabe, als Teleologie des menschlichen Lebens, tritt sie aus der Reihe der Wissenschaften heraus und stellt sich neben die Wissenschaft und die Kunst und

---

[1]) vgl. Heft 2 u. 3. S. 81—98.
[2]) Kekulé a. a. O. S. 23.
[3]) vgl. A. Wernicke, Das Prinzip der psycho-physischen Korrespondenz. Kosmos 17. Bd. S. 401.

neben den Glauben des Gemütes als eine selbständige und eigenartige Hervorbringung des menschlichen Geistes.[1]) Ihr erstes Ziel anlangend, so bilden das wahre System der Wissenschaft in einem bestimmten Zeitabschnitte die jeweiligen Resultate sämtlicher Wissenschaften selbst. Eine solche Anschauung mufste den Alten natürlich fremd sein, da sie, wenn man von Mathematik absieht, eine eigentliche Wissenschaft nicht hatten; ihnen war daher die Philosophie so recht der Ersatz für die fehlende Wissenschaft. Auch als im 17. Jahrhundert die moderne Wissenschaft erstand, dauerte jene griechische Form der Wissenschaft, die Philosophie, daneben noch immer fort, berührte sich sogar in der mannigfachsten Weise mit ersterer und führte so zu den hybriden Bildungen, die wir als die Systeme der neueren Philosophie kennen. Heutzutage geht die Philosophie als Erkenntniswissenschaft von der Thatsache des Bewufstseins der Empfindung aus, untersucht statt der Dinge den Verstand, der die Dinge erkennt, statt der Erscheinungen ihre Bedingungen im Bewufstsein des Menschen, bestimmt die Grenzen des Erkennens und schafft eine gemeinsame erkenntnistheoretische Unterlage für die einzelnen Wissenschaften. Sodann sammelt sie die Ergebnisse letzterer, um sie nach den erkenntnistheoretisch gewonnenen Gesetzen kritisch zu bearbeiten, und sucht möglichste Einheit des Wissens herzustellen.[2]) Wenn sie somit die Wege zeigt, die zum Wissen führen, den einzelnen befähigt, seinen Platz auf dem Felde der wissenschaftlichen Arbeit zu suchen und zu finden, sowie den einzelnen positiven Disziplinen gegenüber die allgemein-wissenschaftliche Bildung vertritt, so leitet diese Wissenschaft der Wissenschaften wohl richtig das akademische Studium ein. Nun kann doch kaum jemand ohne psychologische Schulung, ohne Kenntnis von Herkunft und Wesen der Empfindungen an eine Wissenschaft herantreten, welche „die Thatsache, dafs alle gegenständliche Vorstellung aus dem Bewufstsein der Empfindung abgeleitet ist, zu ihrem Prinzip und Ausgang hat“.[3]) Es möchte leicht der gröfste Teil der Zeit, die dem philosophischen Studium gewöhnlich gewidmet wird, verfliefsen, bis er sich nur einigermafsen in einer ihm gänzlich fremden Denkweise zurecht gefunden hat. Auch einer, der das Studium der Philosophie mit einem bestimmten „System“ anfangen wollte, würde schwerlich besser daran sein; denn abgesehen von anderen Schwierigkeiten gewinnt

[1]) Riehl a. a. O. S. 49 u. 50. Man vergleiche für das Nachfolgende daselbst auch S. 15, 18, 37 u. 38.

[2]) Man vergleiche hiezu auch die Besprechung von W. Wundts Logik durch Wernicke im Kosmos 16. Bd. S. 138 ff.

[3]) Riehl a. a. O. S. 39.

ja die Systemphilosophie ihr „Prinzip“ eben auch nur aus erkenntnistheoretischem Fond. Es müfste demnach, wenn das Gymnasium es ablehnte, psychologische Unterweisung zu geben, eine Lücke in der Vorbildung zum akademischen Studium entstehen, die auszufüllen die Universität wohl nie übernehmen wird. Hat es aber das Gymnasium einmal auf sich genommen, für die Wissenschaft der Erkenntnis durch psychologisch-logische Schulung seine Zöglinge vorzubereiten, so mufs doch wohl bei der Philosophie, wie sie heutzutage auf Universitäten vorgetragen wird, und bei der Psychologie, in der das Gymnasium unterweist, der Ausgangspunkt derselbe sein, beide müssen dieselben Fundamentalsätze aufweisen. Darum kann für die Zwecke des Gymnasiums nur die Psychologie auf somatisch-physiologischer Grundlage, nur die Psychologie als Naturwissenschaft in betracht kommen, und die Bekanntschaft mit ihr ist für den Gebildeten um so unabweisbarer, als man schon anfängt, auf psychologischer und geschichtlicher Grundlage auch die Aesthetik und in neuester Zeit sogar die Ethik mit ihrem wissenschaftlichen Teile als positive Geisteswissenschaften zu behandeln.[1]) Wer aber — wenn auch aus andern Gründen — die Notwendigkeit solch gearteter psychologischer Unterweisung am Gymnasium zugesteht, der dürfte an Umfang und Gang des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, wie wir sie oben in weiten Umrissen angegeben, nicht mehr viel zu ändern haben, keinenfalls zu geringeren Forderungen sich bekennen. Und selbst derjenige, welcher glaubt an der sogenannten empirischen Psychologie unserer Schulkompendien festhalten zu können oder zu sollen, wird doch zugeben müssen, der somatische Teil des Menschen wirke so vielfach bestimmend auf das Psychische ein, und die Fähigkeit richtiger Beobachtung sei für die Einsicht in viele psychologische Lehren so unerläfslich, dafs Kenntnisse in der somatischen Anthropologie und Übungen im „Selbstschauen“ nicht entbehrt werden können.

Zunächst in dieser Überzeugung, dafs jede psychologische Unterweisung, die mehr als bavardage psychologique sein will, eine entsprechende Belehrung über den menschlichen Körper im allgemeinen und die Sinnesorgane insbesondere zur notwendigen Voraussetzung hat, haben wir oben für die beiden unteren Klassen des Gymnasiums (Sekunda) somatologischen Unterricht verlangt; doch versprechen wir uns auch nach anderer Richtung von demselben gute Früchte. Wenn nämlich sämtliche Gebildete in der Schule neben und aus einer anschaulichen Kenntnis des menschlichen Körpers die Grundsätze einer vernünftigen Diätetik gewinnen,

[1]) Riehl a. a. O. S. 42.

so kann das dem Einzelnen und seiner Familie, wie der Gesamtheit nur vom gröfsten Nutzen sein. Eine vernünftige Hygienik steigert das leibliche und damit auch das geistige und sittliche Wohl der Menschheit. Diese Erkenntnis ist es, die allerorten die öffentliche Gesundheitspflege zu heben und zur Regelung der sanitären Verhältnisse in den einzelnen Gemeinwesen mit Recht auch das Laienelement heranzuziehen sucht. Wird man es in der Ordnung finden, wenn unsere Gebildeten, Juristen, Theologen, Professoren etc. ihren Beirat, ihre thätige Mithilfe ablehnen, sich mit Unkenntnis solcher Dinge entschuldigen müssen? Wer ein Gewerbe treibt, mufs suchen, die Eigenschaften und Kräfte des Stoffes, den er verarbeitet, möglichst kennen zu lernen, denn die Vervollkommung seines Gewerbes ist in der Regel gleichbedeutend mit der Entdeckung unbekannter Eigenschaften und Kräfte an jenem Stoffe:[1]) und wer unter und auf Menschen wirken, Menschen erziehen, Menschen bilden, Menschen leiten will, der soll eine genaue Kenntnis des ganzen Menschen, seiner Eigenschaften, seiner Teile, deren gegenseitiger Abhängigkeit und Bedingtheit etc. entbehren können? Hier sei beispielsweise hingewiesen auf die Wichtigkeit der Schulhygiene und die unüberbrückbare Kluft, die oft zwischen dem Votum des Arztes und den Anforderungen oder dem Usus der Schule besteht. Nur harmonische Ausbildung und Pflege von Körper und Geist bringt Arbeitskraft und Lebensfreudigkeit; dazu benötigt aber auch eine Kenntnis des ganzen Menschen und seiner Beziehungen zu seiner tellurischen Umgebung.

Diese Kenntnis nun in ihren Hauptzügen zu übermitteln, halten wir für die Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes (in Sekunda und Prima) an dem Gymnasium, das sich das „humanistische“ nennt, und finden uns dadurch allerdings im Gegensatz zu Vorschlägen, wie sie Dr. Kekulé[2]) (wiederholt von Rektor Schiller in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1885. 1. Heft) ausgesprochen hat. Die Forderung einer Art Kosmologie, die Gelegenheit böte, in grofsen Zügen einzelnes aus den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen zu besprechen, scheint uns von den eigentlichen Gymnasialzwecken zu weit abseits zu liegen, als dafs wir uns ihr anschliefsen könnten. Ebenso können wir einer Einrichtung nicht zustimmen, nach welcher, wie es die neuen preufsischen Lehrpläne vorschreiben, Physik in sämtlichen Klassen des Gymnasiums oder, wie Herr Prof. Sickenberger vorschlägt, in einigen (wohl den letzten?) Semestern gelehrt werden soll. Fordert

[1]) Huxley, Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften. S. 7.
[2]) a. a. O. S. 27.

man von einem solchen Unterrichte engen Anschlufs an den mathematischen, so könnte das höchstens in Prima geschehen. Hierbei wird nun aber gar zu gern eine deduktive Behandlung begünstigt, obgleich den Schülern die dazu ausreichende empirische Grundlage und mathematische Vorbildung fehlt,[1]) abgesehen davon, dafs, wenn der Zweck des physikalischen Unterrichtes Einführung des Schülers in die Natur und in die Methode naturwissenschaftlichen Denkens sein soll, dann auch in Prima die einzelne Naturerscheinung die Grundlage des Unterrichtes bilden mufs.[2]) Soll aber reine Experimentalphysik getrieben werden, so halten wir diese Stufe nicht für geeignet dazu, wenn auch nicht bestritten werden soll, dafs, wo es zum Zwecke der exakteren Gestaltung einer Vorstellung nötig ist, die Rechnung hier leichter und ausgiebiger zur Hilfe herbeigezogen werden kann. Eine experimentelle Behandlung der Physik ist schon auf einer niederern Stufe mit Erfolg möglich, und nach unserer Überzeugung mufs die Jugend schon früher „zur Beobachtung und zum Nachdenken über die alltäglichen Vorgänge der Aufsenwelt angeleitet, ihr Drang nach Verständnis genährt, ihre Freude daran geweckt und gestärkt werden.“[3]) Aber — und darüber gebe man sich keiner Täuschung hin — auf jeder Stufe mufs vorher das Auge geschult, der Sinn für die Gesetzmäfsigkeit in der Natur geweckt sein, sonst kann von einer interessevollen, klaren und richtigen Erfassung eines Experimentes oder einer Naturerscheinung nicht die Rede sein. Wollte man nun dafür sorgen, dafs ein Kursus der Experimentalphysik in den oberen Klassen des Gymnasiums durch einen Kursus in den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften vorbereitet werde, so würde eine solche Einrichtung nur noch neue Bedenken hervorrufen; soll letzterer ersterem unmittelbar vorausgehen, aber nur ein paar Semester umfassen, so ist es vor allem fraglich, ob ein solcher Vorkursus bei den im Alter und auf anderen Gebieten bereits vorgeschrittenen Schülern noch das nötige Interesse fände; hat der Unterricht in der Naturbeschreibung mit dem Eintritte in die Lateinschule begonnen, dann kann er nicht bis zum Beginne eines physikalischen Kursus in den oberen Klassen fortgeführt werden, da der Junge nach einer gewissen Zeit das Beschreiben und Klassifizieren auch leidig wird und schon in Tertia Anregenderes begehrt; hat aber der Unterricht in Sexta begonnen,

[1]) Fehrs, Naturwissenschaftliche Methode und physikalischer Unterricht am Gymnasium. S. 26.

[2]) Fehrs a. a. O. S. 30.

[3]) Zwick, Der physikalische Unterricht in der Elementar- und Mittelschule. S. 3.

jedoch später wieder aufgehört, so übt die dazwischen liegende übungslose Zeit jedenfalls keinen günstigen Einflufs.[1]) Auch schon unsere ganze Auffassung, wie die Naturwissenschaften für die humanistischen Ziele mitverwendet werden können und sollen, trennt unsern Standpunkt von den genannten und ähnlichen, am meisten von solchen, welche die naturwissenschaftliche Frage für die humanistischen Gymnasien durch Einführung eines je nach der individuellen Ansicht bald mehr experimentell bald mehr theoretisch gedachten Kursus der Physik in die oberen Klassen derselben allein lösen wollen. Dabei räumen wir bedingungslos ein, dafs in der Physik viele Begriffe erst durch mathematische Darstellung klar werden, dafs Mafs und Zahl wesentliche Elemente der Erklärung sind, dafs messende Versuche, die Aufstellung von Formeln, die Konstruktion von Kurven zum Auffinden eines empirischen Naturgesetzes unerläfslich sind etc., dafs mithin ein Kursus in Experimentalphysik auf einer unteren Stufe nicht genügt, um in die naturwissenschaftliche Methode einzuführen. Letzteres wird nun Physik mit vorwiegend experimentellem Charakter wohl auf keiner Stufe. Wenn aber der mathematische Unterricht in Prima, ähnlich wie das auch bisher der Fall war, einige Kapitel, die der frühere Unterricht in Experimentalphysik der Natur der Sache nach kaum gestreift hat, darunter vor allem die Lehren der Mechanik, herausnimmt, ,,der experimentellen Ermittelung der Gesetze mathematische Entwickelungen folgen läfst, wenn sie ohne Künsteleien gründlich durchgeführt werden können",[2]) und die Gesetze über die Bewegung der Himmelskörper anschliefst, so mag auf diesem Wege eine Einführung in die naturwissenschaftliche Methode zweckmäfsig angebahnt werden. Durch eine solche Einrichtung würde der naturwissenschaftliche Unterricht am humanistischen Gymnasium in eine niedrigere und eine höhere Stufe zerfallen; der mehr die äufseren Lebensverrichtungen beobachtenden Naturbeschreibung in den 3 unteren Klassen entspräche in Sekunda eine Anatomie und Physiologie des Menschen, der sich an entsprechender Stelle Hinweise auf den inneren Bau und die inneren Lebensfunktionen der wichtigsten Typen des Tier- und Pflanzenreiches einfügten, und der rein experimentellen Behandlung physikalischer Gesetze in Tertia folgte die mathematische in Prima nach und bahnte so die Ein-

---

[1]) cf. Zirkularverfügung vom 31. März 1882, betreffend die Einführung der revidierten Lehrpläne für die höheren Schulen Preufsens, 8. Absatz: „ferner läfst sich von dem naturbeschreibenden Unterrichte an Gymnasien ein befriedigender Erfolg nicht erwarten, nachdem durch die Lehreinrichtung von 1856 derselbe in Quarta unterbrochen wird."

[2]) Fehrs, a. a. O. S. 30.

führung in die naturwissenschaftliche Methode an, während nebenbei für empirische Psychologie noch eine Unterlage geschaffen wäre. Eine derartige Erweiterung des naturwissenschaftlichen Programmes, die uns schon erwägenswert und auch ohne grofse Schwierigkeit durchführbar erscheint, wäre gleichwohl als die äufserste Grenze zu bezeichnen, die der Unterricht am Gymnasium in seinen Zielen nicht überschreiten darf und in seinem Umfange nicht überschreiten kann. Wer aber daran festhält, dafs es im humanistischen Gymnasium der Mensch mit seinen Zwecken ist, dafs es die Ideale ächter Humanität sind, die das Denken und Fühlen des Schülers zunächst für sich in anspruch nehmen, der wird uns beipflichten, dafs wir uns mit der Forderung begnügt haben, das Gymnasium solle in seinen oberen Klassen ein ausreichendes Verständnis vom Baue des menschlichen Körpers, seinen Funktionen und den Wechselbeziehungen zwischen Körper und Geist erschliefsen. Denn nur, wenn die Naturwissenschaft auch den Menschen als Objekt für ihre Betrachtung wählt, wird obige Tendenz nicht nur keine Beeinträchtigung durch die Danebenstellung eines Lehrfaches mit heterogenem Inhalt, sondern sogar mit der Kenntnis der den „Mikrokosmos“ durchwaltenden Gesetze noch vielfache Förderung erfahren.

Freilich soll jeder Gebildete auch die im „Makrokosmos“ herrschenden Gesetze kennen, zumal diejenigen, deren Entdeckung tiefgreifende Veränderungen im Kulturleben herbeigeführt; aufserdem sind es ja dieselben Naturgesetze, die ihre Geltung auch für den körperlichen Teil des Menschen haben. Darum haben wir oben für die 4. und 5. Lateinklasse (Tertia) einen chemisch-physikalischen Kursus eingesetzt, dem wir die vierfache Aufgabe zuteilen: 1) das Verständnis der Ernährungsvorgänge, der Mechanik des menschlichen Körpers, der Sinneswahrnehmungen vorzubereiten; 2) die physikalische Geographie zu fördern, einen Einblick in den Kreislauf der Stoffe, in die Geschichte der Erde anzubahnen; 3) den Schüler zu befähigen, dafs er im spätern Leben seine Zeit begreife, von den Hauptfaktoren der äufseren Kultur hinreichende Kenntnis, für ihr Fortschreiten warmes Interesse habe; 4) durch konsequente Anwendung der Induktion in ihren drei Stufen — der Beobachtung von Einzelnerscheinungen; der Vergleichung und Anordnung in Reihen, für welche allgemeine Sätze gelten; der Verifikation an neu hinzutretenden Thatsachen — an feste, klare Begriffsbildung zu gewöhnen und vor Oberflächlichkeit und Verbalismus zu bewahren. Die Lösung der letzten Aufgabe hat der vorausgehende Unterricht in Zoologie und Botanik teils vorzubereiten teils zu unterstützen, der darum nicht blofs damit sich begnügen darf, dafs die Schüler

ihre Sinne schärfen und im wissenschaftlichen Klassifizieren sich üben, sondern auch darauf hinarbeiten mufs, dafs sie die im Bau und in den Lebensverrichtungen der Tiere und Pflanzen herrschende Gesetzmäfsigkeit begreifen lernen. Und damit verlangen wir im allgemeinen nicht mehr, als dafs die Schüler der drei untern Lateinklassen sich diejenigen zoologischen und botanischen Kenntnisse erwerben, die jede gute Volksschule programmmäfsig von ihren Schülern fordert, wohl aber müssen wir es als ein Unrecht bezeichnen, wenn das Gymnasium das von der Volksschule empfangene, wenn auch noch schwache Pflänzchen Naturwissen, statt es zu pflegen, einfach verkümmern läfst und es verschmäht, seinen Schülern auch nur zu jenem Grade naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu verhelfen, den die Volksschule jedem Handwerker ins Leben mitzugeben für ihre Pflicht hält.

Werfen wir von hier aus einen Blick zurück auf den Gang, den wir dem naturwissenschaftlichen Unterrichte auf Gymnasien vorgezeichnet, so bereitet der zoologisch-botanische Kursus für den mineralogisch-chemisch-physikalischen vor, beide unterstützen teils den geographischen Unterricht, teils übermitteln sie die Grundlage, auf der eine Kenntnis des menschlichen Körpers mit Erfolg sich aufbauen kann; die die Sinnesreizungen begleitenden Empfindungen führen uns in das Reich des Psychischen und zu den Elementen einer wirklich empirischen Psychologie. Letztere selbst aber halten wir nicht nur wegen ihres propädeutischen Wertes für die Philosophie, sondern auch wegen ihrer konzentrierenden Kraft für einen unentbehrlichen Lehrgegenstand des obersten Kurses nicht nur an humanistischen Gymnasien, sondern auch an Realgymnasien und Pädagogien. Sie betrachtet die historischen Gestalten des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, die Charaktere der fremden und der einheimischen Poesie, das antike und das moderne Leben im Lichte des Allgemeinmenschlichen; sie bildet darum nicht blofs für dieselbe Anstalt das einigende und klärende Becken, in das der verschiedene Geschichts- und Gesinnungsstoff fliefsen soll, sondern eine gleichmäfsige Pflege der wissenschaftlichen Psychologie an den verschiedenen Anstalten, die eine solche ermöglichen, wird zur Folge haben, dafs diejenigen, welche ihre Ideen von höherem Menschentum aus dem Schatze der Alten gesammelt, und diejenigen, welche sie aus dem Borne der modernen Litteratur geschöpft, am Ende eines gesonderten Bildungsganges trotzdem eine mehr homogene Lebensauffassung und Weltanschauung aufweisen, wie solches ja für die Gesamtheit der Gebildeten eines Volkes höchst wünschenswert ist.

III. Teil.

Haben wir schon mehrmals des Umstandes Erwähnung gethan, dafs Beziehungen zwischen dem naturwissenschaftlichen und geographischen Unterrichte bestehen, so möge es uns jetzt gestattet sein, kurz darzulegen, worin wir dieselben finden. Dabei wollen wir von Dingen, wie die Hilfe ist, welche die Geographie bei Schilderung des Naturlebens, Beschreibung der Produkte eines Landes, Berichten über Naturerscheinungen und ähnlichem von seiten der Naturwissenschaften erfährt, ganz absehen und nur allein den Lehrgang in der Länderbeschreibung und allgemeinen Erdkunde einer Betrachtung nach Gesichtspunkten unterstellen, wie sie für den naturbeschreibenden und naturkundlichen Unterricht als leitend sich herausgestellt haben.

Der ersten Lateinklasse (Sexta) wird auch hier die Aufgabe zufallen, die geographischen Begriffe, welche die Schüler mitbringen, scharf zu umgrenzen, zu klären und zu ordnen. Das Übungsmaterial liefert die engste Heimat, der Schulort, die Provinz. Hier finden sich immer in gröfserem oder kleinerem Mafsstabe Formen, Gruppen, Einrichtungen etc., die als Apperzeptionshilfen dienen, eine Unterlage abgeben können, um auf ihr Verwandtes und Ähnliches zur Veranschaulichung gelangen zu lassen. Von ihnen ist in ähnlicher Weise auszugehen, wie bei den beschreibenden Naturwissenschaften von typischen Individuen, an ihnen ist eine Summe geographischer Grundbegriffe zu entwickeln, mit denen man in die Betrachtung von Süddeutschland, speziell Bayern, eintreten kann. Den Schlufs bildet ein Ausblick auf höhere Einheiten, die Belehrung über die allgemeinsten Verhältnisse der Verteilung von Land und Wasser und die Hauptgliederung Europas.

In der 2. und 3. Lateinklasse (Quinta und Quarta) sind die Naturverhältnisse zunächst Deutschlands, dann auch der übrigen Länder Europas eingehender zu erörtern. Die einzelnen Glieder nun, in die Meeresteile und Höhenzüge den Kontinent zerlegen und die mehr oder minder mit ethnographischen und politischen Abteilungen sich decken, oder die einzelnen Ländergebiete erscheinen uns in dem Umfange von Klassenbegriffen der Naturbeschreibung. Wie diese in Ordnungen, so zerfallen auch jene in eine gröfsere oder kleinere Zahl von Untergruppen, teils solchen, welche wie Ebenen, Gebirge, Bewässerungskomplexe etc. als ständige Bestandteile wiederkehren, teils solchen, welche wie Gletscher, Seenlandschaften, Sümpfe, Lagunen, Marschen etc. nur speziellen Gebieten angehörig und für sie charakteristisch sind. Bei Besprechung von Erscheinungen der letzteren Art ist immer wieder von Gestalten

und Erfahrungen aus der heimatlichen Natur auszugehen, der Unterschied von verwandten Bildungen scharf hervorzuheben, den Ursachen ihres Auftretens soweit möglich nachzuspüren; bezüglich der ersteren ist die Erkenntnis zu erstreben, wie inmitten und abhängig von den anderen Faktoren, die die Physiognomie eines Erdraumes bedingen, auch ihre Erscheinung abändert, und wie so der allgemeine Charakter des Landes, von dem sie Teile sind, auch ihnen jedesmal ein anderes Gepräge gibt. Aber nicht weniger wichtig ist es, den Schüler darauf hinzuweisen, dafs die Lage unter den nämlichen Breiten, in derselben Höhe, an der gleichen Küste eines Meeres oder der nämlichen Seite eines Gebirges, dafs ähnliches Relief, gleiche Entwicklung und Verzweigung der Wasserläufe etc. vielfach auch annähernde Gleichartigkeiten in Bezug auf Produkte, Anbau des Landes, Beschäftigung und Verkehr der Einwohner, Dichtigkeit der Besiedelung, Anlage und Entwicklung der Wohnplätze etc. zur Folge haben, dafs also auch in der Natur der Erdräume und dem auf ihnen erwachsenen Leben eine bestimmte Gesetzmäfsigkeit sich offenbart.

Die vierte Lateinklasse hat die einzelnen Erdteile zu einer den Typenbegriffen der Zoologie und Botanik verwandten Auffassung zu bringen. Der Aufbau und die spezifische Gliederung jedes einzelnen, die Richtung seiner Gebirgszüge, die Entwicklung seiner Flufsläufe, die ihm eigentümlichen Bodenformen und Klimate, die ihm zugehörenden zoologischen und botanischen Reiche und Unterabteilungen, die eingeborne Bevölkerung, ihre Gliederung nach Abstammung, Sprache und Religion, ihre Kulturentwicklung, ihre Staatseinrichtungen, ihr Verhältnis zu den fremden Einwanderern etc. müssen jeden als eine Art Typus erscheinen lassen, dessen Einzelglieder, mögen sie auch bei allen in Hoch- und Tiefebenen, Gebirgsländern, Küstenlandschaften, Wüsteneien etc. bestehen, doch durch den speziellen Erdteilscharakter ihren besondern Stempel aufgedrückt bekommen. Ebenso sind sodann auch in grofsen Zügen die Weltmeere mit ihren Gliederungen, ihren Tiefenverhältnissen, ihren eigentümlichen Strömungen, ihren geschiedenen Faunen und Floren als Typenbegriffe gleichsam des Wasser-„Reiches“ zu charakterisieren. Dafs solche Zusammenfassungen der Typuscharaktere erst eintreten können, wenn der Schüler sich über den Erdteil resp. die Erdteile und Weltmeere durch Karte, Bild, Anschauen von Produkten etc. die nötigen Detailkenntnisse erworben hat, ist selbstverständlich, aber sie dürfen um so weniger übergangen werden, als in ihnen mehrere wichtige Zweige der „allgemeinen“ Geographie, wie Klimatologie, Hydrographie, Physiographie des festen Landes, Pflanzen- und Tiergeographie, Anthropogeographie, nach ihrer

deskriptiven Seite hin ihren Abschlufs oder ihre kurze Erledigung finden.

Hat die vierte Klasse die gesamte Erdoberfläche mit den physiognomischen Zügen, die die einzelnen Teile charakterisieren, vorgeführt, so halten wir es für die Aufgabe der fünften Klasse, diese Verschiedenheiten in der Ausgestaltung der Oberfläche mit der verschiedenen Beschaffenheit des bodenbildenden Gesteins und den gestaltenden Kräften in Beziehung zu setzen. Die im naturkundlichen Unterrichte der 4. Klasse übermittelten Kenntnisse ermöglichen es, die Schüler mit dem Wesen und der Bildung von sedimentären, organischen und eruptiven Gesteinen im allgemeinen, ihren verbreitetsten Arten, ihrem Verhalten gegenüber den Atmosphärilien etc. bekannt zu machen und darauf hinzuführen, dafs die Verteilung von Land und Wasser nicht immer die gleiche sein konnte. Man braucht dabei nicht von der Kant-Laplace'schen Weltbildungstheorie auszugehen, es genügt zu zeigen, wie einzelne Teile der Erdkruste sich gehoben, andere sich gesenkt haben, wieder andere verschoben und geknickt worden sind, wie in der Reihenfolge der Aufeinanderlagerung verschiedenes Alter sich ausspricht, wie jede grofse Abteilung von Gesteinen ihre charakteristischen Versteinerungen hat etc. Dabei werden speziell die geologischen Verhältnisse Europas, insbesondere Deutschlands, zu grunde gelegt, und an ihnen die Hauptperioden mit ihren Formationen, Schichten, Fossilien kurz erläutert. Die Frage, welche Ursachen in vergangenen Zeitläuften solche Umgestaltungen hervorgebracht, lenkt von selbst den Blick auf die heutzutage wirkenden tellurischen und kosmischen Kräfte und nötigt, einerseits den Kreislauf des Wassers, dessen lösende, erodierende und transportierende Kraft, die vulkanischen Erscheinungen, Erdbeben und andere wichtige Vorgänge aus dem Gebiete der dynamischen Geologie, anderseits den Einflufs der Sonnenwärme, die Stellung der Erde zur Sonne und im Zusammenhang damit die hauptsächlichsten Thatsachen der astronomischen Geographie einer geordneten, durchaus auf Beobachtung, Experiment und Demonstration, nirgends auf mathematischem Beweise fufsenden Darstellung zu unterwerfen. Zum Schlusse sind auf Grund der heutigen Verteilung von Wasser und Land, der Luftströmungen, der Bodenform und Bodenbeschaffenheit, der Art und des Grades der Besonnung etc. von ganzen Zonen und einzelnen Ländern, vor allem von Deutschland, das Klima, besonders Menge und Art der Niederschläge, die dadurch bedingten Vegetationsformen, die mit diesen wieder zusammenhängende Verbreitung der Tierformen, die Dichtigkeit der Bevölkerung, der Kulturzustand einzelner Menschengruppen, ihre Beschäftigung, Ernährung u. s. w.

als eine Kette von Ursachen und Wirkungen zu erweisen. Kann aber bei der Fassungsgabe der Tertianer und der Überfülle des Stoffes eine solche Aufgabe auch gelöst werden? Sicherlich; nur mufs sich der Lehrer auf die markantesten Erscheinungen und auf die instruktivsten Gebiete einschränken, und kann das um so eher, als es sich um keinerlei materielle Vollständigkeit handelt. Denn das Gymnasium hat nicht die Aufgabe geographische Wissenschaft zu lehren, wohl aber die Verpflichtung den Schüler auch nach dieser Seite hin anzuregen, „sein geistiges und physisches Auge für die Erfassung der Resultate der Erdkunde und für die Erscheinungen auf der Erde zu schärfen, ihm den Schlüssel zum Weiterfinden und Erfassen der Gesetzmäfsigkeit der Erscheinungen in die Hand zu geben,“[1]) ihn auf den verschiedenen Wert der einzelnen Erdräume für die Bewohnbarkeit durch den Menschen, weiterhin auf die Bedeutung ihrer natürlichen Beschaffenheit und Lage für das auf ihnen sich entwickelnde Völkerleben hinzuführen unter besonderer Hervorhebung der Lage der Kulturzentren, des Ausgangspunktes und der Richtung der historischen Völkerwanderungen,[2]) desgleichen ihm das Verständnis anzubahnen, „dafs die Erde ein in seinen einzelnen Erscheinungen zusammenhängender Organismus ist, der im grofsen Ganzen ebenso, wie ein tierischer oder pflanzlicher Organismus seine Wandlungen durchläuft.“[3])

Aus dieser kurzen Darstellung dürfte sich ergeben, dafs der engen Verwandtschaft von Geographie und Naturwissenschaft auch auf unterrichtlichem Gebiete Rechnung zu tragen ist, dafs der geographische Unterricht seinen Lehrgang soweit möglich nach den methodischen Prinzipien des naturwissenschaftlichen Unterrichtes einzurichten hat, dafs ersterer sein Ziel nur dann vollständig erreicht, wenn er von letzterem begleitet und getragen wird, dafs einzelne Partien des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, wie die geologischen, meteorologischen, pflanzen- und tiergeographischen Lehren durch knappe und präzise Behandlung beim geographischen Unterrichte die beste Erledigung finden. Deshalb dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, soll in der 4. und 5. Lateinklasse (Tertia) bei der knapp zugemessenen Zeit etwas erspriefsliches auf naturkundlichem und geographischem Gebiete geleistet werden, so mufs der Unterricht in den beiden Disziplinen in einer Hand sein. Ist dieses der Fall und werden durch weise Auswahl und zweckmäfsige Gruppierung des Stoffes Wiederholungen vermieden, alles, was in der Geographiestunde zu besprechen ist, dorthin verwiesen,

[1]) Jarz, Geographie und Geschichte. S. 8.
[2]) cf. Jarz. a. a. O. S. 17.
[3]) Rofsmäfsler, Der naturgeschichtliche Unterricht. S. 11.

jede mathematische Begründung ausgeschlossen, so läfst sich unschwer das Mafs von Kenntnissen erreichen, das ein Gebildeter heutzutage in diesen Dingen aufweisen mufs, will er nicht als ein Fremdling unter seiner Mitwelt dastehen.

Durch einen naturwissenschaftlichen Unterricht, der in dem bezeichneten Umfange und nach Gesichtspunkten erteilt würde, wie sie im Vorausgehenden zum Ausdrucke gekommen sind, dürften einerseits alle Schüler der den Naturwissenschaften eigentümlichen Bildungsmomente teilhaft werden und der Stand ihrer Gesamtbildung ein Bedeutendes sich erhöhen, anderseits diejenigen, deren Lebensberuf sie später an die Beobachtung der äufseren Natur führt, eine ausreichende Vorbildung erhalten. Als weitere wichtige Frage bliebe zu beantworten, wieviel Zeit ein derartiger Unterricht wohl in anspruch nimmt. Will man die Ziele eines Lehrplans, wie der oben aufgestellte ist, ernstlich erreichen, so sind in den Klassen der Lateinschule wöchentlich 2 Stunden, in den vier Klassen des Gymnasiums wöchentlich 1 Stunde erforderlich. Woher aber kann diese Zeit gewonnen werden, ohne dafs an den Bestimmungen der bisherigen Schulordnung gewaltthätig gerüttelt wird oder die ohnehin schon auftretenden Klagen über Überbürdung sich noch weiter häufen? Um bei der letzteren zu bleiben, so pflichten wir der von anderer Seite ausgesprochenen Ansicht vollständig bei, dafs die Klage der Überbürdung ihren Grund zu einem guten Teile in einer gewissen Einseitigkeit des Unterrichtes habe, die zur Ermüdung führe.[1]) Wir halten eine zweistündige Beschäftigung mit überwiegend sprachlich-formalen Übungen in der Schule nicht blofs für das ausreichende, sondern auch für das äufserste zulässige Tagesausmafs während des Alters von 10 bis 13 Jahren. So könnte denn von den 13 Sprachstunden, welche die Lehrordnung in den unteren drei Klassen für die Woche angesetzt hat, recht gut eine in Wegfall kommen. Damit brauchte noch gar keine Minderung der sprachlichen Forderungen einzutreten. Schon die einzige Mafsregel, dafs ein Lehrer seine Schüler von der 1. bis zur 3. oder wenigstens durch die 2. und 3. Klasse behielte[2]) und eine feste, mit erfahrenen Kollegen besprochene, etwa nach Halbmonaten gegliederte Stoffverteilung seinem Unterrichtsgange zu grunde legte, wobei ihm die Erlaubnis werden sollte, eine oder zwei aus der Zahl der für den Sprachunterricht wöchentlich festgesetzten Stunden je nach Bedürfnis des speziellen Kurses zeitweise

[1]) v. Brunn a. a. O. S. 19.

[2]) Eine solche Einrichtung besäfse auch nach anderen Seiten hin einen unberechenbaren Wert und hat sich an den Volksschulen der Pfalz erprobt.

der einen oder der andern der beiden Sprachen zuzuwenden, würde ihn eine Menge Zeit gewinnen lassen, da er nicht jedes Jahr erst Anlagen und Lücken seiner Schüler zu erforschen hätte. Werden aber aufserdem noch die Analogien nicht gleich von vorneherein durch das Lernen von Ausnahmen und Einzelheiten gestört; hebt man die bisherige scharfe Trennung zwischen Formen- und Rektionslehre einerseits, zwischen Syntaxis casuum und verbi anderseits auf, so dafs auch in der 3. Klasse noch schwierigere Abschnitte der Formenlehre neu erlernt werden, während die unteren Klassen, besonders die zweite, schon leichtere Partien der Rektions- und Satzlehre behandelt; hört man auf, der grammatischen Anordnung nach Casus folgend die Satzerweiterungen in bunter Mischung vorzuführen, sondern vereinigt man begrifflich Verwandtes in Gruppen, erörtert dann zu dem gefundenen Gruppenbegriffe z. B. in Bewegung sein, in Bewegung setzen etc. die zulässigen Determinationen und deren sprachlichen Ausdruck, wodurch einzelne Begriffe für den Schüler zu Mustern werden und ihm das Arbeiten nach Analogie gestatten, während zugleich für die Rektion und die Lehre von den Nebensätzen einheitliche Einteilungsgründe zur Vereinfachung des grammatischen Apparates sich gewinnen lassen; werden, berechtigten Forderungen der Konzentrationsidee Rechnung tragend und den Gedankenkreis des Knaben berücksichtigend, auch die fremdsprachlichen Übungen an die im deutschen Lesebuch behandelten oder doch nur an diesen ähnliche, sie erweiternde und ergänzende Stoffe angelehnt und die Erlernung eines entsprechenden Wörterschatzes so eingerichtet, dafs er von den Grundbegriffen auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens ausgeht und seine Erweiterung mit der allmählichen Erweiterung des geistigen Blickes gleichen Schritt hält; waltet überhaupt eine die Gesetze der Assoziation und Perzeption gebührend würdigende, mehr methodische als systematische Behandlung vor: dann dürfte selbst bei einer noch geringeren Stundenzahl immerhin noch eine gröfsere Sprachfertigkeit erzielt werden, als es bisher der Fall war.[1]) Allein, kürzte man den sprachlichen Unterricht in den 3 unteren Klassen nur um je 1 Stunde wöchentlich und setzte eine weitere Stunde hinzu, um so 2 Stunden für den naturgeschichtlichen Unterricht zu gewinnen, so könnte in einem solchen Verfahren weder eine Schädigung des Sprachunterrichtes, noch eine Überbürdung unserer Schüler gefunden werden. Schwieriger gestaltet

[1]) In Österreich hatte schon der Organisationsentwurf vom Jahre 1849 für das Lateinische in den unteren Klassen 8, in Tertia und Sekunda 6, in Prima 5 Stunden angesetzt; der neue Lehrplan hat das beibehalten; im Griechischen ist die Stundenzahl 5, in O III und U I nur 4.

sich allerdings die Sache in der 4. und 5. Lateinklasse. Wenn wir hier zunächst den Wunsch aussprechen, es möge die Kalligraphiestunde der 4. Klasse in eine Naturgeschichtstunde umgewandelt werden, so geben wir uns der festen Überzeugung hin, dabei auf keinen ernstlichen Widerspruch zu stofsen. Allein auch für eine weitere Stunde und für 2 Stunden der 5. Lateinklasse läfst sich wohl Rat schaffen. Werden im Lateinischen 2 Stunden für die Lektüre, 2 für die Kompositionsübungen, die sich auf dieser Stufe möglichst an die Lektüre anzuschliefsen hätten, 2 weitere dazu bestimmt, das bei der Exposition und Komposition Besprochene zu repetieren, neu in Erscheinung tretendes vorzubereiten, beides einzuüben, in das grammatische System einzuordnen etc., aufserdem 1 Stunde zur beliebigen Verwendung je nach Bedürfnis des Kurses oder in der 5. Klasse für Metrik, so glauben wir, dafs mit diesen 7 Stunden der lateinische Unterricht in Tertia die bisherigen Leistungen auch fernerhin erreichen würde, und das um so mehr, wenn der einzelne Lehrer auch hier seine Schüler die zwei Jahre hintereinander behielte. Ist ferner im Griechischen der Unterrichtsgang ebenfalls mehr methodisch als systematisch, wird Unwesentliches und Seltenes weggelassen, werden Nominal- und Verbalformen, die unter gleiche Lautgesetze fallen, bei der Einübung auch thunlichst zusammengehalten, die Verba liquida der 5. Klasse zugewiesen, so kann auch in dieser Sprache mit 5 Stunden recht gut das gesteckte Ziel erreicht werden. So hätte man ohne weitergreifende Änderung 2 Stunden für den naturgeschichtlichen Unterricht gewonnen, während für den sprachlich-formalen noch 14 Stunden blieben, ein Mafs, das nach unserer Meinung in Tertia ebensowenig überschritten werden sollte, als in Sekunda die Zahl von 16 Stunden für den sprachlich-litterarischen Unterricht. Letzteres zugegeben, würden wir in genannter Klasse von der bisherigen Zahl 1 Stunde für den anthropologischen Unterricht gewinnen; ob der lateinische oder der griechische Unterricht um dieselbe gekürzt werden soll, wollen wir nicht entscheiden; aber wir glauben, dafs sie ganz gut entbehrt werden könnte, wenn man sich entschliefsen wollte, die Klassiker mehr nacheinander als nebeneinander zu lesen, etwa in der Weise, dafs, während z. B. in einer Sprache der Dichter in 4 oder 5 Stunden wöchentlich die Klassenlektüre bildet, der Prosaiker nach einer einleitenden Behandlung in der Schule der Privatlektüre überwiesen und diese in 1 Stunde wöchentlich kontrolliert wird, worauf in einem weiteren Semester umgekehrt verfahren wird. So könnte recht wohl eine Stunde an die Naturwissenschaften abgegeben werden, und es bliebe noch genügend Zeit sowohl für die Kom-

positionsübungen als auch für Belebung und Vertiefung der Lektüre durch Eingehen auf Archäologisches[1]) und Psychologisches. Dienen solche gelegentliche Erläuterungen psychologischer Natur in Sekunda nur dem besseren Verständnisse einzelner Stellen, so tritt in Prima die Psychologie in Verbindung mit Logik als selbständiger Unterrichtsgegenstand auf; wir zweifeln nicht, dafs auch für ihn die zwei Jahre hindurch wöchentlich eine Stunde beschafft werden kann, um so weniger, als unsere gegenwärtige Schulordnung beim Ausmafs der deutschen Stunden wenigstens einem einjährigen Unterrichte in der philosophischen Propädeutik bereits Rechnung getragen, und so möge hier nur die Bemerkung gestattet sein, dafs wir es dann für zweckdienlich hielten, wenn der Unterricht im Deutschen und in der Geschichte 2 Jahre lang in der Hand desjenigen Lehrers wäre, dem die Aufgabe zufällt, den Schülern die psychische Welt zu erschliefsen, und dafs wir einer solchen Praxis um so mehr das Wort reden möchten, als sie auch an Realgymnasien durchführbar wäre, wodurch die Bildung unserer deutschen Jugend sich einheitlicher gestalten liefse. Wenn wir uns bei unseren Vorschlägen erlaubt haben, auch die Verhältnisse der Gymnasialklassen zu berühren, obgleich uns über dieselben eine eigene Lehrerfahrung nicht zu gebote steht, so möge man uns das nicht als Unbescheidenheit auslegen, sondern nur unserm Wunsche zuschreiben, einen Weg zu zeigen, wie die Naturwissenschaft in dem Rahmen der gegenwärtigen Schulordnung ohne gröfsere Störung unterzubringen sei.

Ungleich schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wer den naturwissenschaftlichen Unterricht bis Sekunda einschliefslich erteilen soll. Denn es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, dafs das nicht jeder Lehrer ohne weiteres kann, da Fertigkeit im Untersuchen und Präparieren von Naturobjekten, sowie Geschicklichkeit im Experimentieren unerläfsliche Bedingungen sind, und dafs ein totes Bücherwissen hier nichts nützt, weil der Lehrer selbst warmen Sinn für die Natur, richtige Beobachtungsgabe und hinlängliche Vertrautheit mit der heimischen Natur mitbringen mufs, soll er im stande sein, „den Schüler so zu beeinflussen, dafs er selbst, freudig und ausdauernd, die Dinge in der Natur anschaut und die Erscheinungen beobachtet."[2]) Knüpfen wir auch in dieser Frage zunächst an Gegebenes an! Nach dem Geiste unserer Prüfungsordnung für die Kandidaten des Lehramtes an höheren Schulen ist das erste Erfordernis des Lehrers eine gründ-

[1]) cf. v. Brunn, a. a. O. S. 18.
[2]) Piltz, Über Naturbeobachtung des Schülers. S. 11.

liche wissenschaftliche Durchbildung, aus der allein das lebendige Interesse hervorquillt, dem der Unterricht seine vorzüglichste Förderung verdankt. Und darum wäre es wohl das Wünschenswerteste, wenn eigene Lehrer für Geographie und Naturwissenschaft angestellt würden, zumal wenn man die stattliche Zahl von Spezialfächern betrachtet, in die beide Disziplinen zerfallen, und bedenkt, dafs die Summe der Unterrichtsstunden an einer Lateinschule 20, an einer vollständigen Anstalt 22 wäre. Da in diesem Falle für die philologischen Lehrkräfte 10 Geographiestunden in Abzug zu bringen wären, könnte leicht mit einigen Änderungen eine andere Lehrkraft erspart werden, so dafs an den meisten Anstalten keine Vermehrung des Lehrkörpers, sondern höchstens eine Mehrbelastung des einen oder anderen der jüngeren Lehrer um 2 Stunden die Folge wäre. Allein noch ein anderer Weg könnte eingeschlagen werden. Unsere Prüfungsordnung sieht bereits ein Fachexamen in Geographie vor. Man verpflichte nun in Zukunft jeden Kandidaten der Philologie und Mathematik, sich eine solche Nebenfakultas zu erwerben, und zwar entweder a) in Länder-, Tier- und Pflanzenbeschreibung oder b) in physikalischer Geographie und Geologie oder c) in Anthropologie, mit welchen Schlagwörtern ungefähr die Gebiete bezeichnet werden können, in die dann wohl der ganze naturwissenschaftliche Unterricht zerlegt werden müfste, damit dem einzelnen die Möglichkeit gegeben werde, sich auszuwählen, was er beherrschen kann und was seiner Neigung zusagt. Dazu träte noch die an sich schon äufserst wünschenswerte Forderung, dafs die Philologen beim Spezialexamen sich neben ihren Kenntnissen in der Geschichte der Philosophie auch über eingehendere psychologische und erkenntnistheoretische Studien auszuweisen hätten. Eine bedeutende Belastung der Kandidaten wäre weder mit dieser Forderung, noch mit der Verpflichtung zur Erwerbung einer Nebenfakultas gegeben, da ja für letztere im grofsen Ganzen auch nur der Ausweis über Kenntnisse verlangt wird, die man heutzutage bei jedem Gebildeten als selbstverständlich voraussetzt. Wohl aber könnte eine genauere Bekanntschaft der Lehrer mit dem induktiven Lehrverfahren auf den Betrieb des sprachlichen Unterrichtes eine günstige Rückwirkung äufsern. Auch wird der Forderung,[1]) den Schüler Gesehenes beschreiben zu lassen, um dessen Anschauungsvermögen zu fördern, in den meisten Fällen nur dann richtig entsprochen werden können, wenn der Lehrer des Deutschen durch Beschäftigung mit Naturwissenschaft sich die Gabe einer planvollen Beobachtung selber erworben hat.[2]) Allerdings hätte die zuletzt vorgeschlagene Rege-

[1]) cf. v. Brunn, a. a. O. S. 17.

[2]) „Die Beobachtungsgabe eines Menschen läfst sich messen an der Zahl wahrgenommener Differenzen sie ist um so feiner ausgebildet, je

lung der Lehrerfrage wohl eine unangenehme Übergangszeit im Gefolge. Allein zieht man in betracht, dafs gegenwärtig auch der Geographieunterricht gröfstenteils in den Händen von Lehrkräften liegt, die kein Fachexamen gemacht haben, dabei aber hoffentlich doch recht gute Früchte trägt, dafs ferner fast an jeder Anstalt der eine oder andere Lehrer Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien hat und irgend einem Zweige derselben (besonders häufig ist es die Botanik) praktisch näher getreten ist, dafs selbst ein weniger Erfahrener mit gutem Willen gar vieles fertig bringen und in zweifelhaften Fällen überall leicht Aufschlüsse erhalten kann, dafs ein solches Übergangsstadium nicht allzu lange dauert, so dürfte auch das keinen genügenden Grund abgeben, von unseren Gymnasien den naturwissenschaftlichen Unterricht noch länger ferne zu halten, wenn sich die Überzeugung hat gewinnen lassen, dafs die Einführung desselben in einem gewissen Umfange notwendig und auch recht gut möglich ist. Möchte ich so glücklich sein, diese Überzeugung zum Heile unserer bayerischen Gymnasien durch vorstehende Ausführungen gefördert zu haben!

Dürkheim a/H. Pfifsner.

Kritische und exegetische Bemerkungen zu Quintilianus.

II.[1])

I, 5, 53. uerum schema fere habebit aliquam rationem, ut docebimus eo, quem paulo ante promisimus, loco: sed id quoque, quod schema uocatur, si ab aliquo per inprudentiam factum erit, soloecismi uitio non carebit.

Im § 52 hat Quintilian gesagt: Verbindungen, wie tragoedia Thyestes und ludi Floralia oder Megalensia, sehen zwar wie Solöcismen aus, können jedoch nicht fehlerhaft genannt werden; man wird sie daher schemata nennen. Daran würde sich nun ganz passend der Gedanke anschliefsen: Aber auch das, was man Schema nennt, wird von dem Fehler des Solöcismus nicht frei sein, wenn es aus Versehen gemacht worden ist. Kann dieser Gedanke aber auch an den Satz: uerum schema fere habebit aliquam rationem mit sed angeknüpft werden? Kann Quintilian sagen: Jedoch wird das Schema in der Regel irgend einen Grund haben, aber auch das, was man Schema nennt, wird von dem Fehler des Solöcismus nicht frei sein, wenn es aus Versehen, also ohne Grund, gemacht worden ist. Der zweite Satz steht ja nicht in einem ad-

geringere Differenzen und in je kürzerer Zeit dieselben durch die Sinne wahrgenommen werden." Zwick, Der naturgeschichtliche Unterricht. S. 21.

[1]) vgl. Heft 1. S. 1—19.

versativen Verhältnisse zum ersten, sondern in einem konsekutiven. Daraus, daſs das Schema einen Grund haben muſs, folgt, daſs ein solches, das ohne Grund gemacht worden ist, als Fehler angesehen werden muſs. Man würde also eher itaque, als sed erwarten.

Vielleicht versucht man die vorliegende Gedankenverbindung dadurch zu verteidigen, daſs man uerum für ein Adjektivum erklärt und unter uerum schema ein wirkliches, echtes Schema versteht, unter quod schema uocatur aber ein fälschlich so genanntes Schema. Gegen das erstere wäre nichts einzuwenden, aber das letztere ist unmöglich wegen der beigefügten Bedingung: si ab aliquo per inprudentiam factum erit. Denn ein fälschlich so genanntes Schema wird unter allen Umständen fehlerhaft sein, nicht nur dann, wenn es aus Versehen gemacht worden ist. Quintilian scheint lediglich deshalb quod schema uocatur gesetzt zu haben, weil er vorher schemata igitur nominabuntur gesagt hat. Sein Gedanke war: Das, was man Schema nennt, wird vom Fehler des Solöcismus nur dann frei sein, wenn es absichtlich gemacht worden ist. Wenn aber z. B. ein Schüler etwa solches zufällig macht, ohne einen Grund dafür zu haben, so wird man ihm dies immerhin als einen Fehler anrechnen müssen. Bei dieser Auffassung scheint mir die vorliegende Gedankenverbindung unhaltbar zu sein.

Die Handschriften selbst zeigen den Weg zur Verbesserung der Stelle. id quoque hat nämlich A ganz allein; Bn und alle übrigen Handschriften geben hic quoque. Weil man aus diesem hic nichts zu machen wuſste, hat man früher hoc geschrieben, wie in allen Ausgaben vor Halm steht. Vielleicht verdankt diesem Umstande auch id seine Entstehung; jedenfalls ist es viel leichter anzunehmen, daſs hier aus hic id gemacht worden ist, als das Umgekehrte. Ist denn aber wirklich mit hic quoque nichts anzufangen? In dem hier wiederholt angekündigten Abschnitte, der über die Figuren handelt, sagt Quintilian IX, 3, 2—3: Prius (sc. grammaticum schema) fit isdem generibus quibus uitia: esset enim omne eiusmodi schema uitium, si non peteretur, sed accideret. Das nämliche sagt er auch hier (hic quoque). Ich glaube daher, daſs hic quoque festzuhalten ist, daſs Quintilian geschrieben hat: Aber die Figur wird in der Regel irgend einen Grund haben, wie ich später zeigen werde, doch so viel (hoc) auch hier:[1] wenn das, was man Figur nennt, aus Versehen gemacht worden ist, so wird es nicht frei von dem Fehler des Solöcismus sein.

[1]) Quintilian bringt gern eine vorläufige Bemerkung an, wenn er für später eine eingehendere Erörterung in Aussicht stellt; so II, 4, 3; II, 13, 15; III, 8, 5; IV, 2, 122; VI, 2, 23; X, 1, 44.

Quintilian macht diese eine Bemerkung gleich hier, weil er in unserem Abschnitte von den Solöcismen handelt und deshalb alle Arten von solchen erwähnen mufs. Dafs, wenn er sed hoc hic quoque schrieb, hoc ausfiel, ist sehr begreiflich. An dem Gleichklange hoc hic braucht man sich nicht zu stofsen; Quintilian hat derartiges durchaus nicht vermieden. Vgl. I, 4, 12 qui quia a. — I, 8, 18 persequi quidem, quid quis. — V, 9, 15 quoque quae quia. — X, 1, 45 aliquos, quos. — XI, 2, 29 ad hoc, eo quoque adhuc.[1]) Auch dies kann nicht befremden, dafs die Bemerkung in direkter Form gemacht ist. Vgl. I, 3, 17 quare hoc dixisse satis est: in aetatem infirmam et iniuriae obnoxiam nemini debet nimium licere. I, 8, 2 unum est igitur, quod in hac parte praecipiam: ut omnia ista facere possit, intellegat.

I, 6, 14—15. illa tamen quomodo effugient, ut ......, cum es litteris finita per uarios exeant genetiuos, numquam tamen eadem ris syllaba terminatos, 'Ceres' cogat dici 'Cereris'? quid uero quod tota positionis eiusdem in diuersos flexus eunt? cum Alba faciat 'Albanos' et 'Albensis', uolo 'uolui' et 'uolaui'.

Die Worte cum es finita per uarios exeant genetiuos können nicht wohl etwas anderes bedeuten, als: während die auf es endigenden Wörter auf verschiedene Genetive ausgehen, d. h. endigen. In diesem Sinne, also synonym mit terminari und finiri, ist das Wort auch gebraucht I, 5, 60 quorum prima positio in easdem quas 'Castor' litteras exit; 61 ne in a quidem atque s litteras exire temere masculina graeca nomina recto casu patiebantur; 6, 8 dummodo per eandem litteram in infinito exeant. Kann denn aber ein Wort auf einen Genetiv ausgehen? Oder sind etwa hier unter genetiuos die Genetivendungen zu verstehen? Das läfst sich schon deshalb nicht annehmen, weil sich an genetiuos die Worte numquam tamen eadem ris syllaba terminatos anschliefsen. Eher wäre exeant möglich, wenn die Präposition in stünde. Man könnte dann erklären: während sie in verschiedene Genetive aus- oder übergehen, d. h. während aus ihnen verschiedene Genetive werden; so I, 5, 71 in iocos exeunt; 6, 25 in longe diuersas figuras per obliquos casus exeunt. Mit per genetiuos aber verträgt sich exeant nicht.

Daher scheint es mir notwendig, statt exeant eant zu schreiben. ire per leges heifst: Gesetze übernehmen, sich gefallen lassen. Ebenso läfst sich hier sagen: während sie verschiedene Genetive annehmen, sich gefallen lassen; ähnlich ist ire mit per gebraucht

[1]) Diese Beispiele sind zum Teil dem Lex. Quint. von Bonnell entnommen.

I, 8, 7: cum per omnes et personas et affectus eat (comoedia). In die Handschriften ist exeant vielleicht dadurch gekommen, dafs ein Abschreiber, weil er vorher mehrmals das Wort in grammatischem Sinne geschrieben hatte, dasselbe auch hier setzte. Einen ähnlichen Fall haben wir im nächsten §. Die früheren Ausgaben haben alle in diuersos flexus exeunt. Obwohl hier, weil in steht, exeunt möglich wäre, so haben die neueren Herausgeber doch mit Recht eunt geschrieben, weil dieses in allen Handschriften steht.

Dafs Halm am Anfange dieses § nach A u. b quid uero quod geschrieben hat, scheint mir nicht richtig. Die Worte tota positionis eiusdem können nicht Subjekt sein, sie können aber auch nicht wohl stehen, ohne sich an ein Subjekt anzuschliefsen; es wird daher mit Bn und andern Handschriften quid uero? quae zu schreiben sein. Ebenso ist quid? quae gebraucht I, 7, 28: Quid? quae scribuntur aliter quam enuntiantur? nam etc.

I, 6, 27. quid de aliis dicam, cum senatus 'senati' an 'senatus' faciat incertum sit?

Bn, Bg und N[1]) haben: senatus senatui senati an senatus faciat. A gibt von 1. Hand blofs: senatus faciat; der Schreiber irrte offenbar von dem ersten senatus auf das zweite senatus ab. In den neueren Ausgaben ist der Vorschlag von Spalding aufgenommen: senatus 'senati' an 'senatus' faciat. So aber passen die Worte nicht einmal recht in den Zusammenhang. Quintilian hat in diesem Abschnitte an einer Reihe von Beispielen gezeigt, dafs in der Grammatik mit der Analogie allein nicht durchzukommen sei, weil die Sprache sich mannigfache Abweichungen von der Regelmäfsigkeit erlaube. Das letzte Beispiel soll unser Satz liefern. Nun verstöfst es aber nicht gegen die Analogie, wenn senatus im Genetiv senati hat; denn es gibt viele Wörter mit der Endsilbe tus, welche i haben, wie lectus, uentus. Es verstöfst aber auch nicht gegen die Analogie, wenn senatus im Genetiv senatus hat; denn es gibt auch viele Wörter mit der Endsilbe tus, welche us haben, wie cantus, uultus.[2]) Worin also soll der Verstofs gegen die Analogie liegen? Während wir, wenn wir quid de aliis dicam, cum lesen, ein recht beweiskräftiges Beispiel erwarten, hätten wir so eines, das nichts zu beweisen scheint. Gegen den Vorschlag von Ritschl (senatus 'senatus senatui' an 'senati senatu' faciat) ist aufserdem noch etwas anderes einzuwenden. Quintilian wollte offenbar sagen:

---

[1]) Unter N ist zu verstehen die von Chatelain und Le Coultre verglichene Handschrift von Notre-Dame in Paris.

[2]) Man glaubte ja, wie aus § 4—5 hervorgeht, aus der letzten Silbe eines Wortes auf seine Deklination schliefsen zu können.

Es ist ungewifs, ob senatus die Endungen der 2. oder 4. Deklination hat. senatu ist ja aber nichts anderes, als eine Kontraktion von senatui.[1])

Ich halte alle Konjekturen für überflüssig, weil ich glaube, dafs Bn, Bg und N uns die Worte gerade so überliefert haben, wie sie Quintilian geschrieben hat. Worin besteht denn die Unregelmäfsigkeit in der Deklination von senatus? Darin, dafs, obwohl es im übrigen ein Wort der 4. Deklination ist, doch auch der Genetiv senati bei den besten Schriftstellern vorkommt. Nun sieht man es einem Wort auf us im Nominativ nicht an, ob es zu der 2. oder 4. Deklination gehört; wir setzen daher gerne, um die Deklination zu bestimmen, im grammatischen Unterrichte den Genetiv bei und sagen lectus, lecti; cantus, cantus. Bei senatus thut die Hinzusetzung des Genetivs diesen Dienst nicht, eben weil in diesem Kasus beide Formen vorkommen; deshalb setzte Quintilian, um hervorzuheben, dafs das Wort zu der 4. Deklination gehört, den Dativ senatui hinzu. Er sagte: Wozu soll ich von anderen sprechen, da es ungewifs ist, ob senatus senatui im Genetiv 'senati' oder 'senatus' hat. Ich wüfste nicht, wie Quintilian, wenn er kurz sein wollte, sich besser hätte ausdrücken können.

I, 6, 29. haec (sc. etymologia, quae uerborum originem inquirit § 28) habet aliquando usum necessarium, quotiens interpretatione res, de qua quaeritur, eget, ut M. Caelius se esse hominem frugi uult probare, non quia abstinens sit (nam id ne ementiri quidem poterat), sed quia utilis multis, id est fructuosus, unde sit ducta frugalitas. ideoque in definitionibus adsignatur etymologiae locus.

Bekanntlich kommt frugalis erst bei späteren Schriftstellern, wie Appul. und Isid., vor; die früheren gebrauchten zwar frugalior, frugalissimus und frugalitas, statt des Positivs aber verwendeten sie frugi. Manche Grammatiker wollten allerdings der Analogie zuliebe frugalis einführen; Quintilian hält dies aber für eine abgeschmackte Pedanterie, wie aus I, 6, 17 hervorgeht. — Was er unter frugi und frugalitas verstand, zeigen die Stellen III, 7, 24; V, 10, 27; 73; X, 3, 26; XI, 3, 19; XII, 1, 8; 2, 30; 10, 21. In allen diesen acht Stellen pafst nur die Bedeutung: mäfsig, Mäfsigkeit. Diese Tugend nun konnte M. Cälius von sich nicht rühmen. Da er aber doch als homo frugi gelten wollte, so ge-

---

[1]) In älteren Ausgaben steht nach jüngeren Handschriften: senatus 'senatus senatui' an senatus 'senati senato'. Die Form senato kommt ja aber gar nicht vor.

brauchte er den Ausweg, dafs er sagte: frugi ist nicht gleich abstinens, vielmehr ist frugi sum = utilitati sum (so erklärte frugi auch der Grammatiker Priscianus 1, 6, 24). Ich bin vielen nützlich, also bin ich auch ein homo frugi. So weit ist alles klar.

Was sollen nun aber die Worte: unde sit ducta frugalitas? Wovon soll frugalitas abgeleitet sein? Von fructuosus? Mit einer solchen Etymologie hätte Cälius wohl schwerlich einen tiefen Eindruck gemacht. Oder von frugi? Mit diesem Hinweise hätte er sich ja selbst einen Schlag versetzt. Denn das konnte er seinen Zuhörern doch nicht abstreiten, dafs frugalitas Mäfsigkeit, nicht Nützlichkeit bedeute. Er mufste sich also wohl hüten, an frugalitas zu erinnern. Sache des widerlegenden Gegners aber war es, auf frugalitas und seine Bedeutung hinzuweisen; denn die Bedeutung des Substantivums läfst einen Rückschlufs zu auf die Bedeutung des Adjektivums. Er mufste Cälius die Frage entgegenhalten: Woher kommt denn frugalitas? Hätte dieser darauf geantwortet: von frugalis, so konnte ihm jener mit Recht erwidern: So sagt ja aber kein Mensch; alle Welt gebraucht ja statt dessen frugi. Ich glaube daher, dafs ut cum, wie alle Handschriften aufser A und b und die früheren Ausgaben geben, zu schreiben und dafs vor unde das Verbum quaeritur einzusetzen ist. Wir erhalten so folgenden Gedanken: zum Beispiel wenn Cälius eine neue, ihm gerade passende Interpretation von frugi aufstellen will, so wirft man die Frage auf, woher denn frugalitas abgeleitet sei.

Ob Halm die Konjektur Christs (ementiri statt des in allen Handschriften stehenden mentiri) mit Recht aufgenommen hat, möchte ich bezweifeln. Dafs in A ne erst von zweiter Hand nachgetragen wurde, ist gewifs kein Beweis für ihre Berechtigung; denn solche Korrekturen finden sich in A in einer Menge ganz sicherer Stellen. Warum sollte Quintilian nicht schreiben können: das konnte er nicht einmal lügen (weil ihm sonst alles ins Gesicht gelacht hätte). Sogar mit einem substantivischen Akkusativ findet sich mentiri: II, 15, 25 qui colorem fuco, et verum robur inani sagina mentiantur und passivisch: XII, 10, 76 illum mentitum colorem.

I, 6 38. etiam deriuata, ut a 'uelocitate' dicitur 'uelox'.

Darnach müfste man annehmen, dafs Quintilian geglaubt habe, uelox sei von uelocitas abgeleitet. Nun zeigt aber Quintilian in diesem ganzen Abschnitte sehr vernünftige Ansichten über etymologische Fragen. Wenn einer aber auch noch so schwach ist in der Etymologie, so weifs er denn doch, dafs celer nicht von celeritas und schnell nicht von Schnelligkeit abgeleitet ist, sondern umgekehrt. Bedarf es eines Nachweises hiefür, dafs auch Quin-

tilian dies erkannte, so kann man hinweisen auf I, 6, 17 und VIII, 3, 32, wornach er recht wohl wufste, dafs frugalitas von frugalis und beatitas oder beatitudo von beatus abgeleitet sind.

Es läfst sich nur schwer einsehen, auf welchem Wege, wenn Quintilian ut a 'ueloci' dicitur 'uelocitas' geschrieben hat, die handschriftliche Überlieferung entstanden ist. Sie ist weder durch ein Versehen zu erklären, noch läfst sich eine Absicht annehmen. Wenn er aber geschrieben hat: ut a 'ueloci' 'uelocitas' dicitur, so konnte daraus durch ein ganz gewöhnliches Schreibversehen werden: ut a uelocitas dicitur, und dies konnte dann ein oberflächlicher Abschreiber ändern in: ut a uelocitate dicitur uelox.

Aufserdem möchte ich d u c i t u r vorschlagen statt dicitur.[1]) deriuata und quae . . aliunde originem ducunt weisen deutlich auf ducitur hin; ducere wird von Quintilian gewöhnlich gebraucht für „ableiten". dicitur wird nicht etwa gestützt durch VIII, 3, 89: ἐνέργεια confinis his (est enim ab agendo dicta). Hier gibt Bn ducta; mit Recht hat man aber dicta beibehalten; denn ἐνέργεια ist nicht von agere abgeleitet, sondern es hat seinen Namen vom Handeln bekommen. In diesem Sinne wird dici öfter gebraucht, so III, 6, 30 coniectura dicta est a coniectu; VI, 2, 8 i n d e pars illa philosophiae ἠθικὴ moralis est dicta und IX, 2, 65 u n d e controuersiae figuratae dicuntur.[2])

I, 8, 8—10. multum autem ueteres etiam latini conferunt, quamquam plerique plus ingenio quam arte ualuerunt, in primis copiam uerborum, quorum in tragoediis grauitas, in comoediis elegantia et quidam uelut ἀττικισμός inueniri potest. oeconomia quoque in iis diligentior quam in plerisque nouorum erit, qui omnium operum solam uirtutem sententias putauerunt. sanctitas certe et, ut sic dicam, uirilitas ab iis petenda est, quando nos in omnia deliciarum uitia dicendi quoque ratione defluximus. denique credamus summis oratoribus, qui ueterum poemata uel ad fidem causarum uel ad ornamentum eloquentiae adsumunt . . . .

Quintilian spricht sich in diesem Abschnitte darüber aus, welche Schriftsteller der Grammatiker mit seinen Schülern lesen

---

[1]) Die Verba dicere, discere, docere, ducere sind ja in den Quintilianhandschriften unendlich oft verwechselt worden.

[2]) V i e l l e i c h t ist auch I, 4, 12 dicatur zu schreiben. Dort lesen wir nämlich: nec miretur, cur ex 'scamno' fiat 'scabillum' aut a 'pinno' quod est acutum, securis utrimque habens aciem 'bipennis'. Wenn es hiefse: aut a pinno, quod est acutum, bipennis, so könnte man recht wohl fiat hinzudenken. Nun ist aber securis utrimque habens aciem offenbar Subjekt und bipennis Prädikatsnomen; dazu pafst aber das Verbum fiat nicht. Oder haben wir hier ein Zeugma oder eine Ellipse anzunehmen?

soll und welche nicht. Er will auch die alten Lateiner von der Schullektüre nicht ganz ausgeschlossen wissen, da auch sie seiner Ansicht nach in vielfacher Beziehung förderlich sind. Für diese seine Ansicht führt er nach unserem Texte folgende Gründe an: Vor allem liefern sie eine Fülle von Wörtern. Dann ist in ihren Tragödien würdevoller Ernst, in ihren Komödien attische Feinheit zu finden. Auch der Aufbau, die Anlage der Stücke ist bei ihnen sorgfältiger, als bei den Neueren. Ferner mufs man jedenfalls von ihnen die sittliche Reinheit und Männlichkeit herholen. Endlich ist derjenige, welcher sich mit den alten Schriftstellern bekannt gemacht hat, später im stande, in seine Reden Zitate aus ihnen einzuflechten, welche seinen Behauptungen als Zeugnisse und seiner Darstellung zum Schmucke dienen.

Bedenken erregen mir die Worte: in primis copiam uerborum. Claussen hat bereits darauf hingewiesen in den Neuen Jahrbüchern für Phil. u. Päd. (1875. 2. Heft), dafs Quintilian conferre in der Bedeutung beitragen, nützen zwar sehr häufig gebraucht, niemals aber in Verbindung mit einem substantivischen Objekte; denn X, 7, 26 gehört in zu den Akkusativen.[1]) Hier aber wäre copiam Objekt von conferunt. Ich habe aber noch andere Bedenken. Erstens würde Quintilian durch in primis die copia uerborum als den Hauptnutzen bezeichnen, welchen die alten Lateiner stiften. Im folgenden aber führt er Vorzüge derselben an, die ihm nach seiner ganzen Denkweise bedeutend wichtiger erscheinen mufsten. Das gröfste Gewicht aber lege ich auf folgendes Bedenken: Wenn die Worte in primis copiam uerborum den ersten Gewinn angeben sollen, welcher aus den alten Lateinern gezogen werden kann, der Satz quorum in tragoediis .... inueniri potest aber den zweiten (eine andere Auffassung halte ich für undenkbar), wie ist dann eine Anknüpfung durch quorum möglich? Mag man vor quorum ein Komma setzen oder, wie Claussen will, ein Doppelpunkt, mag man auch mit Claussen ad copiam schreiben, eine Anknüpfung des Satzes durch quorum wäre nur dann möglich, wenn derselbe ausführte, inwiefern die alten Lateiner besonders zur copia uerborum beitragen. Nun ist aber in diesem Satze von der copia uerborum gar nicht die Rede, sondern von einem anderen Vorzuge, von der grauitas und der elegantia sermonis. Dieses quorum also, das, wie Claussen richtig bemerkt hat, nur auf ueteres latini, nicht aber auf uerborum sich beziehen kann, scheint mir deutlich zu zeigen, dafs im Vorhergehenden noch kein einzelner

[1]) Er versucht dann die Stelle dadurch zu heilen, dafs er ad vor copiam einschiebt und vor quorum ein Doppelpunkt setzt.

Vorzug der alten Lateiner angeführt worden ist, dafs vielmehr an erster Stelle ihre grauitas und elegantia erwähnt wird. Ich glaube daher, dafs die Worte in primis copiam uerborum nicht von Quintilian geschrieben worden sind, sondern von einem Leser, welcher die Bemerkung anbringen wollte, dafs sich aus den alten Schriftstellern auch copia uerborum gewinnen lasse.

I, 10, 15. non igitur frustra Plato ciuili uiro, quem πολιτικόν uocat, necessariam musicen credidit. et eius sectae, quae aliis seuerissima, aliis asperrima uidetur, principes in hac fuere sententia, ut existimarent sapientium aliquos nonnullam operam his studiis accommodaturos. et Lycurgus, durissimarum Lacedaemoniis legum auctor, musices disciplinam probauit.

Voraus gehen die Gedanken: Die Überlieferung sagt, dafs die Heere der Lacedämonier durch musikalische Weisen angefeuert wurden. Was bewirken bei unsern Legionen die Hörner und Trompeten anderes? Um so viel, als das Zusammentönen derselben stürmischer ist, übertrifft der römische Kriegsruhm den der anderen Völker.

Daraus geht hervor, dafs die Musik auch für den Staat nicht ohne Bedeutung ist; daher konnte Quintilian fortfahren: Nicht ohne Grund also haben Plato und die Häupter der Stoa und Lykurgus in ihren Staatsverfassungen der Musik eine Stelle eingeräumt. Offenbar gehören die Worte non igitur frustra nicht nur zum ersten Satze, sondern eben so gut auch zum zweiten und dritten. Es wird daher die bisher allgemein übliche Interpunktion geändert werden müssen; vor beiden et ist statt eines Punktes ein Komma zu setzen. — Die Reihenfolge kann nicht befremden. Wir haben eine Steigerung: Nicht nur der feine Platon, sondern auch die rauhen Stoiker, ja sogar Lykurgus, welcher die härtesten Gesetze gegeben, haben die Musik für unentbehrlich gehalten.[1])

I, 12, 11 praeterea secundum aliam aetatis illius facilitatem uelut simplicius docentis secuntur nec quae iam egerint metiuntur: abest illis adhuc etiam laboris iudicium. porro, ut frequenter experti sumus, minus adficit sensus fatigatio quam cogitatio.

Von § 10 an gibt Quintilian die Gründe an, warum die Natur der Knaben mehr Anstrengung aushalten könne, als die der Jünglinge. Verschiedene Auffassung nun hat der letzte Satz: porro..... minus adficit sensus fatigatio quam cogitatio gefunden. Die einen glauben,

---

[1]) Ebenso wird II. 13, 10 vor cursum, II, 16, 14 vor et pleraque, II, 17, 23 vor et praestabit ein Komma zu setzen sein, weil die Konjunktionen ideo, nam, enim auch zu den mit diesen Wörtern beginnenden Sätzen gehören.

dafs Quintilian mit diesen Worten einen neuen Grund anführt. So erklärt Spalding: cogitatio est eius, qui ipse aliquid excogitat, fatigatio eius, qui nonnisi mandata peragit siue corpore, siue mente; ähnlich H. Meyer: fatigatur discipulus opera, quam praeceptor dictat, sed minus fatigatur his laboribus, quam is, qui cogitatione assidua et non intermissa attentione animi utitur et ipse aliquid componit. Wenn man aus der Interpunktion schliefsen darf, so haben die neueren Herausgeber diese Auffassung gebilligt. Ich kann dieselbe jedoch nicht für richtig halten.

Man versteht unter fatigatio die Ermüdung, welche durch Arbeiten herbeigeführt wird, die von anderen anbefohlen werden. Damit legt man aber in das Wort mehr hinein, als darin liegen kann. Führen denn blofs von anderen auferlegte Arbeiten eine Ermüdung herbei? Wenn Spalding und Meyer die Worte richtig verstanden haben, so hält ja Quintilian das selbständige Arbeiten sogar für ermüdender. Was berechtigt also dazu, bei fatigatio nur an die eine Art von Arbeiten zu denken? Zweitens kann Quintilian doch nicht von dem Denken überhaupt sagen, dafs es besonders angreifend sei.[1]) Das läfst sich höchstens von dem lange fortgesetzten oder ununterbrochenen Denken behaupten; ein solches Attribut hat aber cogitatio nicht. Drittens hat Quintilian im § 10 so ziemlich den nämlichen Gedanken bereits ausgesprochen mit den Worten: sic animi quoque, credo, quia . . . . . nec suo nisu studiis insistunt, sed formandos se tantummodo praestant, non similiter fatigantur. Unsere Worte würden also entweder nur eine Wiederholung enthalten, oder wenigstens an falscher Stelle stehen; sie müfsten sich unmittelbar an den § 10 anschliefsen.

Für richtiger halte ich daher die Erklärung von Huet: minus afficiuntur, quum fatigantur, quam quum cogitant se fatigari. Dieser Gedanke kann in den Worten liegen und pafst auch in den Zusammenhang. Freilich würde man erwarten, dafs Quintilian, um dies auszudrücken, der Deutlichkeit halber geschrieben hätte: fatigatio ipsa quam cogitatio oder: fatigatio quam cogitatio eius. Ich habe aber noch ein anderes Bedenken. Was soll denn hier sensus bedeuten? Bonnell führt diese Stelle in seinem Lexikon unter denjenigen auf, wo sensus die leiblichen Sinne bedeutet. Kann denn aber die cogitatio, mag man das Wort so oder so auffassen, die leiblichen Sinne angreifen? Baur übersetzt den Satz: Zudem greift, wie wir häufig die Erfahrung gemacht haben, ermüdende Thätigkeit den Geist weniger an als das eigene Denken. sensus

[1]) Der grofse Verehrer Ciceros kannte gewifs auch dessen Ausspruch: docto homini et erudito uiuere est cogitare.

kann aber doch nicht gleich animus den Geist bedeuten. Ich glaube daher, dafs zu schreiben ist: sensus fatigationis. Quintilian sagt dann: Aufserdem folgen sie nach einer anderen Anlage dieses Alters den Lehrenden gleichsam argloser und messen nicht ab, was sie schon gethan haben, auch können sie die Gröfse der Arbeit, die ihnen zugemutet wird, noch nicht beurteilen; nun greift aber, wie ich häufig erfahren habe, das Gefühl der Ermüdung weniger an, als das Denken daran. Weil die Knaben die Gröfse der Anstrengung noch nicht taxieren können, so machen sie sich mit frischem Mute an die Arbeit und halten sie aus; tritt dann auch schliefslich das Gefühl der Ermüdung ein, so schadet das nicht. Die Jünglinge aber, welche die Schwierigkeiten schon kennen, denken gleich von Anfang an an dieselben und ermatten so vor der Zeit.

Dafs fatigatio allein auch das Gefühl der Ermüdung bedeuten könnte, bestreite ich nicht; andrerseits aber wird man auch nicht leugnen können, dafs sensus wegen des Gegensatzes zu cogitatio hier stehen kann. So könnte auch II, 2, 14 turpitudine stehen, des Gegensatzes wegen aber heifst es: et carendum non solum crimine turpitudinis, uerum etiam suspicione. In demselben Sinne findet sich sensus gebraucht XI, 2, 41: quorum accessio labori sensum incrementi non adferat; cogitatio ist ebenso gebraucht IV Pr. 7: et ipsa cogitatione suscepti muneris fatigor. Dafs adficere kein Objekt bei sich hat, kann bei Quintilian nicht auffallen; adficere selbst ist absolut gebraucht VI, 2, 28 und XI, 3, 66, allerdings in anderer Bedeutung. porro aber führt durchaus nicht immer etwas neu hinzukommendes ein, sondern wird von Quintilian öfters gleich autem gebraucht. Vgl. I, 5, 46: ego dubito, an id inproprium potius appellem, significatione enim deerrat: soloecismi porro uitium non est in sensu, sed in complexu; aufserdem I, 2, 30; II, 4, 18; V, 10, 24; V, 10, 32. Auch an der Spitze des Satzes hat porro die Bedeutung „nun aber“, vgl. II, 11, 2.

II, 4, 33. legum laus ac uituperatio iam maiores ac prope summis operibus suffecturas uires desiderant: quae quidem suasoriis an controuersiis magis accommodata sit exercitatio, consuetudine et iure ciuitatium differt. apud Graecos enim lator earum ad iudicem uocabatur: Romanis pro contione suadere ac dissuadere moris fuit. utroque autem modo pauca de his et fere certa dicuntur.

Der von den Worten consuetudine et iure ciuitatium differt abhängige Satz erregt mir Bedenken. Sollen wir ihn übersetzen: „ob dies mehr eine für die suasoriae oder für die controuersiae geeignete Übung ist“? — Nicht von den Einrichtungen der Staaten hängt es ab, ob diese Übung für die eine oder die andere Rede-

gattung eine bessere Vorbereitung ist, sondern von der Einrichtung der Übung selbst. Oder sollen wir übersetzen: „ob diese Übung mehr den suasoriae oder den controuersiae angepafst worden ist"? — Das Präsens differt zeigt deutlich, dafs es sich nicht darum handelt, welcher Redegattung diese Übung früher oder bisher angepafst wurde, sondern wie sie einzurichten ist. Hierüber gibt ja auch Quintilian in diesem Abschnitte seine Vorschriften.

Daher glaube ich, dafs zu schreiben ist: accommoda n d a sit. Ob diese Übung mehr nach dem Muster der suasoriae oder der controuersiae einzurichten ist, hängt von der Gewohnheit und dem Rechte der Staaten ab. Wenn man ein griechisches Gesetz zu loben oder zu tadeln hat, so wird man die Form der controuersiae wählen, bei der Beurteilung eines römischen die der suasoriae. Die gleiche Änderung ist an einer anderen Stelle längst vorgenommen; IX, 4, 126 geben alle Handschriften accommodata, Regius hat hiefür accommodanda vermutet, und diese Vermutung ist in alle Ausgaben übergegangen. accommodandam auch III, 8, 64.

Von dem letzten Satze dieses § habe ich nirgends eine richtige Erklärung gefunden. Spalding und Wolff glauben, dafs die Worte fere certa im Gegensatze stehen zu den Worten ea, de quibus quaeri solet im nächsten §. So erklärt sie Spalding: plerumque ea tantum de lege dicuntur, quae possunt in unam tantummodo partem disputari, ut uel manifeste egregia uel uitiosa item demonstretur; raro, quae in utramque partem possunt uersari. Wolff: quae uera esse non dubitatur. Sie sind dann auch genötigt, einen Gegensatz anzunehmen zwischen de his, was bedeuten soll: de legibus ipsis earumque indole, und dem Verfahren bei der Einbringung derselben. Ich halte diese Erklärung für ganz unmöglich. Baur übersetzt: In beiden Fällen läfst sich über dieselben nur Weniges sagen und fast nur in bestimmter Richtung. Wie soll man das verstehen?

Hermogenes schreibt für die Beurteilung von Gesetzen folgende Gesichtspunkte vor (Rhet. Gr. ed. Spengel II p. 18): τὸ σαφές, τὸ δίκαιον, τὸ νόμιμον, τὸ συμφέρον, τὸ δυνατόν, τὸ πρέπον und Aphthonius (ib. II. p. 53) νόμιμον, δίκαιον, συμφέρον, δυνατόν. Hieraus geht hervor, dafs die Rhetorik für derartige Reden gewisse Fragen festgestellt hat. Daran hält sich auch Quintilian in unserm Abschnitte. Denn § 35 bezieht sich auf das νόμιμον, § 37 auf das σαφές, § 38 auf das δίκαιον (bei Quintilian honestum; das iustum ist ihm eine Species[1]) hievon), § 39 auf das συμφέρον und das δυνατόν. Diese

[1]) Es wird daher § 38 solet nach Bn und den übrigen Handschriften zu schreiben sein, nicht solent nach A u. b, wie Zumpt, Meyer, Bonnell

Auseinandersetzung leitet er ein mit dem Gedanken: In beiden Fällen (bei dem griechischen und bei dem römischen Verfahren) kommen bei der Behandlung von Gesetzen nur wenige und so ziemlich feststehende Fragen zur Besprechung. fere certa und ea, de quibus quaeri solet stehen also nicht im Gegensatze zu einander, sondern sie bezeichnen ein und dasselbe. Unter his sind ganz allgemein die Gesetze zu verstehen.

II, 4, 34. nam et genera sunt tria sacri, publici, priuati iuris. quae diuisio ad laudem magis spectat, si quis eam per gradus augeat, quod lex, quod publica, quod ad religionem deum conparata sit. ea quidem, de quibus quaeri solet, communia omnibus.

Durch diesen § soll offenbar die Behauptung begründet werden, dafs nur wenige und so ziemlich feststehende Fragen zur Besprechung kommen. Die Worte quae diuisio ...... conparata sit enthalten eine solche Begründung nicht: wir werden sie daher als eine Zwischenbemerkung anzusehen haben. Es bleibt also zur Begründung übrig: nam et genera sunt tria sacri, publici, priuati iuris. ea quidem, de quibus quaeri solet, communia omnibus. Ich frage nun zunächst: Was soll et hier bedeuten? Der Übersetzer Baur läfst es weg; alle Kommentare schweigen hierüber. Mir scheint keine der Bedeutungen, welche et hat, hieher zu passen. Sodann frage ich: Welches Gedankenverhältnis besteht zwischen den beiden Sätzen? Ich glaube, dafs ein konzessives vorliegt: Denn es gibt zwar die drei Arten des heiligen, öffentlichen und Privatrechts; aber diejenigen Punkte, welche in Frage zu kommen pflegen, sind allen gemeinsam. Ist diese Auffassung richtig, so ist im zweiten Satze irgend eine Partikel, welche dieses Gedankenverhältnis andeutet, nicht wohl zu entbehren. Ich glaube daher, dafs zwischen sit und ea ita ausgefallen ist, und dafs, vielleicht infolge dieses Ausfalls, im ersten Satze ut in et geändert wurde. ut — ita gebraucht Quintilan sehr häufig in konzessivem Sinne. Zweimal II, 7, 2 und IX, 2, 107 habe ich auch ut — sic so gebraucht gefunden, man könnte daher auch an den Ausfall von sic nach sit denken. — Dafs zwischen die beiden Sätze eine Bemerkung eingeschoben ist, hat nichts anstöfsiges. Wie viel ist II, 4, 15 zwischen die durch ut — ita verbundenen Glieder eingeschoben! Die Erwähnung der drei Arten des

---

und Halm aufgenommen haben. Davon, dafs auch das iustum wieder in verschiedene Species zerfällt, war bisher noch nicht die Rede; erst in diesem Satze sagt uns Qu., dafs die Species der Gerechtigkeit auf verschiedene Weise (non simpliciter) geprüft zu werden pflegt. Wir haben hier einen Genetiv, wie in der Verbindung uirtus iustitiae.

Rechts gibt Quintilian Anlafs darauf aufmerksam zu machen, in welcher Weise sich diese Dreiteilung manchmal verwerten läfst.[1])

II, 5, 11—12. nam sermo rectus et secundum naturam enuntiatus nihil habere ex ingenio uidetur: illa uero, quae utcumque deflexa sunt, tamquam exquisitiora miramur, non aliter quam distortis et quocumque modo prodigiosis corporibus apud quosdam maius est pretium quam iis, quae nihil ex communi habitu boni perdiderunt. atque etiam qui specie capiuntur, uulsis leuatisque et inustas comas acu comentibus et non suo colore nitidis plus esse formae putant, quam possit tribuere incorrupta natura, ut pulchritudo corporis uenire uideatur ex malis morum.

Meister wünscht (Philol. VIII p. 183) atqui statt atque des Zusammenhangs wegen. Ich glaube, dafs dieser vielmehr eine Interpunktionsänderung erfordert. Die durch atque etiam eingeleiteten Worte führen ja nicht einen selbständig auftretenden Gedanken ein, sondern sie fügen nur einen zweiten Vergleich zu dem ersten hinzu.[2]) Es scheint mir folgende Gedankenverbindung vorzuliegen: Dasjenige aber, was irgendwie von dem Regelmäfsigen und Natürlichen abweicht, bewundern wir, ebenso wie manche verrenkte und irgendwie abnorme (Gegensatz: rectus) Körper höher schätzen, als regelmäfsige, und andere an einer erkünstelten (Gegensatz: secundum naturam) Schönheit ein gröfseres Wohlgefallen haben, als an einer natürlichen. — Es wird also vor atque ein Komma zu setzen sein, da auch der zweite Satz mit non aliter quam zu verbinden ist.

II, 8, 8. uerum ei, qui foro destinabitur, non in unam partem aliquam, sed in omnia, quae sunt eius operis, etiam si qua difficiliora discenti uidebuntur, elaborandum est: nam et omnino superuacua erat doctrina, si natura sufficeret.

Zu Quintilians Zeit herrschte die Ansicht, dafs der Rhetor die Pflicht habe, die individuellen Anlagen seiner Schüler zu erforschen und diese dann besonders zu pflegen; man ging sogar soweit von ihm zu verlangen, dafs er gerade die Stilgattung ausbilde, für welche sich jeder am besten eigne. Hiemit ist Quintilian nur teilweise einverstanden. Auch er hält es für notwendig die Anlagen zu erforschen, er billigt es, wenn man darnach das Studium auswählt, wenn man den einen auf die Geschichte, den anderen

[1]) Vielleicht darf auch darauf hingewiesen werden, dafs bei dem bisherigen Texte das Fehlen von sunt im zweiten Satze etwas auffallend ist. Auch dieses Bedenken würde die vorgeschlagene Änderung beseitigen.

[2]) Quintilian bringt gern zwei Vergleiche; vgl. z. B. I, 1, 5; I, 3, 5; I, 10, 6—7 u. II, 9, 3.

auf die Dichtkunst, einen dritten auf die Rechtswissenschaft, andere auf die Landwirtschaft hinweist, wie ja auch der Lehrer der Palästra einen Läufer oder Faustkämpfer oder Ringer heranziehe je nach der Anlage seines Zöglings. Dann würde er nach unserm Texte fortfahren: Aber derjenige, welcher für das Forum bestimmt wird, mufs nicht nur eine Seite, sondern alles, was zu diesem Berufe gehört, sich angelegen sein lassen, auch wenn manches dem Lernenden schwieriger vorkommt.

Sofort fällt auf, dafs er, während bisher ausschliefslich von den Pflichten des Lehrers die Rede war, nun plötzlich zu der Aufgabe des Schülers übergeht. Dafs er dies in Wirklichkeit nicht gethan hat, sondern auch in diesem Satze von einer Pflicht des Unterrichtenden spricht, zeigt ganz deutlich der sich anschliefsende begründende Satz: „denn es wäre ja auch überhaupt der Unterricht überflüssig, wenn die Naturanlagen genügten", sowie die dann folgenden Fragesätze. Auch in dem noch übrigen Teile des Kapitels handelt er fortwährend von den Pflichten des Lehrers, auch bei incumbet (§ 13) ist an diesen zu denken, ebenso wie bei utetur und efficiet (§ 14). Erst im nächsten Kapitel geht er mit den Worten: Plura de officio docentium locutus discipulos id unum interim moneo zu den Pflichten der Schüler über. Durch unsern Satz würde also die Gedankenentwicklung in auffallender Weise gestört werden.

Daher möchte ich in eo statt ei vorschlagen (nach m mag zunächst in ausgefallen und dann eo in ei verändert worden sein). Wir haben dann den Gedanken: Aber bei demjenigen, der für das Forum bestimmt wird, mufs man nicht nur auf eine Seite, sondern auf alles, was zu diesem Berufe gehört, bedacht sein. in eo ist gerade so gebraucht unten § 14: omnibus in eo docendi partibus similiter utetur. Einen Beweis für die Berechtigung des Vorschlages finde ich auch in discenti. Bei dem bisherigen Texte ist dieses in allen Handschriften stehende Wort ganz überflüssig (dies mag der Grund sein, warum es in mehreren alten Ausgaben fehlt), durch unsere Änderung aber kommt es zur Geltung. Wir erhalten so den Gedanken: Der Lehrer darf sich nicht gleich abschrecken lassen, auch wenn manches dem Lernenden anfangs schwieriger vorkommt.

II, 10, 6. erit optimum, sed certe sint grandia et tumida, non stulta etiam et acrioribus oculis intuenti ridicula, ut, si iam cedendum est, impleat se declamator aliquando, dum sciat, ut quadrupedes, cum uiridi pabulo distentae sunt, sanguinis detractione curantur et sic ad cibos uiribus conseruandis idoneos redeunt, ita

sibi quoque tenuandas adipes, et quidquid umoris corrupti contraxerit, emittendum, si esse sanus ac robustus uolet.

Quintilian hat im Vorhergehenden die Vorschrift erteilt, man solle für die Schulreden nur solche Stoffe wählen, welche der Wirklichkeit möglichst nahe kommen. Da ganz andere Themata gebräuchlich waren, so mufs er hiegegen Widerspruch erwarten; er wirft daher selbst die Frage auf: Also sollen wir niemals den jungen Leuten über die Grenzen des Glaubwürdigen hinausgehende, poetische Themata zur Behandlung geben? Auf diese Frage gibt er in unserem Satze Antwort.

Zwei Bedenken habe ich gegen denselben. Einmal müssen jedem Leser die Worte et tumida auffallen. Dafs Quintilian grandia themata sich gefallen lassen will, ist leicht zu begreifen; dafs er aber so ohne weiteres auch tumida, schwulstige Themata mit in den Kauf nehmen soll, ist befremdend. Er gebraucht die Wörter tumidus und tumor häufig, immer aber in tadelndem Sinne. Gesner sucht über die Schwierigkeit dadurch hinweg zu kommen, dafs er eine Steigerung annimmt. Allerdings hätte Quintilian sagen können: Aber grofsartige, ja sogar schwulstige Themata will ich mir noch gefallen lassen. Die vorliegenden Worte bringen jedoch diesen Gedanken nicht zum Ausdruck, sie stellen grandis und tumidus auf völlig gleiche Stufe, obwohl die beiden Wörter an anderen Stellen geradezu im Gegensatz zu einander stehen. Vgl. X, 2, 16 fiuntque pro grandibus tumidi und XII, 10, 80 sic erunt . . . . . grandia, non tumida. Dafs der Vorschlag von Francius, der statt et non schreiben wollte, nicht annehmbar ist, bedarf wohl keines Nachweises.

Man wird auch hier, glaube ich, durch Einsetzung eines Wortes helfen können. Wenn wir nämlich schreiben: et tantum tumida, so erhalten wir den Gedanken: Aber sie seien wenigstens grofsartig und nur schwulstig, nicht auch albern und bei schärferer Betrachtung lächerlich. Das Schwulstige geht leicht ins Alberne und Lächerliche über; das wenigstens will Quintilian vermieden wissen. etiam scheint mir deutlich auf tantum hinzuweisen; vgl. VIII, 3, 5 si uis eorum tantum, non etiam fulgor timeretur. Gerade so ist tantum gebraucht unten § 8: et haec quidem otiosa tantum. Zwischen et und tumida konnte tantum leicht ausfallen.

Das zweite Bedenken erregt mir der an diese Worte mit ut angehängte Nebensatz. Lesen wir: Aber sie seien wenigstens grofsartig und nur schwulstig, nicht auch albern und lächerlich, damit sich der Vortragende einmal anfüllt, so fragen wir uns unwillkürlich: Ist dies eine logische Gedankenverbindung? Kann man

sich denn blofs mit Grofsartigem und Schwulstigem anfüllen, mit Albernem und Lächerlichem aber nicht? Dazu kommt, dafs sich die Worte dum sciat etc. nicht wohl an den Absichtssatz anschliefsen können, noch weniger aber an den Hauptsatz. Durch die Erklärungsversuche von Wolff und H. Meyer (der eine will die Worte ironisch, der andere konsekutiv aufgefafst haben) wird nichts gewonnen. Schon in älterer Zeit wurde ein Verbesserungsversuch gemacht; denn während alle Handschriften und auch die ältesten Ausgaben ut bieten, gibt die ed. Gryph. und einige andere Ausgaben ac. Aber auch dadurch kommen wir nicht zu einer logischen Gedankenverbindung.

Mir scheinen sowohl die Worte si iam cedendum est, als auch dum sciat etc. darauf hinzuweisen, dafs Quintilian damit ein noch weiter gehendes Zugeständnis dem herrschenden Gebrauche gegenüber macht. Ich glaube daher, dafs statt ut aut zu schreiben ist (nach ridicula eine ganz leichte Änderung). Zu der vorausgehenden beschränkten Konzession fügt Quintilian die weitere hinzu: Oder, wenn man nun doch einmal ein Zugeständnis machen mufs, (so will ich noch weiter gehen und auch diese Einschränkung fallen lassen) der Vortragende mag sich einmal anfüllen (wie er will), wenn er nur weifs, dafs er das übermäfsige Fett und die ungesunden Säfte wieder entfernen mufs. — Freilich dürfte impleat se allein kaum genügen; ein Beisatz, der angibt, wodurch oder in welcher Weise er die Anfüllung vor sich gehen lassen will, wird nicht wohl fehlen dürfen. Ich möchte daher statt des leicht zu entbehrenden aliquando aliquo modo vorschlagen. Vgl. II, 17, 10 cantatur ac saltatur per omnis gentis aliquo modo.

(Fortsetzung folgt).

München. Moriz Kiderlin.

Zu Horaz und Vergil.

Nunc adbibe puro

Hor. Ep. I, 2, 67 f.: Pectore verba puer . . . .

Der Dichter ermahnt hier den Adressaten, frühzeitig für seine sittliche Veredlung zu sorgen. Er verlangt von ihm, dafs er mit einem Herzen (pectore), welches noch lauter, rein (puro), frei von jeglicher Leidenschaft ist, sich die Lehren der Weisheit und Tugend aneigne. — Die Handschriften und mit ihnen die Ausgaben bieten hier durchgehends verba. Der Ausdruck verba kann freilich eine verschiedene Bedeutung haben: verba kann ebenso gut den toten Buchstaben, die Wörter heifsen wie auch die wohlmeinenden Worte.

Hier aber wo an sapientia und virtus bei verba zu denken ist, dürfte es sich vielleicht empfehlen, statt verba „vera“ zu schreiben, zumal vera feierlicher und zweckentsprechender als das gewöhnliche verba erscheint, abgesehen davon, dafs vera die Begriffe sapientia und virtus (in ethischer Hinsicht) in sich vereinigt.

Ep. I, 6, 1 f.: Nil admirari, prope res est una, Numici,
Solaque, quae possit facere et servare beatum.

Die mir zu Gebote stehenden Ausgaben von Horatius' Episteln haben nach beatum einen Punkt.

Ich erwähne blofs Krüger und Schütz.

So oft ich diese Stelle lese, verfalle ich stets nach beatum in den Ton der Frage, so dafs ich in meinem Handexemplar (Krüger) bereits den Punkt gestrichen und an dessen Stelle ein Fragezeichen gesetzt habe.

Ich vermute, dafs an der angeführten Stelle das Fragezeichen die Situation (des „nil admirari“ und des „beatum facere posse“) viel lebhafter gestaltet als der einfache Punkt.

Aen. V. 693 f.: Vix haec ediderat, cum effusis imbribus atra
tempestas sine more furit.

Hier dürfte es nicht auffallend erscheinen statt imbribus „nubibus“ zu lesen. Eine atra tempestas läfst sich im gewöhnlichen Leben zunächst auf effusae nubes zurückführen, während die imbres effusi als die Folge der atra tempestas anzusehen sind. Deshalb conjiciere ich nubibus.

Aen. VI. 146: namque ipse volens facilisque sequetur . . .

Ich schreibe statt namque „iamque“. Wozu denn hier eine begründende Partikel verwenden, wo wir mit einer Zeitpartikel auskommen? — Wer die Stelle, um die es sich hier handelt, nachliest, wird mit mir ohne Bedenken folgenden Schlufs ziehen: „Wenn das Schicksal dich ruft, wird schon (iam) der gefundene Zweig dir willig und leicht folgen“.

Eger. Dr. Heinrich Löwner.

II. Abteilung.

Recensionen.

1. Q. Horati Flacci opera. Scholarum in usum ediderunt O. Keller et J. Haeufsner. Lipsiae et Pragae. Freytag et Tempsky. 1885. XVIII, 265 S. 8⁰.

2. Cruquius und die Horazkritik von Dr. J. Häufsner. Beilage zum Programm des Grofsherzoglichen Gymnasiums Bruchsal. 1884. (Nummer 549 der Serie der deutschen Programme.) 1 Bl. 54 S. 4⁰.

Bei der Besprechung, die wir vor einiger Zeit in diesen Blättern O. Kellers „Epilegomena zu Horaz" widmeten (vgl. Jahrg. XIX S. 358—361), hatten wir Gelegenheit genommen, die Stellung der von Keller und Holder besorgten Horazausgaben innerhalb der neueren Horazlitteratur eingehend zu charakterisieren, und namentlich auf die den früheren Auffassungen diametral entgegengesetzte Wertschätzung der Blandinischen Handschriften seitens der Herausgeber hinzuweisen. Diese Blandinischen Handschriften — sie führen ihren Namen von dem auf dem Blandinischen Berg bei Gent gelegenen St. Peterskloster — sind bekanntlich schon 1566 durch Brand zu Grunde gegangen; die Kenntnis ihrer Lesarten beruht ausschliefslich auf den Angaben des Horazherausgebers Jakob Cruquius (gest. um 1625), durch welchen sie eine wahrhaft beherrschende Stellung für die Horazkritik erlangt und bis auf die jüngste Zeit behauptet haben. Auf die ersten Angriffe, welche von Seiten Th. Bergks und O. Kellers gegen die Glaubwürdigkeit und die hohe Wertschätzung der Cruquianischen Lesarten gerichtet worden waren, ist gerade in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Untersuchungen über den Wert der Blandinischen Handschriften gefolgt, von welchen wir diejenige von Matthias schon in unserer oben angeführten Besprechung herangezogen hatten. Zugleich als eine eingehende Kritik und als abschliefsende Ergänzung der neuesten Untersuchungen gibt sich die uns vorliegende Schrift von J. Häufsner: in ihrem ersten Teile sucht dieselbe bestimmtere Anhaltspunkte über den von den Anhängern der Cruquianischen Lesarten am höchsten geschätzten sogenannten „codex Blandinius antiquissimus" zu gewinnen, ihr zweiter Teil ist der Untersuchung der Arbeitsmethode des Cruquius und der Glaubwürdigkeit der von ihm aus verlorenen Textesquellen beigebrachten Lesarten gewidmet. Nach beiden Richtungen ergeben sich dem Verfasser für Cruquius höchst ungünstige Resultate: was den „codex antiquissimus" anlangt, so weist H. überzeugend nach, dafs Cruquius' Angaben über diese Hs. bei eingehender Nachprüfung sich vielfach ins Allgemeine verflüchtigen, so dafs es nichts weniger als ausgemacht erscheint, dafs des Cruquius Citate aus dem „Blandinius antiquissimus"

sich insgesamt auf eine einzige Handschrift beziehen. Der Arbeitsmethode des Cruquius ist Häufsner durch eine Vergleichung der einzigen Handschrift, welche von den durch Cruquius benutzten uns noch erhalten ist, mit den von dem niederländischen Gelehrten aus ihr gezogenen Lesarten nachgegangen. Da es sich hier um die Gewinnung eines möglichst reichen statistischen Materiales handelte, so mufs man dem Verfasser dankbar dafür sein, dafs er mit der durch Matthias erfolgten, keineswegs erschöpfenden Kollation jener Haudschrift, des Codex Divaei, sich nicht begnügt, sondern eine abermalige selbständige Vergleichung der Handschrift mit den aus ihr entnommenen Cruquianischen Varianten, unter sorgfältiger Beachtung auch geringfügiger palaeographischer und orthographischer Differenzen, vorgenommen hat. Von einem Eingehen auf die Einzelheiten der Untersuchung müssen wir absehen und uns auf die Mitteilung von deren Endresultat beschränken, wornach sich ergibt, dafs von den 511 kontrolierbaren Lesarten des Cruquius 156 mit dem bald ausdrücklich genannten, bald implicite angeführten Codex Divaei im Widerspruche stehen; dazu kommen noch 34 weitere Stellen, an denen Cruquius singuläre Lesarten aus andern Handschriften angeführt, jedoch verschwiegen hat, dafs dieselben auch in dem Codex Divaei sich finden. Wenn auch unter den von Häufsner nachgewiesenen Differenzen eine Anzahl von leicht entschuldbaren Lesefehlern uud Ungenauigkeiten inbegriffen ist, so wird man dem Verf. doch zugeben müssen, dafs dieselben in ihrer Gesamtheit für die Abschätzung des Wertes der Cruquianischen Lesarten und ihrer Bedeutung für die Horazkritik schwer in die Wagschale fallen. Da wir thatsächlich an dem dritten Teile der kontrolierbaren Citate des Cruquius Anstofs nehmen müssen, so würde es sich in keiner Weise mit den Forderungen einer vorsichtigen und methodischen Kritik vertragen, wenn wir aus den Angaben des Cruquius über die verlorenen Blandinischen Handschriften und namentlich den „Codex antiquissimus“ auf deren Gesamtcharakter bestimmte Schlüsse ziehen oder etwa gar denselben prinzipiell den Vorzug vor den Lesarten der übrigen durch Keller und Holder in so trefflicher Weise gesichteten und klassifizierten handschriftlichen Überlieferung geben wollten. Es wäre dies um so unmethodischer, als Keller die Sonderlesarten des „Codex antiquissimus“ mit einer einzigen Ausnahme sämtlich als falsch, oder wenigstens als willkürlich und entbehrlich nachgewiesen hat.

Nachdem die von Keller vertretenen kritischen Grundsätze durch die neueren Arbeiten über die Blandinischen Handschriften und namentlich durch die überzeugende Beweisführung Häufsners eine neue feste Stütze erhalten, mufs das Erscheinen der uns vorliegenden von Keller und Häufsner besorgten Schulausgabe des Horaz doppelt willkommen geheifsen werden. Während in der ersten von Keller und Holder veranstalteten Horaz-Ausgabe (1864—1869) Varianten und Testimonien in möglichster Vollständigkeit mitgeteilt worden, und auch in der Editio minor (1878) eine ziemlich reichhaltige Auslese des kritischen Apparates beigegeben worden war, beschränken sich die Herausgeber in der vorliegenden Ausgabe auf die Wiedergabe des Textes, dem nur eine kleine Anzahl textkritischer Erörterungen in der Präfatio vorausgeschickt ist; sie enthalten die Begründung der nicht sonderlich zahlreichen Veränderungen, welche die Herausgeber an dem Texte der beiden früheren Keller'schen Ausgaben, zum Teil mit Rücksicht auf die Vorschläge neuerer Kritiker vorgenommeu haben. Bezüglich der Orthographie haben die Herausgeber den Bedürfnissen der Schule insoferne Rechnung getragen, als sie, im Gegensatze zu den gröfseren Ausgaben, nur ausnahmsweise, wie z. B. bei den Accusativen Plural. auf is, die Restitution der alten Schreibart durchgeführt haben. Den auf diesem Gebiete noch vielfach herrschenden ultrakonservativen Anschauungen sind

die Herausgeber damit eher zu viel als zu wenig entgegengekommen. Eine wohl Vielen recht erwünschte Beigabe des sorgfältig korrigierten und hübsch gedruckten Buches bildet das übersichtliche Verzeichnis der Horazischen Versmafse, ferner die Sammlung der uns erhaltenen Stellen griechischer Lyriker, welche dem Horaz als Vorbilder gedient haben, endlich ein ausführliches Namen- und Sachregister. Möge die Keller-Häufsner'sche Horazausgabe und damit der beste der bisher erschienenen Horaztexte in der deutschen Mittelschule recht baldige und recht allgemeine Aufnahme finden!

Giefsen. Herman Haupt.

Emil Seelmann, Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Grundsätzen. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1885. gr. 8°. XV und 398 S. (8 M.)

Ein bedeutendes Werk sowohl des Sammlerfleifses als der selbständigen Forschung. Vier Faktoren sind es hauptsächlich, mit denen der Verfasser rechnet, die Zeugnisse der lateinischen Grammatiker, voran der klassische Phonetiker Terentianus Maurus, die Inschriften, die romanische Sprachforschung und die Phonetik. In letzterer hat Seelmann besonders eingehende Spezialstudien gemacht, wie denn auch manche der angewandten Bezeichnungen sein Eigentum sind. Eine Zeichnung des ganzen Apparats der menschlichen Sprechorgane ist S. 243 beigegeben, um die Anschaulichkeit zu erleichtern. Der erste Hauptteil behandelt die Laute als Teile des Wortes, die Accentuation, Vocalquantität, Konsonantengemination und Silbenteilung, der zweite Teil die Einzellaute, Bildungsart und Schall jedes einzelnen Vokals, der Diphthonge, des halbvokalischen *i* und *v*: dann die Aussprache der Konsonanten sowohl innerhalb des Wortes als im Auslaut. Einige Stellen aus den Klassikern in genauer phonetischer Transskription geben eine Probe der geforderten Aussprache.

Der Verfasser gebietet über grofse Sachkenntnis und feine Beobachtungsgabe; auch die Klarheit und Übersichtlichkeit seines Werkes, durch verschiedenen Druck gefördert, sind grofse Vorzüge. Die norddeutschen Dialekte scheint er gut zu beherrschen; bezüglich der süddeutschen wäre manchmal gröfsere Vorsicht zu raten gewesen. Dafs für *eu* „die dialektisch-süddeutsche allgemeine Aussprache *öü* oder *eü*“ sei z. B. in Heu, ist unrichtig und offenbar nur die schwäbische Aussprache damit gemeint. S. 9 heifst es, dafs der Deutsche ordentlich schreibe, aber orntlich spreche. Doch ist dies nur norddeutscher Dialekt, kein Süddeutscher, kein Oesterreicher bringt das Wort mit unterdrücktem *d*-Laut über die Lippen. Die späteren Grammatiker sind sehr wohl ausgenützt, weniger Varro und sonst in der lat. Litteratur zerstreute Notizen, sowie die alten Handschriften. Bei der Besprechung von hordeum fordeum, haedus faedus z. B. (S. 300) mufste vor allem auf Varro de l. l. V, 97 aufmerksam gemacht werden. Dieselbe Stelle und VII 96 hätte den Ausgangspunkt für die Erörterung über praetor pretor u. dgl. S. 226 bilden sollen, da die Worte des Diomedes eben aus Varro genommen sind. Durch die blofse Vorführung einiger weniger inschriftlichen Beispiele wird über den Wert der Formen susum, rusus, cottidie u. a. nicht die richtige Vorstellung erweckt, ebenso über die Kontraktion fili = filii im Genet. Sing., fili im Nom. Plural und filis im Dat. und Abl. Plural, die sowohl nach dem Numerus als nach der Zeit aufs strengste zu scheiden sind. Die 5 Stellen, welche die Länge des Schlufs-*a* der Nomina bei Plautus und Terentius beweisen

sollen, sind sämtlich unhaltbar; für scribendust, faciendumst u. dgl. S. 361 war nicht die unbedeutende Notiz des Marius Victorinus als Beweis vorzuführen, sondern die Thatsache, dafs diese Formen an einer grofsen Menge von Stellen durch das Versmafs gefordert und durch die besten Handschriften der lat. Komiker massenweise bezeugt sind. Solche Ausstellungen oder Ergänzungen beeinträchtigen übrigens den Gesamtwert der verdienstvollen Leistung nicht und die Resultate können jedenfalls im grofsen und ganzen als gesichert gelten. Das Detail freilich möchte nicht alles mit derselben Sicherheit zu behandeln sein, wie hier geschieht, noch auch die Forderung zu stellen sein, dafs dies alles in die Praxis herüberzunehmen sei. Was ist z. B. normal-reiner *a*-Laut? Und was galt den Römern als solcher? Dies werden wir weder durch die Zeugnisse der lateinischen Grammatiker noch durch Inschriften noch durch das Romanische noch endlich durch die Lehren der Phonetik jemals mit absoluter Sicherheit feststellen können. Auch wird jeder Deutsche je nach seinem Geburtsland, der Berliner sogut als der Münchner und der Wiener die Klangfärbung des heimischen Dialekts bis zu einem gewissen Grade in die tote Sprache übertragen und mit Starrsinn behaupten, sein *a* sei das normale. Nach meiner Ansicht gibt es keine Phonetik, welche den subjektiven Standpunkt ganz verleugnen könnte, und wenn es schon bei einer lebenden Sprache fast unmöglich ist, aus wissenschaftlicher Darlegung den wahren Klang der fremden Laute zu lernen, um wieviel mehr bei einer toten! Hier sind wir vielfach nur auf Wahrscheinlichkeitsschlüsse angewiesen. Die lat. Grammatiker stimmen nicht immer unter sich überein und sind zum teil aus späterer Zeit. Ob manche Angabe des Priscianus, die er mit Bezug auf seine Zeit macht, auch für das Zeitalter des Augustus oder des Cicero Geltung hat, ist ungewifs. Inschriften sind ein wertvolles Material, und doch wieviel Zufälligkeiten können auch hier mitspielen, zumal wenn sie nicht aufs genaueste nach ihrer Provenienz geschieden sind! Und auch wenn wir nur Inschriften aus Rom selbst zu grunde legen, wer bürgt uns bei jeder einzelnen dafür, dafs ihr Autor nicht, wenn er auch in Rom lebte, doch aus der Provinz stammte und die Fehler seines Dialekts in seine Inschrift übertrug, in der wir nun die Eigentümlichkeit echt römischer Aussprache zu finden glauben? Man sammle einmal die jetzigen Inschriften auf den Kirchhöfen kleinerer Städte und man wird überrascht sein, welch' seltsame, das Urteil irre leitende Dinge sich zuweilen vorfinden. Oft mag es auch vorkommen, dafs wir einem zufälligen Versehen eines Steinmetz unverdienten sprachgeschichtlichen Wert beilegen. In einer Anzahl von Inschriften steht I statt E z. B. KALINDAS. Sind dies Zeugnisse für einen dem *i* nahe kommenden *e*-Laut oder wurden nur die Querstriche an der rechten Seite beizusetzen vergessen? Der Steinmetz, der ein E einzuhauen hatte, mufste zuerst ein I bilden; wie leicht konnte er da, wenn er dies gethan hatte, den richtigen Buchstaben gesetzt zu haben glauben und gedankenlos weiterfahren! Steht doch öfter auch F für E geschrieben, wo nur der untere Strich beizufügen vergessen wurde und niemand an ein Anklingen des E an den *f*-Laut denken wird. An manchen Stellen ist aber bei abgebröckelter Steinoberfläche überhaupt kaum mehr zu sagen, ob der Buchstabe E oder I war. Ähnlich ist es mit C für G z. B. CAVDET (p. 343), wo der Steinmetz auch, wenn er den Buchstaben G formen wollte, zuerst ein C zu machen hatte, von dem sich G nur durch einen am unteren Ende beigesetzten kleinen Strich unterschied. Schlüsse, welche sich auf den Gebrauch der I longa in Inschriften gründen (z. B. p. 237), entbehren für mich jeden Wertes, weil ich selbst diesem Irrlicht lange genug nachgegangen war und mich zuletzt gründlich davon überzeugte, dafs man

damit, zumal unter Beiziehung der späteren Inschriften, alles und nichts beweisen kann. Sehr unsicher scheint auch oft die Grenze, wie weit die Apices der Inschriften als gültige Beweise heranzuziehen sind.

Von Bedeutung ist nun die Frage, wieviel von den gewonnenen Resultaten sich zur Einführung in die Praxis empfiehlt. Meiner Ansicht nach ist es von sehr untergeordneter Bedeutung, ob wir bei der Artikulation der Vokale „den Mund eine relativ kleinere Kieferwinkelweite einnehmen lassen als den germanischen Idiomen eigen ist," ob wir die anlautenden Vokale mit einem schwachen Hauche sprechen u. dgl. mehr; aber unumgänglich nötig ist die Annahme des unzweifelhaft Sicheren, das uns hilft die groben Verstöfse abzulegen, die wir täglich gegen die richtige Aussprache machen hören oder selbst machen. Um zu wissen, dafs *c* vor *e* und *i* ebensogut den *k*-Laut hatte wie vor *a*, *o* und *u*, dazu braucht man keine Inschriften, keine romanischen Sprachen und keine Phonetik, sondern jeder, der einmal die Schriften des Priscianus oder eines anderen lateinischen Grammatikers gelesen hat, weifs, dafs dieselben ausschliefslich den *k*-Laut kennen ohne Unterscheidung des darauffolgenden Vokals. Die Sache ist ebenso sicher, wie dafs *mensa* im Genetiv *mensae* hat. Soll nun der Mifsbrauch des *ze* und *zi* darum unsterblich sein, weil er sich gegen alle Berechtigung einmal festgesetzt hat? Die Italiener sprechen heutzutage in solchen lateinischen Wörtern *ce* und *ci* als *tsche* und *tschi*, die Franzosen *se* und *si*, und die meisten Deutschen pflegen, wenn sie dies zum erstenmal hören, darüber zu lächeln. Wollen wir nicht endlich einmal anfangen, unsere eigene noch weit schlechtere Aussprache *ze* und *zi* zu belächeln? Man wende nicht ein, dafs es doch nie gelingen werde, in die deutsche Umgangssprache z. B. „Kirkus" statt „Zirkus", „Kedernholz" statt „Zedernholz" einzuführen. Wir nennen auch unsere Tochter „Helene" und würden doch nicht dulden, dafs bei der Lektüre des Homer der Name der Gattin des Paris so ausgesprochen werde. So handelt es sich auch hier nur um die richtige Aussprache des Lateinischen im lateinischen Text. Was die deutsche Umgangssprache mit solchen Wörtern anfängt, ist für die Sache gleichgültig.

Folgende Grundsätze scheinen mir rückhaltlose Annahme zu erfordern:

1. *c* ist vor *e* und *i* wie *k* zu sprechen.
2. *ti* lautet in allen Fällen wie in *Titus*, also *ti* nicht *zi*.
3. Bei Diphthongen behält jeder Vokal seinen ursprünglichen Laut. Wie *o* und *i* den Laut *ói* gibt, so *a* und *e áe*, *e* und *i éi* (wie im schwäbischen Dialekt), *e* und *u éu* wie im Italienischen, Spanischen u. a.
4. *v* nicht wie *f*, sondern wie deutsches *w* oder als kurzes, konsonantisches *u*, wie im Englischen.
5. Bei Doppelkonsonanten sind beide Konsonanten auszusprechen.

Alle diese Regeln lassen sich kurz in den Grundsatz zusammenfassen, dafs jeder Konsonant und jeder Vokal seinen ursprünglichen Laut in allen Fällen beibehält. Nehmen wir noch dazu, dafs die Quantität der Vokale genau zu beachten und nicht Quantität und Accent mit einander zu verwechseln sind, so hat man damit wenigstens die gröbsten Irrtümer beseitigt. Dies wenige mufs aber erreicht werden, wenn anders Wissenschaft und Praxis nicht in feindlichen Gegensatz zu einander treten sollen. Auch das Wissen ist tot ohne die Werke.

München. A. Spengel.

Varia. Eine Auswahl von lateinischen und deutschen Versen, Sprüchen und Redensarten von B. Sepp. 5. Auflage. Augsburg. Kranzfelder. 1885. 160 S. 8⁰.

Seitdem diese Arbeit in den „Gymnasialblättern“ besprochen worden ist (1881, 10. H.; 1883, 2. H.), hat sie manche Verbesserung, manche Erweiterung erfahren und die wiederholten Auflagen lassen darauf schliefsen, dafs es an Anerkennung und an Freunden nicht fehlt. Der Titel ist vielsagend. Es sind Lesefrüchte aus lateinischen Prosaikern und Dichtern, wodurch dem Schüler ein Mittel geboten werden soll, seinen Wortschatz zu bereichern und manchen Dichterspruch für das spätere Leben seinem Gedächtnis einzuprägen. An Hilfsmitteln für die Kenntnis der gebräuchlichsten lateinischen Redewendungen, ist allerdings kein Mangel. Wir haben Phraseologien, die diesen Zweck vielleicht besser erfüllen, als die vorliegende Schrift, da sie bereits nach bestimmten Gesichtspunkten methodisch geordnet und in übersichtlicherer Form durchgeführt sind. Hier mufs der Schüler den Stoff erst mühsam einteilen, das Zusammengehörige erst zusammenstellen, den dichterischen Ausdruck erst vom prosaischen sondern. Das heifst dem Schüler der mittleren Klassen viel zumuten, ja, was den letzten Punkt anlangt, Anforderungen an ihn stellen, die seine Kräfte übersteigen. Und wozu ihm unnötig die Arbeit erschweren? Wäre es doch jedenfalls dem Herrn Verfasser ein Leichtes gewesen, in seine Citate eine gewisse Ordnung zu bringen! Cäsars und Livius' Ausdrucksweise, auf die der historische Stil vor allem fufsen mufs, hätte weit mehr Rücksicht verdient, als ihr der Verfasser angedeihen läfst. Dafür sind viele Wendungen angegeben, für welche man bei den Klassikern vergebens Belege sucht. Der Schüler ist ohnedies nur zu geneigt, vieles für gut lateinisch zu halten, was gute Stilisten vermieden haben. Und er sollte zweifeln an der Anwendbarkeit, wenn ihm von seiner Phrasensammlung geboten wird: punctum saliens Hauptpunkt, post festum nachträglich und dergleichen. Ich möchte hier nur auf einige ganz augenfällige Beispiele hinweisen. Bei dem Sprichwort: Quot linguas quis callet, tot homines valet ist nicht nur das wenig gebräuchliche callere mit dem Acc. (statt doctum esse mit Abl.) zu tadeln, sondern noch mehr valere in trans. Anwendung das sonst nur in dieser Bedeutung mit einem Neutrum verbunden wird. S. 22 ist übersetzt: Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall mit oves gregantur pacis in aulam. Gregare findet sich in der nachklassischen Latinität nur bei Dichtern, bei Statius z. B. Das S. 37 angeführte successive gebraucht erst Lactantius. Multum clamoris, parum lanae (S. 40) klingt ebenfalls nichts weniger als ciceronianisch.

Viele Dichterstellen, welche angeführt sind, lassen sich in prosaischer Rede nicht verwenden und können höchstens nur den Schüler zu einem buntscheckigen Stil nach Art der Afrikaner verführen. Der Wendungen aus Petron, welche hie und da in den „Varia“ vorkommen, hätte sich Cicero als vulgär sicher nicht bedient.

Dichterisch ist: tempus edax statt vetustas; S. 32 sua sola sequi egoistisch gesinnt sein; das plautinische multiloquus (S. 61) ist nicht nachzuahmen, ebensowenig das vergilische temnere statt contemnere (S. 72). und aus Ovid (S. 63) indigestus ungeordnet. Exantlare (S. 64) hat Cic. wohl nur als poetische Reminiscenz zweimal verwertet.

Der Vulgärsprache gehört an: caballus in clivo aus Petron auf S. 43. Ebenso: qui asinum non potest, stratum caedit u. a. Wenig zu empfehlen ist confiscare aus Sueton S. 3, gravari in passivischer Bedeutung S. 85;

resignare für verzichten S. 91. Unlateinisch ist das Adjektiv Rhenensis für Rhenanus (Martial). Das klassische Phrasenmaterial ist dagegen zu kurz gekommen, das wichtige Verbum florere beispielsweise ist kaum erwähnt.

Die Verdienste, welche die Arbeit unstreitig besitzt, liegen auf einem andern Gebiete, in der fast immer treffenden zuweilen trefflichen deutschen Übersetzung und in der reichen Fülle von Anführungen aus allen möglichen Dichtern und Schriftstellern, womit der Verfasser jede Wendung zu beleuchten und uns mundgerecht zu machen versteht. Ein unerschöpflicher Schatz von Belesenheit, über den er verfügt, kommt ihm dabei zu statten. Vielleicht geht er hierin manchmal zu weit und erinnert an Jean Pauls Manier, der, auch wenn der Stoff bereits gründlich abgehandelt scheint, um weitere Extrablätter nicht verlegen ist. Ich erinnere nur an die Exkurse in den Noten S. 97, 101, 128, 129 und 130, 133, wo man sich oft verwundert fragt, wie es dem Herrn Verf. möglich ist, alles an einen Faden zu reihen. Doch bleibt er hiebei meistens geistreich und interessant. Nur an einzelnen Stellen ist die Übersetzung zu frei, wie S. 94: cui nolis saepe irasci etc. ebenso S. 97: nihil aeque gratum est adeptis; S. 91: ut iugulent homines; oder sie ist zu breit: S. 91: docti male pingunt (Gelehrte führen eine schlechte Hand); S. 31: difficile est satiram non scribere (da soll man nicht sarkastisch werden). Wenig zum Gedanken pafst S. 99: ignoti nulla cupido.

Druckfehler und Ungenauigkeiten konnte Referent nur wenige bemerken. S. 10 „in die See stechen“ statt des gewöhnlichen „in See stechen“. S. 28: „es ist Gefahr auf Verzug“ statt „es liegt Gefahr im Verzug“. S. 14: index statt iudex; statuere exemplum ist nicht auf S. 83, sondern erst auf der folgenden zu finden (S. Register). Vermeidbare Fremdwörter: S. 5 Figur statt Gestalt, S. 100 Risiko statt Gefahr.

Nach des Ref. Ansicht läfst sich das Büchlein nicht ohne Nutzen an höheren Lehranstalten gebrauchen; nur mufs der Lehrer dem Schüler bei der Anlegung von Kollektaneen insoferne Beihilfe leisten, dafs er ihm die dichterischen, die spät- oder unlateinischen Ausdrücke genau bezeichnet. An pädagogischer Bedeutung indes würde die Arbeit zweifellos gewinnen, wenn der Hr. Verf. bei einer neuen Ausgabe sich entweder ausschliefslich auf die klassische Prosa beschränkte oder aber eine solche Einteilung träfe, dafs der Schüler selbst leicht scheiden könnte. Der Titel freilich berechtigt den Verf. dazu, manche unklassische Stelle, manches jetzt so häufige geflügelte Wort aufzunehmen; allein für die Schule bringt dieses Verfahren oft mifsliche Folgen mit sich.

Lateinische Synonyma. Zusammengestellt von B. Sepp. Augsburg. Kranzfelder. 1886. 23 S. 8°.

Der Verfasser gibt uns hier eine Sammlung der gebräuchlichsten Synonyma, fünfzig deutsche Ausdrücke, deren Übersetzung ins Lateinische Schwierigkeiten bietet. Wir können das Schriftchen rückhaltslos empfehlen. Die Unterschiede sind scharfsinnig und klar entwickelt, nur hie und da vermifst man die nötige Reichhaltigkeit und Ausführlichkeit und bei zweifelhaften Fällen wären Belegstellen wünschenswert. Druck und Papier sind sehr gut.

Frustula. Hundert lateinische Spruchverse, zusammengestellt von B. Sepp. Zweite Ausgabe. Augsburg. 1885. Kranzfelder'sche Buchhandlung.

Die Auswahl bietet viel Neues und Schönes und wir können nur wünschen, dafs sie die verdiente Würdigung erlange. Das Distichon ist etwas zu kurz gekommen.

Regensburg. Adam Wittauer.

Sophoclis Oedipus Coloneus schol. in usum edidit Frid. Schubert (bibl. script. graec. et rom. ed. cur. Carolo Schenkl). Prag. Tempsky. Leipzig. Freytag. 1885. 40 ₰ = 24 kr. ö. W.

Die Bearbeitung dieses sechsten Stückes (es fehlen nur noch die Trachinierinnen) unterscheidet sich nicht wesentlich von der der andern Stücke. Wenn sich der Herausgeber auch hier nicht sehr konservativ zeigt, so bin ich bei dem Zustande der Überlieferung ganz einverstanden; will man diese Tragödie mit Genufs lesen, so mufs man eben mit etwas weniger sicheren Konjekturen zufrieden sein. Wecklein gegenüber ist Sch. mehrmals auf die Handschrift zurückgegangen; dagegen hat er ziemlich viel von Gleditsch aufgenommen, was manchmal etwas zu modifizieren sein möchte. So scheint mir v. 1454 ἐρείπων richtig gefunden; aber in der Benützung der Scholien geht Gleditsch gewifs zu weit; im v. 1453 halte ich eher περᾷ δ' αὖ χρόνος für wahrscheinlich. Ebenso bedenklich ist mir v. 160 συμφορεῖται, wofür noch eher συμπέφορται passend schiene; zur Erleichterung der Konstruktion an letzterer Stelle trüge sodann die Schreibung ἄνα für ἵνα v. 156 bei. — Von Schuberts eigenen Konjekturen hebe ich als sehr ansprechend und wahrscheinlich die mit Benützung einer Vermutung Schenkls v. 1411 in den Text gesetzte Lesart hervor: ἃ σφῷν ἔπαινον οὐ κομίζεσθον τὰ νῦν, — Auch v. 278 μοίρᾳ ποιεῖσθε μηδένων ist gefällig; doch könnte ich die Stelle nur dann recht verstehen, wenn noch νέμεσθε geschrieben würde. — v. 1526 schreibt Sch. κινεῖσθαι; statt dessen nehme ich Nauck's Konjektur μηδὲ δεῖ κινεῖν an. Im Bezug auf v. 380 f. und v. 589 halte ich an meiner früher geäufserten Ansicht fest (v. 381 stand für βιβῶν wohl nur βεβώς); v. 940 ist geschrieben οὔτι δούλην mit Beibehaltung der Lesart v. 917; es fragt sich, bei welchem Verse mehr zu behaupten ist, was der Dichter geschrieben habe.

Der Druck ist wie bisher sehr sorgfältig.

Schweinfurt. K. Metzger.

Aristotelis ars rhetorica cum nova codicis A^c et vetustae translationis collatione ed. Adolphus Roemer. Lips. in aed. Teubn. MDCCCLXXXV. 237 und XXXVI Seiten. ℳ 2,10.[1])

Als ich das Buch zur Hand nahm, traten mir die treuherzigen Züge des vortrefflichen Gelehrten und Lehrers lebhaft vor die Seele, unter dessen Leitung ich vor 20 Jahren die Rhetorik des A. zu lesen die Ehre hatte. Ich fand es denn auch dem Andenken Leonhard Spengels gewidmet,

[1]) Diese Anzeige wurde durch den früheren Redakteur dieser Blätter Herrn Dr. Deuerling veranlafst.

dessen im J. 1867 bei Teubner erschienene Textausgabe zu ersetzen es bestimmt ist.

Römer hat den Grundgedanken der Spengel'schen Ausgabe, dafs der von Bekker mit A^c bezeichnete Pariser Kodex Nr. 1741 aus dem 11. Jahrhundert weitaus der beste sei, nicht nur festgehalten, sondern ihm sogar noch mehr Folge gegeben als Spengel selbst. Mehrere von diesem verworfene Lesarten des A^c hat er wiederhergestellt, das ν ἐφελκυστικόν und die Krasis nach A^c gesetzt und sich überhaupt dieser Handschrift noch strenger angeschlossen. Spengel hatte nur die Lesarten des A^c notiert; dagegen will Römer ein möglichst vollständiges Bild der Überlieferung geben und berücksichtigt in seinen kritischen Anmerkungen auch die weniger guten Handschriften, sowie die Translatio des Guilelmus, die Herausgeber und einen Teil der in Zeitschriften oder anderswo veröffentlichten Konjekturen.

In der Vorrede, welche in gewandtem Latein besonders eine lichtvolle Darstellung der bei der neuen Vergleichung des A^c gemachten Beobachtungen bietet, tritt R. mit Entschiedenheit Susemihls Zweifeln an der Vortrefflichkeit dieser Handschrift entgegen. Dafs man sich auf Bekkers Kollation derselben nicht durchaus verlassen könne, hatte bereits Spengel vermutet; Römer hat nun wirklich erst den ganzen in ihr enthaltenen Schatz gehoben und Spengels Vermutung bestätigt gefunden, indem er viele Nachlässigkeiten und wahrscheinlich auf Verwechslung der Abkürzungen zurückzuführende Irrtümer Bekkers entdeckte. Ferner gelangte er durch genaue Prüfung des A^c zu der Überzeugung, dafs dessen Abschreiber seine Arbeit mit dem Original nochmals verglichen und eine Reihe von Nachbesserungen am Rande oder über der Zeile angebracht hat, welche von Bekker nicht gehörig gewürdigt worden sind, obwohl sie nur an wenigen Stellen zweifelhaft erscheinen. Aufserdem macht R. über die Handschrift A^c noch folgende interessante Mitteilungen. Die erwähnten Korrekturen von erster Hand reichen zwar durch das ganze Werk, scheinen aber nur für die ersten 8 Kapitel mit Sorgfalt durchgeführt, während sie später viel seltener auftreten. Neben diesen finden sich im ganzen Werke Verbesserungen von jüngerer Hand, welche teils Richtiges teils Verkehrtes bieten. Die zu tilgenden Buchstaben und Silben sind entweder durch darübergesetzte Punkte angedeutet oder ausgestrichen oder ausradiert. Die von Punkten eingeschlossenen Worte sind als gestrichen zu betrachten. Das Original des A^c war mit grofsen Buchstaben ohne Spiritus, Accent und Interpunktion geschrieben. ι ist nie subskribiert, sondern entweder adskribiert oder weggelassen. ν und ι sind am Wortende öfters verwechselt. Weil der Abschreiber das ι am Wortende willkürlich bald setzte bald wegliefs, vermutet R., dafs 1362 b, 24 sämtliche Substantiva in den Plural zu setzen sind. Hinsichtlich der am Rande angemerkten Varianten ist R. der Meinung, dafs sie aus einer Handschrift stammen, welche der von Guilelmus de Moerbecka, einem Mönche des 13. Jahrhunderts, für seine sog. Vetusta Translatio benutzten ähnlich war. Dafs Guilelmus eine Handschrift mit Randvarianten vor sich hatte, geht aus 1367 b, 17 hervor, wo, wie R. sehr glücklich vermutet, ἐν ἄλλοις : πρακτικώτερος am Rande stand. Dies hat der sonst ganz wackere, aber urteilslose Klosterbruder mit „et in aliis operosior" übersetzt und in den Text gezogen, ohne Ahnung, welches Rätsel er damit den Lesern seiner Übersetzung aufgebe. Aus allem geht hervor, dafs die Handschrift A^c für die Rhetorik des Aristoteles den nämlicen Wert besitzt, wie A^b für die Metaphysik.

Den Gesamtstand der handschriftlichen Überlieferung präzisiert R. dahin, dafs es einen besseren und einen schlechteren Zweig derselben gibt, zwischen welchen die Übersetzung des Guilelmus eine Mittelstellung ein-

nimmt. Den besseren Zweig vertritt die Handschrift A^c, den schlechteren bilden die 3 Handschriften Bekkers (Y^b Vatic. 1340, Z^b Palat., jetzt Vat. 23 und Q Marcianus 200), deren Übereinstimmung Römer mit Θ bezeichnet, und die 4 Pariser Handschriften Gaisfords (B 1869, C 1818, D 2338 und E 2116), deren Übereinstimmung R. durch Π andeutet. Gaisfords Codices sind von sehr geringem Wert. Den Codex C liefs sich R. nach München kommen, fand aber seine durch eine irrtümliche Angabe Gaisfords erregte Erwartung hinsichtlich einer nächsten Verwandtschaft dieser Handschrift mit A^c völlig getäuscht; jedoch enthält C in seinem Text manche gelungene Konjekturen irgend eines gelehrten Abschreibers. Weit besser und entschieden älter sind die von Bekker entdeckten Handschriften, über welche freilich Bekker selbst völlig im Unklaren gelassen hat, während es R. gelang, durch Melber sich eine Beschreibung und fast vollständige Kollation von Z^b und Y^b zu verschaffen. Hiebei zeigte sich, dafs Bekker auch bei Benutzung dieser Handschriften mitunter die Abkürzungen verwechselt hat.

Auf die Vetusta Translatio wurde Römer durch Dittmeyers Dissertation über das Verhältnis derselben zu den griechischen Handschriften der Rhetorik des Aristoteles (München 1883) besonders aufmerksam gemacht, meint aber doch, dafs dieser sie etwas überschätzt. Das von Wilhelm Meyer aus Speier entdeckte Münchener Bruchstück (cod. Graec. Monac. 313) der Aristotelischen Rhetorik hat R. verglichen und eine bedeutende Verwandtschaft desselben mit der von Guilelmus benützten Handschrift herausgefunden.

Auf Grund sämtlicher Beobachtungen spricht R. die Vermutung aus, dafs die ganze Überlieferung auf e i n e n jetzt verlorenen Codex zurückgeht. Dieser war der Vater des A^c und gleichsam der Grofsvater der von Guilelmus benützten Handschrift sowie aller schlechteren Codices.

Ausgaben sind 13 von Römer berücksichtigt worden; über den Text der neuesten (1877 in Cambridge erschienenen) von Cope spricht er sich sehr ungünstig aus. Aufserdem hat er die lat. Übersetzung der ersten zwei Bücher von Muret, Spengels Abhandlung über die Rhetorik des A. (München 1851) und die Untersuchungen von Bonitz und Vahlen benützt.

Aus dem allen dürfte ersichtlich sein, dafs wir eine mit grofser Umsicht und echt deutschem Gelehrtenfleifs hergestellte Ausgabe des Aristotelischen Werkes vor uns haben, welche als eine wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage der Ausgabe Spengels betrachtet werden kann. Die von Spengel abweichenden Stellen einzeln zu besprechen und das gediegene Urteil des Herausgebers an denselben nachzuweisen, würde hier zu weit führen. Ich möchte nur noch bemerken, dafs der Druck ein äufserst sorgfältiger ist. In der ganzen Vorrede habe ich nur einen Druckfehler gefunden (S. XIII Z. 3 v. u. καταλλακτικώτερός) und eine völlig bedeutungslose Unebenheit, nämlich dafs S. V Guilelmus, später durchweg Gulielmus gedruckt ist. Im griechischen Text stiefs mir kein Druckfehler auf, obwohl ich einen gröfseren Teil desselben durchlas, ebensowenig in den kritischen Anmerkungen. Wer aus eigener Erfahrung kennt, wie schwierig es ist, in griechischen Schriften die Druckfehler gründlich auszumerzen, wird auch in diesem Punkte dem Herausgeber und der Verlagshandlung seine Anerkennung nicht versagen.

In unserer Zeit, welche der Beredsamkeit in Wort und Schrift eine so bedeutende Rolle zuweist, ist jedenfalls das Erscheinen einer so brauchbaren und billigen Textausgabe des für die Wissenschaft der Rhetorik grundlegenden Werkes von besonderem Wert.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Dr. Otto Seemann, Mythologie der Griechen und Römer. Unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten als Leitfaden für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet. Dritte Auflage unter Mitwirkung von Dr. R. Engelmann neubearbeitet. Mit 83 Holzschnittillustrationen. Leipzig. E. A. Seemann. 1886. — 8° 280 S. 2,50 *M*. geb. 3,50 *M*.

O. Seemanns mythologischer Leitfaden bedarf kaum einer Empfehlung mehr. Lebhafter als Worte spricht für die Brauchbarkeit des Buches die Thatsache, dafs es sich in kurzer Frist die Gunst der Jugend und Lehrerschaft in den weitesten Kreisen erworben hat. Es liegt nunmehr bereits in dritter Auflage vor. Dieselbe wird auf dem Titelblatt als neu bearbeitet hingestellt. Das ist sie in der That, ja weit mehr. Nicht nur der rein mythologische Teil hat zweckmäfsige Erweiterungen erfahren (Sage von Admet und Alkestis, Abenteuer des Odysseus), sondern es wird in kunstmythologischer Hinsicht sogar völlig Neues geboten. Man kann dem Autor nur Dank wissen, dafs er sich hierzu der Mitwirkung R. Engelmanns bedient hat, der einerseits die Bedürfnisse der Jugend und Schule kennt, andrerseits mit den Monumenten aufs beste vertraut ist. Ref. ist daher überzeugt, dafs diese neue Auflage dem Buche auch neue Freunde erwerben wird. Der gute Inhalt in fafslicher, anziehender Darstellung, die zahlreichen, zum teil vortrefflichen Abbildungen mit sachkundigen kunsthistorischen Erläuterungen lassen das wenigstens im Interesse des Jugend selbst als wünschenswert erscheinen.

In der Voraussicht einer weiteren Auflage seien einige Wünsche nicht unterdrückt. Es scheint dem Referenten vor allem zweckmäfsig, der Darstellung die Citate der einschlägigen wesentlichsten Quellen beizufügen. Aus den Kreisen, in welchen Kenntnis der antiken Sprachen nicht vorauszusetzen ist, wird das Buch wegen solcher einfach in Klammern zu gebenden Zusätze nicht verdrängt werden, an Gymnasien aber wird es infolge derselben auch von Schülern höherer Klassen noch mit Vorteil benutzt werden können. Einzelne Bildwerke ferner dürften besser durch andere ersetzt werden, so der Jupiter Verospi Fig. 7, dieses Gespenst aller mythologischen Bilderbücher, Fig. 20 eine der schwächsten Repliken der sogenannten Venus genetrix, die zopfige Statue der Mnemosyne Fig. 29, der Asklepios Fig. 39, die Gemme Dolce Fig. 42, der sogenannte Kastor Fig. 73, der sogenannte Theseus Fig. 75, der doch nach dem Text „wahrscheinlicher auf Dionysos bezogen“ wird. Zuletzt vermisse ich ungern einen schönen in gröfserem Mafsstab ausgeführten Kopf der Pallas Athene, deren ethischer Grundzug ja die Intelligenz ist; auch ein Aphroditekopf, deren es zur genüge gibt, würde zur Zierde und Belehrung gereichen; ebenso wäre ein Bild der so charakteristischen Laren leicht zu beschaffen.

Erlangen. A. Flasch.

Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus herausgegeben von K. H. Keck. II. und III. Teil: Kallsen, Schillers Wilhelm Tell. *M* 1,20. Frdr. Zimmermann, Goethes Gedichte, Auswahl. *M* 1,40. Gotha. Perthes. 1884.

Während die Gothaer Ausgaben der antiken Klassiker namentlich auch dadurch vor anderen Ausgaben sich vorteilhaft auszeichnen, dafs der Inhalt nicht disponiert wird, bieten die beiden Bücher, welche mir

zur Besprechung vorliegen, dem Schüler zu viel: allgemeine und detaillierte Inhaltsangaben, alle möglichen grammatischen, ästhetischen und sachlichen Erläuterungen, lange Einleitungen, kurz so viel, dafs der Lehrer, wenn beim Unterrichte diese Ausgaben zu grunde gelegt werden, nur mehr als Abhörmaschine zu functionieren hat. Der Kommentar nimmt ihm das Beste, was er de suo oder in folge fremder Anregung zu sagen hat, vorweg, raubt dem Unterricht das Interesse und macht die wohlberechtigte Forderung, den Schüler zum Verständnis des Zusammenhanges anzuleiten und ihm den Aufbau des Dramas oder Gedichtes heuristisch zu entwickeln, geradezu illusorisch.

Andrerseits empfiehlt der grofse, deutliche Druck, die schöne Ausstattung überhaupt und der Umstand, dafs die Verse numeriert sind (für die Schullektüre bekanntlich von grofser Wichtigkeit) die Ausgaben in hohem Grade.

Bei Kallsen ist eine 20 Seiten umfassende Einleitung vorausgeschickt, die auch auf die indogermanische Apfelschufssage und die Kritik der Doppelhandlung des Dramas bezug nimmt (S. 14 die auffallende Bemerkung: Alle Meisterschaft des Dichters vermag den Mörder (Tell) nicht rein zu waschen). Dem Kommentar selbst spenden wir das nicht geringe Lob, dafs er das Prädikat „selbständig" verdient; der Herr Verfasser bietet uns in seiner Ausgabe die reife Frucht zwanzigjähriger Schullektüre und gründlicher Studien.

Dieselben Grundsätze, nach denen Kallsen Schillers Tell kommentiert hat, sind für Zimmermann mafsgebend gewesen. Auswahl und Erklärung sind gut. Aufser einer Einleitnng, Dispositionsangaben, grammatischen Erklärungen, Erläuterungen der vom Dichter angewendeten Kunstmittel und bibliographischen Notizen finden wir auch kurze Bemerkungen über die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte, über die Gelegenheiten, bei denen sie entstanden sind, und endlich kurze ästhetische Urteile, die sich freilich in ihrer knappen Form manchmal etwas sonderbar ausnehmen: „Von reizender Heiterkeit, wie hingehaucht" (S. 18). „Das kleine Ganze wie eine süfse Blume" (S. 46) heifst es von dem Gedicht: Gefunden.

Als Schulausgaben in dem Sinn, dafs sie der Klassenlektüre zu grunde gelegt werden, können wir also die beiden Bücher aus dem oben angeführten Grunde nicht empfehlen, wohl aber für Schülerbibliotheken und — für das Haus. Vielleicht dürften wir hoffen, dafs durch derartige Ausgaben auch der heranwachsende weibliche Teil unserer „Gebildeten" für die deutschen Klassiker mehr gewonnen werde. Derlei Klassikerausgaben mögen die Väter ins Haus schaffen, die das litterarische gallische Joch noch immer geduldig, wenn auch mifsmutig auf dem Nacken ihrer Töchter lasten sehen.

Speier. A. Brunner.

Dr. Emil Grosse, Auswahl aus Dr. Martin Luthers Schriften in unveränderter Sprachform mit Bemerkungen über dieselben. 2. Auflage. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Wie schon der Titel des Buches andeutet, unterscheidet sich diese Auswahl von ähnlichen Zusammenstellungen Lutherscher Schriften durch sorgliche Wahrung der gänzlich unveränderten Sprache des Reformators. Es bleibt noch immer eine streitige Frage, ob für Schulzwecke diese ausschliefsliche Behandlung unserer älteren Schriftsteller so ganz zweckentsprechend ist. Indes ist nicht in abrede zu stellen, dafs der Standpunkt, welchen Grosse einnimmt, eine gewisse Berechtigung hat; von diesem

Standpunkt aus, „Luther ganz zu geniefsen“, ist das Buch höchst brauchbar; man könnte in der Auswahl vielleicht manches anders wünschen, aber im allgemeinen ist mit grofsem Takt und entsprechender Feinfühligkeit vorgegangen worden. Die typographische Ausstattung ist äufserst solid.

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann, Minna von Barnhelm von Lessing (Schulausgabe). Trier. Heinrich Stephanus. 1885.

Ist es schon eine erfreuliche Thatsache, dafs seit geraumer Zeit von berufenen Federn die dem Jugendalter entsprechenden Werke unserer deutschen Dichter auch in entsprechender Weise vermittelt werden, so kann man dem Unternehmen der oben bezeichneten Verlagsbuchhandlung ganz besonders Glück wünschen.

Das Probebändchen, das uns zugekommen ist, enthält das mustergültige Lessingsche Lustspiel. Es hat sich der Herausgeber der ernstlichen Mühe unterzogen, für die Schule den korrekten Text aus bewährten kritischen Ausgaben herzustellen; dabei konnte er selbstverständlich nicht umhin, manche Stellen, welche dem Sittlichkeitsgefühl irgendwie zuwiderlaufen mögen, auszuscheiden. Immerhin aber dürften nach unserem Dafürhalten noch mehrere etwas bedenkliche Stellen weggeblieben sein, ohne dafs man einer gewissen Prüderie hätte geziehen werden können.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von ähnlichen durch eine reiche Anzahl von Fragen und Aufgaben, welche die geistigen Kräfte des Schülers in anspruch nehmen, ja geradezu herausfordern. Es gibt zwar Schulmänner, die sich mit solcher Art der Behandlung durchaus nicht befreunden können. Meine Erfahrungen aber gehen dahin, dafs namentlich die mittelmäfsig begabten Schüler — und diese bilden ja immer die Mehrzahl — recht gern solche Fragen zu beantworten versuchen, weil sie in ihnen selbst bereits Anhaltspunkte zum Verständnis des Textes finden, während sie in Ermangelung derselben leichter ganz indolent werden oder im günstigsten Falle auf die Erklärung aus dem Munde des Lehrers warten. Weit entfernt also, dafs die Selbstthätigkeit der Schule durch eine derartige Nachhilfe gelähmt wird, erhält sie vielmehr bei den meisten erst Sporn und Anregung.

Die Ausstattung ist solid, der Preis aufsergewöhnlich billig, so dafs auch in dieser Beziehung das Unternehmen mit Recht empfohlen werden kann.

Max Koch, Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten etc. von August Friedr. Christian Vilmar. 2. vermehrte und erweiterte Auflage. Marburg. N. G. Elwert. 1886.

Diese Vilmarschen Schriften, eigentlich Beiträge zur Litteraturgeschichte zuerst von Dr. K. W. Piderit zu Hanau 1869 herausgegeben, bieten des Interessanten immerhin so viel, dafs man sich billig wundern mag, warum erst nach so geraumer Zeit eine zweite Auflage nötig wurde. Wir begrüfsen das Buch mit aufrichtiger Freude, nicht als ob wir uns mit allen Anschauungen des gefeierten Litteraturhistorikers einverstanden erklärten, wie es ja auch unser Herausgeber nicht immer ist, sondern mehr aus dem Grunde weil sich wieder erweist, dafs gröfste Geister grofse Geister anregen. Vilmars Maximen sind nun zuweilen schief und einseitig, sein Gesichtskreis nicht selten ein allzubeschränkter; aber bei alldem wird er im ganzen dem innersten Leben der Dichterseele gerecht, und wenn er ja mit der kühlen Receptivität des kirchlich-strenggläubigen Gelehrten einzelnen poetischen Pro-

dukten unserer grofsen Dichter entgegentritt, so versöhnen wir uns doch bald und gern mit einem Mann, der nichts Erheucheltes und Gemachtes an sich hat, dem alles vom Herzen geht, und der deshalb auch zum Herzen dringt. In den Artikeln über Martin Opitz und seine Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Poesie und Poetik, über die zweite Schlesische Schule und ihre Gegner, über Wieland und die Wielandlitteratur ist sehr viel Richtiges gesagt.

Dafs Max Koch die Eigenart Villmars in Sprache und Ausdruck ängstlich treu gewahrt und nur in unabweisbaren Fällen kleine Änderungen sich erlaubt hat, kann dieser zweiten Auflage nur zur Empfehlung dienen.

Mit hoher Genugthuung ersahen wir eine wesentliche Bereicherung des Buches durch Hinzufügung von drei neuen Lebensbildern (Thümmel, Simrock, Schmeller), welche zuerst in Wageners Staats- und Geschäfts-Lexikon veröffentlicht worden waren. Namentlich ist es unser bayerischer Landsmann Schmeller, den Vilmar mit sichtlicher Wärme behandelt.

Die Zusätze der Herausgebers sind in eckige Klammern gesetzt, womit wir uns nicht befreunden können; denn das Lesen ist immerhin erschwert, selbst wenn wir zugeben wollen, dafs die Beseitigung der von Vilmar gebrauchten häufigen Einschaltungen der Sätze durch Klammern ( ) die neue Prozedur weniger störend wirken läfst.

Karl Gust. Andresen. Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 4. Aufl. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1886.

Die Anzeige jeder neuen Auflage eines systematisch wohl angelegten und mit Sorgfalt ausgearbeiteten Buches bleibt sicher eine angenehme und erquickliche Aufgabe.

Was schon früher von einer anderen Feder in diesen Blättern über das Buch geschrieben worden ist, das gilt im wesentlichen auch von der vorliegenden vierten Auflage, die schneller erfolgte, als dies bei derartigen Büchern zu geschehen pflegt. Eine übersichtliche Einteilung des Stoffes, die schon in der dritten Auflage getroffen war, hat noch eine Spezifizierung dadurch erfahren, dafs zwei weitere Überschriften für solche Gegenstände geschaffen wurden, die bisher nicht augenfällig genug sich abhoben. Auch andere Veränderungen sind zu erwähnen, so die Weglassung entbehrlicher Beispiele einerseits, anderseits die Aufnahme mehrerer neuerer Bemerkungen, welche durch eine erkleckliche Reihe instruktiver, charakteristischer Beispielstellen beleuchtet sind. Kurz, auch die neueste Auflage, die eine solche zweckdienliche Bereicherung gewonnen hat, empfiehlt sich allen Lehrern, denen es darum zu thun ist, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit gegen einander zu vergleichen. Denn wer wollte in abrede stellen, dafs selbst hochgebildete Männer dem tyrannischen Sprachgebrauch sich willig unterwerfen, selbst wenn er der Unwissenheit oder Gleichgültigkeit der die Sprache Handhabenden seine Herrschaft verdankt. Zweifellos bleibt ja, was der Verfasser besonders betont, dafs unsere Sprache wie keine andere ihre Entwicklung weniger in ungekünstelter Weise erfahren hat als vielmehr von der Beeinflussung menschlichen Willens abhängig wurde.

Mag man nun auch in gar manchen Fällen mit dem Herausgeber rechten — er geht nämlich in der Ausmerzung von Worten und Ausdrücken, die nun eben doch einmal sich säfsig gemacht haben und das volle Bürgerrecht besitzen, entschieden zu weit — im ganzen kann man sich dieser Führung unbedenklich anvertrauen.

München. Dr. Karl Zettel.

K. A. Hahns Mittelhochdeutsche Grammatik. Neu ausgearbeitet von Friedrich Pfeiffer. Vierte Ausgabe. Basel bei B. Schwabe. 1884. ℳ 3,50.

Neben den vielen neuen mhd. Grammatiken weiſs sich die alte Hahn-Pfeiffer'sche in neuem Gewand immer noch zu halten. Sie dankt dies eigentümlichen Vorzügen. Sie gibt auf knappem Raum viel Material, übersichtlich zusammengestellt und wo nötig mit Belegstellen, und enthält eine kurz gefaſste klare Metrik und ein Register. Die neue Auflage hat noch besondere Vorzüge vor der letzten (vor 10 Jahren erschienenen). An Seitenzahl nur wenig sie übertreffend, ist sie doch um vieles reicher. Die orientierende Einleitung, Einzelheiten in der Lautlehre, vor allem breitere Berücksichtigung des Neuhochdeutschen (§ 165 — 173 sind ganz neu), der Dialekte (§ 93—146 'Vergleichung der Mundarten' fehlten der dritten Ausgabe). Der Abschnitt über die Metrik (§ 538 — 642 in der 3. Auflage 453 — 553) hat am wenigsten Änderungen erfahren. Was Pf.s Stellung zur modernen Forschung anlangt, so hat er sich vielleicht zu konservativ verhalten. In vielen Fällen konnte er die neueren Probleme durch allgemeine Fassung seiner Regeln ganz umgehen, in anderen bekennt er sich offen zur alten Schule. So gäbe es mancherlei auszusetzen; so die alten termini media, tenuis, aspirata, das Verkennen des „grammatischen Wechsels“ (z. B. in *ziehen* : *zugen*), die Zuteilung von *wine* u. a. zur ia-Klasse, von *küchen*, *bürden* zur schwachen Deklination u. s. f. Dem allen gegenüber müssen aber die Vorzüge des Buches noch einmal betont werden. Es wird noch immer ein guter Wegweiser für die Lektüre des Mhd., wie für das Studium der deutschen Sprachgeschichte bleiben.

München. O. Brenner.

Rinne, Organismus der Stil- oder Aufsatzlehre. 2. Aufl. Stuttgart. Koch. Ohne Jahreszahl.

Rinne, Methodisch-praktische Stil- oder Aufsatzlehre. 2. Aufl. Stuttgart. Koch. Ohne Jahreszahl.

Rinne, Praktische Dispositionslehre in neuer Gestaltung und Begründung. 3. Aufl. Stuttgart. Koch. 1883.

Rinnes Bücher sind bekannt; es kann daher eine wiederholte Anzeige derselben nur den Zweck verfolgen, wiederum nachdrücklich darauf hinzuweisen, daſs sie ein eingehendes Studium reichlich lohnen. Die ernste Arbeit des Herrn Verf. hat sicher den Ertrag gehabt — und er rühmt sich auch selbst seiner Verdienste mit nicht geringem Selbstgefühl — daſs die Methodik des deutschen Aufsatzes in sicherere Bahnen gelenkt wurde, wenn auch des Namens Rinne nicht allzuhäufig mehr gedacht wird. Wir machen z. B. auf die durchaus methodische und praktische Anleitung zur Behandlung der erzählenden Aufsätze aufmerksam. So wird S. 13 der methodischen Aufsatzlehre die Fabel nach folgenden Gesichtspunkten behandelt: Stilregeln, Musterbeispiel, Behandlung des Stoffes in der Klasse, Fabelsammlungen. Und selbst in den Kapiteln, deren Vorschriften mancher ablehnt, ist für jeden etwas, meistens aber sogar viel zu lernen und zu verwerten.

Das an dritter Stelle genannte Buch ist ein etwas erweiterter Ausschnitt aus dem (theoretischen) „Organismus“ und der „praktisch-methodischen Aufsatzlehre“. Die Dispositionslehre ist ja derjenige Teil der Stilistik,

der durch Rinne eine besondere Förderung erfahren hat. Und wer hier wirklich praktische Fingerzeige gibt, verdient doppelten Dank. Denn wie wenig ist sogar aus dem berühmten Buch von Laas gerade für die Anleitung zum Disponieren zu gewinnen? Wir standen seinerzeit nicht an, die von der Disposition handelnden Kapitel des „deutschen Aufsatzes" als den schwächsten Teil des Werkes zu bezeichnen. Um so rückhaltsloser also ist Rinnes Verdienst auf diesem Gebiete anzuerkennen und zwar um so mehr, als er sich gerade mit der methodisch-schwierigsten Aufsatzgattung beschäftigt. Die für die höchste Stufe des Gymnasialunterrichtes bestimmten Aufsätze ästhetischen, historischen oder litterarhistorischen Inhaltes machen bezüglich der Gedankenanordnung nicht die gröfste Schwierigkeit; am notwendigsten und schwierigsten ist die Anleitung zum Disponieren bei den sogenannten allgemeinen Themen, also bei Abhandlungen über allgemeine Behauptungen und Wahrheiten; und mit diesen vorzugsweise für Sekunda sich eignenden Themen beschäftigt sich Rinnes Dispositionslehre. Allerdings ist das Vorgetragene schematisch, mancher wird das Verfahren mechanisch nennen; aber wer vor den Schulbänken und zu Hause am Korrekturtisch erfahren hat, wie unendlich schwer es ist, einen sterilen Kopf so zu schulen, dafs er einen Aufsatz zu schreiben lernt, der diesen Namen in Wahrheit verdient, der wird bei der Lektüre des Rinneschen Buches nicht hochmütig das Haupt schütteln, sondern dankbar nach den neuen handlichen Instrumenten der geistigen ars obstetricia greifen, die ihm der Verfasser darbietet.

---

1. Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 5. Aufl. 1885. gebunden ℳ 1.

2. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen. 1. Abt. für die unteren Klassen (Sexta und Quinta). 5. Aufl. 1885. ℳ 2,20.[1])

3. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen. 1. Abt. Deutsche Dichtung im Mittelalter. 3. Aufl. 1885. ℳ 1,20.

4. —, 2. Abt. Deutsche Dichtung in der Neuzeit (nebst einem Abrifs der Poetik). 3. Aufl. 1885. ℳ 3,[2]) Sämtlich bei Lintz in Trier.

Es wird wenige Hilfsbücher für den deutschen Unterricht geben, die sich den Arbeiten Buschmanns an die Seite stellen können. Meine im Jahre 1874 (im 10. B. d. Bl.) ausgesprochene Prophezeiung, dafs Buschmanns Sprachlehre nicht in der Flut der deutschen Grammatiken verschwinden werde, hat sich erfüllt. Jetzt liegt bereits die 5. Aufl. vor. Für diese sind bereits die bekannten Fr. Kern'schen Reformvorschläge in mafsvoller Weise teilweise verwendet worden.

Buschmanns Lesebücher sind in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen und gerühmt worden. Namentlich wurde auch bei Besprechung der letzteren Ausgaben die splendide, geradezu musterhafte Ausstattung hervorgehoben. Das unter Nr. 2 genannte Buch weist im Vergleich zur 3. Aufl. (s. 19. B. S. 213 dies. Bl.) nach dem Inhaltsverzeichnis nur geringe Veränderungen auf; doch sind in der neuen Aufl. 40 Seiten hinzugekommen. Ein Vorwort fehlt. Die „Deutsche Dichtung im Mittelalter" (Nr. 3) ist nun

[1]) Die 2. Abt. dieses Teiles ist uns nicht zugekommen.

[2]) Aufserdem ist noch eine dritte Abteilung (Prosa) erschienen.

ein trauriges Denkmal der preufsischen Zirkularverfügung v. 31. März 1882, mit welcher leider auch der neue österreichische Lehrplan übereinstimmt. In Preufsen und Österreich müssen nun die deutschen Epen und Walther v. d. Vogelweide in Übersetzungen gelesen werden, die fremden Dichter Homer, Vergil und Horaz im Original. Die Schüler werden durch Curtius, Koch u. s. w. in die historische Grammatik der fremden Sprachen eingeführt, zugleich aber von dem historischen Verständnis der Muttersprache ausgeschlossen und während bei jedem philologischen Lehrer Bekanntschaft mit der historischen Grammatik vorausgesetzt wird, soll es nicht einen einzigen Lehrer an jeder Anstalt geben, der den Unterricht im Mittelhochdeutschen erteilen kann! Hoffentlich bleibt uns Bayern eine derartige Demütigung erspart. Dies dürfen wir in Anbetracht des bisherigen konsequenten Festhaltens an der einmal bestehenden Schulordnung sicher hoffen, ganz abgesehen davon, dafs man in Süddeutschland, der Heimat und Pflegestätte der mittelhochdeutschen Dichtungen, sich nicht so leicht entschliefsen wird, der Jugend die herrlichen Gesänge ihrer Altvordern vorzuenthalten. Jener preufsischen Verfügung entsprechend sind nun bei Buschmann an Stelle des Urtextes Übersetzungen getreten, wobei freilich die schon früher hergestellte Parallelausgabe des Buches sehr zu statten kam, die für Anstalten bestimmt war, an denen Mittelhochdeutsch nicht gelehrt wurde. Doch sind einzelne neue Übersetzungen hinzugefügt, andere ausgeschieden worden; übrigens enthält die neue Ausgabe auch zahlreiche Proben im Urtext. Näheren Aufschlufs geben die Anzeigen der Parallelausgaben im 14. (S. 89 u. 351) u. 17. B. (S. 87) dies. Bl. Das unter 4. aufgeführte Buch wurde im 13. (S. 419) u. 17. B. (S. 87) angezeigt. Die Veränderungen der neuen Auflage sind nur ganz geringfügig.

Speier. A. Brunner.

O. Weifsenfels, Syntaxe Latine suivie d'un résumé de la Versification Latine, y compris les mètres d'Horace. Berlin. Librairie Weidmann. 1885.

Diese Grammatik ist für den lateinischen Unterricht am Collège français zu Berlin bestimmt. Worauf das Bedürfnis beruht, in Deutschland das Lateinische mittels des Französischen zu lehren, weifs ich nicht, und es entzieht sich deshalb dieser Punkt vollständig meiner Besprechung. Ich erinnere mich nur, dafs nach der Gründung der bayr. Realgymnasien von meinem Vorgänger der Versuch gemacht wurde, das Englische nach einer französisch geschriebenen Grammatik zu lehren. Begreiflicherweise wurde dadurch in gewisser Weise eine gröfsere Übung im Französischen erzielt, aber nur zu einer noch gröfseren Schädigung des Englischen.

Abgesehen von diesem pädagogischen Bedenken, ist diese Grammatik ganz in Übereinstimmung mit den bei uns benützten in deutscher Sprache abgefafsten lat. Grammatiken geschrieben und beruht durchweg auf allgemein als gut anerkannten Prinzipien. Die Regeln sind klar, ohne Weitschweifigkeit und in der besten übersichtlichen Ordnung gegeben; dabei sind sie so vollständig, dafs sie zuversichtlich auch für die oberen Klassen als Nachschlagebuch ganz zweckdienlich sind. Die Zahl der Beispiele dagegen scheint mir in einzelnen Abschnitten zu gering zu sein; es findet sich nämlich in manchem Abschnitte, so z. B. pag. 12 B Génitif avec les adjectifs nur ein einziger vollständiger lat. Satz (über certiorem aliquem facere cuius rei oder de qua re). In andern Abschnitten ist den in vollständigen lat.

Sätzen gegebenen Beispielen meistens die französ. Übersetzung beigefügt, was mir wenig dazu geeignet scheint, die Schüler zur Lektüre der Klassiker vorzubereiten. Eine Ausnahme hievon bildet die in jeder Beziehung gut geschriebene Metrik, wo durchweg die Belege durch lat. Beispiele ohne Übersetzung gegeben sind.

Woher die Schüler den bei Erlernung einer jeden Sprache notwendigen Wortschatz bekommen sollen, ist in und aus der Grammatik kaum ersichtlich, da jede Spur von einem Vokabular fehlt. Es mufs dies offenbar in einem der Grammatik Schritt für Schritt angepafsten Übungsbuche geschehen, welches auch die Aufgabe zu lösen hat, die Schüler durch viele lat. Beispiele zur Lektüre der Klassiker zu führen und welches anderseits durch viele Übungen aus dem Französischen ins Lateinische die unbedingt erforderliche Sicherheit und Korrektheit des lat. Ausdruckes vermittelt Es wäre wünschenswert, dafs irgendwo in der Grammatik (etwa in der Vorrede) das benützte Übungsbuch angedeutet wäre; die Beurteilung des ganzen Systems wäre dadurch allein ermöglicht.

München. Dr. Wallner.

Molières Werke mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen, herausgeg. von Dr. A. Laun, fortgesetzt von Dr. W. Knörich. B. XIV. Sganarelle ou Le Cocu Imaginaire. La Primesse d'Elide. Leipzig. 1885. Leiner. ℳ 2.25.

Von diesen beiden Stücken gilt dasselbe, was wir im 20. Bande unserer Blätter (S. 280) über die von Knörich besorgte 2. Auflage des Misanthrope gesagt haben: sie sind Muster geschickter, gewissenhafter philologischer Arbeit. Nicht nur dafs der Herausgeber die gesamte Litteratur vollständig beherrscht, seine ausgedehnte Kenntnis des damaligen Sprachgebrauches setzt ihn auch in den Stand, uns über manche bisher noch von keinem Molièreforscher genügend erläuterte Stelle in überzeugender Weise aufzuklären. Beweis dessen ist z. B. seine Bemerkung zu Sganar. V. 139, wo die alten Ausgaben schrieben: j'en suis tel ici statt telle (scil. femme). Knörich weist glaubwürdig nach, dafs tel wie auch quel in ähnlicher Weise eingeschlechtig gebraucht worden seien, wie grand (graud' mère u. a.). Für seine aufserordentliche Belesenheit zeugt auch hier wieder die zuweilen staunenswert grofse Zahl von Belegstellen Die Art der Bearbeitung ist so ziemlich dieselbe wie in den früheren Stücken; in den Einleitungen sind alle erwähnenswerten Punkte so anziehend und eingehend behandelt, dafs nicht nur Studierende und Freunde Molières, sondern auch Molièrkenner sie mit Genufs und Nutzen lesen werden. Ich möchte mir nur eine Bemerkung gestatten: Knörich geht mit dem Dichter ziemlich hart ins Gericht, dafs er in Cocu imag. einen wesentlichen Rückschritt gethan habe. Das ist ja unleugbar; aber wenn man, wie auch Kn. zugibt, bedenkt, dafs Molière lediglich ein die Zuschauer belustigendes Zugstück auf die Bühne bringen wollte, und dafs sein Lustspiel immer noch bedeutend höher steht als die gleichzeitigen italienischen Possen, so kann man gerne einen milderen Mafsstab anlegen.

A. Christmas Carol in Prose. Being a Ghost Story of Christmas by Charles Dickens. Schulausgabe mit Einleitung und erläuternden

Anmerkungen von Dr. J. Schmidt. Zweite vielfach berichtigte Auflage. Berlin. Haude- und Spener'sche Buchhandlung. 1885.

Dasselbe. Gröfsere Ausgabe. Ebenda.

Diese reizendste und beliebteste unter den Weihnachtsgeschichten des bekannten englischen Romanschriftstellers bedarf dringend eines Kommentars, wenn man sie mit vollem Verständnis und Genufs in der Schule lesen will, wie sie wegen ihrer mannigfachen Schwierigkeiten überhaupt nur mit vorgerückteren Schülern gelesen werden sollte. Unter den dem Ref. bekannten Schulausgaben gehört vorliegende zu den besten; sie erfüllt alle Bedingungen, welche man bei der Herausgabe eines derartigen Buches stellen soll: eine kurze Lebensbeschreibung des Autor, einige einleitende Bemerkungen über das Werk selbst und über englische Weihnachts-Bräuche und aufklärende Anmerkungen zu den schwer verständlichen Stellen; kaum dürfte der Herausgeber einen sprachliche oder sachliche Schwierigkeiten bietenden Pafsus unerläutert gelassen haben; er bietet in dieser Beziehung eher zu viel als zu wenig. Die gröfsere Ausgabe unterscheidet sich von der anderen nur durch erweiterte Einleitung (Inhaltsangabe), sowie durch eine Reihe von neuen „Erläuterungen und Zusätzen" und einen Index der besprochenen Wörter bez. Ausdrücke; sonst ist sie ein genauer Abdruck der Schulausgabe, welche sich durch ihren Preis (ℳ 1.20) empfiehlt; der Druck ist gut.

Augsburg. Wolpert.

H. Matzat, Methodik des geographischen Unterrichts. Berlin, Parey. 1885. 382 S. ℳ 8.

„Die Exemplifikation des Lehrverfahrens ist, im ganzen gesagt, ein Unsinn." „Die ..... Manie .... hat in dem Buche von Matzat ihren absurdesten Ausdruck gefunden." „Eine dickleibige Utopie."

Also spricht sich Herr Koll. Schmitz S. 67—68 dieser Blätter über das vorliegende Werk aus und zwar, soweit es jene Darlegung des Lehrverfahrens betrifft (S. 155—382, den gröfsten Teil des Buches), ohne seinen Spruch durch ein einziges Wörtchen der Anerkennung zu mildern.

Das ist ein hartes, nach meiner Überzeugung entschieden zu hartes Urteil. Für eine derartige kritische Einstampfung ist denn doch das Buch eines Mannes zu gut, welcher, auf eine vierzehnjährige geographische Schulpraxis zurückblickend, ein Herz für die Schule und echt deutschen Idealismus mit dem peinlichsten Fleifs, gediegenen Kenntnissen und einem geradezu hervorragenden Lehrgeschick verbindet. Dies ist in Kürze der Eindruck, welchen ich von dem Buche gewonnen habe, und zwar bezieht sich mein Urteil hauptsächlich auf die so schwer angegriffene „Exemplifikation," die ich für den weitaus wertvollsten Teil des Ganzen halte.

Nicht als ob ich der Ansicht wäre, als liefse sich dieser Lehrgang, ganz so wie er im Buche steht, auf unsere Lateinklassen übertragen, und als sei nicht des Messens, Zählens und Beobachtens doch etwas allzuviel, die Heuristik etwas zu weit getrieben. Es ist vollkommen richtig, weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen.

Wenn sich nun aber eine idealistisch angelegte Natur im Eifer für die Sache etwas über das praktisch Erreichbare hinaus fortreifsen läfst, dürfen wir dann übersehen, auf welch solider Grundlage das Ganze aufgebaut, aus welch kerngesunden Grundsätzen es erwachsen ist? Das Bessere darf nun und nimmer der Feind des Guten sein. Und gut, ja

meisterhaft[1]) ist die Art wie hier der Schüler zur Selbstthätigkeit angeleitet wird. Vergessen wir nicht, dafs der selbstthätige Zögling auch der lernfreudige sein wird.

Doch Hr. Koll. Sch. erklärt Matzats Methode für eine nur „scheinbar heuristische." Soll damit gesagt sein, die Heuristik sei im geographischen Unterricht überhaupt nicht am Platz, oder nur, Herr M. wende sie verkehrt an? Dafs aller Unterricht, soweit es die Natur der einzelnen Gegenstände gestattet, heuristisch zu betreiben sei, darüber sind von Ratich („alles durch Erfahrung und stückliche Untersuchung"), Comenius und Locke an bis herunter auf Rousseau, Jacotot und Herbart die Klassiker der Lehrkunst einig. Sollte dagegen die besondere Art wie unser Buch die Heuristik treibt Anstofs erregen, so darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dafs H. Matzat eben Herbartianer ist, seine Sache also mit dem Herbartianismus steht und fällt. Und dieser wird sich schwerlich so über Nacht stürzen lassen.

Nächst dem Brosinschen Vergil hat mir in den letzten Jahren kaum eine andere Leistung auf dem Gebiete der Schule so hohe Befriedigung gewährt wie Matzats Methodik. Darum erachtete ich es als eine Art Pflicht der Dankbarkeit für das Buch einzutreten; ich glaubte das um so eher zu dürfen, als mir Verfasser und Rezensent persönlich gleich unbekannt sind. Übrigens wird meine Auffassung von den Verfassern sämtlicher mir bekannt gewordenen Besprechungen des Buches geteilt. Sie stehen „Deutsche Lit. Ztg." 33; „Litter. Centralbl." 36; „Zeitschr. f. d. Gymn.-W." 1886, 1; „Gymnasium" 1886, 4. Diese Beurteilungen sprechen sich zum Teil noch unbedingter für M. aus, als ich es gethan, z. B. „Bedeutender, auf keiner einzigen Seite uninteressanter Inhalt.... Durch derartige Ausführungen mufs geradezu Begeisterung für das Streben hervorgerufen werden, es ähnlich zu machen." (Z. f. d. G.-W.). „Ragt hoch über ähnliche Werke hervor und wird zur allseitigsten Benutzung empfohlen." (Lit. Centralbl., nach dem Referate im „Gymn.," 1885, S. 677).

Passau. Burger.

A. F. G. Th. Gaufs, Die Hauptsätze der Elementar-Mathematik. Erster Teil: Arithmetik und Planimetrie. 163 S. ℳ 2,75. Zweiter Teil: Stereometrie und Trigonometrie. 67 S. ℳ 1,40. Bunzlau. G. Kreuschmer.

Dieses Schulbuch enthält das für preufsische Gymnasien vorgeschriebene Pensum der Mathematik in einer der Fassungskraft der Schüler angemessenen Darstellung. Anordnung und Behandlung des Lehrstoffes zeigen nur im einzelnen einige Eigentümlichkeiten.

Die Gesetze der Arithmetik sucht der Verfasser streng zu begründen und ihre Giltigkeit für jede Zahlform nachzuweisen. Insbesondere werden die aufgestellten Formeln sämtlich auf die Zahlgrenzen o und ∞ ausgedehnt. Dem Zeichen o gibt der Verf. zwei verschiedene Bedeutungen. „Es bezeichnet sowohl die Zahl, die eine Einheit weniger als 1 enthält, als auch diejenige Zahl, welche man erhält, wenn man den absoluten Wert einer veränderlich gedachten Zahl kleiner als jede absolute Zahl werden läfst. Man könnte das Zeichen o im ersten Fall eine konstante, im zweiten eine werdende Null nennen." Ist es aber zulässig, für zwei wesentlich

[1]) Vgl. besonders S. 280 ff. über den Kreislauf des Wassers.

verschiedene Begriffe dasselbe Symbol zu gebrauchen? Hätte der Verf. nicht auch dem Zeichen ∞ $(= \frac{1}{0})$ einen doppelten Sinn unterlegen und zwischen dem „werdenden" und „konstanten" Unendlichen — zwischen dem uneigentlichen und eigentlichen Unendlichen (Cantor), oder dem Infiniten und Transfiniten (Wundt) — unterscheiden müssen? Diese Unterscheidung hält Ref. für eine strenge Begründung unbedingt notwendig, aber sie übersteigt die Kraft des Schülers. Deshalb dürften die Grenzen der elementaren Arithmetik einzuschränken sein; sie bescheide sich mit der „konstanten" Null und begnüge sich, die Unmöglichkeit von $\frac{a}{0}$ und die Unbestimmtheit von $\frac{0}{0}$ zu zeigen. Nicht stringente Beweise sind schädlich. Durch Deduktionen wie: „$\infty - \infty = \frac{1}{0} - \frac{1}{0} = \frac{0-0}{0}$ (!!) $= \frac{0}{0}$" wird der Schüler irregeleitet ebenso durch die Bemerkung, dafs $\frac{3x + x^2}{x}$ für $x = 0$ „den ganz bestimmten Wert" 3 habe. Der Quotient $\frac{3x + x^2}{x}$ ist für den genannten Grenzwert wirklich unbestimmt; der sog. wahre Wert hat nur wegen seines kontinuierlichen Zusammenhanges mit den übrigen Werten eine hervorragende Bedeutung.

In der Planimetrie hat der Verf. aus der neueren Geometrie einige Sätze über Transversalen, Ähnlichkeitspunkte, Pol und Polare aufgenommen. Auch entlehnt er derselben die Bezeichnungen „Bündel" (System paralleler Graden) und „Büschel"; der Proportionalsatz erhält z. B. die Form: „Jedes Bündel schneidet aus zwei Geraden proportionierte Strecken aus." Ferner wird die Ähnlichkeit im Sinne der projektivischen Geometrie durch eine Erläuterung des Begriffes ähnlicher Punktsysteme eingeleitet. — Einwände lassen sich erheben gegen den gebräuchlichen Beweis der Umkehrung des Satzes vom Tangentenvierecke, sowie gegen die Begründung der Theoreme 8 und 9 in § 10 und des Theoremes 1 in § 49. Die Sätze über „Potenzen am Kreise" (§ 34) würden sich statt an den Pythagoreer besser an die Sehnen- und Sekantensätze (§ 45) anschliefsen. Vermifst hat Ref. die Berechnung regulärer Polygone.

Über die Stereometrie ist zu bemerken, dafs der Verf. in dem Abschnitte über die Lagenbeziehungen von Geraden und Ebenen manche Beweise durch Benützung des Winkels windschiefer Geraden sehr vereinfacht hat. Statt der Lehre von den körperlichen Ecken enthält das Buch die wichtigsten Sätze der Sphärik in einer der Planimetrie entsprechenden Anordnung.

Die Lehrsätze der ebenen Trigonometrie werden aus dem Sehnensatze $(a = 2r \cdot \sin \frac{\alpha}{2})$, diejenigen der sphärischen Trigonometrie aus dem Kosinussatze analytisch entwickelt. Die hier gegebene Darstellung der letzteren setzt eine sehr grofse Fertigkeit in der Umformung goniometrischer Ausdrücke voraus; gegen sie erscheint dem Ref. Zieglers konsequente analoge Durchführung der ebenen und sphärischen Trigonometrie musterhaft einfach.

Die Beweise sind in der Planimetrie mit grofser Ausführlichkeit gegeben, in der Stereometrie sind sie kürzer gefafst oder auch nur angedeutet. Uebungsmaterial enthält das Buch nicht.

München. J. Lengauer.

Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament von Oskar Jäger, Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln. Zweite Auflage. Wiesbaden. 1885. C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby). 168 S.

Wie einerseits kein Unbefangener das Studium der Pädagogik für überflüssig erklären wird, so kann andrerseits nicht in Abrede gestellt werden, dafs sich heutzutage in dieser Wissenschaft eine ungesunde Richtung breit macht. Jedem Lehrer, der beim Eintritt in sein Amt sich über das Wie seiner Lehrthätigkeit Rats erholen will, mufs angst und bange werden, wenn ihm all die übertriebenen Anforderungen und grofsen Worte entgegentreten, die in vielen pädagogischen Lehrbüchern und auf gewissen Lehrerversammlungen an der Tagesordnung sind. Anstatt schlecht und recht zu zeigen, wie das Ding gemacht werden mufs oder kann, spazieren die meisten unserer modernen Pädagogen in Abstraktionen einher und sprechen in ihrem Rotwelsch mit grofsem Erheben der Stimme davon, dafs „jede Lehrkraft jeden Sextaner nach dessen je betreffender Individualität behandeln, der Lehrer des Deutschen den Ausblick und den Umblick, die Vertiefung und die Besinnung, sowie die sechs sogenannten Interessen kennen müsse“; sie verlangen einen anschaulichen, lebendigen, warmen etc. Geschichtsvortrag und halten es für eine pädagogische That, wenn sie über „das Zusammengehen von Schule und Elternhaus“ Worte machen.

Der Mifsstimmung über diese pädagogische Wissenschaftelei, die von einfachen Erziehungsgrundsätzen abführt, hat ein stimmfähiger Kenner und Beurteiler unseres höheren Schulwesens Ausdruck gegeben, ein Mann, dem die Arbeit in der Schule Lebensberuf geworden, der aber zugleich als historischer und pädagogischer Schriftsteller bei den Fachgenossen und in dem gröfseren Kreise der Gebildeten vorteilhaft bekannt ist. Indem er uns in 300 Thesen eine Summe seiner gymnasialpädagogischen Anschauungen vorlegt, gibt er die Unnatur und Unwahrheit jener pädagogischen Überweisheit dem Hohngelächter preis, stellt ihr den Satz gegenüber, dafs auch bei unserem Berufe redliches Bemühen und gesunder Menschenverstand die Hauptsache seien und teilt aus seiner Erfahrung didaktische Anweisungen mit, die in ihrer Einfachheit den Stempel der Echtheit tragen.

So bedeutend nun auch der Inhalt der Schrift erscheint — obwohl nicht alles neu ist, sondern manch alte Wahrheit freilich in neuer Einfassung uns begegnet —, er allein würde den Reiz des Buches nicht erklären. Das Geheimnis der Wirkung liegt in der Form. Und in dieser bewährt der Verfasser eine solche Meisterschaft, dafs seine Mitteilungen zu einer wahren Erquickung werden. Durch die scharf zugespitzten Aphorismen ist jede Trivialität und Geschwätzigkeit von selbst ausgeschlossen. Vor Ermüdung und Langeweile schützt die Abwechslung verschiedenartiger Stoffe und der sprunghafte Charakter der Darstellung. In der Polemik wechseln Worte des Hohns und der Verachtung mit schalkhaften Neckereien. Der Ausdruck ist originell; sprachliche Aufrichtigkeiten bringt der Verf. ungescheut vor, zuweilen deutet er sie blofs an. Das Ganze ist durchflochten mit persönlichen Erinnerungen und vorgetragen im bestimmten Tone der Überzeugung.

Gehen wir den Inhalt des ersten Teiles „Wahrnehmungen und Ratschläge“ durch, so können wir es uns nicht versagen, eine reichlichere Auslese und dadurch Anregung zur Lektüre des ganzen Buches zu geben. Der Verf. erteilt einem Probekandidaten, seinem jungen Freunde, positive Ratschläge über den Geschichtsunterricht. Hier bewegt sich Jäger auf seinem eigensten Gebiete. „Du verlangst von mir eine Instruktion für den Geschichtsunterricht . . .? Hast Du an den amtlichen nicht genug? — nicht

genug an den 1000 mal 1000 Thesen der Direktorenkonferenzen — nicht genug an Mose und den Propheten?"

„Der Geschichtslehrer halte sich nicht mit Einleitungen auf. Er trachte nicht nach warmem, lebendigem patriotischem Vortrag, sondern nach einer einfachen und bestimmten Sprache." — „Er hüte sich vor den hochdaherfahrenden Worten der Lehrerversammlungen. Und wenn er irgendwo liest oder bei einem Festessen hört, was alles durch unseren Geschichts- und anderen Unterricht Grofses auf der Welt hervorgebracht werde, und dafs der Schulmeister bei Sadowa gesiegt habe, so schlage er an seine Brust und spreche: Gott sei mir Sünder gnädig!"

„Er spreche so gut er kann die Sache selbst — nicht über die Sache." „Am 31. Oktober 1517 las man an der Thüre der Schlofskirche zu Wittenberg einen Anschlag: 95 Thesen wider die Kraft des Ablasses u. s. w. — nicht aber: Jene grofse Bewegung der Geister, welche man mit dem Namen der Reformation bezeichnet, nahm ihren Ursprung" — — u. s. w.

„Er lege sich aus einer landläufigen befriedigenden — denn eine gute gibt es nicht — deutschen Geschichte sein Geschichtsheft an . . ." „Ist er etwas älter geworden, so lese er zuweilen auch ein recht schlechtes Geschichtsbuch, damit er recht deutlich sehe, was nicht Geschichte ist. Zu empfehlen für diesen Zweck ist etwa Fr. v. Hellwalds Kulturgeschichte — oder Wägners Hellas und Rom — Verlag von Spamer. Das letztere findet er in jeder wohlassortierten Schülerbibliothek." „Wenn er übrigens in den Instruktionen liest oder wenn ihm sein Direktor sagt, dafs er frei vortragen müsse — frei vortragen —, so erschrecke er nicht: sie meinen es nicht so böse."

Wie sehr aber auch der Historiker in Jäger lebt, die sprachliche Ausbildung ist auch ihm die Hauptsache: „Arbeiten aber, denken — was auf der Schule die Hauptsache ist — lernt der Schüler am besten in den Sprach- und Mathematikstunden — nicht in der Geschichts- und nicht in der Naturgeschichtstunde: und ohne dafs in Sprachen und in der Mathematik jener Grund wirklichen Erkennens gelegt wird, lernen sie dort überhaupt nichts."

Nachdem der Probekandidat sein erstes Jahr überstanden, wird er in die Pflichten des Lehramts eingeweiht. J. fafst diese kurz zusammen in die Worte: „Korrigiere deine Hefte ohne Murmeln, steh' zur rechten Zeit auf, verschwatze dich nicht auf dem Gang, lafs überhaupt nicht fünf gerade sein." „Was du von deinen Schülern verlangst — von Sexta bis Prima, das leiste selbst!"

Eine gesunde Ernüchterung verschafft er dem schwärmerischen Idealisten durch folgende kleine Bosheit: - „Halte etwas auf Deinen Stand, und auf die Schule, an der Du wirkst: — verachte diese Stützen menschlicher Gebrechlichkeit nicht. Denn die Prinzipien thuns nicht und die Ideale auch nicht ganz; selbst die Instruktionen nicht, obgleich sie sehr notwendig sind, die Instruktionen meine ich — und auch die Ideale. Du brauchst sie schon als Probekandidat, wo du zunächst nach dem Ideal einer ruhigen Klasse zu streben hast. Denn das junge Pferd merkt den unsicheren Reiter und schlägt aus. Strebe zuerst nach äufserer Ruhe — bei dir selbst nämlich."

Dem Lehrer des Deutschen in Sexta empfiehlt er vor allem jung zu sein; die Zeit werde schon noch kommen, wo er sein Licht leuchten lassen könne. Er unterbreche nicht alle Augenblicke die Lektüre mit Zwischenfragen. Die richtige Methode für seine Fragen würden ihm seine Knaben geben — wenn er nämlich seine Augen offen halte. Die Hefte seien zunächst nach der Seite des Aufseren zu korrigieren; der Lehrer achte in

Sexta besonders auf deutliche Schrift, richtige Orthographie, in Quinta auf die Interpunktion und streiche nur an, was ganz entschieden falsch sei.

Der Probekandidat ist nun definitiv angestellt. Mit der Disziplin kommt er leidlich zurecht, aber mit dem Zusammenwirken von Schule und Elternhaus will es nicht gehen. Es ist mehr als ein Streit um Worte, wenn J. diese Redensart bekämpft und zeigt, was mit Abstrakten erreicht zu werden pflegt. — Vom nationalen Standpunkt bei der Erziehung sprechen viele; es ist ziemlich leicht, mit teutonischen Phrasen zu prunken und bei Festessen einen wohltönenden Trinkspruch auszubringen, sagt J. „Aber, mein guter Freund, hast du dein Land wirklich lieb, so liebe die Jugend, die du erziehen sollst, auch den widerhaarigen unangenehmen Jungen dort, der dir das Leben so sauer macht."

Nach einigen Jahren, als der frühere Probekandidat zum Ordinarius von Tertia aufgestiegen ist, sein Mentor aber die Rüstung im Tempel aufgehängt hat, treffen die beiden wieder zusammen. Da bekommen denn zuerst gewisse Stockphilologen ihr gebührlich Teil für ihre wichtigthuende Kleinigkeitskrämerei, „welche die Peloponnes und aigaiisches Meer und Plataiai sagen und in einem griechischen Autor die Buch- und Kapitelzahlen mit griechischen Buchstaben bezeichnen, als handelte sich's darum, eine Ausgabe für Alexander den Grofsen herzustellen."

Die Forderung, was der Lehrer verlangt, leiste er selbst, wendet J. also auf die Lektüre des Horaz an: „Und wenn du in Prima den Horaz liesest, wie kannst du dann von deinen Schülern verlangen, dafs sie ihn übersetzen sollen, wenn du nicht den Beweis lieferst, dafs du ihn übersetzen kannst. Nur heraus damit — wie überträgst du denn z. B. visere gestiens qua parte debacchentur ignes qua nebulae pluviique rores in dein geliebtes Deutsch? Ihn lateinisch interpretieren, das ist keine Kunst, das kann jeder, der ein philologisches Seminar besucht hat und einen lateinisch geschriebenen Kommentar besitzt."

Repetitionen gröfserer Abschnitte aus der Lektüre sind nach sachlichen Gesichtspunkten vorzunehmen; doch sind grammatikalisch-stilistische nicht zu verwerfen; „denn ich merke wohl, dafs du mich für einen Ketzer hältst, welcher das historische Interesse als Kukuksei euch in euer philologisches Nest legen wolle. Du thust mir unrecht: ich bin ein Anhänger der allein seligmachenden philologisch-historischen Behandlung. Verbum tene, res sequentur — wenn sie nur folgten! Aber ihr macht wirklich hundertmal das Mittel zum Endzwecke, das danke euch der Henker!"

Seiner erziehlichen Aufgabe kommt der Lehrer um so besser nach, je ernster er es mit seiner Lehrerpflicht nimmt. „Wenn er sich ehrlich vorbereitet, gewissenhaft korrigiert und die so korrigierten Hefte pünktlich auf den Tag zurückgibt — pünktlich mit dem Glockenzeichen sich anschickt, seines Amtes zu walten und in seinem Thun und seiner Haltung ohne Ostentation den Beweis liefert, dafs ihm sein Amt die Hauptsache ist: so weifs ich nicht, was er soviel Extra-Erziehliches thun soll." Die express erziehende Art zeigt J. an einer bestimmten Persönlichkeit auf. Doch ist es, wie immer, so auch in diesem Falle, recht bedenklich, aus einzelnen Vorkommnissen allgemeine Sätze abzuleiten.

Jeder Stand hat seine Standesmoral. Was dem Börsianer nicht übelzunehmen ist, ist nicht immer dem Edelmanne gestattet, wie an einem drastischen Beispiel, das kein blofses Problema zu sein scheint, gezeigt wird. Indem J. von der Ehre unseres Standes spricht, kommt er auch auf die Beteiligung an der Politik zu sprechen. „Und wo du in einer Versammlung für deine Auffassung vom Staate oder staatlichen und sittlichen Dingen, welche nicht die des Krämers, nicht die des Demagogen und nicht die des

Junkers ist, eintreten kannst und thust es nicht, da ist dir's Sünde. Denn wer da weifs, Gutes zu thun — in diesem Falle also Gutes zu reden — und thuts nicht, dem ist es Sünde. — Und doch, hast du einmal dich beteiligt, wie schwer ist die Grenze zu finden! Wie schwer sich von aller Leidenschaft frei zu halten! — Ein Kriterium läfst sich allerdings aufstellen: wo du wegen politischer Arbeit ein einziges Heft später zurückgegeben hast, als sonst, da lafs dich warnen: denn da ist die Grenze überschritten: denn die nächste Pflicht ist immer die heiligste."

Die guten Lehren Js. fielen bei seinem jungen Freunde auf gutes Erdreich; dafür wurde dieser auch früh, sehr früh Direktor. Er hatte das 40. Lebensjahr noch nicht überschritten. Sein erstes war, die — — —sche Direktoreninstruktion nachzuschlagen. S. 1 — „Lehrer und Schüler leitet er mit Einsicht, Kraft und Festigkeit." Dazu Jäger: „Wie schön ist das nun wieder! Man weifs doch wo und wie." „Ich möchte erst die Schulratsinstruktionen dieser glücklichen Provinz kennen lernen. Der erste Paragraph lautet da gewifs: Direktorien, Kuratorien, Lehrer und was immer zu seinem Ressort gehört, regiert er mit ebensoviel Milde wie Strenge und mit genauester Kenntnis der Menschen und der Dinge."

Im folgenden aber können sich nicht blos junge Direktoren, sondern auch alle jene Lehrer spiegeln, die sich über ungenügende Durchbildung der übernommenen Klasse beklagen: „Nun also, du bist wirklicher Direktor eines wirklichen Gymnasiums. Du triffst hier ziemlich verrottete Zustände, hör' ich: kommst du mit der Absicht, dieselben gleich in den ersten 8 Tagen zurechtzurotten? und mit dem Gedanken, dafs mit dir, plötzlich, unmittelbar nach deiner Antrittsrede, die Ära des Heils hereinbreche?"

Nach der Direktoreninstruktion hat der Direktor zu regieren. Das kann, wie J. ergötzlich sagt, auf zweierlei Art geschehen: „auf die orientalische, mit viel amtlichem Air, Verordnungen, Zirkularen, Protokollen, Fachkonferenzen, allgemeinen Konferenzen, Referaten, Korreferaten, Lehrplanfolianten. Dabei kannst du auf deinem Zimmer bleiben, deinen Schlafrock in würdige Falten legen, und der Schuldiener trägt dir alles zu, bis die Stunde schlägt. Du zeigst dich wenig, wie einst die Perserkönige, damit deine Unterthanen nicht den Respekt verlieren: erscheinst du dann einmal, so macht das um so mehr Effekt. Es gibt noch eine andere, die man die occidentalische, germanische, menschliche nennen kann. Sie besteht darin, dafs man auf dem Platze ist und die Augen offen hält, — am Gespräch der Kollegen in den Pausen mit Heiterkeit teilnimmt: für jedes Desiderium zugänglich ist: — diese Methode hat den grofsen Vorteil, dafs man sehr vieles im Keime ersticken — ruhig schlichten kann, ehe es an die grofse Glocke kommt. Wenn da etwas Dummes gesagt wird — von dir und deinen Mitarbeitern, es ist ja doch möglich, meine ich nur, — das wird wenigstens nicht protokolliert."

Der Direktor möge seine jungen Kollegen veranlassen, bei Aufnahmsprüfungen die Schüler mehr nach dem zu beurteilen, was sie wissen, als nach der Zahl der Fehler: „Er hat facitur, grex mea und ein halbes Dutzend solcher Fehler — aber sieh nur, wie richtig er diesen ganzen Satz mit zwei verschiedenen dafs übersetzt — der kann was, ist 13 Jahre alt, und wird, wenn er aus dem leidigen Privatunterrichte, zu dem ihn die Weichlichkeit seiner Eltern verurteilt hat, in euern geselligen, organisierten kommt, in der Tertia, für welche sein Alter pafst, recht wohl gedeihen."

Unter den Strafmitteln will J. den Rohrstock „das treffliche Werkzeug" nicht missen, freilich findet er es gut, dafs man ihn beschränkt hat und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von jenem englischen Schuldirektor, der sich rühmte, 18 englische Herzoge gewichst zu haben. Wir

können J. auch so nicht beistimmen; durchaus unstichhaltig und eine Übertreibung ist seine Behauptung, den schlechten Lehrer erkenne man daran, dafs er dieses Zuchtmittel gar nicht anwende. Unter den in den bayerischen Disziplinarsatzungen angeführten befindet es sich nicht. Nach unserer Ansicht wird man es ebensogut wie die Ohrfeige der Prärogative des Elternhauses überlassen. Nebenbei bemerkt haben auch manche Richter überraschende Ansichten über diese „ultima ratio", wie die Berichte über Gerichtsverhandlungen erkennen lassen.

Von Zeit zu Zeit ist in den Zeitungen eine Sammlung interessanter oder lächerlicher Schulthemata zu deutschen Aufsätzen zu lesen. Dem jungen Direktor, dem vor lauter guten kein bestes einfällt, bietet J. einige an: Welche Gründe bestimmen in Schillers Tell den kleinen Wilhelm, nicht mit nach Altdorf zu wollen? — Charakter der Neubrunn im Wallenstein, — Vergleichung von Rosencrants und Güldenstern im Hamlet, — Charakter des Pferdes im Tell.

Das Idealgymnasium, das J. entwirft, hat den Vorzug, dafs es hinter der Möglichkeit nicht allzusehr zurückbleibt. Es hat nicht unter 300 und nicht über 400 Schüler (das Ludwigsgymnasium dahier hat über 1000!) — gewöhnlichen Schlages, nicht Wunderkinder. „Der Schuldiener habe einen Feldzug mitgemacht, besitze einiges Vermögen, eine Frau, einige noch jüngere Kinder, womöglich keine erwachsene Tochter etc. — Der Direktor darf nicht jung sein, sonst will er gleich wieder an ein anderes Gymnasium, mufs ein Gelehrter von anerkannter Bedeutung für irgend ein Fach sein etc. etc. Er habe auch einiges geschrieben — weniges aber gutes — nicht blofs ein deutsches Lesebuch etc. In dem Lehrerkollegium sind 1. kein ordinär denkender Mensch — wirklich kein einziger, 2. kein Trinker, noch einer der dies zu werden im Begriffe ist, 3. kein Stutzer, und auch 4. kein Krakehler von Profession, 5. ein Mann von Geist — den die andern dafür halten, nicht er selbst sich selbst etc."

Über das Abiturientenexamen klagt J. bitter; es sei das schwerste von allen und verderbe den ganzen Unterricht in Prima (freilich wenn man eben den Schwerpunkt des Prima-Unterrichts in die Vorbereitung auf jenes Examen verlegt). Der Schulrat prüfe nicht die Schüler, sondern die Anstalt. „Ihr wollt mit Ehren bestehen — wer kann es euch verdenken? — und dies hat bei euch die Folge, dafs ihr lange, schwer und so examiniert, dafs den Schülern im ganzen letzten Jahre dieses Examen wie ein Schreckensgespenst vor den Augen steht. — „Und du deinerseits ärgere dich nicht über die Bemerkungen der wissenschaftlichen Prüfungskommission zu euren Abiturientenarbeiten: es gilt von ihnen, was Luther von den Apokryphen sagt — sie sind der heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber doch gut und nützlich zu lesen."

Früher wurde wohl den Schulfesten eine übertriebene Bedeutung beigelegt; in unserer nüchternen Zeit ist man geneigt, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. J. tritt für dieselben ein: „Nimm die Festlichkeit an Kaisers Geburtstag ernsthaft, wie andere Festfeiern der Schule. Stelle das Programm der Lieder und Deklamationen mit Sorgfalt zusammen, strebe, dafs ein harmonischer Gesamteindruck herauskommt. Solche Eindrücke sind wichtig — sie gehören zu dem nicht grofsen Gebiete, wo der Erzieher, Lehrer, Direktor auf dasjenige Einflufs üben kann, was ich das Naturleben der Schule nennen will."

Der zweite Teil enthält Anweisungen für den deutschen Unterricht in der Quinta, in Obertertia und Prima, für Geschichte, eine an Kaisers Geburtstag gehaltene Rede und Entwürfe für Schulandachten. Von trockenem Ton, der in didaktischen Schriften sonst unausrottbar scheint, in allem

keine Spur. Es seien einige Proben vorgelegt. p. 83: „Wollen Sie demnach, mein geschätzter Herr Kollege, da Sie laut Lehrplan im nächsten Semester Hermann und Dorothea mit ihren 26 Sekundanern lesen werden, sich gefälligst ein wenig besinnen über das Realistische und über das Idealistische im Charakter der Hauptpersonen und einmal in diesem Studium begriffen, sagen Sie mir gefälligst auch, ob der Pfarrer katholisch oder evangelisch ist? — was zwar vom konfessionellen Standpunkte sehr gleichgültig, aber sonst eine ziemlich interessante Frage ist."[1])

Aus der Lektüre des Wallenstein in Prima: „Zur Charakteristik des ersten Jägers wies ich auf seine Selbstbiographie im 6. Auftritte hin: seine Herrenwechsel. Von einem denkenden Schüler wurde mir aber der Einwand gemacht, dafs der erste Kürassier dasselbe von sich erzähle: wir brauchten nicht lange, um den Unterschied, der gleichwohl vorhanden, herauszufinden. Und der wäre, geschätzter Herr Kollege mit voller Fakultas? Und ob Schiller daran gedacht hat, oder ob dergleichen natürlich-übernatürliche Eingebungen des Genius sind?"

Für den Geschichtsunterricht teilt J. eine Anzahl Leitmotive mit. Hervorgehoben sei die sogenannte orientalische Frage. „Es ist ein Thema, bei welchem ohne viel Kunst — denn die Sache, Perserkriege, Alexanderzug, punische Kriege, Mithridates, Krassus, Araber, Kreuzzüge, Mongolen, Osmanen u. s. w. liegt, wenn man sie einmal ausgesprochen, ganz auf der Hand — den gereifteren Schülern zum Bewufstsein gebracht werden kann, was sie von Geschichte wirklich verstehen."

Zum lateinischen Unterricht steuert J. Pensa (mit beigefügter lateinischer Übersetzung), Aufsatzthemata und zwei für die verschiedenen Klassen eingerichtete Themata bei. Was die letzteren betrifft, so liefs er alljährlich gegen Weihnachten ein solches in den Klassen ausarbeiten und korrigierte dann, um die fähigsten und unfähigsten Schüler kennen zu lernen, die 400 - 500 Arbeiten selbst.

Über das Ziel dieser Übersetzungen ins Lateinische drückt er sich p. 109 also aus: „Der eigentliche Ciceronianismus, Purismus ist wohl verschwunden: was irgend wer von Miltons Latein gesagt hat, dafs der Dichter nicht die Livree, sondern die Tracht der Alten trage, mag auch für unsere Übungen ein Fingerzeig sein. Man kann den Schülern sagen, dafs wir uns bemühen müfsten, so zu schreiben, dafs ein gebildeter Zeitgenosse Ciceros unsern Text ohne Schwierigkeit verstünde und ihn, ohne in seinem Sprachgefühl empfindlich verletzt zu werden, lesen könnte." Den Realagitatoren hält er entgegen, dafs diese Übungen eine Ergänzung der Lektüre auch nach der sachlichen Seite hin sind; zum Beleg führt er ein sehr gut gewähltes Beispiel an.

Die Rede zur Feier des kaiserlichen Geburtstages behandelt die auswärtige Politik der römischen Republik während der 100 Jahre zwischen dem Beginn des ersten punischen Krieges bis zur Schlacht bei Pydna. Sie zeichnet sich durch edle Einfachheit aus. Der Gegenstand ist in ungezwungener Weise mit der Gegenwart in Bezug gesetzt.

Das Buch besitzt schon viele Freunde; es wird noch mehr bekommen. Es ist probat gegen pädagogische Schwindelanfälle einerseits, gegen Verholzung andrerseits.

München. Dr. Karl Rück.

[1]) Vgl. Neue Jahrbücher für Philol. u. P. 1885, p. 110 — 112.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Michael Gitlbauer, Philologische Streifzüge. Fünfte Lieferung (Bogen 21—Schlufs [31]). Freiburg i. B., Herder. 1886. Mit der fünften Lieferung, welche die früheren an Umfang weit übertrifft, schliefst ein stattlicher Band der Philologischen Streifzüge des Herrn Professors Gitlbauer ab. Nachdem unsere einzeln erstatteten, dann vereinigt abgedruckten Berichte über die Lieferungen 2—4 im Bd. XXI S. 585—587 dieser Blätter vorliegen, fügen wir hier bei, dafs die in der vorletzten Lieferung begonnenen „Metrischen Studien zu Euripides' Herakliden" in der neuesten zu Ende geführt werden, dafs dieser fast 100 Seiten umfassenden Abhandlung als neunte Nummer ein kürzerer Aufsatz über „die tachygraphische Unterschrift des Codex Laurentianus Plut. IX, 15" folgt, welcher von einem Facsimile in Lichtdruck begleitet ist, und dafs „Miscellanea" als Nummer zehn die Reihe schliefsen. Wir verzeichnen die einzelnen Überschriften dieser Sammelnummer: 1. „Zur Erklärung des zwölften Kapitels von Aristoteles' Poetik". Die Worte κοινὰ μὲν ἁπάντων ταῦτα, ἴδια δὲ τὰ ἀπὸ τῆς σκηνῆς καὶ κόμμοι werden übersetzt: 'und zwar sind diese (nämlich die Parodos und das Stasimon) allen Stoffen gemeinsam, spezieller Gattung aber sind die Lieder ἀπὸ σκηνῆς und die Kommoi;' ferner κόμμος δὲ θρῆνος κοινὸς χοροῦ καὶ ἀπὸ σκηνῆς 'unter Kommos aber versteht man ein Klagelied, welches dem Chore und der Bühne gemeinsam ist, d. h. welches entweder vom Chore oder auch auf der Bühne von einem Schauspieler vorgetragen werden kann.' — 2. „Dichterfragmente." Einen lateinischen Hexameter sucht G. aus dem Psalmenkommentar des hl. Augustin I 6 zu eruieren, zwei griechische Bruchstücke in iambischen Trimetern aus Plat. Lach. 188 A und Charm. 157 D, eine gröfsere Zahl aus den sogen. Loci communes des hl. Maximus. Diese bezeichnet G. als „ergiebige Fundgrube für Fragmente griechischer Dichter". Wir warnen aber jedermann dort zu suchen, denn „das Recht [!] dieser Schatzgräberei" behält sich G. ausdrücklich vor. — 3. „Inedita" mittelalterlicher Litteratur, auf die wir nicht eingehen können. — 4. „Beseitigung einiger Synaloephen bei Vergil und Horaz." Richtiger sollte es statt „einiger" heifsen: einiger Dutzende. Die Auswerfung so vieler et, um Verschleifung zu beseitigen, hat zur Voraussetzung, dafs es einst einen umgekehrten Gitlbauer gab, der dieses und andere Unglückswörtchen an zahlreichen Stellen so fest einzukeilen verstand, dafs der durchgreifenden Faust unseres Verfs. die Auslösung vorbehalten blieb. — 5. „Textkritisches zu den Liedern 'des von Kürenterc'" führt auf ein Feld, wohin wir dem vielseitigen Verf. nicht folgen können. — 6. „Epilog zu den 'Textkritischen Forschungen über Caesars Bellum Gallicum'" [S. 59—122]. Der Verf. sagt: „Schon indem ich mich entschlofs, auch die Klasse β zu Worte kommen zu lassen und beide Klassen, als mindestens ungefähr gleichwertig, zur gegenseitigen Kontrole zu benützen, mufste ich gefafst sein, dafs ich damit einen Sturm über mein Haupt heraufbeschwören würde." Hiemit beweist der Verf. gerade das, was er in Abrede stellt, nämlich dafs er sich „von

vorneherein einer Täuschung hingegeben" hat. Denn auch H. J. Heller, H. Meusel, R. Schneider haben β hervorgehoben, ohne dafs ein Sturm über ihre Häupter gekommen wäre. Aber sie waren eben bemüht, zu erweisen, was sie behaupteten, während der Verf. zwar nicht mit Kraft- und Scheltworten kargt, wohl aber mit Beweisen. „Die kann ich erbringen", sagt er; aber er bringt sie nicht, sondern „hofft es in Bälde in ganz ausführlicher Weise zu thun". Da wird es wohl gestattet sein, bis dahin mit der Zustimmung zu warten. Er besitzt „eine vollständige Collation von U", ferner „eine minutiöse Nachcollation von T", aber auch ihre Mittheilung mufs „in Bälde" gewärtigt werden, „für diefsmal" müssen sich die Leser mit Proben begnügen. Proben gibt der Verf. auch von dem Ashburahamensis s. IX; aus seiner Vergleichung des ganzen Codex hat sich ihm ergeben, „dafs im IX. oder X. Jahrhundert ein Exemplar der Klasse β speziell von der Färbung des Ottobonianus existierte". Daraus, dafs er den Korrektor von B als identisch oder doch gleichzeitig mit dem Schreiber dieser Handschrift erkennt, schliefst er weiter auf die Existenz auch der dritten Klasse der Hss. schon im X. Jahrhundert, da die Lesarten dieser Klasse in B über der Zeile notiert sind. „Damit stürzt das Schwindeldogma von dem jüngeren Alter der sogenannten interpolierten Handschriftenklasse vollends in sein Nichts zusammen." Mit diesem Tableau endigt der erste oder einzige Band der „Philologischen Streifzüge" — der einzige, wie man annehmen sollte, da der Gesamttitel die Bezeichnung als I. Band nicht gibt, der erste, wie man erwarten mufste, da der Verf. gelegentlich auf einen II. Band vertröstet hat. Wir wünschen, dafs die letztere Annahme die richtige sei; denn so wenig sichere Ergebnisse der Verf. bietet, verdanken wir ihm doch mannigfache Anregung, und diese dürften wir auch von einer Fortsetzung seiner Streifzüge erhoffen.

Dr. Ed. Wolff, Schulwörterbuch zur Germania des Tacitus. Mit 33 Abbildungen und einer Karte. Preis geh. 80 Pf. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1886. Der Verf. des vorliegenden Wörterbuches bemerkt im Vorworte, dafs „es dem Schüler ziemlich gleichgültig sein wird, ob z. B. ein Bronzering oder eine Spange im Museum zu Cassel oder zu Mainz aufbewahrt ist", aber gewifs und mit Recht werden ihm lexikalische Artikel über et und ac noch viel gleichgültiger sein. Der Primaner mufs so viel Latein gelernt haben, dafs er bei der Lektüre der Germania nur selten ein Wort nachzuschlagen braucht; in diesem Sinne ist der gröfste Teil des Schulwörterbuches für ihn überflüssig. Dankenswerter ist der sachliche Teil und es wäre zu wünschen, dafs der Verf. allen sprachlichen Ballast wegliefse und dafür die sachliche Erklärung noch mehr berücksichtigte. Ein sachliches Wörterbuch würde sicher das Interesse der Schüler wecken und ein geeignetes Hilfsmittel für die Vorbereitung bilden.

Philosophische Bibliothek. Heft 1: Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer Werke von J. H. v. Kirchmann, 4. Aufl. 96 u. X S. – Heft 314. 315: Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 1. u. 2. Lief. Heidelberg, 1886. G. Weifs. 128 S. Der von Kirchmann bei Herausgabe der philosophischen Bibliothek verfolgte Zweck, die Hauptwerke der Philosophen aller Zeiten und Völker in weiteren Kreisen bekannt zu machen und diesen hiedurch über philosophische Fragen ein selbständiges Urteil zu ermöglichen, kann schon jetzt als erreicht gelten. Zu diesem Erfolg trug jedenfalls besonders der gesunde Realismus bei, von dem sowohl seine „Lehre vom Wissen" als auch alle

Anmerkungen und Erläuterungen zu den herausgegebenen, bezw. übersetzten Werken ausgehen. Mit Aufstellung der beiden realistischen Grundsätze: „Das Wahrgenommene existiert“ und: „Der Widerspruch existiert nicht“ (= Gesetz des Widerspruchs) hat er den rechten Weg eingeschlagen, um die bei den Vertretern der Einzelwissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, in Mifsachtung geratene Philosophie wieder zu Ehren zu bringen. Dafs Kirchners Wörterbuch in gleichem Geiste geschrieben ist, versteht sich von selbst.

Brockhaus' Kleines Konversationslexikon. 4. vollst. umgearbeitete Auflage. Zwei Bände in 60 Heften à 25 Pf. Liefer. 26—45 (Genovina — Northumberland). Brockhaus, Leipzig, Berlin und Wien. 1885—1886. Von dem Fortgange der neuen Ausgabe wurde wiederholt im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (vgl. S. 343, 452, 538) Nachricht gegeben. Den einzelnen Heften sind zum Verständnis des Textes Landkarten, Abbildungen von landwirtschaftlichen Geräthen, Waffen, Blumen, ferner Landkarten u. s. w. beigegeben. Bei der Prüfung einzelner Artikel überzeugte sich Referent, dafs nicht minder das Streben nach möglichster Vollständigkeit wie nach Präzision und Sorgfalt in den Einzelheiten zur Geltung kommt. Mit dem 30. Hefte schliefst der I. Band, zu welchem nach Ankündigung der Verlagshandlung Einbanddecken zu 1 M. 10 Pf. durch die Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden können.

K. F. Becker, Der deutsche Stil. Neu bearbeitet von O. Lyon. 3. Aufl. Leipzig (Freytag) und Prag (Tempsky) 1884. Die neue Auflage erscheint in vielfach veränderter Gestalt, wenn auch die Anlage des Ganzen die gleiche blieb. Becker hatte den Begriff der Schriftsprache fast ausschliefslich auf die Schiller'sche Sprache beschränkt; indem nun Lyon diese Schranke durchbrach, mufsten viele der alten Becker'schen Regeln fallen oder modifiziert werden. Auch sonst war der Herausgeber bemüht, das Buch nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft umzuarbeiten.

Dr. J. C. Neuhaus, Kleine Lebensbilder berühmter Männer für den geschichtlichen Unterricht in den beiden unteren Klassen der höheren Lehranstalten. Düsseldorf, Schwann 1886. Diese Lebensbilder sind nach Wahl der Persönlichkeiten und Ausführung im allgemeinen entsprechend. Doch möchte ihrem Zweck gemäfs Solon besser wie er Salamis erobert und dem stolzen Krösus begegnet, denn als Gesetzgeber dem Schüler anschaulich werden; für die Schlachten von Marathon und Thermopylä möchten wir eine Übersetzung aus Herodot; Kleomenes, die beiden Scipionen, die beiden Gracchen, den alten Cato, Alfred den Angelsachsen und einen Helden der Befreiungskriege vermifst man ungern.

Dr. P. Goldschmidt, Geschichts-Tabellen zum Gebrauch in höheren Schulen. 2. Aufl. Berlin, Springer 1886. 47 S gr. 8. 60 Pf. Die Tabellen sind in synchronistischer Anordnung sachkundig angelegt. Verschiedene Druckschrift hebt deutlich das der untern und der obern Stufe Angehörige hervor. Die Auswahl, welche sich auf politische und Kirchengeschichte beschränkt, ist sorgfältig und ohne jede Überladung. Der Anhang bietet 15 genealogische Tafeln.

A. E. Lux, Geogr. Handweiser. System. Zusammenstellung der wichtigsten Daten und Zahlen aus d. Geogr. 5. Aufl. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. Wünscht der wifsbegierige Zeitungsleser rasch in

Betreff irgend eines Punktes im gesamten Gebiete der Geographie zuverlässige Auskunft über Verhältnisse, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, so wird er in dem bezeichneten Handweiser dieselbe mit möglichster Genauigkeit berechnet finden. Das recht übersichtlich geordnete Büchlein vermag daher gute Dienste zu leisten, zumal selbst in gröfseren Handbüchern der Geographie derartig spezialisierte Tabellen nicht zu finden sind. Auch der Lehrer der Geographie kann schätzbares Detail für seine Zwecke daraus entnehmen.

E. R. Müller, Planimetrische Konstruktionen nebst Anleitung zu deren Lösung für höhere Schulen. 16° 66 Seiten. Oldenburg, G. Stalling. 1886. Der Verfasser ordnet die Aufgaben nach den Lehrsätzen, welche bei der Analysis angewendet werden. Er entwickelt an der Spitze eines jeden Paragraphen den Zusammenhang zwischen den Stücken einer bestimmten Figur und reiht daran Aufgaben, welche sich auf Grund dieses Zusammenhanges analysieren lassen. Sätze, welche nicht in jedem Lehrbuche angeführt sind, werden ausführlich bewiesen. Die Analysis wird hier für jede einzelne Klasse von Aufgaben dem Schüler mitgeteilt, eine Anleitung zur Auffindung der Lösung können wir in dem Büchlein nicht finden. Die Freunde von Petersens „Methoden und Theorien“ werden das hier befolgte Anordnungsprinzip nicht billigen. Es unterscheidet sich diese Sammlung von der bekannten Lieber-Lühmann'schen hauptsächlich durch Einschränkung der Zahl der Aufgaben, welche aber immer noch eine sehr grofse ist, sowie durch Aufnahme einiger vollständig durchgeführter Lösungen. Durch diese Eigenschaften empfiehlt sie sich als Schulbuch.

J. Viola, Mathematische Sophismen. 24 Seiten. Wien, K. Gerolds Sohn. 1886. Das Aufsuchen der Trugschlüsse dieser 16 Sophismen wird den Schüler lehren, in der Behandlung von Ungleichungen uud im Operieren mit Null vorsichtig zu sein, bei unendlichen Reihen das Restglied nicht zu vernachlässigen und die Mehrdeutigkeit der Wurzeln stets zu beachten.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: K. Wollenweber, Subrektor zu Cusel z. Subrektor in Dürkheim a/H.

Quiesciert: Schlosser Stdl. in Eichstätt für immer und Langoth Gymnasialprof. u. Konrektor in Regensburg für immer.

Druck von H. Kutzner in München.

Druck von H. Kutzner in München.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

5. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des V. Heftes.

Der Ausschufs des bayer. Gymnasiallehrervereins, welcher nach Beschlufs der XIV. Generalversammlung zu Nürnberg während der nächsten zwei Jahre seinen Sitz in **München** hat, besteht nach der statutengemäfs erfolgten Konstituirung aus folgenden Mitgliedern: **Einhauser,** Prof. am Max-Gymn., Vorstand (Quaistr. 1/4); **Eisele,** Rektor des Real-Gymn.; **Gerstenecker,** Studienl. am Max-Gymn., Stellvertreter des Vorstandes (Hefsstr. 10/2); **Ipfelkofer,** Assist. am Ludw.-Gymn.; **Nicklas,** Studienl. am Wilh.-Gymn., Kassier (Hildegardstr. 1a/3); **Pistner,** Studienl. am Wilh.-Gymn.; **Römer,** Prof. am Ludw.-Gymn., Redakteur (Hefsstr. 14/3); **Rottmanner,** Prof. am Max-Gymn.; **Sachs,** Prof. am Ludw.-Gymn.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Klassische oder naturwissenschaftliche Bildung?

Es scheint fast, als sollte gegen die allgemeine Vorbildung, wie sie gegenwärtig an unseren humanistischen Gymnasien geboten wird, auf der ganzen Linie der Vertreter der Naturwissenschaften der Sturmlauf eröffnet werden. So findet sich in dem XXII. Jahrg. der „Gäa" an der Spitze des II. und des III. Heftes je ein diesbezüglicher Aufsatz. Beide verdienen in mehr als einer Hinsicht besprochen zu werden.

Der erste, von Dr. A. Winkler, führt den Titel „Fabel und Wirklichkeit". Eine kurze Besprechung wird lehren, wo Fabel und wo Wirklichkeit zu finden ist. Ich will mit Sätzen Winklers, wie: „Ebenso wenig kann man dem Studium der Alten, der griechischen und römischen Schriftsteller oder Klassiker eine praktische Wirkung auf den Fortschritt der modernen Kultur nachweisen" nicht rechten; ebenso wenig mit dem Citat aus Lichtenberg: „Griechisch wird gelehrt, auf dafs man es wieder lehren könne; und so geht es vom Lehrer zum Schüler, der, wenn er gut einschlägt, höchstens wieder Lehrer wird und wieder Lehrer zieht"; auch nicht damit, dafs er die griechische Sprache als „heute gänzlich unfruchtbar" bezeichnet. Genug, dafs sich in Winklers eigenen Ausführungen keine Spur eines Beweises hiefür findet, er müfste denn in der bezüglich des Nutzens der praktischen Anwendung der Naturwissenschaften beliebten oratorischen Wendung zu suchen sein: „Wer anders kann dies leugnen als der nichts davon versteht"? Das heifst freilich den Gegner auf wohlfeile Art mundtot machen. Den eigentlichen Beweis für seine Anschauungen findet Winkler in einer Rede des berühmten Arago, welche dieser beinahe vor einem halben Jahrhundert vor der französischen Deputiertenkammer gehalten hat und von der er einen Auszug gibt.

Was beweist nun diese Rede? Zunächst doch nur, dafs die Vertreter der Naturwissenschaften schon vor ungefähr fünfzig Jahren dieselben Forderungen stellten wie heute. Sind sie mit ihren Forderungen noch nicht allgemein durchgedrungen, dann müssen denselben doch gewichtige Bedenken entgegenstehen; denn der Erfolg der Naturwissenschaften seit fünfzig Jahren ist doch allgemein anerkannt. Es hat daher mit der Berufung auf Arago's Autorität nicht viel auf sich. Ich halte es ihr gegenüber mit Lessing: „Zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüfste." (Dramat. St. 74). Sehen wir also, ob wir nicht mit den Gründen Arago's fertig zu werden vermögen.

Sowohl die Vertreter des klassischen als die des naturwissenschaftlichen Bildungsganges sind sicherlich darin einverstanden, dafs die Genies sich unter allen Umständen Bahn brechen und dafs mit talentlosen Schülern überhaupt nichts zu erzielen ist. Es handelt sich bei der Frage, ob zur Ausbildung und Erziehung (ich gebrauche absichtlich dieses Wort) des menschlichen Geistes die Naturwissenschaften mindestens ebenso geeignet sind wie die humanistischen Studien, um den grofsen Mittelschlag. Daher sind die Beispiele, die Arago dafür anführt, dafs es grofse Männer ohne humanistische Bildung gegeben hat, für den Beweis hinfällig; ganz abgesehen davon, dafs die Zahl dieser Männer verschwindend klein ist: Napoleon (er las seinen Plutarch in der Übersetzung des Amyot, also doch ein klassisches Moment), Béranger, Vauvenargues, Quinault, Shakespeare. Arago mufs selbst zugeben, dafs diese Beispiele nicht beweisen, dafs das Lateinische und Griechische den Geschmack nicht bildet oder nicht zu den erstrebten Zielen führt. Wenn sie aber nach Arago wenigstens zum Beweise dafür dienen sollen, dafs das Lateinische und Griechische nicht unerläfslich ist, so reichen sie auch dazu noch lange nicht aus. Es wäre doch gewifs ein äufserst gewagtes Experiment, eine Ungeheuerlichkeit, wollte man auf eine so winzige Zahl von Beispielen oder vielmehr von Ausnahmen die allgemeine Regel gründen.

Arago ruft aus: „Pascal, Fénelon, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Corneille, Racine, Molière, der unvergleichliche Molière, sollten des den alten Schriftstellern so liberalerweise zugestandenen Vorrechtes entbehren, die Begriffe zu entwickeln, das Herz zu rühren, den Geist zu wecken"! Hiemit ist der Kern der Sache nicht berührt, die Frage vielmehr verdreht. Niemand will die Schriftsteller der eigenen Nation aus der Schule verbannen, niemand spricht ihnen den bildenden Einflufs ab. Die Frage ist, ob besser durch sie allein oder besser durch sie und die

Schriftsteller des klassischen Altertums der genannte Zweck erreicht wird.

Den Satz, dafs man niemals ein rechtes Verständnis seiner eigenen Sprache erlangt, wenn man nicht eine fremde Sprache lernt, sucht Arago durch Berufung auf Homer, Euripides, Aristoteles, Plato zu widerlegen, die unsterbliche Schriftsteller geworden seien, ohne etwas anders als Griechisch gelernt zu haben. Hiemit schiefst er wiederum über das Ziel hinaus. Aus einzelnen Beispielen läfst sich keine allgemeine Regel ableiten. Wir wissen nichts Sicheres darüber, wie es in Griechenland mit der Sprachbildung des Mittelstandes aussah. Die Zahl der Redner ist nicht übermäfsig grofs. Die Dichter stehen als Genies über der allgemeinen Regel. Wird zudem mit dieser Anschauung voller Ernst gemacht, dann erstehen der Wirksamkeit und mithin der Unsterblichkeit solcher Schriftsteller räumliche und zeitliche Schranken, ganz abgesehen davon, dafs kaum jemand im Ernst den ersten Grund der Unsterblichkeit des Plato und Aristoteles in ihrem Sprachverständnis findet.

Die weiteren Gründe Arago's sind so oberflächlicher Natur, dafs ich sie nur zum Beweise dessen anführe, dafs Winkler durch die Erneuerung derselben seiner Sache nichts weniger als einen Dienst geleistet hat. Wenn er behauptet, dafs die Notabilitäten der Universität Griechisch verlangen, selbst wenn es keines auf der Welt gäbe, da niemand die Fabeln des Phädrus erklären lassen könne, ohne im stande zu sein, die Fabeln Äsops fortlaufend zu citieren, und wenn er diese Behauptung dadurch ad absurdum zu führen sucht, La Fontaine, der kein Griechisch verstand, hätte also keine Lehrstelle in Sexta vertreten können, so ist letzteres ja richtig, wenn diese Lehrstelle die Kenntnis des Griechischen erfordert. Der eigentliche Fragepunkt ist aber wieder nicht berührt, ob der, welcher blofs Lateinisch, oder der, welcher Lateinisch und Griechisch kennt, die Fabeln des Phädrus besser erklären kann. La Fontaine kann ein ausgezeichneter Fabeldichter sein, ohne dafs er schon darum der beste Erklärer der Fabeln des Phädrus sein mufs.

Die Forderung, das Lateinische und Griechische in kürzerer Zeit (etwa in zwei Jahren wie das Deutsche) zu lehren, geht von einem einseitigen Standpunkt aus. Wird das Lateinische blofs gelernt, um es zu können, oder wird es gelernt, um mittels des Erlernens den Geist zu bilden?

Die Behauptung, das Studium der Geometrie und Algebra sei viel leichter als das der alten Sprachen, ist Geschmacksache. Jedenfalls stellt eine solche Behauptung nur ein Mathematiker auf.

Alles ist leicht für den, der es kann. Für die heranzubildende Jugend sind abstrakte Regeln ebenso wenig geeignet wie allzu subtile. Letztere lassen sich beim ersten Studium einer toten Sprache leicht vermeiden, ohne dafs der eigentliche Zweck dieses Studiums gefährdet wird.

Dafs die humanistische Bildungsweise gute und mittelmäfsige Früchte getragen, ist richtig. Wird es bei einer anderen Bildungsweise anders sein? Dafs die mittelmäfsigen Früchte überwiegen, ist auch richtig. Hieran wird keine andere Bildungsweise etwas ändern; denn die Mehrzahl der Menschen gehört eben dem Mittelschlage an, und die Bildungsweise wird wohl nie gefunden werden, die aus allen Menschen bevorzugte Geister macht.

Dafs das Studium der alten Sprachen jetzt nicht mehr notwendig sein soll, weil man ja die Schätze ihrer Litteratur in Übersetzungen habe, ist wiederum Geschmacksache. Bietet die Übersetzung die Schönheiten des Originales? Ist sie nicht verwässert, leitet sie also voll und rein ein in den Geist des Volkes? Was hat den zusammenhängenden Bau der Völker- und Weltgeschichte treffender gezeigt als das Studium der Sprache? Übersetzungen sind ein Notbehelf: soll der Notbehelf zur Regel werden?

Die exakten Studien haben nach Arago eine bildende Kraft, denn Pascal, Descartes, Buffon, Haller, Galilei haben sich durch exakte Wissenschaften oder durch exakte wissenschaftliche Untersuchungen gebildet. Von allem Anfang an? Ohne alles Sprachstudium? Wenn Molière sehr wenig in Büchern studiert und in wenig Jahren durch die exakten Studien seinen Geist unter der Leitung von Gassendi zu entwickeln gesucht hat, und wenn sein erstes Werk infolge dieses Einflusses die Übersetzung von Lucrez gewesen ist, so mufs man doch fragen, wie er diese ohne Erlernung des Lateinischen hat zu stande bringen können? Kepler hat lateinische Schriften verfafst — hat er dies wohl ohne lateinisches Sprachstudium vermocht.

Die Anekdote über Lagny, der bei der Vorstellung eines Stückes von Racine ausgerufen haben soll: „Was beweist dies"? ist doch eben zu sehr Anekdote, als dafs man sie bei einem so ernsten Gegenstande ins Treffen führen sollte. Lagny war zudem nicht blofs Mathematiker, sondern auch ein sehr guter Lateiner, sein Benehmen würde also in vorliegender Sache gar nichts beweisen, da man nicht wissen kann, ob er als Lateiner oder als Mathematiker den Ausspruch gethan?

Die exakten Studien trocknen das Herz nicht aus und entnerven den Geist nicht, wenn sie in rechter Weise betrieben werden. Können sie aber, wenn sie als einziges Bildungsmittel

für die Jugend benützt werden sollen, von Anfang an ihren exakten Charakter beibehalten? Als „exakt“ im strengen Sinne geben sie jedenfalls für die Jugend ein mehr als zweifelhaftes Bildungsmittel ab. Und so passiert denn auch Arago (und mit ihm Winkler) das tragisch-komische Mifsgeschick, dafs er da, wo er von der Anregung durch die exakten Wissenschaften spricht, ohne weiters Erwachsene substituiert. Geradezu komisch wirkt es, wenn als Beweis dieser Anregung erzählt wird, dafs ein Prediger auf den Rat Eulers die Welt der Astronomen auf der Kanzel schildert und in Verzweiflung gerät, weil die Zuhörer ihm Beifall klatschen. Wem mag wohl dieser Beifall gegolten haben, der Sache oder dem ungewohnten Predigtinhalte?

Allerdings haben die exakten Studien einen Vorzug: sie dienen materiellen Interessen. Aber ist es denn nicht auch ein hohes Interesse, den Geist frei zu machen? Wird er es da, wo materielle Interessen mit unterlaufen, in wahrhafter Weise? Findet kein Gewinn mehr Anerkennung, wenn er nicht in klingender Münze oder greifbarer Materie auftritt? Wenn je, so gilt für den Jugendunterricht das ewig schöne und wahre Wort des Aristoteles: „τὸ δὲ ζητεῖν πανταχοῦ τὸ χρήσιμον ἥκιστα ἁρμόττει τοῖς μεγαλοψύχοις καὶ τοῖς ἐλευθέροις“ (Pol. V, 3 fin. ed. Bekker). Ich bin durchaus kein Gegner der Naturwissenschaften; ich wünsche sogar dringend, dafs unserer studierenden Jugend ein gröfserer Einblick in dieselben ermöglicht werde, ohne aber vom prinzipiellen Standpunkt der klassischen Studien irgendwie abzugehen. Dies scheint mir auch gar nicht notwendig oder auch nur in irgend einer Weise gerechtfertigt. Denn so lange die Gegner für ihre Anschauungen keine besseren Gründe vorzubringen vermögen als die eben besprochenen, so lange besteht für den „Humanismus“ auch nicht die geringste Gefahr, aus seiner bisherigen Stellung verdrängt zu werden, noch viel weniger irgend ein Grund, sie selbst aufzugeben.

Der zweite Aufsatz, von Dr. Lunge, Prof. der technischen Chemie am eidgen. Polytechnikum zu Zürich, hat einen weniger poetischen Titel: Die Vorbildung auf Gymnasien und Realschulen zu wissenschaftlichen und technischen Studien. Lunges Anschauung gipfelt in dem Satze, dafs „die an den Realgymnasien gegebene Erziehung für die allgemeine humanistische Bildung des Menschen unserer Zeit im Grofsen und Ganzen bessere Resultate fördern mufs, als diejenige der sogenannten humanistischen Gymnasien“ (denen er nur den Titel der „philologischen“ als berechtigt zuerkennt). Sein Ideal ist daher

„nicht der Ausbau des heutigen philologischen Gymnasiums, sondern derjenige des Realgymnasiums zu einer allgemeinen Bildungsanstalt für alle ein Höheres erstrebenden Elemente der Nation." Aber mit der Verwirklichung dieses Ideals steht es schlimm; denn „ganz aufser Frage erscheint ja die Möglichkeit der Annahme, dafs die fast ausschliefslich aus dem philologischen Gymnasium hervorgegangenen mafsgebenden Kreise sich in absehbarer Zeit für dessen Beseitigung oder vollständige Umformung aussprechen". Das zunächst erreichbare höchste Ziel kann also nur „die völlige Gleichberechtigung der Realgymnasien mit den philologischen Gymnasien zu allen Studien sein", und um dieses Ziel erreichen zu können, sollen auch die Realgymnasien nicht irgend welche Sonderrechte für die technischen Fächer in anspruch nehmen, mögen auch sonst triftige Gründe dafür sprechen. Lunge geht also zur Erreichung des Zieles diplomatisch zu Werke.

Welches sind nun seine Gründe? Eine ganz besondere Antipathie hat er gegen das Studium des Griechischen. In den Augen seiner Gegner sollen die höchsten Stufen in jedem Spezialfach, selbst in dem der Techniker, nur den durch das Studium des Griechischen für jede Art der Geistesthätigkeit vorbereiteten Menschenkindern erreichbar sein. In der Kenntnis des Griechischen soll der Grund zu dem blinden „Philologen-Hochmut" liegen, mit welchem viele in demselben steckende Gymnasiallehrer „die Ketzerei einer nicht nach ihrer Schablone eingerichteten Erziehung betrachten". Dieser Hochmut teile sich auch leider unzähligen von ihren Schülern mit und bleibe ungeschwächt bestehen, wenn auch die Grundlage davon, die Kenntnis des Griechischen, im späteren Leben so gut wie ganz verloren gegangen sei. „Ich bin, fährt L. fort, wie viele andere, überzeugt, dafs das Widerstreben der Mehrzahl der deutschen Ärzte gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin, sowie die bekannten abfälligen Äufserungen von Stellvertretern anderer Zweige der Naturwissenschaft über solche Abiturienten völlig grundlos wie dieselben waren, nur auf jenem Gelehrtenhochmut beruhten; man will eben in der Kenntnis des Griechischen, möge sie auch noch so unvollkommen sein, eine Scheidewand zwischen sich und den Technikern, Kaufleuten u. s. w. aufrichten". Den Beweis für die Nutzlosigkeit des Griechischen zur Erlangung einer „formalen Bildung" und einer „idealen Richtung" will er nicht antreten. Für die Unbefangenen sei schon genug darüber gesagt, und gegenüber den im Vorurteil Befangenen sei durch Vernunftgründe ebenso wenig wie bei jedem anderen Irrwahn etwas auszurichten. L. wird es daher auch wohl jedem anderen erlassen, seinen Auslassungen gegenüber, die sich doch

nur als Invektiven charakterisieren lassen, den Beweis anzutreten. Wo bei einer solchen Kampfesweise der eigentliche Hochmut und wo das Recht zu suchen ist, das dürfte wie jeden Besonnenen so auch ihn eine ruhige Erwägung lehren. Er mag ja in einzelnen Fällen (er führt eingangs zwei Fälle an, die ihn aber nicht persönlich betreffen) bittere Erfahrungen gemacht haben — was berechtigt ihn, in seiner Weise gegen alle abzuurteilen, die nicht seine Ansicht teilen?

Ein besonderer Vorzug des Realgymnasiums besteht in dem erweiterten Studium der neueren Sprachen. „Unendlich wichtiger ist doch eine ausreichende Kenntnis des Französischen und Englischen für alle unsere jetzigen Lebensverhältnisse, für das Erfassen der Errungenschaften des modernen Geistes, ja unbedingt auch für die Verfolgung der meisten gelehrten Studien, als diejenige des Griechischen, abgesehen davon, dafs wir unaufhörlich Gelegenheit haben, die einmal erlernten Sprachen wirklich zu üben und uns darin zu vervollkommnen u. s. w.“ Ich glaube nicht, dafs es heutzutage noch einen solchen Stockphilologen gibt, der die praktische Wichtigkeit der neueren Sprachen verkennt. Aber Lunge wie Winkler verkehrt den Fragepunkt. Beim Gymnasialstudium handelt es sich doch vor allem um die Ausbildung des Geistes. Diese ist auch ein praktischer Nutzen und zwar der gröfste, weil allseitigste. Für die Gymnasialbildung gibt daher nicht der eigentliche praktische Nutzen einer Sprache den Ausschlag, sondern ihre Fähigkeit, den Geist auf eine gewisse Höhe zu erheben, zur Läuterung und Befreiung des Urteils beizutragen. Der Satz „vitae discimus“ wird hier in bester Weise erfüllt, ganz abgesehen davon, dafs er doch wahrlich nicht in ausschliefslich realistisch-praktischer Bedeutung aufzufassen ist. Wessen Geist einen entsprechenden Grad freier Ausbildung und Reife erlangt hat, der wird nicht allzu schwer eine Sprache erlernen, wenn sie ihm Bedürfnis ist. Zudem handelt es sich bei den neueren Sprachen vorzugsweise um das „Können“; sie müssen also in erster Linie als Selbstzweck, nicht als Mittel zu einem anderen Zwecke betrieben werden, wenn der praktische Wert ihres Betreibens erreicht werden soll.

Lunge erkennt den segensreichen Einflufs an, „den die Litteratur der Griechen auf unsere Geistesbildung ausgeübt hat und noch ausübt; aber nachdem dieser mehrere Jahrhunderte gewährt hat, geniefsen wir doch auf der einen Seite die Früchte dieses Einflufses ohnehin durch andere unzählige Kanäle, als gerade von der Originalquelle, und hat sich auf der anderen Seite in der Litteratur der modernen Völker eine aufserordentliche Menge neuen Bildungs-

stoffes aufgehäuft, welchen fast nur eingefleischte Schulmeister als minderbedeutend gegenüber der Litteratur der Alten hinstellen.“ Also das ist es! Das Griechische hat lange genug seinen Platz innegehabt, es soll abtreten und etwas anderem Platz machen! Schwächt sich nicht in der Regel jeder Einflufs allmählich ab und verschwindet zuletzt fast gänzlich, wenn seine Quelle verstopft wird? Sollte vielleicht gar hierin das letzte Ziel des Kampfes zu vermuten sein?

Wie schon erwähnt, bin ich weit davon entfernt, den in der modernen Litteratur aufgehäuften Bildungsstoff zu verkennen. Aber eben weil ein grofser Teil desselben auf antiker Grundlage ruht, halte ich gerade seinetwegen, um ihn vollständig würdigen zu können, die Kenntnis des Griechischen für notwendig. Wenn Lunge den Shakespeare im Urtext gelesen, bezüglich der Griechen auf Übersetzungen verwiesen wissen will, so sei dem, was schon oben über Übersetzungen gesagt ist, hier nur noch beigefügt, dafs die modernen Errungenschaften und die Beschaffenheit der modernen Bildung, sowie die moderne Denkweise bei den verschiedenen modernen Völkern ohne allzu tief gehende Unterschiede sind, so dafs hier eine Übertragung in die eigene Muttersprache das Original viel leichter ersetzt und ohne viel weniger Nachteil entbehren läfst, als es bei Übertragungen aus den alten in eine moderne Sprache naturgemäfs der Fall ist.

Ein Hauptgewicht legt Lunge auf das Zeichnen. In der Vernachlässigung des Zeichenunterrichtes sieht er einen der schlimmsten Mängel des philologischen Gymnasiums, besonders auch für die allgemeine Bildung. Er scheint sogar der Ansicht zu sein, es sei ein Erfordernis für einen „Gebildeten“, sinnliche Eindrücke mit dem Stift festhalten und wiedergeben zu können. Wenigstens verschliefst sein Mangel die Möglichkeit, „einer anderen immer dringender werdenden Forderung der allgemeinen Bildung, der näheren Bekanntschaft mit der Kunst, irgendwie gründlich zu genügen. Nur wer das Gesehene mit dem Stift wiedergeben kann, kann ordentlich sehen“. — Hat jeder Knabe Anlagen zum Zeichnen? Wie viele können es später üben? Wird es nicht auch verlernt, wie vieles andere? Ich bin im allgemeinen hinsichtlich der Bedeutung des Zeichnens vollkommen mit Lunge einverstanden und möchte von keinem meiner Kollegen das Gegenteil behaupten. Etwas sonderbar scheint daher in meinen Augen der emphatische Ausruf Lunge's, dessen Inhalt ja ganz selbstverständlich ist: „Selbst diejenigen Hochgebildeten, welche im Herzen oder „unter sich“ von den Naturwissenschaften als einer niedrigen Spezies von geistiger Beschäftigung reden (und ich kann aus Erfahrung bezeugen,

dafs es solche Käuze nicht allein unter den Stockphilologen gibt). werden im Hinblick auf die Kunst kaum zu läugnen wagen, dafs die Realgymnasien in Bezug auf den Zeichenunterricht für allgemeine Bildung mehr als die philologischen Gymnasien thun"!

Kein Wort will Lunge über den schweren Nachteil verlieren, welchen der Gymnasialunterricht für die allgemeine Geistesbildung des modernen Menschen durch die Vernachlässigung der Naturwissenschaften mit sich bringt. Doch wagt er es, auszusprechen, „dafs dem Philologen, Juristen oder Arzt, welcher jene Bildungsmomente vernachlässigt hat, weit mehr zur wirklichen Geisteskultur fehlt als dem Realschulabiturienten, der sich später zum tüchtigen Maschinenbauer oder Kaufmann ausgebildet hat". Ganz abgesehen davon, dafs sich über den Begriff der „wirklichen Geisteskultur" streiten läfst — wer bestreitet denn die Wichtigkeit der Kenntnis in den Naturwissenschaften? Ich erkenne in den Naturwissenschaften eine aufserordentlich wichtige Beigabe zur Geistesbildung. Aber als wesentliches oder gar ausschliefsliches und alleiniges Mittel zur Ausbildung des Geistes vermag ich dieselben nicht anzuerkennen, schon aus dem Grunde nicht, weil sie von Anfang an dem Schüler nur als fertiger Gedächtnisstoff überliefert werden können, der in seinen Verzweigungen mehr Anstrengung erfordert als die grammatischen Regeln. Letztere gestatten zudem eine unmittelbarere praktische Anwendung. Die Naturwissenschaften als Mittel der Ausbildung des Geistes werden zudem unter allen Umständen Bruchstücke bleiben müssen, und daher jedenfalls ein Stoff für diese Ausbildung vorzuziehen sein, dessen völlige Übergabe und Aneignung wenigstens möglich ist.

Die von Lunge geforderte Gleichberechtigung der beiderlei Gymnasien zu allen Studien hat mancherlei praktische Bedenken. Sie hat ihre scheinbare Berechtigung darin, dafs die Wahl des eigentlichen Berufes möglichst weit gegen das Ende der Schulzeit hinausgeschoben werden soll, aber sie verringert die Schwierigkeiten dieser Wahl nicht, sondern sie vergröfsert sie. Ihre unerbittliche Konsequenz ist die Schaffung eines einheitlichen Gymnasiums als Vorbereitungsstätte auf alle Berufsarten. Während jetzt nur die Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums ihre mathematischen und graphischen Kenntnisse zu erweitern brauchen, wenn sie zu technischen Fächern übergehen wollen, müfsten im anderen Falle alle Realschulabiturienten, welche Theologie, Philologie, alte Geschichte, Philosophie, und wohl auch die, welche Medizin studieren wollten, nachträglich griechisch lernen. Ob letzteren dieses Studium wirklich meist leichter wird als den ersteren das mathematische und graphische, ist in Ansehung

ihres Bildungsganges zum mindesten sehr fraglich, abgesehen davon, dafs die Fähigkeit zum Erlernen der Sprachen bekanntlich im Laufe der Jahre abnimmt.

Um seine Anschauung zu stützen, rechnet Lunge die Medizin „ganz entschieden“ zu den technischen Fächern. Es gibt nach ihm sogar Skeptiker, nach deren Meinung selbst die Rechtsgelehrtheit in ihrer praktischen Anwendung wesentlich ein technisches Fach ist. (Den Seitenhieb, dafs gerade bei dieser Fakultät das Triennium zum grofsen Teil in der Kneipe und auf der Mensur zugebracht wird, erwähne ich nur, um die Kampfesweise Lunges zu charakterisieren). Bei diesen Anschauungen Lunges begreife ich nicht, warum er den Begriff „technisch“ nicht noch weiter ausdehnt und nicht auch die Philologie zu den technischen Fächern rechnet. Sowohl das Lernen und Lehren der Sprachen als auch das Lesen der Klassiker hat eine nicht unwichtige „technische“ Seite.

Trotz seines entschiedenen Eintretens für die völlige Gleichberechtigung beiderlei Abiturienten für den Besuch beiderlei Hochschulen, also auch der Gymnasialabiturienten für die technischen, kann Lunge doch nicht umhin, „zu betonen, dafs ihre Vorbereitung nicht nur für alle technischen Studien im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern auch für das Studium der reinen Naturwissenschaften und der Medizin derjenigen der Realschulabiturienten weitaus nachsteht“. Die Realschulabiturienten seien befähigt, an der Hochschule gleich die höheren Zweige der Mathematik zu betreiben. Was nützt aber dies besonders, wenn man, wie Lunge von seinem Fache, der Chemie, sagt, an der Hochschule, auch an der technischen, wieder von vorne anfängt, und dabei ein Gymnasialabiturient bei genügendem Fleifs vollständig mitkommen kann, wenn es ihm auch etwas schwer fallen mufs? Da hat ja der Gymnasialabiturient den grofsen Vorteil einer anderweitigen allgemeinen Bildung voraus! Studiert er nicht Naturwissenschaft, so kann er an der Universität, wenn er nur guten Willen hat, in den Naturwissenschaften, auch in der Chemie, das, was zur allgemeinen Bildung gehört, sich aneignen und so den Grund zu eigener privater Fortbildung legen. Die Naturwissenschaften haben ja in den letzten Jahren das sehr anerkennenswerte Bestreben an den Tag gelegt, in sogen. populären Schriften sich den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Was diese bieten, genügt doch wohl zur allgemeinen Bildung, vorausgesetzt, dafs ihr Leser auf Grund eines bestimmten Grades geistiger Bildung zur erfolgreichen Benützung derselben befähigt ist. Alles, was wissenswert ist, kann man doch wahrlich weder der Schule der Vorbildung noch selbst den Universitätsjahren aufbürden!

Grofses Gewicht legt Lunge (und ich mit ihm) auf das mathematische Denken. Was ist aber das mathematische Denken anders als ein streng logisches Denken? Läfst sich das streng logische Denken an gut logisch abgefafsten Schriften nicht ebenso erlernen als an der Mathematik, die vielfach bedeutende Anforderungen an das Abstraktionsvermögen stellt? Mein Ideal sind beide Wege gemeinsam neben einander, einander ergänzend. Hat der Realschüler beim Betriebe der Naturwissenschaften gar so viel Gelegenheit, zu beobachten und die Beobachtungen zu brauchbaren Schlüssen zu combinieren? Gibt es hiezu nicht auch Gelegenheit beim Sprachstudium und bei der Lektüre der Klassiker? Ich bin der Überzeugung, dafs man bei ruhiger Erwägung auch auf diesem Gebiete nicht zu irgend einer Bevorzugung der Realschulen gelangt.

Zum Schlusse sagt Lunge, dafs die vor einiger Zeit hier und dort, leider zum Teil an sehr auffallender Stelle, aufgetretene Behauptung, dafs die Realschulabiturienten der Fähigkeit ermangelten, naturwissenschaftliche Thatsachen von einem höheren Standpunkte aufzufassen, dafs sie nicht wissenschaftlich produktiv seien und in den höheren Semestern regelmäfsig von den Gymnasialabiturienten überholt würden, schon längst von berufener Seite als ein Spiel der Phantasie, als eine Ausgeburt blinden Vorurteiles und als jeder thatsächlichen Grundlage entbehrend nachgewiesen worden sei. (Man sieht, sanft werden die Gegner nie behandelt). Freilich kann er aus eigener Erfahrung nicht selbst einen direkten Gegenbeweis bringen. Doch eine Behauptung a priori hilft ihm über diesen Mangel hinweg: „Soviel darf man behaupten, dafs intelligentere, wissenschaftlicher denkende und produktivere Leute als die fähigeren unter unseren Schülern, sich sicher an keiner Universität vorfinden, obwohl dieselben fast (sic!) nie Griechisch und gröfstenteils nicht einmal Lateinisch gelernt haben“.

Die Vertreter der realistischen Bildungsweise sind also, soviel ist ersichtlich, um Behauptungen nicht verlegen; um so schlimmer ist es mit ihren Beweisen bestellt. Zum Schlusse möchte ich noch selbst einige Bemerkungen anfügen. Ist denn jede Wissenschaft ohne weiters geeignet, als Bildungsstoff für die Entwicklung des jugendlichen Geistes zu dienen? Wohin soll es führen, wenn jeder, welcher das menschliche Wissen bereichert, sogleich die Forderung erhebt, dafs seine Errungenschaft Gegenstand der allgemeinen Bildung sein müsse? Vor lauter Verlegenheit, welches die richtige Schule sei, würde diese Schule nie gefunden werden! Wenn alles, was fähig ist, Bildung zu gewähren, Gegenstand der allgemeinen Bildung sein soll, dann wundert es mich nur, dafs

die Musik, deren bildende Kraft doch niemand leugnet, nicht längst schon gebieterisch fordernd aufgetreten ist. Ich dächte, kluge Auswahl und weise Beschränkung wäre eher am Platze, als weitgehende, ungestüme Forderungen! Alles kann die Schule unmöglich bieten! Würde sie dieses Bewufstsein in ihren Zöglingen erwecken, dann würde sie in der That dem blinden Hochmut, der Halbheit, ja der Stagnation Vorschub leisten. Wenn Lunge vielfach von einem Kastengeist redet, der sich auf die Kenntnis des Griechischen gründe, so mufs ich offen meine Furcht bekennen, dafs wir, wie aus seiner Kampfesweise zu erschliefsen, einem viel schlimmeren Kastengeist entgegen gehen, wenn seine Anschauungen gründlich in ihren Konsequenzen durchdringen. Wenn es endlich wirklich sich so verhält, dafs dem berechtigten Verlangen der Realgymnasien ein solch mächtiger Kastengeist gegenübersteht, was soll denn die Forderung der Gleichberechtigung? Die von diesem Kastengeist beseelten Eltern — und es zählen zu ihnen die Juristen, Mediziner, Philologen, Historiker — werden ihre Söhne doch immer wieder an das humanistische Gymnasium schicken und die weitaus gröfsere Mehrzahl der übrigen wird, wie nach Lunge selbst die Erfahrung lehrt, ihrem Beispiele folgen, um als ebenbürtig mit der „herrschenden Klasse, den Juristen“, angesehen zu werden.

Burghausen. Dr. L. Haas.

Die Ödipussage im Drama.[1]

Seitdem durch Franz im cod. Med.[2]) die Didaskalie zu den Sieben gegen Theben aufgefunden wurde, ist die Frage, ob dieses Drama als Anfangs- oder Mittestück einer Trilogie zu betrachten sei, endgiltig entschieden worden und zwar ganz wider Erwarten. Antigones bestimmte Antwort Sept. 1051 auf die Forderung des Herolds, die Leiche des Polyneikes unbeerdigt den Hunden vorzuwerfen: „ἐγὼ δὲ θάψω τόνδε· μὴ μακρηγόρει“ weist zwar scheinbar auf eine Fortsetzung der Handlung hin; indessen hat die Didaskalie gesprochen und gegen dieses sichere Argument ist weiter nicht anzukämpfen. Dafs sich die Tragödie des „Schicksalssohnes“, wie Pindar sagt, bemächtigte, lag in dem ganzen Wesen des Mythos. Ödipus ist kein homerischer Held, den einer Gottheit Huld in den Kampf geleitet, er ist kein Heros, dessen ungetrübtes

[1]) vgl. Bd. XXI dieser Blätter S. 116 ff 294 ff.

[2]) Arg. ad Sept. c. Th. (ed. Dindorf p. 12): „ἐνίκα Λαΐῳ, Οἰδίποδι, Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας, Σφιγγὶ σατυρικῇ.“

Glück das Melos preisen kann; er ist von Anbeginn die Beute eines Verhängnisses, das wie in eherner Verkettung Glied um Glied des Unglücksstammes dahinrafft.

Man hat den Versuch gemacht, aus den minimalen Fragmenten den ungefähren Inhalt der Dramen des Äschylus, Laios und Ödipus zu rekonstruieren.[1]) Was nun das erstere Drama betrifft, so gibt der Scholiast zu Aristoph. Vesp. v. 289 s. v. ἐγχυτριεῖς folgenden Anhaltspunkt: „ἀπὸ τῶν ἐκτιθεμένων παιδίων ἐν χύτραις. διὸ καὶ Σοφοκλῆς ἐκτιθέναι χυτρίζειν ἔλεγεν ἐν Πριάμῳ καὶ Αἰσχύλος Λαΐῳ. In einem wannenartigen Gefäfse scheint demnach Ödipus ausgesetzt worden zu sein; aus Aristoph. Ran. v. 1189—1195

„Πῶς γάρ; ὅτε δὴ πρῶτον μὲν αὐτὸν γενόμενον
χειμῶνος ὄντος ἐξέθεσαν ἐν ὀστράκῳ,
ἵνα μὴ 'κτραφεὶς γένοιτο τοῦ πατρὸς φονεύς.
εἶθ' ὡς Πόλυβον ἤρρησεν οἰδῶν τὼ πόδε·
ἔπειτα γραῦν ἔγημεν αὐτὸς ὢν νέος,
καὶ πρός γε τούτοις τὴν ἑαυτοῦ μητέρα·
εἶτ' ἐξετύφλωσεν αὑτόν."

erfahren wir ferner, dafs Äschylos diese Unthat im Winter geschehen liefs, „damit nicht des Vaters Mörder auferzogen würde; da schleppte er sich mit angeschwollenen Füssen zu Polybos".

So wird bei Äschylos im Gegensatze zu Sophokles und Euripides der Schwellfufs nicht auf das grausame Durchbohren der Gelenke, sondern auf die natürliche Folge elementarer Einflüfse zurückgeführt. Dafs ferner Laios das unheildrohende Kind nicht sofort nach der Geburt auf dem Kithäron ausgesetzt habe, scheint, wie auch Hüttemann (l. c. p. 44) mit Recht bemerkt, aus dem Worte ἤρρησεν hervorzugehen.

Bei Polybos aufgewachsen, trifft er als Jüngling mit Laios zusammen; den Ort der unseligen Begegnung erfahren wir aus einem Scholion zu Soph. O. R. v. 733. Περὶ Δαυλίδα φησὶ τὴν σχιστὴν ὁδόν, ὁ δὲ Αἰσχύλος περὶ Ποτνίας οὕτως· (Fragm. 171 Dind.)

„Ἐπῆμεν τῆς ὁδοῦ τροχήλατον
σχιστῆς κελεύθου τρίοδον. ἔνθα συμβολὰς
τριῶν κελεύθων Ποτνιάδων ἠμείβομεν".

Es ist das von Theben 10 Stadien entfernte Potniä, dem Kulte der Erinyen geweiht. (Paus. IX, 8, 1). Was die geringe Entfernung dieses Ortes von Theben betrifft, so dürfen wir hierauf meines

[1]) Vergl. besond. Schneidewin, „Die Sage vom Ödipus", Göttingen, Abhandl. der Akademie V, S. 171, sowie Hüttemann „Die Poësie der Ödipussage", Strafsburg 1880, S. 42 ff.

Erachtens kein besonderes Gewicht legen. Auch Daulis an der Strafse von Orchomenos nach Delphi, woselbst Sophokles die Mordthat geschehen läfst, war von der Stadt des erschlagenen Königs nicht soweit entfernt, um daraus einen nur halbwegs wahrscheinlichen Schlufs auf den Grund einer Nichtentdeckung des Mörders ziehen zu können. Ödipus glaubte sich übrigens in betreff dieser That in gutem Rechte, war er doch der Angegriffene und Notwehr geboten. Indes wäre es unpassend, die schöpferische Gestaltungskraft eines Äschylos mit der Frage topographischer Verhältnisse zu haranguieren; dem Dichter der Ödipodie mufste vor Allem daran gelegen sein, die Macht der beleidigten Gottheit und die Ohnmacht des der Vernichtung geweihten Stammes auch äufserlich, so oft sich hiezu eine Möglichkeit bot, zu dokumentieren. Deshalb wählte er den Aufenthalt der Erinyen zum Schauplatz der Schreckensthat; an Ort und Stelle sollten die Potniaden Zeugen der Rache des beleidigten Pythiers sein.

Mit der Ermordung des Laios und dem Berichte eines dem Blutbade entronnenen Begleiters des Thebanerkönigs mag das erste Stück der Trilogie geschlossen haben. (cfr. Hüttemann, l. c. p. 45).

Kruses Anschauung, (De Aeschyli Oedipodea scr. Car. Kruse, Greifswald, S. 43), dafs im Laios-Drama auch noch die Vermählung des Ödipus mit Jokaste enthalten gewesen, erachte ich für unrichtig. Auch nur die Erwähnung dieses Faktums unmittelbar nach der Ermordung des Laios würde in den Zusammenhang der threnosreichen Trilogie einen schneidenden Mifston gebracht haben. Vielmehr mufs zwischen dem ersten und zweiten Stücke ein bedeutender Zeitraum angenommen werden, welcher die Befreiung Thebens von der Sphinx, sowie die darauf vollzogene Vermählung und den daraus entsprungenen, unseligen Kindersegen in sich fafst.

Ähnlich wie bei der Orestie[1]) die Haupthandlung der ganzen Trilogie, nämlich der Muttermord, sich naturgemäfs in dem Mittelstücke, den Choephoren, konzentriert, dürfte auch in der Ödipodie das zweite Drama Ödipus, die wesentlichsten Momente des Mythos

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei einmal, worauf L. Spengel in seinen Vorlesungen aufmerksam machte, auf die Verschiedenheit der Benennung der 3 Dramen des Äschylus hingewiesen. Wir begreifen unter dem Namen Orestie die drei Dramen des Äschylus; anders die Alten; denn sie verstanden unter Orestie nur die Choephoren und Eumeniden. Der Beweis hiefür ist leicht erbracht. Aristoph. Ran. 1124 sagt Euripides: πρῶτον δέ μοι τὸν ἐξ Ὀρεστείας λέγε. Darauf antwortet nun Äschylus Ἑρμῆ χθόνιε, πατρῷ' ἐποπτεύων κράτη, das ist aber der erste Vers aus den Choephoren. Also ist doch klar, dafs die Alten unter Orestie nur die Dramen begriffen, in welchen Orestes auch wirklich auftrat. A. R.

in sich vereinigt haben. Nicht ohne Berechtigung kann zwischen den beiden Trilogien eine gewisse Parallele gezogen werden: sehen wir in der Orestie das Anfangsstück mit der Ermordung Agamemnons abschliefsen, so liegt die Vermutung nahe, dafs auch in der Ödipodie das Drama Laios mit dem gewaltsamen Tode des Königs von Theben geendet habe. In den Choephoren vollzieht sich der Untergang der Schuldigen, Klytämnestra und ihres Buhlen Aegisthos, in Ödipus verfällt Jokaste und ihr Sohn-Gemahl dem Strafgerichte. In den Schlufstücken, den Eumeniden wie den Sieben, walten die Potniaden ihres Amtes und suchen den Untergang auch der dritten Generation herbeizuführen.

Mit einer ῥῆσις ἀγγελική, welcher die S. 261 angeführten Trimeter angehören dürften, kann Laios abgeschlossen haben; die Peripetie und eigentliche Katastrophe mufste sich naturgemäfs im Ödipus vollziehen; ob die Entdeckung des Königsmörders und Eheschänders auf dem einfachen Wege eines Orakelspruches oder durch irgendwelche Verwicklung, ähnlich derjenigen im König Ödipus des Sophokles stattgefunden habe, — das zu entscheiden ist wohl nimmer möglich; doch glaube ich, abgesehen von der anerkannt höchst einfachen Desis, beziehungsw. Lysis des Äschylos, besonders mit Rücksicht auf Sept. (ed. G. Dind.) Vers 788 „ἐπεὶ δ' ἀρτίφρων ‖ ἐγένετο μέλεος ἀθλίων ‖ γάμων“ diese Frage mehr im Sinne des ersteren Falles bejahen zu müssen.

Ähnlich wie bei Sophokles folgte im Ödipus sofort nach der Enthüllung der doppelten That „das zwiefältige Leid“, die Selbstblendung und die Verfluchung der Söhne, wie aus dem zweiten Stasimon des Chores erhellt. v. 781 ss.: „μαινομένᾳ κραδίᾳ ‖ δίδυμα κάκ' ἐτέλεσεν· ‖ πατροφόνῳ χερὶ τῶν ‖ κρεισσοτέκνων[1]) ὀμμάτων ἐπλάγχθη· ‖ τέκνοισιν δ' ἀρὰς ‖ καί σφε σιδαρονόμῳ ‖ διὰ χερὶ ποτὲ λαχεῖν ‖ κτήματα·“

[1]) Die Lesart κρεισσοτέκνων läfst trotz aller Bemühungen eine nur sehr zweifelhafte Deutung zu: es würde zu weit führen, hier die sämtlichen Erklärungsversuche auch nur zu erwähnen. „Er beraubte sich der Augen, die besser waren als seine Kinder“. Inwiefern besser? Auch Hüttemanns Versuch (l. c. p. 57), demzufolge κρεισσότεκνος „nichts weiter bezeichnet als einen, der mit Kindern besser beglückt ist als ein anderer“ vermag nicht zu befriedigen. Angesichts des bevorstehenden Zweikampfes zwischen den Brüdern wäre ein solcher Gedanke sehr verspätet zu nennen, auch ist er zu allgemein; ich schlage die Lesart τερψίτεκνος vor, „sich der Kinder erfreuend“ (man vgl. τερψίχορος, τερπ(ψ)ικέραυνος) und der Sinn der betr. Stelle ist dann ebenso einfach als in der Natur der Sache begründet; „er beraubte sich der Augen, die sich (bisher) am Anblicke der Kinder erfreuten“; nunmehr aber, nachdem die Blutschande an den Tag gekommen, will er deren sichtbare Beweise wenigstens für seine Person unsichtbar machen; deshalb die Blendung und damit enge verbunden der Fluch gegen die beiden Söhne.

Was nun den ferneren Verlauf der Handlung des mittleren Stückes betrifft, so wird aus Vers 975: „ἰὼ Μοῖρα βαρυδότειρα μογερά ‖ πότνιά τ' Οἰδίπου σκιά, ‖ μέλαιν' Ἐρινύς, ἦ μεγασθενής τις εἶ“ trotz der Bemerkung des Scholiasten „σκιὰν δὲ αὐτὸν καλεῖ διὰ τὴν τύφλωσιν“ mit vieler Zuversicht gefolgert, dafs der geblendete Ödipus im Mitteldrama gestorben sein müsse. Diese Behauptung stützt sich erstens auf eine Lesart, die keineswegs absolute Richtigkeit beanspruchen kann, und widerspricht ferner der Tradition des Mythos, der von einem Tode des Ödipus, unmittelbar nach der Blendung, nichts berichtet; stammen auch die Hypothesen zu den Sieben wie zu den Phönissen des Euripides aus der Byzantinerzeit, so ist doch kein Grund vorhanden, dafs wir deren Angaben deshalb einfach ignorieren; dieselben berichten aber klar und deutlich, dafs Ödipus nach der Selbstblendung von seinen Söhnen eingeschlossen worden sei, Cfr. Hyp. ad Aesch. Sept.: „ἐπεὶ δὲ οὗτοι τοῦτον ὄντα τυφλὸν ἐν οἰκίσκῳ καθεῖρξαν, κατηράσατο αὐτοὺς ὥστε διὰ ξίφους καὶ πολέμου τὴν βασιλείαν διαμερίσασθαι.“ Hyp. ad Eur. Phoen.: „Ἐτεοκλῆς δὲ καὶ Πολυνείκης, θέλοντές πως ἀφανίσαι τὸ ὄνειδος, κατακλείουσιν αὐτὸν ἐν οἰκίσκῳ, ἵν' ὑπὸ μηδενὸς θεωρούμενος εἰς λήθην ἥξοι τὸ κατ' ἐκείνου“. Dazu Eur. Phoen. v. 63:

„ἐπεὶ δὲ τέκνων γένυς ἐμῶν σκιάζεται,
κλῄθροις ἔκρυψαν πατέρ', ἵν' ἀμνήμων τύχη
γένοιτο πολλῶν δεομένη σοφισμάτων“,

und Schol. ib.: „ὅτι εἰσήγαγον αὐτὸν ἐντὸς τοῦ οἴκου ἄκοντα καὶ οὐκ εἴασαν αὐτὸν ἐξελθεῖν“. Sein Tod wird mit keinem Worte angedeutet.

Wie hätte auch die Blendung und dieser Tod in ein und demselben Stücke vorgeführt oder vielmehr berichtet werden können, ohne dadurch die tragische Wirkung des ersten Vorganges erheblich zu schwächen, wenn nicht gar aufzuheben. Der Fluch des noch lebenden, im Kerker gehaltenen Vaters und der aus diesem Frevel erzeugten Erinys ist echt tragisch, der Tod unmittelbar nach der Blendung setzt aber diese zu einem blossen Epeisodion herab und beraubt sie der beabsichtigten Wirkung.

Doch betrachten wir die oben zitierten Verse genauer: Der Chor preist nach dieser Lesart die hohe Macht der Moira, der Erinys und — des Schattens des Ödipus! Dafs ein Schatten hohe Macht besitzen solle, klingt sehr seltsam; nicht dieser besitzt sie, aber die Erinys des von der Nacht der Blindheit umgebenen Vaters. Daher lese ich mit Dindorf: „ἰὼ Μοῖρα βαρυδότειρα μογερά ‖ πότνιά τ' Οἰδίπου σκιᾶς ‖ μέλαιν' Ἐρινύς, ἦ μεγασθενής τις εἶ.“ Vers 886 lesen wir: „κάρτα δ' ἀληθῆ πατρὸς Οἰδιπόδα ‖ πότνι' Ἐρινὺς ἐπέκρανεν“ und Pindar singt (Olymp. II, v. 74 ss.): „ἰδοῖσα δ' ὀξεῖ' Ἐρινὺς ἔπεφνέ ϝοι σὺν ἀλλαλοφονίᾳ γένος ἀρήϊον“.

Gerade der Gegensatz, welchen die hohe Macht der Erinys zur thatsächlichen Ohnmacht des dem Schatten gleichen Ödipus bildet, ist sehr bezeichnend und von echt äschyleischer Gedankentiefe.

In des Sophokles O. C. ruft Ödipus v. 109 ss.:

„οἰκτείρατ' ἀνδρὸς Οἰδίπου τόδ' ἄθλιον
εἴδωλον· οὐ γὰρ δὴ τόδ' ἀρχαῖον δέμας" und zu den Worten des Ödipus bei Euripides Phoen. v. 1539. „τί μ', ὦ παρθένε, βακτρεύμασι τυφλοῦ ποδὸς ἐξάγαγες εἰς φῶς ‖ .... πολιὸν αἰθέρος ἀφανὲς εἴδωλον ἢ ‖ νέκυν ἔνερθεν ἢ ‖ πτανὸν ὄνειρον;" macht der Scholiast die Bemerkung: „τί με φησὶν ἐξήγαγες ὡς σκιᾶς ὄνειρον;" Antigones Ausruf (Sept. v. 1004): „ἰὼ ἰώ, πῆμα πατρὶ πάρευνον" (Sch. σύνευνον) kann allerdings auf einen toten Ödipus bezogen werden; doch mit derselben Berechtigung können wir hiedurch des blinden Vaters Nacht gegenüber dem Grabesdunkel der Kinder angedeutet sehen.

Die Sieben gegen Theben, ein Drama, dessen „martialische" Stärke bei Aristophanes von Äschylus selbst hervorgehoben wird, Ran. v. 1022:

„(ποιήσας) τοὺς ἑπτ' ἐπὶ Θήβας
ὃ θεασάμενος πᾶς ἄν τις ἀνὴρ ἠράσθη δάϊος εἶναι"

mag hier nur in soweit Berücksichtigung finden, als wir daraus auf die Gestaltung, bzw. Umänderung der Sage durch Äschylos irgendwelche Schlüsse ziehen können. Vor Allem ist hervorzuheben, dafs Homers καλὴ Ἐπικάστη nicht genannt wird; es ist, als ob der thebanische Mädchenchor aus keuscher Rücksichtnahme auf die jungfräuliche Würde sich scheute, die „unselige Gebärerin" (v. 927) bei Namen zu nennen; während Ödipus nicht nur von Eteokles als φίλος bezeichnet (v. 695) und wiederholt namentlich angerufen wird, sehen wir ihn vom Chore sogar als von den Göttern und Menschen dereinst gepriesenen Retter der Stadt gefeiert (v. 722 ss.); ich ziehe daraus mit Schneidewin[1]) den Schlufs, dafs Jokaste in der Ödipodie den eigentlich schuldigen Teil vertreten habe, Laios aber mehr als der Bethörte und den Lockungen des sinnlichen Weibes folgend gezeichnet worden sei.

Dafs bei Äschylos, entgegen der homerischen Tradition, Jokaste nach der Entdeckung des unseligen Ehebundes kein „Seil am hohen Deckbalken befestigt", (λ 278; cfr. Soph. O. R. v. 1263.) dürfte aus v. 584 hervorgehen: „μητρός τε πηγὴν τίς κατασβέσει δίκη;" dieser Vers, sowie die zwei folgenden werden indes

[1]) l. c. p. 179; cfr. Kruse, l. c. p. 32: „Jocaste coniugem illiciendo suum quoque ipsa crimen committit."

von Dindorf als unächt ausgestoſsen, während andere den Satz allgemein fassen, wie Donner, der Var. δίκῃ übersetzt: „wer löschte wohl der Mutter Lebensquell mit Recht?" Hartung (Äschyl. W. III, S. 174) entscheidet die Frage im Sinne des Scholiasten, der unter πηγή die Thränen der Mutter über den Zwist der Söhne versteht und sohin Jokaste wie in den Phönissen des Euripides ihr Unglück überleben läſst. Aus der Hypothesis zu dem oben genannten Drama, die bei Nauck[1]) unter dem Namen des Aristophanes aus Byzanz gedruckt steht, ersehen wir, daſs des Euripides Tragödie zur Unterscheidung von den Sieben des Äschylos „Phönissen" benannt worden sei. Dindorf nun weist den gröſsten Teil dieser Hypothesis dem Thomas Mag. zu; angenommen, daſs diese Vermutung über die Hypothesis die richtige sei, brauchen wir den Inhalt derselben nicht von vorneherein geringschätzig zu betrachten. Soviel steht fest, daſs die Trilogie des Äschylos wie das Drama des Euripides in der Behandlung des Mythos eine groſse Ähnlichkeit gezeigt haben müssen; man unterscheidet nur das Gleiche oder Ähnliche durch verschiedene Bezeichnung; Sophokles' und Euripides' Elektra bedurften einer solchen nicht, weil eben die Behandlung des Mythos an und für sich auf verschiedene Verfasser hinweist.

Aus des Aristophanes Worten zu den Phönissen des Euripides „ἡ μυθοποιία κεῖται παρ' Αἰσχύλῳ ἐν Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας πλὴν τῆς Ἰοκάστης" läſst sich nur folgern, daſs bei Äschylos Jokaste im Schlusse der Trilogie eben nicht „ἀνεῖλεν ἑαυτὴν ἐπὶ τοῖς παισί," wie der Grammatiker[2]) weiter über Euripides' Drama berichtet; die Frage also, ob Jokaste in „Ödipus" ebenso wie bei Homer und später in Sophokles' O. R. sofort nach der Enthüllung des Unglücksbundes Hand an sich gelegt habe, bleibt jedenfalls eine offene; ich möchte dieselbe im Sinne des Scholiasten, dem Hartung l. c. beistimmt, gelöst wissen, besonders aus dem schon oben angeführten Grunde, daſs nämlich Jokaste in dem erhaltenen Schluſsdrama nicht ein einziges Mal mit Namen erwähnt wird, was, hätte sie ihre Schuld durch den Tod gesühnt, wohl nicht der Fall sein würde; denn die freiwillige Sühne hätte sie auf gleiche Stufe mit dem Sohne der Moira gehoben. Denn bei diesem selbst, läſst sich, soweit wir noch die äschyleische Ödipodie erfassen können, eine eigentlich tragische Schuld nicht nachweisen. Kruse (l. c. p. 34) meint, „daſs Ödipus durch eigenes Nachdenken zu

[1]) Eur. Trag. II, p. 397 (cfr. ib. adn. cr. XL): „ἐπιγέγραπται δὲ ἀπὸ τοῦ χοροῦ Εὐριπίδου Φοίνισσαι πρὸς ἀντιδιαστολὴν τῶν ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας Αἰσχύλου· ταύτῃ γὰρ τῇ ὑποθέσει κἀκεῖνος χρῆται ἐν τῷ δευτέρῳ."

[2]) cfr. Nauck l. c. p. 392.

der Ansicht hätte gelangen können, dafs Polybos und Merope nicht seine wirklichen Eltern seien; denn wenn er auch (gemäfs dem Orakel) den Vater in blindem Zorne erschlagen konnte, wie hätte er doch mit seiner Mutter, die er ja kannte, sich vermählen können? Ödipus mufste durch das Widersinnige dieses Spruches auf den Gedanken kommen, dafs Merope nicht seine wirkliche Mutter sei; indem er sohin trotz besseren Wissens den ersten, so ihm begegnete, erschlagen und ferner eine „alte Frau“[1]) geheiratet, habe er eine grofse Mifsachtung des Orakels dokumentiert und sohin eine tragische Schuld sich zugezogen“. Diese und derartige Argumentationen halte ich für zu spintisierend; die That bei Potniä kann recht gut als ein Akt der Notwehr[2]) und die Vermählung mit Jokaste als die notwendige Folge der Befreiung des Landes von der Sphinx und der damit verknüpften Thronbesteigung aufgefafst werden. Äschylos' Ödipodie bringt gleich der Orestie die Folgen einer Schuld zur Anschauung, es ist durchaus nicht notwendig, dafs wir bei Ödipus ein persönliches Verschulden annehmen. Des Laios Frevelthat an Chrysippos ist es, die Kind und Kindeskinder mit ins Verderben reifst, deshalb spricht auch der Chor beständig von der παλαιγενὴς παραβασία (v. 742), den παλαίφατοι ἀραί (v. 766) und von des Laios ἄπιστοι βουλαί (v. 842).

Hiemit berühren wir eine Stelle, die in der That eine genauere Beachtung verdient; nicht als ob sie bisher einer solchen ermangelt hätte; aber meines Wissens ist sie noch in keine Beziehung mit der schwierigen Stelle in Vers 750 κρατηθεὶς ἐκ φίλων ἀβουλιᾶν gebracht worden und gerade dieser Umstand dürfte zum Verständnis derselben nicht unwesentlich beitragen. Ich glaube nämlich, dafs hier der Dichter beidesmal auf einen Vorgang hinweisen will, der im ersten Stücke seiner Trilogie, nämlich im Laios berichtet wurde: das Zureden von Freunden, unter denen man in erster Linie Jokaste und wohl auch Kreon zu verstehen hat, das Gebot des pythischen Gottes in betreff der Zeugung eines Kindes zu übertreten. Hiemit wird keineswegs, wie u. a. Hüttemann glaubt, l. c. p. 53, der Charakter der äschyleischen und

[1]) Man sollte diese Bezeichnung, welche dem tragischen Dichter der Komiker in den Mund legt, meines Erachtens nicht allzusehr in dem Sinne urgieren, als ob dadurch die Schuld des Ödipus vergröfsert würde; abgesehen von der Hyberbel, welche in diesem Worte in Bezug auf Jokaste immerhin gelegen ist, war ja der vermeintliche Sohn der Merope nicht genötigt, das Orakel im buchstäblichen Sinne zu nehmen und im O. R. v. 981 gibt Jokaste selbst eine Andeutung, wie allenfalls dennoch das Orakel sich erfüllen könne, ohne den von ihm Gewarnten in eine Schuld zu verstricken.

[2]) Vgl. die Rechtfertigung, die Sophokles den Ödipus gegenüber dem Kreon (O. C. v. 992 ss.) aussprechen läfst.

überhaupt der antiken Tragödie alteriert; denn die tragische Schuld bleibt auch bei dieser Version ungeschwächt bestehen: nur ist daran festzuhalten, dafs eine Schuld es ist, woran der ganze Laiosstamm zu Grunde geht, nämlich der Raub und die Verführung des Chrysippos; alle anderen Verirrungen und Übertretungen göttlicher Gebote, unter anderen auch die Nichtbefolgung des betr. Orakelspruches führen auf jene That als ihre Quelle zurück und gerade darin liegt ja das Wesen äschyleischer Trilogie, ja der Trilogie überhaupt. Auch in der Orestie wird in einem Verse gewissermassen — man gestatte ein modernes geflügeltes Wort — das Leitmotiv für die ganze Exposition des dreigestaltigen Dramas dargelegt. Agam. v. 132:

„οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνά“ κτλ.

Um nun auf unsere Stelle zurückzukommen, so verstehe ich unter ἄπιστοι βουλαί nichts anderes als den „trügerischen Rat“ und unter φίλων δ' ἀβουλιᾶν oder nach Dindorfs Konjektur wohl besser ἐκ φίλων ἀβουλιᾶν weder „holden Unbedacht“ noch „Lust im Unverstand“, sondern einfach „der Lieben nichtiges Zureden“, mag nun dieses (nach Sch. ad Eur. Phoen. 21: „ἡ γυνὴ οὐκ ἀπέτρεψε τῆς μίξεως τὸν Λάϊον“) unter der mächtigen Beihilfe des Bacchos (cf. Eur. Ph. v. 21) oder überhaupt durch direkte Beeinflufsung der sinnlichen und durch das frühere Verhältnis des Laios zu Chrysipp überhaupt mifstrauischen καλὴ Ἐπικάστη sowie auch durch die Vorstellungen von Freunden, zunächst des Kreon, geschehen sein. Ich fasse also nicht, wie Kruse (l. c. p. 31) φίλων als genet. gen. neutr., sondern beziehe es konkret in Übereinstimmung mit dem Scholiasten, der „φίλων“ mit „τῶν τῆς γυναικὸς φίλτρων“ glossiert, auf Jokaste und überhaupt all' jene, denen — aus den verschiedensten Motiven — an einer Fortpflanzung des thebanischen Königshauses gelegen sein mufste. Der Chor selber konnte dem Laios solchen unbedachten Rat — ἀβουλία — erteilen und dabei trotzdem von den edelsten Motiven des Patriotismus geleitet sein.

Es ist also wohl die Behauptung, dafs bei Äschylos Jokaste ähnlich wie bei Euripides mehr von der realistischen Seite aufgefafst wurde und dafs mit ἄπιστοι βουλαί und φίλων ἀβουλιᾶν in erster Reihe auf die Königin selber hingewiesen wird, die, vom Verlangen nach Gattin- und Mutterglück erfüllt, den Laios zum Ungehorsam gegen den pythischen Gott verleitete, nicht so ganz ungerechtfertigt. Auch Jokaste ist eben gleich dem Schicksalssohne Ödipus nur ein Werkzeug, wenn auch ein minder edles als dieser, in den Händen Apolls, wodurch der zürnende Gott die Erfüllung „μέχρι παίδων εἶναι τὸ κακόν“ bethätigte.

Dafs Sophokles, der σύστασις τῶν πραγμάτων Meister, des Ödipusmythos sich bemächtigte, lag in der ganzen Entwicklung des griechischen Dramas begründet und Aristoteles hat ohne Zweifel den Dichter der Antigone vor anderen im Auge, wenn er in seiner Poëtik sagt (de a. p. 1453a 18): „νῦν δὲ περὶ ὀλίγας οἰκίας αἱ κάλλισται τραγῳδίαι συντίθενται, οἷον περὶ Ἀλκμαίωνα καὶ Οἰδίπουν“ κτλ.

Nicht wie Äschylos griff Sophokles in seiner „Trilogie“ zurück bis auf die von Erinyen umstellte Wiege des Tychesohnes, ihn selbst, auf den Gipfel irdischen Glückes gehoben, wählte er zum Ausgange und Träger seiner Ödipusdramen.

Ich stehe ganz auf dem Standpunkte Hartungs,[1]) der jeden Versuch, — und deren wurden und werden sehr viele unternommen — selbst dem sophokleischen Ödipus eine konkrete Schuld aufzubürden, zurückweist.

In Ismenes Worten O. C. v. 394. „νῦν γὰρ θεοί σ' ὀρθοῦσι, πρόσθε δ' ὤλλυσαν“ haben wir, wie Schneidewin mit Recht bemerkt (Einl. zu O. C. S. 3), das Ziel des Mitteldramas klar ausgesprochen; ich gehe aber noch weiter und erkläre diese Worte als die Kernidee der ganzen Trilogie; denn auch in „Antigone“ wird diese Erhöhung, diese seelische Läuterung durch das edelste Glied des Unglücksstammes gewissermafsen noch fortgeführt und durch den freiwilligen Tod der Fürstenbraut weihevoll abgeschlossen; die

---

[1]) Einl. zu K. Öd. S. 7; bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen werden, wie ein um die griech. Tragiker so verdienter Forscher wie Hartung zeitweise denn doch in absonderliche Ansichten verfällt; so nennt er den sophokleischen Ödipus ohne Umstände „dickköpfig“ (l. c. p. 230), da er trotz der Aussagen des Boten (O. R. v. 965 ff.), welche dessen wahre Beziehung zu Laios deutlich erkennen lassen, noch immer nicht errate, woher er denn eigentlich stamme. Hartung verwechselt hier offenbar die Situation des Zuschauers mit jener des tragischen Helden; dem ersteren, mit dem Zusammenhange des Ganzen längst vertraut, kann es allerdings seltsam erscheinen, dafs der weise Ödipus bei dem Berichte des Boten nicht sofort gleich ihm selber die ganze Wahrheit durchschaue. Aber mufs denn der dramatische Dichter bei der Darstellung seiner Charaktere den Gedankengang der Zuschauer kopieren? Ich denke, dafs er vor Allem die Aufgabe hat, in die Seele des leidenden, von Leidenschaften zerrütteten Helden einen Einblick zu gestatten: und gerade das sehen wir hier auf die vollkommenste Art verwirklicht. Ödipus von der entsetzlichsten Seelenangst gemartert, stellt Frage auf Frage, weniger, um bei dieser Gelegenheit eine rhetorisch schulgerechte Logik zu deklamieren (wie dies bei Euripides mit Vorliebe geübt wird), sondern um die grauenhafte Entdeckung gewissermafsen noch hinzuhalten, gleich dem Ertrinkenden klammert er sich an jedes Wort des Greises, um vielleicht noch einen Ausweg zu finden und in diesem Verhalten des Ödipus finde ich eine psychologisch tief begründete, doch keine „dickköpfige“ Handlungsweise.

Glut des vertilgenden Hasses, dem noch die Brüder zum Opfer gefallen, geht über in einen Sieg der rettenden Liebe und Antigone selbst spricht die Hoffnung aus, dafs ihr Niedergang dem Vater, dessen Erinyen sich im Kolonoshaine in Eumeniden verwandelt, willkommen sein werde. (Antig. v. 897 ss.).

Wenn demnach die beiden Ödipusdramen sowie Antigone unter dem Begriffe einer Trilogie zusammengefafst werden, so geschieht dies selbstverständlich nicht im formellen Sinne. Nennt aber F. H. Jakobi die beiden ersteren „so enge zusammengehörig, wie die zwei Schwingen eines Adlers“,[1]) so darf wohl auch für Antigone auf Grund von Eteokles' Bitte an seine Schwestern (O. C. v. 1407):

„μή τοί με πρὸς θεῶν σφώ γ', ἐὰν αἱ τοῦδ' ἀραὶ
πατρὸς τελῶνται, καί τις ὑμῖν ἐς δόμους
νόστος γένηται, μή μ' ἀτιμάσητέ γε,
ἀλλ' ἐν τάφοισι θέσθε κἀν κτερίσμασιν“

ein tief innerer Zusammenhang mit den zwar dem Inhalte, doch nicht der Zeit ihrer Abstammung nach vorausgehenden Ödipusdramen konstatiert werden und deshalb die Bezeichnung einer Trilogie nicht ganz unstatthaft erschienen.

Im Gegensatz zur epischen Tradition und dem sich dieser mehr oder minder nähernden Äschylos läfst Sophokles in seinem Ödipus den θυμός und den Fluchgeist des leidenschaftlichen Mannes zurücktreten vor der milderen und versöhnlicheren Würde echter Menschlichkeit. Gleich zu Beginn des Stückes lernen wir in dem Sphinxbefreier den besorgten Landesvater kennen und gegenüber der fast frivol-rationalistischen Jokaste v. 946: „ὦ θεῶν μαντεύματα, ἵν ἐστέ;“ und besonders vv. 980 ss. tritt die edle Denkungsart und Götterfurcht des Königs von Scene zu Scene desto schärfer hervor. Indem wir indessen lediglich die Darstellung der Veränderungen des Mythos, wie selbe von der tragischen Trias teils aus individueller teils aus äufserer Veranlassung vorgenommen wurden, zu geben versuchen, sind wir der Erörterung und Beantwortung all' jener Fragen, die das Gebiet der Ästhetik und ästhetischen Kritik berühren, überhoben; wir werden also in dem noch übrigen Teile der Abhandlung des Sophokles und Euripides einschlägige Dramen von dem eben bezeichneten Standpunkte aus zu behandeln suchen.

Indem Sophokles in Ödipus einen attischen, dem eigenen Demos angehörigen Heros zu verherrlichen suchte, hatte er schon aus diesem Grunde jede Tradition fernezuhalten, die seinen Helden

[1]) W. I, 260; cfr. Gr. v. Wartenburg, „die Katharsis des Arist. u. O. C. des Sophokl.“, Berlin 1866, S. 24.

im Lichte einer eigenen schweren Verschuldung konnte erscheinen lassen; deshalb spricht der einstige Fürst von Theben die bezeichnenden Worte (O. C. v. 266):

„τά γ' ἔργα μου
πεπονθότ' ἐστὶ μᾶλλον ἢ δεδρακότα“

und im O. R. findet es der Dichter angezeigt, den Helden die Gründe seiner Selbstblendung angeben zu lassen v. 1369 ss., ein Gedanke, der offenbar auf die Vorstellung eines persönlich schuldlosen Helden zurückzuleiten ist; indem ich aber den Ausdruck „schuldlos“ gebrauche, spreche ich natürlich im Sinne des tragischen Dichters, der ja seinen Helden nach des Stagiriten Forderung[1]) nicht als Urheber einer abscheulichen That, sondern als Träger menschlicher Verirrung darzustellen hat.

Nicht wie im kyklischen Epos und vermutlich auch bei Äschylos' Trilogie überschüttet Ödipus nach der Enthüllung seiner Gräuelthaten deren schuldlose Zeugen mit den wildesten Flüchen, — der Gestürzte wütet nur gegen das eigene Selbst, an den Kindern aber hängt er mit aller Liebe, deren das Herz noch fähig ist.

So spricht er zu Kreon, O. R. vv. 1459 ss.

„Παίδων δὲ τῶν μὲν ἀρσένων, μή μοι Κρέων
προθῇ μέριμναν· ἄνδρες εἰσίν, ὥστε μὴ
σπάνιν ποτ' ἂν σχεῖν. ἔνθ' ἂν ὦσι, τοῦ βίου·“

Diese Sophokles speziell angehörende Idee, die beiden Söhne Eteokles und Polyneikes in persönliche, schwere Verschuldung zu verstricken, erhöht den Helden in demselben Maſse, als sie das Mitleid mit jenen schwächt. Ödipus ist nimmer, wie etwa in der Thebais, der unbewuſste Diener der Erinys, wie bei Äschylos der Willensvollstrecker der Potniaden; trotz der äuſseren Vernichtung von oben, läſst er in seinem Inneren nicht den Menschen, den Vater ersticken und die schuldlosen Ankläger seiner grausigen That ereilt kein Fluch. Erst als Ismene erscheint und dem blinden Dulder vom Frevel der Söhne berichtet, als Polyneikes in erheuchelter Rede des Vaters Beistand gegen den Bruder erfleht, O. C. vv. 356 u. 1254 ss. da ruft Ödipus die Erinyen des Kolonos Hippios herbei, um die feindlichen Söhne im Zweikampfe vertilgen zu lassen. Doch diese ganze Scene, wie überhaupt die Handlung im Kolonoshaine, liegt zeitlich weitab vom König Ödipus, wie wir auch aus Antigones Bemerkung (O. C. v. 22) „χρόνου μὲν εἵνεκ' οὐ μαθεῖν με δεῖ τόδε“

---

[1]) Aristot. a. p. 1453ª 7: „ἔστι δὲ τοιοῦτος ὁ μήτε ἀρετῇ διαφέρων καὶ δικαιοσύνῃ μήτε διὰ κακίαν καὶ μοχθηρίαν μεταβάλλων εἰς τὴν δυστυχίαν ἀλλὰ δι' ἁμαρτίαν τινὰ τῶν ἐν μεγάλῃ δόξῃ ὄντων καὶ εὐτυχίᾳ, οἷον Οἰδίπους . . . .“ κτλ.

ersehen können. Während in diesem letzteren Drama der Dichter den König selbst den Wunsch nach Verbannung gegenüber Kreon aussprechen läfst, (cfr. v. 1436 ss.) dieser aber erst dann das Begehren erfüllen will, wenn vorerst der Gott hierüber befragt worden sei, ersehen wir aus O. C. vv. 437 u. 765 ss., cfr. Schneidewin, Einl. zu O. C. S. 14, dafs Ödipus erst nach längerer Zeit, bereits der sicheren Hoffnung lebend, den Rest des Alters in Theben verbringen zu können, von Kreon plötzlich vertrieben wird. Den Grund dieses Willküraktes erfahren wir nicht; der Dichter hatte auch nicht nötig, denselben näher darzulegen, da ihm nur daran gelegen sein mufste, des Ödipus spätere Weigerung gegenüber Kreon und Polyneikes, auf Grund eines neuen apollinischen Orakels nach Theben zurückzukehren, psychologisch zu motivieren.

In betreff der beiden Söhne weicht Sophokles von Äschylos darin ab, dafs er im Gegensatze zu diesem (Aesch. Sept. v. 618; cfr. Kruse, l. c. p. 48) den Polyneikes als den Erstgebornen gelten läfst, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil sich die Wirkung der Szene zwischen Vater und Sohn im O. C. (vv. 1254 — 1438) noch viel ergreifender gestaltet, wenn wir sehen, dafs der gleich Ödipus heimatlose Flüchtling im eigentlichen Rechte ist und der tyrannisgierige Eteokles blos der brutalen Anschauung huldigt, wie ihn dieselbe der sentenzenreiche Euripides in den Worten aussprechen läfst Phoen. v. 524: „εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρή, τυραννίδος πέρι ‖ κάλλιστον ἀδικεῖν.“

Eben dieser Polyneikes spricht, wie schon früher erwähnt, nachdem er vom väterlichen Fluche belastet worden, die Hoffnung und Bitte aus (O. C. v. 1410), ihm, wenn er im Kampfe gefallen, Bestattung zu gewähren; darin liegt bekanntlich der Hinweis auf „Antigone,“ ein Drama, durch das der Bürger des Κολωνὸς ἵππιος so recht bewiesen hat, was Herrliches der ächte Genius aus dem Borne eines Mythos, wie jener des Ödipus ist, zu schöpfen vermöge.

In den beiden anderen Dramen läfst der Dichter den Ödipus nach der Blendung fortleben und zwar im O. R. in Theben, im O. C. in Verbannung; in „Antigone“ folgt Sophokles wieder einer anderen Tradition oder wohl besser gesagt eigner Erfindung, der gemäfs Ödipus sofort nach der Blendung oder vielmehr in folge derselben starb.[1]) Denn ein unmittelbar nach der Verstümmelung der Augen erfolgender Selbstmord würde die tragische Wirkung der beiden Handlungen gegenseitig aufheben. Auch mit Kreon hat Sophokles in diesem Drama insoferne eine Änderung vorgenommen,

[1]) Soph. Ant. v. 49 u. v. 900 ss.; cfr. Hyg. fab. 242 u. Schneidewin, l. c. ad v. 50.

als derselbe nicht nach des Ödipus Tod, sondern erst nach dem Untergange des Bruderpaares die Regierung Thebens antritt. (Ant. v. 168 ss.). Der Liebesbund ferner zwischen Antigone und Haimon ist speziell dichterisches Eigentum des Sophokles; nach den beim Scholiasten zu Eur. Phoen v. 1760 citierten Versen aus einer Ödipodie[1]) (Schneidewin hält dieselbe ohne weiteres für ein Werk des Kinäthon, l. c. p. 5) fiel der Sohn Kreons der Sphinx zum Opfer; Antigones Threnos und heroischer Bescheid bei Aesch. Sept. 1026 ff. gegenüber dem Herold war wohl für Sophokles in erster Linie Veranlassung, diese Tochter des Ödipus zur eigentlichen Heldin zu gestalten, während Ismene, nach Perekydes cfr. Schol. ad Eur. Phoen. v. 53 von Tydeus beim Wasserschöpfen aus einer Quelle getötet, sich schon deshalb weniger dazu eignen mochte, als durch des Mimnermos Elegien ihre Beziehungen zu Theoklymenos sicherlich nicht unbekannt waren. cfr. Schneidewin, l. c. p. 5.

Auch **Euripides** entnahm den Stoff zu einigen seiner Dramen dem Ödipusmythos; freilich that er das in seiner Weise, nämlich ohne besondere Rücksichtnahme auf das eigentliche Wesen dieser Sage und deren spezifisch tragischen Charakter. Wenn Hartung, der beredte Apologet des ποιητὴς τραγικώτατος — ein Lob von Seite des Aristoteles, das man übrigens niemals anführen sollte, ohne zugleich der vorausgehenden Koncession „εἰ καὶ τὰ ἄλλα μὴ εὖ οἰκονομεῖ“ Aristot. a. p. 1453a 29 gerecht zu werden — aus den wenigen Notizen über des Euripides „Ödipus“ eine ungefähre Inhaltsangabe mit vielem Geschick zusammengestellt und auf grund derselben zu dem Resultate gelangt, Einl. zu O. R., S. 19, daſs Euripides eben bemüht war, alle Unwahrscheinlichkeiten zu beseitigen und auf diese Weise über Sophokles einen Sieg zu erringen, so dürfte diese Anschauung mit gewichtigen Gründen zu widerlegen sein. Unwahrscheinliches und Ungereimtes auf die Bühne zu bringen, gewiſs, auch Horaz verwahrt sich in seinem Essay über die Dichtkunst dagegen, (a. p. v. 187). Aber hievon ist ja in dieser Frage überhaupt nicht die Rede. Die Selbstblendung des Ödipus entspricht nicht nur der Tradition, sondern ist auch eine ächt tragische Handlung und als solche schlechterdings kaum zu entbehren.

Wie aber finden wir diesen Zug der Sage bei Euripides „realisiert“? Er läſst seinen Ödipus, wie wir noch aus einem spärlichen Fragment ersehen, Schol. ad Eur. Phoen. v. 61: ἐν δὲ τῷ Οἰδίποδι οἱ Λαΐου θεράποντες ἐτύφλωσαν αὐτόν·

---

[1]) cfr. B.f.b.G. Bd. XXI, S. 114; Apoll. 3, 5, 8: „πολλῶν δὲ ἀπολλυμένων καὶ τὸ τελευταῖον Αἵμονος τοῦ Κρέοντος, κηρύσσει Κρέων τῷ τὸ αἴνιγμα λύσοντι“ κτλ.

„ἡμεῖς δὲ Πολύβου παῖδ' ἐρείσαντες πέδῳ
ἐξομματοῦμεν καὶ διόλλυμεν κόρας."

von des Laios Dienern ergriffen werden und diese — blenden ihn! Es ist klar, dafs hiedurch eine psychologisch tief begründete That vollständig neutralisiert wird, an Stelle einer Handlung voll der ergreifendsten Wirkung eine Gewaltthat tritt, die um so mehr Abscheu erregen mufs, als sie offenbar von feigen Knechten an einem Wehrlosen geübt wird. Euripides gefiel sich eben in origineller Umgestaltung des Mythos, allerdings gar oftmals auf Kosten der tragischen Muse wie des eigenen poëtischen Ruhmes: es bedarf blos der Erinnerung an „Helena", „Elektra", und „Orestes" und die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansicht wird gewürdigt werden.

In ähnlich realistischer Weise war das ganze Drama komponiert; Hartung hat, wie schon erwähnt wurde, den Versuch gemacht, den Inhalt desselben zu rekonstruieren. Wir wollen uns nur mit Anführung der Thatsache begnügen, dafs Jokaste nach Enthüllung ihres Verhältnisses zu Ödipus sich nicht entleibte, dieser aber (cfr. Phoen. v. 64 ss.) von den Söhnen eingekerkert wurde, damit, wie auch der Scholiast erläuternd bemerkt, mit der Zeit die Katastrophe in Vergessenheit käme.

Auch die beiden anderen Dramen des Euripides, welche die Sage, wenn nicht von Ödipus selber, so doch von dessen Stamme berührten, nämlich „Chrysippos" und „Antigone", mögen in ähnlicher Weise wie „Ödipus" eine sehr realistische Färbung gehabt haben, besonders Antigone. Über den Ausgang dieses Dramas belehrt uns die Notiz des Aristophanes im Argumente zur Antigone des Sophokles: (cfr. Dind. poët. sc. Gr. II, 16) „Κεῖται ἡ μυθοποιία καὶ παρ' Εὐριπίδῃ ἐν Ἀντιγόνῃ· πλὴν ἐκεῖ φωραθεῖσα μετὰ τοῦ Αἵμονος δίδοται πρὸς γάμου κοινωνίαν καὶ τέκνον τίκτει τὸν Αἵμονα."

Ähnlich wie im „Orestes" endete also auch hier die an sich hochtragische Handlung mit einer Hochzeit, indem sich Kreon noch zur rechten Zeit durch die μηχανή bestimmen liefs, das bei der Beerdigung des Polyneikes in flagranti ergriffene Liebespaar nicht nur zu begnadigen, sondern sogar durch seine Einwilligung zur Verehelichung zu beglücken; die Worte des Aristophanes in der Hypothesis zu Orestes „τὸ δὲ δρᾶμα κωμικωτέραν ἔχει τὴν καταστροφήν" lassen sich mutato nomine vollständig auf des Euripides „Antigone" anwenden.

Dafs auch „Chrysipp" ziemlich frei des Laios unreines Feuer geschildert und insoferne zum Ἱππόλυτος Καλυπτόμενος eine Art Seitenstück gebildet habe, ersehen wir aus Ciceros unverblümter Bemerkung Tusc. IV, 33: „Quis aut de Ganymedi raptu dubitat quid poëtae velint, aut intellegit quid apud Euripidem et lo-

quatur et cupiat Laius?" Auch in den „Teppichen" des Klemens von Alexandrien (Clem. Alex. Strom. II, p. 388) sind zwei Trimeter aufbewahrt, die uns über die moralische Stärke des Helden dieser Tragödie so ziemlichen Aufschlufs geben; es erklärt nämlich Laios gegenüber dem abmahnenden Freunde:

„λέληθεν οὐδὲν τῶνδέ μ' ὧν σὺ νουθετεῖς,
γνώμην δ' ἔχοντά μ' ἡ φύσις βιάζεται."

In den „Phönissen" erfahren wir aus Jokastes Prolog die bereits bei Besprechung des „Ödipus" erwähnte Gefangennahme des Vaters durch die Söhne; Polyneikes ist, ähnlich wie im O. C. des Sophokles, gegenüber dem Eteokles besonders idealisiert, eine bei Euripides etwas seltene Charakterzeichnung; Ödipus überlebt nicht blos den Selbstmord Jokastes (cfr. v. 1539 ss.), sondern auch den Untergang der Söhne. Von Kreon verbannt zieht er mit Antigone in die Fremde. Während Euripides im Ödipus höchst wahrscheinlich Jokastes Vater Menökeus sich freiwillig opfern liefs, um Theben von der Pest zu befreien, sehen wir in den Phönissen den Sohn des Kreon für die Rettung des Vaterlandes den freiwilligen Tod suchen.

Ist auch die Handlung in diesem Drama, wie im Argumente ganz richtig bemerkt ist,[1]) eine allzu gehäufte, so ist dennoch die Behauptung nicht ungerechtfertigt, dafs diese Tragödie zu den besten gehört, die aus dem reichen Borne der Ödipussage ihre Fabel entnommen haben.

Regensburg. Alfons Steinberger.

Äschylea.*)

Sept. 207 f. We. (Teubn. 221 f.) glaube ich, dafs für ἁπτόμενον dasselbe selten gebrauchte Wort geschrieben war, welches Weil zu Prom. 929 (899) glücklich gefunden hat, und schreibe: πόλιν καὶ πυρὶ γᾶν ἀμαλαπτομέναν δᾴῳ. Der Ausdruck schickt sich zu dem malerischen Wort ἀστυδρομουμέναν sehr wohl, und die Ausfüllung der Lücke läfst sich durch v. 289 (302) erklären.

Zu Ag. 14 schlägt Wecklein für ἀνθ' ὕπνου, wie mir scheint, richtig vor: ἀντίπνους. — Diese und andere Stellen führen mich wieder auf v. 189 (179). Das hier von Wecklein vermutete στηρίζει δ' ὕπνῳ will mir zwar nicht gefallen; doch finde ich in dieser Konjektur die Billigung meiner Ansicht, dafs der Vers mit den

[1]) Arg. ad Phoen. (ed. Nauck, II, p. 392): „Τὸ δρᾶμά ἐστι μὲν ταῖς σκηνικαῖς ὄψεσι κάλλιστον, ἐπεὶ καὶ παραπληρωματικόν."

*) vgl. Bd. XXI, S. 298 ff.

drei vorausgehenden einen Satz bilden mufs. Ich vermute nun, dafs der Dichter hier von seiner gewohnten Sprechweise (cf. 966 ff. = 975 ff.) nicht abgewichen ist und etwa geschrieben hat:

ἀνθυμνεῖ σταθεὶς πρὸ καρδίας —

Auch die zu Ag. 715 ff. von Wecklein vorgeschlagene Lesart, so genau sie sich teilweise an die Buchstaben anschliefst, halte ich nicht für wahrscheinlich. Nach meiner Überzeugung mufs in v. 715 entsprechend v. 711 ein Gegensatz des Jetzt und Sonst ausgedrückt sein. Ich finde daher, wie auch andere Kritiker in 714 παμπρόσθη nichts als τἄμπροσθεν, und da einstimmig πολύθρηνον für eine Dittographie aus v. 713 erklärt wird, so setze ich für πολύθρηνον αἰῶν': πολύαινον ὄντ'; für ἀμφί, welches Wecklein durch φίλων ergänzt, möchte wohl ἀμφιβόλων (cf. Sept. 285 = 289) passend sein. Wenn also geschrieben würde:

τἄμπροσθεν πολύαινον ὄντ',
ἀμφιβόλων πολιτᾶν
μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα,

so würde sich dies ungezwungen anschliefsen an die Verse:

711-12 πολύθρηνον μέγα που στένει, κικλήσκουσα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον.

Ibid. 1448 (1447) bleibe ich bei meiner Vermutung, dafs weiter nichts als χλιδῆς in χλιδῶν zu ändern ist. Cho. 542 (544) vervollständige ich meine Konjektur, indem ich beisetze, dafs ich in ἐπᾶσα weiter nichts finde als ἔτ' ἐς τά.

Suppl. 249 (243) ist klar, dafs der König nur sagt, die κλάδοι seien das einzige, was sie mit dem hellenischen Lande gemeinsam hätten; das Verbum συνοίσεται könnte aber doch nur mit einem andern Dativ als στόχῳ genügen, und überdies ist das Futurum unpassend; auch στόχῳ kommt so sonst nicht vor. Defshalb halte ich für das richtige: ξυνὸν στοχάζεται. War einmal das Adjectivum ξυνός = κοινός verkannt und συνόν geschrieben, so konnte daraus leicht ein verb. fin. gebildet werden.

Da aber nun der König diese κλάδοι besonders hervorhebt, so ist mir wahrscheinlich, dafs der Chor in der Antwort seinerseits ebenfalls darauf hinweist. Ich bin deshalb durchaus nicht einverstanden, wenn man in v. 254 (248) ῥάβδος auf den Priesterstab bezieht; die Randbemerkung im Mediceus hat für mich eben nur die Bedeutung einer Konjektur. Ich glaube vielmehr, dafs die unverständlichen Buchstaben ἥτηρον (ἡτηρὸν) ἥεροσ entstanden sind aus ἱκτῆρα τηρεῖν. Der Chor sagt: „Spreche ich zu dir als einem gewöhnlichen Bürger, dafs du meinen, des Schutzflehenden Stab behüten sollst, oder zu dem Herrn der Stadt". — Übrigens mufs

nach meiner Meinung v. 252 (246) hinter v. 255 (249) als Anfang der Antwort gesetzt werden; der König sagt: Du hast nach Gebühr geredet und hast dich nicht getäuscht, nämlich darin, dafs ich der König bin.

Über die arg entstellte Partie v. 832 ff. behalte ich mir eine ausführliche Besprechung vor; für jetzt will ich nur einige kurze Bemerkungen anfügen.

v. 835 (826) scheint mir γάϊος unrichtig für δάϊος zu stehen und v. 845 (832) φυγᾷ ein Glossem für σύδην zu sein. — v. 846 f. (833 f.) stelle ich um, und schreibe βλοσυρόφρων χλιδᾶς ἐμᾶς, ἄναξ, προτάσσου. — v. 855 (842) gehören die Worte ὀλόμεναι ὀλόμεν' wahrscheinlich in der Form ὀλεῖ μ' ὀλεῖ hinter οὔκουν v. 850 (838). — v. 861 (848) löse ich das Rätsel der Überlieferung durch: ἡσυχῇ δ' οὐκ ἄπιτ' ἄπιτε; — v. 860 (847) aber streiche ich ganz, da ἐπάμιδα nur eine Dittographie aus v. 855 (842) ist und die von dem Scholiasten mühselig erklärten Worte αἵμονες ὡς sich sehr leicht in v. 865 (853) versetzen lassen, welcher Vers alsdann genau übereinstimmt mit v. 904 f. (893 f.) und v. 933 (922), nämlich also:

δαίμονας οὓς τίετ' ἀμ πόλιν οὐ σέβω.

Am sonderbarsten ist die Überlieferung von v. 896 ff. (885 ff.) Dafs von einer Spinne gesagt wird, dafs sie ihre Beute βάδην = gradatim erhasche, ist schon auffällig; noch weit mehr aber, dafs von dieser Beute gar nicht die Rede ist, sondern von einem ὄναρ μέλαν, worunter doch nur ein Gespenst verstanden werden könnte. Auch die Erklärung des Eustathius von ἄρος ἄτα halte ich für unmöglich. Ich bin der Ansicht, dafs ἄτα μαλδα ἄγει = ἄτα μάλα δ' ἄγει eine Glosse ist zu einem homerischen Ausdruck und schreibe die Stelle so:

οἰοῖ πάτερ, βρέτεος ἄγος·
ἄραχνος ὡς ἄδην
ὄνειαρ ὄν μ' ἐλᾷ.

„Wehe, Vater, es wird ein Frevel verübt gegen das heilige Bild. Wie eine Spinne wird er rastlos mich als seinen Frafs verfolgen.“

Die Trümmer der Gegenstrophe sind ohne Anstand so zu rekonstruieren:

μαιμᾷ πέλας δίπους ὄφις,
ἔχιδνα δ' ὥς μέ τις
ποδ' ἐνδακοῦσ' ἔχει.

895-97 Sie [illegible]

Schweinfurt. K. Metzger.

Ein Wortspiel des Horaz.

Carm. III, 8:

Martiis caelebs quid agam calendis,
quid velint flores et acerra turis
plena miraris positusque carbo in
caespite vivo,
docte sermones utriusque linguae!

Die Deutung des letzten der angeführten Verse ist zwar vielfach versucht worden, aber zu einer befriedigenden Erklärung ist man meines Wissens nicht gelangt. Daher ist die Stelle auch neuerdings noch von einem Ausleger des Horaz als „ohne Zweifel verdorben" bezeichnet worden und Hermann Schütz fügt in seiner Ausgabe der Oden einer beigebrachten Erklärung die Vermutung hinzu, dafs die Worte „noch eine dem Mäcenas verständliche besondere Beziehung gehabt haben mögen, die wir nicht enträtseln können".

Indem wir das Rätsel in aller Kürze und ohne auf die bisherigen Erklärungen einzugehen doch zu lösen versuchen, nehmen wir zunächst für „sermones", das bald mit „Schriftwerke", bald mit „Sagen", bald gar mit „Gebräuche" übersetzt worden ist, die eigentliche Bedeutung „Redeweise", „Ausdrucksweise", „Sprache", „Ausdruck" in Anspruch. Also sagt Horaz: Du verstehst nicht, wieso ich am Festtag der Matronalia, die mich als Junggesellen nichts angehen, ein Opfer zurüste, du, der die Ausdrücke beider Sprachen kennt!

Nun kann aber der Dichter Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache nicht als ein besonderes Lob des Mäcenas hinstellen, da diese ein Gemeingut aller gebildeten Römer von damals war [so bei Orelli: Exigua sane laus foret, si hoc tantum diceret: „Tu, qui optime et Graece et Latine scis;" quae tunc erat omnium hominum non prorsus rudium scientia]. Nennt Horaz den Mäcenas dennoch mit Nachdruck „Kenner der beiden Sprachen", so haben wir darin zweifelsohne einen Scherz zu sehen, wohl eine Anspielung auf eine diesbezügliche Äufserung des Mäcenas und darauf bauen wir folgenden Erklärungsversuch:

Der in Rom weilende Mäcenas erhält ein Schreiben des Horaz, worin ihn derselbe nur mit ein paar Worten für den 1. März auf das Sabinum einlädt zur Feier der — Patronalia. Aus dieser Einladung wird Mäcenas nicht klug. „Zur Feier der Matronalia!", schreibt er ihm zurück, „das liefse sich noch hören, die begeht man am 1. März in den Familien; doch du hast ja nicht Weib und Kind! Was willst du also an diesem Tage feiern? Patro-

nalia? Nie vernahm ich von einem solchen Feste, ja nicht einmal der Ausdruck ist mir aus unsrer oder aus der griechischen Sprache bekannt. Auf das Fest bin ich wirklich begierig."

„Feiner Sprachkenner", ruft nun in unsrer Ode der schalkhafte Dichter dem zur Festfeier erschienenen Freunde lachend zu, „du kennst die Patronalia nicht? Wisse, für deinen Junggesellen ist der erste März auch ein Festtag. Heute jährt es sich, dafs ich von Bacchus aus Todesgefahr gerettet wurde —

voveram dulcis epulas et album
Libero caprum prope funeratus
arboris ictu.
hic dies anno redeunte festus —

Ihm, seinem Beschützer, seinem patronus [dem patronus der Dichter überhaupt — Ep. II, 2, 77: scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbem rite cliens Bacchi] feiert dein Horaz am Tag der Matronalia — Patronalia."

Kempten. Rosenhauer.

Zu Ciris v. 5.

Die neueste kritische Arbeit über die Ciris (Unger, electa e Ciris commentariis, Progr. Halle 1885) führt nicht weniger als 16 Konjekturen aus alter und neuerer Zeit auf, mit denen man der korrupten Überlieferung dieses Verses aufzuhelfen versucht hat. Kreunen in seiner vortrefflichen Schrift (prolegg. ad Cirin. Diss. inaug. Rheno-Traiecti 1882), verzichtet bereits auf jeden Heilungsversuch, indem er schreibt: eiusmodo loco contenti esse debemus, si sententiam propemodum indicare possumus.

Ich würde es für kühn halten, eine ganz neue Vermutung auszusprechen, schlage vielmehr nur eine ganz kleine Änderung der Lesart vor, welche Keil gelegentlich (in einer Note zu seinen observv. crit. ad Propert. Diss. inaug. Bonnae 1843 p. 13) als die wahrscheinlichste bezeichnet hat. Zur Orientierung über die Überlieferung und die bisherigen kritischen Versuche verweise ich der Kürze halber auf Unger a. a. O. p. 1 ff.

Der Keil'sche Vorschlag lautet:

Tum mens curet eo dignum sibi quaerere carmen.

Ein Blick auf die Lesart des verhältnismäfsig besten cod. H (Helmstadiensis):

Tum mea queret eo dignum sibi quaerere carmen

genügt, um zu erkennen, dafs Keil die 5 letzten Worte gar nicht angetastet hat, welche aufser der Autorität des cod. H auch noch

die der cod. R und L für sich haben. queret (quaeret) erscheint wegen des folgenden quaerere unerträglich; dafs das Wort aus curet verderbt ist, ist mehr als wahrscheinlich. Schon die ed. vet. P. Leopardi ap. Nic. Loens. Epiphyll. VIII 23 gibt curat, ebenso Jacobs. — Nicht weniger einleuchtend ist es, mit Keil statt des mea der Handschriften mens wieder herzustellen; denn ein Substantivum fem. gen. ist als Subjekt zu dem folgenden accincta (v. 6) und ausa est (v. 8) unerläfslich, wie verschiedene Herausgeber richtig erkannt haben, daher die Konjekturen Erato, ratio, Musa an andern Stellen des Verses. Puetz in seinen adnott. ad Cirin p. 6 und Baehrens in seiner Ausgabe haben mens aufgenommen. — Mit tum dagegen ist nichts anzufangen. Keil las mit Sillig v. 6:

Longe aliud studium quum aliosque accincta labores,

so dafs tum und quum mit einander korrespondierten. Nun hat aber dieses quum keinerlei Stütze in der Überlieferung, ist vielmehr von Sillig in den Text eingeschoben worden. Einen Ersatz für das demnach unhaltbare tum bietet der cod. A (Adalbertinus), welcher an dieser Stelle quum (cum) hat. Über manche treffliche Verbesserungen des Textes in dieser Handschrift an einigen Stellen vgl. Ribbeck proll. p. 47.

Die ganze Stelle v. 1—11 hat grofse Ähnlichkeit mit Catull 65, 1 ff., wie alle Herausgeber betonen: dem etsi me . . . sed tamen bei Catull entspricht an unserer Stelle etsi me . . . non tamen; an beiden Stellen sind zwischen Protasis und Apodosis parenthetisch mehrere Verse eingeschaltet, welche jedesmal die genauere Ausführung des Vorausgehenden enthalten. Wo diese Parenthese an unsererer Stelle beginnt, darüber läfst sich streiten; Haupt, Baehrens u. a. ziehen v. 5 zum Vorhergehenden, während Sillig u. a. v. 5—8 als Parenthese betrachten. Ich schliefse mich der letzteren Interpunktion an; die ganze Stelle lautet dann (unter Einsetzung der oben angegebenen Änderungen):

1 Etsi me vario iactatum laudis amore
Irritaque expertum fallacis praemia volgi
Cecropius suavis expirans hortulus auras
Florentis viridi sophiae complectitur umbra
5 — Cum mens curet eo dignum sibi quaerere carmen,
Longe aliud studium atque alios accincta labores
Altius ad magni suspexit[1]) sidera mundi
Et placitum paucis ausa est ascendere collem —:
9 Non tamen absistam coeptum detexere munus etc.

[1]) So mit Schrader-Haupt.

v. 5—8 gibt eingehenderen Aufschlufs darüber, zu welchem Zweck und in welcher Weise der Dichter sich mit Philosophie beschäftigt: „Da mein Geist darauf bedacht ist ein ihrer (d. h. der Philosophie; grammatisch bezieht sich eo auf Cecropius hortulus) würdiges Gedicht zu suchen, ist er auf ein anderes Streben und auf andere Arbeiten gerichtet (nämlich: als auf das leichte Spiel der Muse, leviter blandum morem v. 11); höher hat er sich emporgerichtet zu den Gestirnen des grofsen Weltalls und hat es gewagt eine Höhe zu ersteigen, die nur wenigen gefallen.“ — Der Gedankenzusammenhang der ganzen Stelle ist nun folgender: wenn ich auch nach den Enttäuschungen, die mir meine öffentliche Thätigkeit gebracht hat (v. 1. 2.), mich ganz der Philosophie hingegeben habe (v. 3. 4) — da ich vorhabe ein grofses (didaktisches) Gedicht zu veröffentlichen, liegt mir die leichte Muse fern, ich bin vielmehr ganz in naturphilosophische Fragen vertieft (v. 5—8) — will ich doch ein längst angefangenes Werk (ein kleines, erzählendes Epos über die Scylla, die Tochter des Nisus) zu Ende führen.

Die vorgeschlagene Lösung darf vor den bisherigen jedenfalls den Vorzug beanspruchen, dafs sie sich an die Überlieferung möglichst genau anschliefst, was man von Unger's Lesart:

Dum mea cura Eratosthenicum sibi quaerere carmen

nicht behaupten kann. Wem der für v. 5 gewonnene Gedanke etwas prosaisch vorkommt, den verweise ich auf die formale und ästhetische Würdigung des Gedichts bei Hertzberg in seiner Einleitung zu der Übersetzung der Ciris p. 52 u. 56 f.

Nürnberg. Hans Kern.

Zu Thukydides.

Bei der Beschreibung der Pest lesen wir II, 49, 5: τὰ δὲ ἐντὸς οὕτως ἐκάετο, ὥστε μήτε τῶν πάνυ λεπτῶν ἱματίων καὶ σινδόνων τὰς ἐπιβολὰς μηδ᾽ ἄλλο τι ἢ γυμνοὶ ἀνέχεσθαι, ἥδιστά τε ἂν ἐς ὕδωρ ψυχρὸν σφᾶς αὐτοὺς ῥίπτειν. Schon längst hat man mit Recht an dem ἢ γυμνοί Anstofs genommen und durch Classen's Erklärungsversuch scheint mir derselbe durchaus nicht entfernt. Eine Streichung möchte ich nicht empfehlen. Dagegen wäre wohl der Stelle aufgeholfen, wenn man schreiben würde: ὥστε μήτε τῶν πάνυ λεπτῶν ἱματίων καὶ σινδόνων τὰς ἐπιβολὰς μηδ᾽ ἄλλο τι ἀνέχεσθαι, ἥδιστά τε γυμνοὶ ἂν — — ῥίπτειν. Hat nicht Lucretius bei seiner schönen Schilderung VI, 1170 so gelesen?

in fluvios partim gelidos ardentia morbo
membra dabant, nudum jacientes corpus in undas.

München. Adolph Roemer.

II. Abteilung.

Recensionen.

Horaz, Entdeckungen und Forschungen von Bobrik. Erster Teil. Leipzig. 1885. Commissionsverlag von B. G. Teubner. 498 S. Gr. Quart.

Das vorliegende Buch ist eine wie äufserlich, so innerlich in der Horaz-Litteratur ganz eigenartige Erscheinung. Es hat einen aufserordentlichen Umfang, obwohl es sich nur als „Erster Teil" ankündigt, und deshalb einen so hohen Preis, dafs das darin Enthaltene schon deswegen weniger auf die Philologenwelt wirken wird, als ich manchen Partieen desselben wohl wünschte. Innerlich aber weicht das Buch mit seinen Ansichten so weit von den bisherigen ab, dafs, wenn dieselben genug Beweiskraft hätten, unser bisheriges Wissen von Horaz, seinem Leben, seinem Wesen als Mensch und als Dichter, völlig unrichtig sein würde. Er ist schwer über dasselbe schon jetzt ein endgültiges Urteil, soweit das eines einzigen Kritikers überhaupt von irgend welcher Bedeutung sein kann abzugeben, da das Werk über sich hinaus auf einen anderen Teil verweist, in dem manches noch gestützt und beleuchtet, das Ganze erst seinen Abschlufs bekommen soll. So viel möge schon hier bemerkt werden, dafs wir in dem Buch das Erzeugnis eines geradezu staunenswerten Fleifses, die Arbeit eines ganzen Lebens vor uns haben, dafs der poetisch reich beanlagte, in der Litteratur der Völker der alten und neuen Zeit in einer seltenen Weise heimische, scharfsinnige Verfasser seine „Idee", seine Entdeckung nach Möglichkeit zu stützen und ausgiebig zu machen versucht hat. Uns will es allerdings scheinen, als ob das Resultat in seiner Hauptsache doch weit hinter den Erwartungen des Verfassers zurückbleiben, und mancher stolze Turm niederstürzen wird, weil er auf morschem Grunde erbaut war, weil der Verf. zu subjektiv verfahren ist.

Bobrik glaubt, dem uns überlieferten Texte Zeugnisse gegen sich selbst abgezwungen und durch Erschliefsung seines wahren Charakters dem einzigen Grunde, auf dem wir stehen, einen veränderten Wert verliehen zu haben. Nach ihm ist der ganze Körper unserer Horaz-Redaktion durch subjektives Urteil hergestellt, sodafs die höhere, wie die niedere Kritik volle Freiheit in der Arbeit hat. Er will beweisen, dafs die Ordnung der Gedichte eine gestörte ist, dafs der gegenwärtigen Ordnung eine ältere vorangegangen ist, dafs mit der Störung der Ordnung auch eine Störung der Gedichte selbst sich verknüpft hat. Die gegenwärtige Ordnung scheint ihm eine nach dem Inhalt und nach Stichworten; doch erfahren wir über diese Ansicht in dem vorliegenden Teile noch nichts Näheres. Und nun zu den Beweisen!

Nach B.'s Ansicht zerfielen die Werke des H. wie die seines Vorbildes Alcaeus in eine Dekade: er zählt 1) 4 Bücher Oden, 5) de arte

poetica, 6) epoden mit dem carmen saecul. 7 u. 8) episteln, 9 u. 10) Satiren. Es sei nicht unwahrscheinlich, dafs auch die Unterabteilungen wieder in Zehnergruppen zerfallen seien, zumal da Od. liber II—20, lib. III—30, Satir. I—20, Epist. I—10 Gedichte enthalten. Unter diesen Umständen falle es auf, dafs Buch I nur 38 Oden und kein eigentliches Schlufsgedicht habe. Bekanntlich seien deshalb früher 2 Gedichte hinzugefügt worden, die sich nur noch in alten Ausgaben finden.

Schon hier will ich den Verf. unterbrechen: Ist jene Ordnung im Bland. V. nicht eine blofse Spielerei? Ist sie nicht völlig subjektiv und unhaltbar? Was aber die Zahl der Gedichte betrifft, so steht B. hier auf den Schultern von Kiessling, der am nachdrücklichsten gerade hierauf aufmerksam gemacht hat. Aber man bedenke dagegen: Buch IV hat 15 Gedichte, der Epoden sind 17, der Satiren des 2. Buches 8, der Episteln des 2. Buches 2 oder 3, wenn man die ars poetica mitrechnen will. Da stehen also sehr viele Ausnahmen der Regel gegenüber! I, 38 scheint B. kein rechtes Schlufsgedicht, aber — Buch I und II wurden zusammen herausgegeben, Buch II gewifsermafsen als Anhang, als Bestätigung des Inhalts von I, 38. Nicht so ganz unpassend nennt der Dichter am Schlusse des ersten Buches hinter einem grofsen politischen Lied, als ob es ihn gereue, seiner Muse untreu geworden zu sein, Myrte und Wein als Grundmotive seiner Dichtung. Nicht so ganz unpassend folgt darauf das Gedicht II, 1 mit der Beschreibung der so ganz anders gearteten Thätigkeit des Pollio, dem der Dichter auch hier sein eigenes Programm entgegenhält. Man wolle überhaupt aus subjektiven Gefühlen nicht auf objektive Thatsachen schliefsen; man wolle lieber Thatsachen anerkennen und das Gefühl ihnen anpassen. War es nicht höchst wunderbar, dafs das Buch der Epoden mit jenen Spottpfeilen gegen die Canidia schlofs? Ich weifs, dafs einzelne Kritiker auch darin Absicht gefunden haben; man hat auf den Schlufs der Satiren hingewiesen. In Canidia sollten, so meint man, beide Bücher gewissermafsen aushallen. Ich stimme aber trotzdem Gebhardi zu, der in seinem Aesthetischen Commentar zu Horaz, Paderborn, 1885, sagt: In der That kein würdiger Abschlufs! Eine Canidia, wie sie Horaz durch seine giftigsten Spottpfeile vernichtet, als Schlufsfigur — nimmermehr!

Wir lassen Bobrik weiter sprechen: Bei der Ordnung der Metra fällt es auf, dafs Gedicht I, 6, 15, 24, 33 in derselben asklepiadeischen Strophe gedichtet sind; denn das sind Gedichte, die in den 4 Dekadenreihen eine gewisse gleichmäfsige Verschiebung zeigen. Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen wird geschlossen, dafs nicht am Schlusse, sondern in der 2. Dekade 2 Oden fehlen. Gewifs sind jene Oden metrisch gleich, aber wie sind sie inhaltlich verschieden! Wie widersprechen sie sich geradezu! In I, 6 leugnet der Dichter, im genus grande dichten zu können, in I. 15 thut er es, noch mehr in I, 24, wo er die Melpomene geradezu bittet, ihn in das hohe Gebiet des θρῆνος zu begleiten. Wenn aber in I, 33 das Metrum mit Absicht gewählt ist, dann wählte Horaz zu dem schelmischen Trostliede, wohl mit Bezug auf den Elegiendichter Tibullus, die feierliche Form des θρῆνος, gewissermafsen als Illustration zu den decantes miserabilis elegos! Sodann fällt es Bobrik auf, dafs durch die Ode X die Reihenfolge neuer, abwechselnder Metra gestört wird, dafs ja mit Gedicht XI thatsächlich ein 10. Metrum hinzutritt. Dem 11. Gedicht als Schlufsgedicht der ersten Dekade würde dann das 18. Gedicht als Schlufs der zweiten, um 2 Gedichte verkümmerten Dekade gut entsprechen. Es kommt hinzu, dafs trotz aller Veränderungen, die der Verf. mit der Stellung der Ode vornimmt, noch 27 von 38 an derselben Stelle stehen

bleiben; werden 11 Oden geändert, d. h. verstellt, ergibt sich ein gleichförmiges Bild einer dekadischen Ordnung nach dem Metrum. Nun bleiben aber trotz aller Verteilungen die Ode 1, 4, 7, 28 ohne ein Seitenstück in der entsprechenden Dekade, wodurch 4 Lücken in der Corresponsion entstehen. Es handelt sich nun für Bobrik darum, diese Ungleichheit zu entfernen. Zunächst beschäftigt er sich mit I, 7. Für einheitlich dürfe es nicht gelten; „zwei Gedichte, von denen das eine die Schönheit einer Landschaft preist, das andere zum Frohsinn und Mut auch in Drangsalen auffordert, verlieren ihren wohlberechtigten Anspruch auf die Namen von Gedichten; sie hören auf dem Dichter Ehre zu machen, wenn sie mühsam vereint die Aufgabe der Prosa übernehmen, sich diplomatischen Zwecken dienstbar machen sollen. Ein poetisch Schönes mufs sich unvermittelt durch sich selbst erklären; es mufs seine dichterische Einheit vor allem unmittelbar empfinden lassen." Diese Gründe sind für den Verf. unseres Buches so schwerwiegend, dafs er auch dadurch, dafs der Dichter von Epistel XI die 7. Ode als ein einheitliches Gedicht mit der Auslegung des Acro und Porphyrio kannte, nicht irre gemacht wird. Lieber giebt er Epist. XI als horazisch auf. Besonders sind es die Verse: seu te fulgentia signis castra tenent, seu densa tenebit Tiburis umbra tui, welche nach B. nicht allein an höchst ungeeigneter Stelle stehen, sondern auch „durch die Unzweckmäfsigkeit ihres Inhaltes, die Kraftlosigkeit des Ausdruckes, die mifstönende Wiederholung desselben Wortes und den in seinen Motiven nicht erkennbaren Tempuswechsel auffallen". Auch steht nach B. die Anrede falsch; sie hätte am Anfang stehen müssen; das erste Gedicht aber (— V. 14) hätte der Anrede nicht bedurft. Endlich sind nach B. die beiden Teile des Gedichtes metrisch grundverschieden. Das wird nun mit grofser Sorgfalt beim Hexameter und beim Tetrameter zu beweisen versucht. Der Grund dafür liege in gegensätzlichen Prinzipien; der Verf. des ersten Gedichtes habe seinen tetram. catel. in disyll. aus dem Hexameter durch Verkürzung um die ersten 2 Füfse entstehen lassen, der des 2. habe h i n t e n die beiden letzten Daktylen abgeschnitten; danach seien natürlich die Cäsuren ganz andere geworden. Victorinus habe beide Formen des Tetrameters erwähnt und an Versen unseres Gedichtes erläutert. Auch seien die besten Handschriften für Teilung. Zu Tiburis umbra tui fehle es an Scholien. Nach Entfernung jener beiden Verse 19—21 erhalten wir nach B. je 2 Strophen von je 2 mal 4 Versen, welche sich durch ihr Ebenmafs und durch das Auftreten desselben Wortes an gleicher Stelle: (Salamina) als korrespondirende verraten sollen. Bei dem ersten Gedicht (V. 1—14) scheinen ihm 2 Verse ausgefallen, denn es verletze, dafs die Erwähnung Tibur's mit mit dem Tetrameter beginnt. Dieselbe Hand, welche die Gedichte vereinigte, strich vielleicht gleichzeitig hier 2 Verse, als sie dort ebenso viele zusetzte, um den beiden Gedichten ihren früheren Umfang zu lassen. Giebt man dies B. zu, so ist die Gleichförmigkeit der Dekade in metrischer Beziehung dadurch ein Stück weiter gekommen; es stand dann 7ª o d e r 7ᵇ in der zweiten Dekas.

Ich habe die Gründe des Verfassers in aller Ausführlichkeit wiedergegeben, weil dieselben Gründe häufig wiederkehren und ihren Schatten auf die ganze Untersuchung werfen. Wir werden einige derselben jetzt zu besprechen haben. Die ästhetischen Ansichten des Verfassers sind wohl nicht mehr die unserer Zeit, die einsehen gelernt hat, d a f s m a n d i e G e s e t z e d i c h t e r i s c h e r C o m p o s i t i o n n i c h t b l o s a u s p h i l o s o p h i s c h e n G r u n d s ä t z e n a b l e i t e n d a r f, d a f s k e i n d i c h t e r i s c h e s G e b i l d e s i c h v o l l u n d g a n z m i t d e n K u n s t g e s e t z e n d e c k t, d a f s m e n s c h l i c h e U n v o l l k o m m e n h e i t, v o l k s t ü m l i c h e A n-

gewohnheit und Denkart, Ringen mit dem Stoff, abseits liegende Zwecke sich selbst bei dem gröfsten Künstler geltend machen und uns nötigen, zur Beurteilung seiner Werke nicht nur von auswärts den Mafsstab mitzubringen, sondern ihn auch selbst erst dem Kunstwerk anzupassen, damit es erkannt, seine Abweichungen vom Ideal aufgezeichnet und das Verhältnis des Dichters zur Kunst gekennzeichnet werde. Es giebt wohl keinen Dichter, der nicht in der Jugend und im Alter gegen die Gesetze des poetischen Ideals gefrevelt — es giebt wenig grofse Dichter, in deren besten Schöpfungen sich alle jene Gesetze exemplifiziert finden. Nun ist aber Horaz kein grofser Dichter. Darüber sind jetzt doch wohl alle Urteilsfähigen einig; er ist einer von denen, auf welche fremdes Beispiel mit grofser Macht wirkte, einer von denen, die oft gegen die innere Stimme zur poetischen Leistung veranlafst wurden, ein Römer, der seinen Nationalcharakter, seinen aufs Praktische gerichteten Sinn weder verleugnen konnte noch wollte, ein Bürger einer Zeit, in der man mit Vorsicht seine Gefühle äufserte, ein Dichter einer vergangenen Zeit, deren Lebensregungen, deren äufsere Verhältnifse wir nicht genau genug kennen. Was giebt also Bobrik das Recht, nach einem Kanon, nach modernen, aus dem Wesen der Kunst und den Dichtungen von Männern, die dem Ideal unstreitig näher gekommen sind, als Horaz es war, gezogenen Anforderungen an Gedichte heranzutreten, die nach Aller Urteil nicht gleichwertig sind, die nicht gleichwertig sein konnten, weil sie verschiedenen Epochen entstammten — Epochen des Lernens an fremden Mustern und der eigenen Durchbildung? Es ist ein Anachronismus, wenn B. jetzt mit solchen Sätzen kommt, wie wir sie oben angeführt haben. Nachdem Hofmann Peerlkamp, Gruppe, Lehrs u. A. auf diese Weise, durch Zerreissen des Horaz, gezeigt haben, dafs der Dichter solchen modernen Forderungen nicht Stich hält, nachdem alle jene Arbeiten in der Gestaltung des Textes kaum einen Achtungserfolg errungen haben — da mufste Bobrik nicht so oft, so bestimmt auf ein solches Moment seine Hoffnung setzen. Also „ein poetisch Schönes soll sich unvermittelt durch sich selbst erklären!" Das läfst sich doch nicht von Zeit- und Gelegenheitsgedichten behaupten, die ihren Wert, ihr Verständnis überhaupt erst von aufsen bekommen. Läfst sich auch nur eine so grofsartige Schöpfung wie der Faust aus sich selbst zur Genüge erklären? „Ein Gedicht soll nicht die Aufgabe der Prosa übernehmen und diplomatischen Zwecken dienen!" Ja, aber die Gedichte des Horaz waren meistens an Personen gerichtet; der Dichter kann nicht umhin, auf dieselben Rücksicht zu nehmen, seine Gedanken mit ihnen in Verbindung zu setzen. Daraus ergibt sich ein diplomatisches Verhältnis von selbst. Das Gedicht I, 7 ist jedenfalls kein gutes; das geben wir B. ohne Weiteres zu. Es ist durch sich selbst nicht klar genug; aber es ist aus einer Zeit herausgewachsen, die wir noch nicht genügend kennen. Einen leidlichen Sinn gibt es: „Ich vergesse in Tibur mein Wandern und Sorgen! Mach's ebenso, Freund! Ändere Deinen Ort und hoffe auf Änderung des Schicksals!" Unser Dichter hat nun einmal nicht die uns Modernen eigene Kunst, den Hauptgedanken so prävalieren zu lassen, dafs die begründeten Verhältnisse in Abhängigkeit treten. Bei den Alten hat ein weniger strenges Gefühl für Unterordnung, eine Art homerischer Parataxe oder eines Reliefstils, wie er in der griechischen Kunst begegnet, Gebilde geschaffen, die von uns heute nur dann als einheitlich gefühlt werden, wenn wir sie mit verschiedenem Tone sprechen. Man vergleiche III, 17. Verhält sich die Einschaltung in Betreff der Abkunft des Lamia in Bezug auf ihre Ausführlichkeit richtig

zu dem Kerne des Gedichtes? Was lehrt Gedicht I, 35, in dem V. 1—28 sich ganz auf die Beschreibung der Macht der Fortuna von Antium beziehen und nur 29—40 dem Thema genügen? Doch wohl, dafs auch im lyrischen Gedichte, wie z. B. bekanntlich im homerischen Gleichnis, die einzelnen Unterteile dem Dichter unter den Händen zu selbständigen Gebilden erwachsen, dafs, wie es ähnlich in der griechischen Kunst ist, so auch in der Lyrik die Gedanken nebeneinander gestellt in ihrem Bezuge auf die Hauptidee freier, selbständiger sich entwickeln, als wir es gewohnt sind. Daher stammt jene Häufigkeit der Episode, die wir immer als etwas störendes betrachten werden, wenigstens, wenn sie nicht stimmungsvoll ist oder zur Beruhigung der erregten Seele dienen soll. Ein Gedicht wie IV, 6 ist auch in seinem ersten Teile (1—28) kein einheitliches in unserem Sinne. Die Erwähnung des Achilles hat den Dichter zu weit abgeführt und zu wenig hat er sich bemüht, die Erzählung der Thaten dieses Helden in Beziehung zu dem Gebet an Apoll zu setzen. Es ist also nicht wahr, dafs in einem antiken lyrischen Gedichte nicht auch zwei Gedankenreihen nebeneinander hergehen könnten, wenn nur die zweite den prävalierenden Gedanken enthält. — Was Bobrik nun gegen die Verse: seu te fulgentia signis Castra tenent, seu densa tenebit Tiburis umbra tui —, 'Kraftlosigkeit des Ausdruckes, mifstönende Wiederholung desselben Wortes', einwendet, so sind das ganz subjektive Gründe, wie man sie überhaupt nie mehr vorbringen dürfte. Es hindert mich gar nichts, sie sogar schön zu finden, Kiessling findet darin einen malerischen Gegensatz — und wenn sie häfslich sind, so ist doch oft genug hervorgehoben, dafs jeder Dichter auch schlechte Verse macht. Der Dichter spricht durch das Futurum die Erwartung aus, dafs es dem dichten Schatten von Tibur schon gelingen wird, den Plancus festzuhalten. Man sollte bei Annahme von Interpolationen stets zuerst fragen: welchen Grund hatte der Interpolator zu seinem Hineindichten, das doch immer mit gröfserer Schwierigkeit verbunden ist, als die selbständige Leistung? Wie unwahrscheinlich ist es, dafs ein Fremder Verse einschiebt, die Tausende von Lesern als notwendig erkannt haben, dafs er Gedichte, die gar keinen Zusammenhang mit einander haben sollten, hätte verbinden wollen! Es liegt doch viel näher, dafs ein Gelehrter Gedichte, die er zusammengeschrieben fand, trennte. Und wie unwahrscheinlich ist erst die Annahme, dafs in dem ersten Teile 2 Verse gestrichen sein sollen, um diese hinzuzusetzen! Das sind doch Annahmen, die heutzutage keiner mehr ausspricht, in der Hoffnung, Gläubige zu finden. Nach B. steht die Anrede falsch. Er erwartet sie immer am Anfang, Aber diese seine Aufstellung ist nur dann richtig, wenn wir seine Zerteilungstheorie annehmen; sonst aber steht die Anrede naturgemäfs da, wo der Dichter nach der Einleitung nun zur Aufforderung wirklich kommt, wie in IV, 12, 9 u. s. w. Machen wir aber mit Bobrik V. 1—14 zum selbständigen Gedichte, dann hat es gar keine Anrede. Damit schaffen wir dann ein Seltenheit; denn dafs ein Gedicht wie II, 15, in dem die Anrede fehlt, Fragment ist, scheint mir durchaus wahrscheinlich; macht es doch auch sonst in Inhalt und Form den Eindruck einer unvollendeten Jugendarbeit.

Die metrischen Beobachtungen Bobriks haben gewifs ihren Wert, sind aber doch mit grofser Vorsicht zu verwenden. Einmal werden sich immer zwischen 2 Teilen eines Gedichtes und besonders eines solchen, welches recht verschiedene Gedanken ausdrückt, auch metrische Verschiedenheiten entdecken lassen, weil sie sich von selbst einstellen, weil sich auf diese Weise die Verse gewissermafsen ausgleichen, weil einem

musikalischen Bedürfnis genügt wird. Sodann sind dieselben nicht von zwingender Kraft, da Ausnahmen sich immer finden. Drittens kann ich nicht verstehen, warum Horaz in der ersten Dekade ein Gedicht desselben Mafses in Bezug auf Cäsuren hätte anders behandeln sollen, als in der zweiten, namentlich wenn die Gedichte sich doch entsprechen sollten, wie B. will? Ja, wenn ein grofser Zeitunterschied in ihrer Abfassung nachgewiesen werden könnte! Dann liefse sich dieses Moment verwenden, wie es für die sapphische Strophe schon verwandt worden ist. Denn es ist in der That möglich, dafs der Dichter bei Herausgabe des 4. Buches, also viele Jahre nach der Edition der 3 ersten, anderen Grundsätzen, z. B. über Cäsuren, huldigte. Aber für Gedichte eines Buches ist die Annahme doch mifslich. — Auch mit dem Moment, welches bei Bobrik von den Handschriften hergenommen ist, ist es nichts. Man vergleiche, was Keller in seinen Epilegomena zu Horaz I, S. 33 bemerkt. In diesem Punkte würde ich allerdings den Handschriften nicht zu sehr trauen; wird doch in ihnen auch II, 13 und II, 14 verbunden. So müssen wir leider auch nach B.'s Arbeit noch das wenig gelungene Gedicht, das auf intime Freundesverhältnisse, Theaterstücke und Beziehungen politischer Art, für Uneingeweihte etwas dunkel, eingeht, unserem Dichter lassen.

Bei Od. I, 28 werden alle Erklärungsversuche kurz angeführt, damit das Motto dieses Abschnittes: „et adhuc sub iudice lis est“ gerechtfertigt erscheine. Zunächst wird dann der Gedankengang in den ersten 16 Versen (28^a^) als zulässig, hochpoetisch und für ein Gedicht völlig ausreichend hingestellt. Die Verse von Dant alios — fugit werden „prosaisch, rhetorisch-pathetisch, geschraubt im Ausdruck, geschmacklos in der Sprache“ genannt. Ein Redaktor habe sie verfertigt als eine Brücke von dem auf dem Festlande verstorbenen Archytas zu dem im Anfange des 2. Gedichts als im Meere umgekommenen Eingeführten. Das Übrigbleibende sei ein Gedicht im Sinne der Alten, eine declamatio corporis proiecti. Das quoque im Anfang werde durch Parallelen geschützt. Die Fabel, dafs Archytas im Meere verunglückt sei, sei erst durch die Zusammenziehung von 28^a u. ^{b} entstanden, Porphyrio lasse ihn auf dem Lande sterben. In metrischer Beziehung werden einige, nicht ausnahmslose Verschiedenheiten entdeckt. Die interpolierten Verse hätten einen Einschnitt vor dem 6. Fufse — eine Barbarei, welche auf eine jeder metrischen Kunst entfremdete Zeit oder Hand schliefsen lasse. 28^b sei in die 7. Stelle der 4. Dekade einzusetzen.

Ein paar Worte der Entgegnung mögen genügen. Wie unwahrscheinlich ist es, dafs ein Redaktor zwei Gedichte vereint oder zusammenleimt, die uns in ihrer Verbindung solche Schmerzen bereiten. Wenn der Zufall, wenn Unkenntnis den Schreiber 2 Gedichte in eines vereinigen läfst — das können wir begreifen, und leicht wird geschieden, was in der That leicht sich verbinden konnte! Dafs aber Einer sich ausdrücklich hinsetzt und zwei ganz disparate Gedichte durch eine Strophe verbindet, wenn sie doch recht gut für sich allein hätten leben können, das ist nicht glaublich. Und warum könnte er das gethan haben? Bobr. sagt an anderen Stellen, man habe keine Freude an den kleinen Gedichten gehabt und den Geschmack an duftigen Poesieen verloren, man habe nur grofse Gebilde einem Dichter, wie Horaz, zugetraut! Aber sehr viele dieser kleinen Liedchen sind zu unserer Freude in ihrer Kleinheit erhalten und entzücken durch die Prägnanz des Ausdrucks und durch die Beschränkung auf den einen Gedanken. Wenn uns aber gröfsere Gebilde von Horaz vorliegen, möge man nicht vergessen, dafs Horaz nicht blos Anakreontiker, Schüler des Alcaeus und Archilochus war, dafs er seinem Vorsatz, im genus tenue seine Kräfte zu regen, durch eigenen

Willen und äufsere Veranlassung oft ungetreu wird und dafs Vorbilder wie Pindar ihn von selbst zu wahrhaften Oden mit der schwer im Einzelnen zu verfolgenden Einheit der Idee führten. Will Bobr. auch bei Pindar Einheit des Gedankens fordern und deutlich erkennen? „Grundgedanken“ mag es geben, aber das Einzelne steht so für sich und in sich, dafs es auch ohne den nährenden Boden des Grundgedankens gleichwie eine homerische Episode gedeihen kann. 'Blumensträufse mit unsichtbarem Bande' hat Croiset die pindarischen Oden mit Recht genannt. — Wenn wir aber einen Grund zur Tilgung der angefochtenen Verse nicht erblicken können, zumal sie in einer dem Dichter sehr gewohnten Weise den allgemeinen Satz exemplificieren, dann können wir alles Übrige, von B. beigebrachte für jetzt übergehen, da darin nur Lehrs', Gruppe's u. A. Ansichten wieder auftauchen, welche von dem Vorhandensein zweier Gedichte keinen Gelehrten zu überzeugen vermochten, da eben das Eine wie das andere unvollständig ist und nicht befrieidgt. Nur zwei Bemerkungen noch. Erstens hätte ein Interpolator, der einen Übergang herstellen wollte, sicherlich V. 19 u. 20 vor 17 u. 18 gestellt. Bei dem Dichter Horaz war allerdings diese Stellung nicht durchaus nötig; denn auch zwischen saeva caput Proserpina fugit und Me quoque besteht keine allzugrofse Kluft. Zweitens zeigt sich hier, dafs doch auch bei metrischen Beobachtungen die Subjektivität von grofsem Einflufs ist. So führt Kiessling als eigentümlich an, dafs der Epodus des 2. Teils fast durchweg rein daktylisch ist — eine Beobachtung, die entschieden wichtiger ist und näher lag, als die vielen von B. angeführten. — Eine neue Auffassung des Gedichtes kann ich nicht beibringen. Auch ich glaube, dafs das Gedicht einen einheitlichen Gedanken enthält, dafs dasselbe allerdings für ein gutes Gedicht nicht einheitlich genug, für ein modernes Gedicht sogar ungenügend ist, dafs wir aber Horazens Jugend auch ein solches mifslungenes zutrauen können, zumal wenn wir bedenken, dafs die Alten oft der metrischen Form zu Liebe den Gedanken prefsten, dafs metrische Rücksichten über denen des Inhaltes standen, dafs in der Epodenzeit unseres Dichters (vergl. auch ep. 13) in den langen Versen auch der Gedanke sich längte und breit auseinanderging. Gedichte wie I, 7 u. I, 28 sind nach unseren Begriffen keine poetischen Erzeugnisse, sondern versifizierte Prosa. Das Altertum machte an poetische Kraft und Wirksamkeit der Phantasie geringere Ansprüche. die metrische Seite des Gedichtes galt damals mehr als jetzt und erhob allein schon Prosa zur Poesie. Uns ist der Vers nur die schöne Hülle für den poetischen Gedanken, bei den Alten ist er oft Erzeuger desselben. Unseren echten Dichtern entsteht die metrische Form von selbst in der Aussprache ihres Herzens, bei den alten, wenigstens den nicht grofsen, lernenden und nachahmenden Dichtern, zu denen unser Horaz gehört, war oft die metrische Form schon da, und der Inhalt mangelte, ihn hineinzugiefsen. (vgl. Bergk. Griech. Litter. II, p. 107, der dasselbe auch für die griechische Lyrik mit Recht festhält). Es war ein richtiger Gedanke, der Klaucke bewog, die Oden des Horaz auch in der Schule rhythmisch übersetzen zu lassen: nur so werden viele prosaische Stellen auf ein höheres Postament gestellt und von der Prosa geschieden. Aber ich weifs nicht, ob man dasselbe nicht auf anderem weniger pädagogisch gefährlichen und weniger unbeholfenen Wege besser erreichen kann.

Bei Betrachtung von I, 4 — es würde nicht von B. genauer betrachtet worden sein, wenn nicht an der 4. Stelle der von B. aufgestellten 2. Dekade

eine Lücke wäre — wird es eine Täuschung genannt, wenn wir einen bestimmten Zusammenhang auch da schon wirklich nachgewiesen zu haben glauben, wo wir im Grunde nur wahrscheinlich gemacht haben, dafs er füglich bestehen könnte? „Ein Frühlingslied, welches jubelnd das Erwachen der Natur preist, und die Klage, dafs die Blüten des Frühlings allzuschnell verwelken, sind zwar zwei an und für sich dichterisch vollkommen berechtigte Gedanken, zugleich aber solche, welche dichterisch durchaus Gegensätze darstellen und einer Vereinigung in einem einzigen Gedichte ihrer innersten Natur nach widerstreben". Mit Pallida mors fange eben eine neue Gedankenreihe, ein neues Gedicht an. Auch käme die Anrede zu spät. Es sei in einem antiken Gedichte unmöglich, in das heitere Frühlingslied den Gedanken an den Tod mahnend treten zu lassen. In den griechischen Vorbildern stehe immer nur ein Gedanke. Den Alten sei jene moderne Art der Sentimentalität, in welcher sich Freude und Wehmut in eigentümlicher Klangfarbe mischen, bis zu einem gewissen Grade gänzlich unbekannt. Es sei mehr als Zufall, dafs fast alle Citate der Grammatiker und Metriker aus der ersten Hälfte des Gedichts entnommen seien. Sivry sei hier bahnbrechend gewesen, indem er die Gedichte geteilt habe. Gruppe sei Sivry's bester Interpret. Auch metrische Unterschiede von Bedeutung liefsen sich erkennen. — Waren die früher besprochenen Gedichte solche, dafs auch ein verzweifelter Versuch sich äufsern durfte, weil sie eben selbst „verzweifelte" Gedichte sind, so verdiente doch wohl dieses Gedicht nicht, ebenso beurteilt zu werden. Dafs ein Frühlingslied Jubel und Klage enthalten kann, dafs dies Blühen in der Natur nicht blofs freudige Gefühle wachruft, sondern ganz von selbst auf das traurige Schicksal des Menschen, für den es bald keinen Frühling mehr geben wird, hinüberleitet, ist wohl von selbst einleuchtend; und thatsächlich finden sich solche Frühlingslieder in alten, wie in unseren Zeiten. Man vergl. Curschmann in seiner gründlichen Recension des Bobrik'schen Buches, Leipzig, 1885 (Teubner) und das von ihm zitierte Höltysche Mailied:

Der Schnee zerrinnt,	Die Glocke schallt,
Der Mai beginnt —	Da wir des Maien
Pflückt einen Kranz —	Uns nicht mehr freuen
Wer weifs, wie bald	etc.

Aber der Verfasser verkennt überhaupt den Inhalt des Gedichtes und die Verschiedenheit der Empfindung der Zeiten. An dieser Stelle will ich nur das bemerken. Ein eigentliches Frühlingslied ist I, 4 gar nicht und sollte es auch nicht sein. Die umgebende Natur, der Wechsel der Jahreszeiten bietet wohl in unserer Zeit und bei unserem Volke ein genügendes Motiv zu einem Gedichte, spricht wohl bei uns in empfänglichen Gemütern eine deutliche Sprache, ist wohl endlich bei uns Selbstzweck eines Liedes — nicht so bei den Alten. Die Natur da draufsen bietet bei ihnen wohl die Staffage, liefert wohl den Einleitungsgedanken — aber die innere Veranlassung liegt aufser ihr, in den Erlebnissen und der Stimmung des Dichters. Weil der Dichter zu der Anschauung gekommen ist, dafs das Leben zu kurz ist, um es nicht voll zu geniefsen und auszukosten, weil es mit dem Leben nach dem Tode traurig aussieht, es mit den Manen nicht mehr auf sich hat, als mit Fabelwesen überhaupt, darum erinnert ihn der Frühling an das „Brüder, geniefset die Zeit!" Der Frühling mit seiner Pracht und der Tod mit seiner Unbarmherzigkeit sind gleich wichtige und einander entsprechende Motive, die beide zu dem Rate an Sestius leiten. Darum steht erst hinter beiden Motiven die Anrede, darum wird in dem Schlusse des Gedichtes auf die Frühlings-Bilder des Anfangs nicht mehr Bezug genommen. Es ist nicht in der Ordnung,

wenn Bobr. S. 119 nach einer Auseinandersetzung über den geringen Bezug zwischen Teil I und II in unserer Ode sagt: „Jedermann liebt doch nicht den Lycidas, jedermann ist doch auch nicht reich, und jedermann ist doch weder überhaupt noch gerade jetzt, im Frühling, in einen schönen Knaben verliebt.“ Bobr. verkennt hier, wie später oft, mancherlei, was sich dem, der sich länger mit Horaz vertraut gemacht hat, geradezu aufdrängt. Der Dichter brauchte nicht zum Frühling zurückzukehren, weil dieser nur vorübergehende Bedeutung für den Hauptgedanken, die Tendenz des Gedichtes hat. Alle Einleitungsgedanken für Oden sind dazu da, vergessen zu werden, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan haben. Sie gleichen dem Steine, den man ins Wasser geworfen hat. Den Stein will man nicht wieder sehen, sondern die immer weiter sich ausdehnenden Kreise, die der Stein verursacht hat. Ein Nacheinander der Gefühle schildert die Ode, sodafs bei dem letzten Gedanken, der weiter, allgemeiner ist, des ersten nur noch undeutlich gedacht wird. Die Gebilde der Phantasie gruppieren sich lose um den erregenden Gedanken. Lycidas spielt keine Rolle, auch die Knabenliebe nicht. Seiner Gewohnheit entsprechend sind Würfelspiel und Erotik bei dem Dichter nur Einkleidung, plastische, derbe Darstellung des in der Mitte des Gedichtes sich künstlerischer äufsernden Aufrufs zur Freude und zum Jubel.

Bei I, 1 ruft die Logik des Gedankenganges dem Verfasser Bedenken wach. Er macht an 2 bekannten Schillerschen Gedichten klar, wie man ihre Einheit wohl erweisen könnte, wenn sie durch Zufall an einander gedruckt wären. Doch hat der Verf. diese Schillerschen Gedichte, wenn auch nur leise, immerhin aber geändert. Schon G. Hermann hatte behauptet, dafs das Gedicht an einer zu grofsen Fülle von Beispielen leide. Bobr. trennt die von G. Hermann, Linker u. A. für unecht erklärten beiden ersten und letzten Zeilen ab und macht aus dem Rest 2 gleiche Gedichte von 16 Versen. Mit der 4., jedenfalls mit der 5. Strophe verläfst nach B. der Dichter den eingeschlagenen Weg. Auch ist — immer nach B. — von einem Stande, von einem Berufe im Eingange des Gedichts nicht die Rede, doch geht der Dichter offenbar im Verlauf der Ode von den verschiedenen Neigungen der Menschen dazu über. Zwei Gedankenreihen durchziehen das Gedicht, welche einander stofflich verwandt dennoch durch den verschiedenen Gesichtspunkt, unter welchen sie gestellt sind, einander ausschliefsen; die Pointe des einen fehlt dort, wo sie stehen sollte und erscheint nicht richtig, wo sie dennoch steht. Zum I Gedicht bieten sich Strophe 1, 2, 5, 7; V. 29 u. 30, Strophe 8, zu dem zweiten Strophe 3, 4, 6 dar. Die erste Lücke der 2. Dekade ist dadurch entstanden, dafs 2 selbständige Gedichte von 2 × 16 Versen derart zu einem Gedichte vereinigt wurden, dafs die Pointe des ersten an das Ende des zweiten Gedichts rückte, in das erste aber zwei diesem Gedichte fremde Strophen eintraten.

Auch hier hat es B. durchaus nicht verstanden, uns auch nur im Entferntesten wahrscheinlich zu machen, wie ein Interpolator habe den Einfall hegen können, in dieser verzwickten Weise 2 Gedichte zusammenzuschweifsen, die nichts mit einander zu thun haben; denn der Zufall, Verderbnis des Textes hat doch nicht ein Resultat schaffen können, das durch seine Gegenüberstellungen, durch seine Anordnung, Gleichmäfsigkeit so viele Horazforscher entzückt hat. Man vergleiche die schönen Worte O. Kellers bei Gebhardi. B.'s Scharfsinn hätte der Sache eine andere Wendung geben sollen und dadurch wahrscheinliche und sichere Resultate erreicht. Da das Gedicht nun einmal nicht so geteilt werden kann,

dafs zwei vollständige Gedichte entstehen, die möglicherweise fehlerhaft zusammengeschrieben sein konnten, so galt es, des Dichters Kunst oder Nicht-Kunst aus dem Vorhandenen zu seiner Charakteristik aufzudecken. Dabei komme ich, abgesehen von dem, was ich in meiner „Lyrik des Horaz" bemerkt habe, noch zu folgenden Resultaten: der Dichter teilt hier nicht scharf Beruf und Neigung; und das durfte er als Römer für identisch betrachten. Bei den damaligen socialen Verhältnissen war es nicht notwendig, einen besonderen Beruf zu ergreifen. Man durfte, wenn man wollte, einen Teil des Tages mit süfsem Nichtstun totschlagen. Erwählte man einen festen Beruf, z. B. den eines Landmannes, oder den eines Kaufmannes und Händlers, so war es nicht allein zwingende Notwendigkeit, sondern auch Passion, Liebhaberei oder Freude am Geld, Gewinnsucht. Der Dichter hat ausdrücklich den Kleinbauer mit seinem mühseligen Beruf und den Kaufherrn mit seinem wagehalsigen Geschäfte durch gaudentem und durch die Beschreibung des Kaufmanns, der trotz der gröfsten Gefahren doch zu seiner Neigung zurückkehrt, jenen gleichgestellt, die von Ehrliebe getrieben oder von Jagdlust ergriffen oder vom Kriegslärm entzückt ihrem harten, selbstgewählten Berufe nachgehen. Es ist ein gutes Zeichen für den Geschmack unseres Dichters, dafs er seinen Gedanken in den Strophen: gaudentem und luctantem eine andere Wendung giebt; mufste er doch so schon mit sunt qui und est qui und dem doppelten juvare sich wiederholen. In dem Bobrik'schen Gedichte würde auch allzunah bei einander stehen: terrarum dominos euehit ad deos und dis miscent superis, wodurch doch immer die Kraft des Gegensatzes etwas gebrochen wird. — Was nun aber die Anfangs — und Schlufsverse des Gedichtes betrifft, so darf man nicht vergessen, dafs die Anrede in einem Gedichte des Horaz in der Regel eine blofse Form ist und oft in gar keinem ursächlichen Verhältnis zum Gedichte steht; sie ist eine Widmung — nicht mehr und nicht weniger. Der Schlufs aber, den ich allerdings auch, mag man inseres oder inseris lesen, unvermittelt und hart finde, kehrt doch immer mit seinem starken Ausdruck der Freude über seinen Beruf zu dem Anfangsgedanken zurück.

Es mufs nun noch die Lücke der 8 Kolumnen in der ersten Dekade geschlossen werden; es fehlt dort eine Ode im alcäischen Mafse. Zu diesem Zwecke wird I, 9 genauer betrachtet. „Die letzten 3 Strophen drücken eine ganz andere Stimmung aus, haben eine ganz andere Situation zur Voraussetzung und wenden sich nicht mehr an den Gastgeber. nuncnunc kann unmöglich auf die in den ersten Strophen geschilderte Situation gehen. Es ist nicht denkbar, dafs der Dichter, der zunächst den Gastgeber anredet, im Laufe des Mahles sich an den Sklaven wendet und sich mit ihm über den Genufs des Lebens unterhält. Der Seesturm und die Meeresgefahr pafst überhaupt nicht in das Lied. Sivry sah auch hier das Richtige. Mit quid sit futurum beginnt eine neue Ode. V. 9—12 charakterisiert sich als die Vermittlung zwischen zwei durchaus heterogenen Stoffen. Metrische Unterschiede trennen beide Gedichte. 9[b] ist inhaltlich ein Parallelgedicht zu I, 11. — Bis dahin Bobrik. Bei der Widerlegung mufs ich mich hüten, oft Gesagtes zu wiederholen. Gerade die Mittelstrophe ist die Hauptsache im Gedichte, seine Seele, wie das so oft bei H. der Fall ist. Streicht man sie, so fallen natürlich die Teile auseinander. Will der Dichter zum Trinken ermahnen und diese Ermahnung durch den Frost draufsen motivieren? Will er ohne jede Motivation zum Genufse des Heute, zu einem Leben ohne Zukunftsgedanken ermahnen? Wollte er dies, dann hätte er die Bobrik'schen Lieder gedichtet, obgleich bei dem zweiten das quid sit futurum cras fuge quaerere über das Gedicht hinaus weist und

als Anfang nicht allgemein und unbestimmt genug ist, obwohl ferner das erste Liedchen für den Horazkenner immer ungenügend erscheinen wird, da der Dichter durch die Jahreszeit allein nicht zu motivieren pflegt, da ein Gedicht in alcäischer Strophe mindestens durch eine dritte Strophe einer gewissen Beruhigung bedarf. — Aber der Dichter will mehr sagen. In dem Dichter und in dem Freunde, dessen Namen wir nicht erfahren, ist es Winter; in ihr Leben hinein ist es wie Schnee gefallen und ihre Hoffnungen sind zu Eis erstarrt. Es gab divi, die sichtbar zu Rom den früheren Freistaat regierten, und von ihrem Wink V. 10, 11, 12 hing es ab, ob es noch einmal für den Dichter und seine patriotischen Freunde Frühling werden sollte. Der Dichter würde nicht ein Winterbild nach Alcäus gezeichnet haben, oder mit deutlicher Reminiscenz an ihn aus sich heraus erzeugt haben, wenn er nicht durch innere Winterstimmung zu einer solchen Produktion geleitet, oder wenn die äufsere Situation nicht, weil sie zur inneren stimmte, genauere Beobachtung gefunden hätte. In dem premitte diuis cetera finde ich die Hauptsache. Dafs Einer so — unvernünftig sein könnte, cetera mit dem ganz nebensächlich eingeführten Gelage in Zusammenhang zu bringen und an andere Ingredienzen des Gelages zu denken, konnte ein Dichter, der hic in Ode II, 18, 36 ruhig auf Orcus bezogen wissen will, obwohl vorher vom satelles Orci die Rede ist, der II, 16 otium und III, 21 pia testa, III, 11, 14 tu nur dem Umfange der Bedeutung nach vor Augen schweben läfst — sicherlich nicht ahnen. cetera ist „unsere Lage, unser Leben“. Und weil diese eine kritische war, darum gilt es, das bischen Jugend noch zu kosten und auszunutzen, darum die Eile mit nunc-nunc. Das Winterbild im Anfang hat seine Schuldigkeit längst gethan und ist gebührend vergessen. Die Freuden aber, die der Dichter am Schlusse anrät, sind eben nur individualisierende Einkleidungen von Freuden überhaupt; gleichgültig ist es vollkommen, ob sie im Sommer oder im Winter aufgesucht werden können. Das Gedicht ist ja als Gedicht noch heute eine Aufforderung nicht für den Winter, sondern für das Leben. Wenn in der Mittelstrophe ein Bild gezeichnet wird, welches zu der Situation im Anfang nach unseren modernen Begriffen nicht gut stimmt, so wolle man doch bedenken, dafs es zu jenen formellen, hergebrachten Bildern gehört, welche die Allmacht der Gottheit schildern, dafs aber bei allem Formellen die Einzelheit nicht zu scharf für sich betont werden darf. Homers Vorbild, der ja bekanntlich der Individualisierung wegen irgend einen Ort hinzusetzt, unbekümmert darum, ob dieser Ort auch wirklich die bezeichnete Eigenschaft in höherem Mafse hat als andere, ist auch für Horaz gefährlich gewesen. Ob alle die Meere, welche unser Dichter als gefährlich nennt, auch wirklich vor anderen gefährlich waren, ob alle die Völkerschaften, die unser Dichter kurz charakterisiert, in der That jedesmal die geeignetsten Zeugen der zu beweisenden Wahrheit waren (vergl. II, 13, 15 und II, 20 mit der bunten Völkerkarte) mufs ich auch bei dem Realisten Horaz sehr bezweifeln. In solchen Dingen waren die Alten sehr nonchalant und fern von der Akribie neuerer Dichtung und Kunst; liefsen sie doch Homerische Helden in der Tracht und Bewaffnung des 5. Jahrhunderts kämpfen und sich der Erzeugnisse der Kunst des 5. u. 4. Jahrhunderts bedienen. Horazens Leser hat der Widerspruch beider Bilder gewifs nicht bekümmert, wenn sie ihn überhaupt sahen. — Sollten die metrischen Beobachtungen B.'s aber von Wert sein, so mufste er beweisen, dafs die angefochtene Strophe metrische Unrichtigkeiten enthalte. — Was endlich den puer in der

Ode betrifft, so ist das ja natürlich kein Sclave, der angeredet wird, sondern puer ist begründende Apposition zu sperne.

Ode I, 10 steht nach B. ganz vereinzelt an ihrem traditionellen Ort. Wer I, 10 mit Ovids Fast. V, 663 und 692 vergleicht, mufs nach B. letzterer Stelle die Originalität einräumen. Jedenfalls steht sie nach B. an falscher Stelle. — Wäre ich Horaz gewesen, würde ich sie in der That auch von I, 2 weiter getrennt haben. Nach unserem Gefühl ist es allerdings mifslich, den Augustus — Mercur des 2. Liedes mit diesem, teilweise zu antikem Hermes in zu enge Vergleichung zu setzen. Aber — das ist subjektiv und auch unberechtigt zu verlangen. Der Hermes des 10. Liedes hat doch viele herrliche, wahrhaft göttliche Seiten. Es konnte auch für einen August nur rühmlich sein, mit einem Gott verglichen zu werden, der ein neues Zeitalter gegründet, geadelt und verschönt hat (feros cultus — more palaestrae — lyrae parentem), der den Priamus gerettet und die Seelen zu der erwünschten Ruhe gebracht hat. Allerdings stört uns das jocosum furtum mit seiner behaglichen Ausmalung; aber es war ja ein jocosum furtum, ein Beweis seiner Geschicklichkeit, es war ja ein Gott, der es gethan, der ja nichts ungöttliches thun konnte. Dafs H. gerade so den Hymnus dichtete, kommt vielleicht etwas auf Rechnung des Alcaeus, dem er damals noch lernend und nachahmend folgte; aber kaum würde er diese Studie veröffentlicht haben, wenn sie nicht mit Lebensregungen seiner Zeit in Zusammenhang gestanden und durch diese erst ihre Bedeutung erhalten hätte. Vielleicht hatte Augustus die Selbsterkenntnis, dafs er in der That keinem Gotte so ähnlich war, wie dem überaus geschickten Mercur. Auch mufs man sich der Eigenart alter Vergleiche erinnern. In den bekannten homerischen Vergleichen dürfen bekanntlich nicht alle zur Erwähnung kommenden Züge gleich gesetzt werden. Mit der Gleichheit der Handlung ist der Dichter zufrieden; im Übrigen wachsen die Gebilde der Phantasie frei. Ich erinnere an den berühmten Vergleich des Ajax mit dem geprügelten Esel. Es ist bei dem grofsartigen, in der Neuzeit kaum begreiflichen Einflufs Homers auf alle Dichter, auf Denk- und Empfindungsweise des Altertums nicht unbegreiflich, wenn man bei Analogieen auch häufiger und naiver als wir es gewohnt sind, über die Vergleichungspunkte selbst hinausgeht. Niemand hat auch gewifs IV, 4, 30 Anstofs genommen, wenn der Dichter bei der Abstammung der Claudier an Stiere und Rosse und Adler erinnert.

Bobr. will auch I, 27 teilen. Darin seien 2 Gedichte 1—8 u. 9—24 enthalten. Mich wundert nur, dafs es nicht 3 Gedichte sein sollen: 1—8, 9—18, 18—24; dann hätten wir wenigstens eine ganze Zettelpoesie. Unstreitig ist ja das Gedicht ein kleines Drama mit 3 Scenen. Es stellt ein Nacheinander von Ereignissen dar. Es läfst sich auch nicht leugnen, dafs diese Oden mit Zeitintervallen in der modernen Lyrik seltener sind. Aber die Lyrik der Alten ist eben ein Kind des Epos und hat zu allen Zeiten diesen Ursprung nicht verleugnet, nicht verleugnen können und wollen, weil sie nicht leidenschaftlich ist und dem Subjekte an der Objektivität gröfsere Schranken entgegengestellt hat. Im Epos darf nun bekanntlich eine Zwischenzeit ohne Ereignisse als kaum vorhanden übergangen werden: Odyss. 6, 292 wird mit ἔνεικε die Hauptsache nach dem einfachen Erfolge erzählt, ohne dafs der zwischen Weggang und Rückkunft der Herolde vergangene Zeitraum erwähnt ist. Im Drama darf eine ganze Lebenszeit sich in dem Raume weniger Stunden, welche voll von folgeschweren Ereignissen sind, abrollen. Warum sollte die Lyrik, besonders die antike, nicht das Recht haben, durch die Bewegung des Subjekts auch die Objekte

ringsumher zu verändern? Auch in der modernen Lyrik darf es der Dichter. Gleichen seine Gebilde überhaupt oft Phantasieen des Traumes, so haben sie auch darin Aehnlichkeit, dafs auch in seiner Welt es geschieht, wie er gebeut, es fertig dasteht, wenn er befohlen. Dasselbe gilt von Gedichten wie II, 3, 9, wo der Dichter die Antwort nicht abwartet, sondern ohne Weiteres Weine und Würzen an das lauschige Plätzchen bringen läfst, II, 7, 23 ff., wo die Fragen sofortige Erledigung voraussetzen, II, 11, 12 ff., wo mit unglaublicher Schnelligkeit ein Gelage unter der nächsten Pinie improvisiert und alles zum Empfange der Schönen vorbereitet wird, I, 19, 9 u. s. w. Ich halte bei solchen Stellen ein allzu realistisches Eingehen auf die Einzelheiten nicht für ratsam. Wo wir uns, um ein Beispiel zu gebrauchen, das Symposion II, 11 zu denken haben, ob in dem Park des Quinctius zu Rom oder auf dem Gütchen des Horaz — das scheint mir eine überflüssige Frage, die ich beantworten würde: weder dort noch hier, sondern in der Phantasie des Dichters, dem irgend welche Gegend vorgeschwebt hat, die wir vergebens in der Wirklichkeit suchen. Wer so neugierig ist zu fragen, wie denn die Lyde hier so plötzlich in dieses ländliche Gelage kommen kann — dem mufs selbst ein realistischer Dichter wie Horaz jede Antwort weigern. Der Wirklichkeit gehört nur das Gefühl des Liedes und die Person, an die es gerichtet ist, an: alles Andere dem Reiche der Träume, wo ja auch die Schranken der Zeit und des Raumes keine Rolle spielen. —

Wenn Bobrik I, 18 zu teilen sucht (1—6, 7—16), so kann ich das wohl begreifen, wenn man ganz nach modernem Gefühl urteilt. Das Gedicht wird von zwei Empfindungsreihen durchzogen, gebildet — und beide sind vom Dichter durch ac koordiniert. Aber die Koordination ist, wie die gröfsere Hälfte des Gedichts selbst zeigt, wie die persönliche Versicherung des Dichters selbst V. 11 lehrt, nur eine äufserliche. Der Dichter will vor dem Übermafs und seinen Folgen warnen. Nach dem Anfang sollten wir ein Trinklied im Sinne des Alcäus erwarten — aber nur den Anfang nahm hier wieder, wie so oft z. B. I, 9, der Dichter von seinem Vorbild. Sein eigenes Wesen, seine Lebenserfahrungen liefsen ihn die andere Seite der Macht des Weines hervorheben. Welche Lebenserfahrungen es waren, die ihn den Spruch des Theognis: οἶνος πινόμενος πουλὺς κακόν· ἢν δέ τις αὐτὸν πίνῃ ἐπισταμένως, οὐ κακὸν ἀλλ' ἀγαθόν umkehren liefsen, läfst sich natürlich nur mutmafsen. —

In einem Rückblicke legt sich B. die Frage vor, wie es zu erklären sei, dafs in der 2. Dekade noch 7, in der dritten nur noch 5, in der vierten gar nur noch 4 Nummern der ursprünglichen metrischen Ordnung in der traditionellen Folge erhalten sind. Eine neue Hand, so glaubt er, habe die Oden nach geringen äufserlichen Merkmalen aneinander gereiht. Dabei kommt auch die Bemerkung vor, dafs es gegen die Gebote schicklicher Rücksicht verstofsen habe, wenn das erste Gedicht sich an Mäcen und erst das zweite an Augustus wende. Was sind das für subjektive Begründungen!! Wer weifs, was damals die Rücksicht erforderte? Da wird wohl nächstens Einer fragen, warum denn Ode 4 im IV. Buch vor od. XIV desselben Buches stände: Tiberius sei doch der ältere der Brüder gewesen. — Nach B. geben sich die 10 Bücher des H. als eine Gesamtausgabe zu erkennen, die im grofsen und ganzen nach metrischen Gesichtspunkten geordnet sei. Diese hat der Dichter nicht selbst besorgt. Eine Ordnung nach dem Metrum mufste jede andere zerstören. Die uns erhaltene ist also mindestens eine von 3. Hand. — Die 2. Hälfte des ersten Buches wird durch die Ode XIX Mater saeua Cupidinum, welche im soge-

nannten metrum Horatianum (3. Asklepiadeische Strophe) geschrieben war, als eine Sammlung neuer Gedichte angekündigt. Die Dekaden schlossen sich ursprünglich zu Syzygieen zusammen, das erste Buch bestand also aus 2 συζυγίαι. Die Umänderung der Ordnung würde dann vielleicht der Zeit zuzuweisen sein, in welcher man die Klassiker aus der charta auf das Pergament übertrug. In seinen teilweise sehr komplicierten Schlüssen kommt B. schliefslich auch dazu, I 25, welches eine isolierte Stellung einnimmt, zu verdächtigen, ebenso I, 20; selbst 1, 29 wird angezweifelt, ein Schicksal, das gerade diese schalkhafte, aus einem Gufs entstandene Ode am wenigsten verdient hat.

Auf diesen Bahnen können wir dem Verf. nicht folgen. Es fehlt aller Grund und Boden, auf dem Gebäude stehen könnten; das sind Annahmen, welche, wenn man milde urteilen will, Zeichen eines geistreichen Combinierens, Spielereien sind. —

Im 2. Buch sieht B. in dem regelmäfsigen Wechsel des alcäischen und sapphischen Mafses (bis zu Ode 11) ein bestimmtes Princip. Wie die Ordnung der übrigen Gedichte des Buches allmählich zu der jetzigen geworden ist, das verspricht B. im 2. Bande nachzuweisen. Jedenfalls ist für B. die Thatsache, dafs die Bücher der Oden alle ein verschiedenes System der Ordnung der Oden zeigen, beweisend, dafs weder Buch I, II, III noch Buch I und II zusammen herausgegeben sind. 2 Gedichte: II, 12 und II, 18 zeigen für sich stehende metrische Gewandung. Natürlich untersucht B. sie deshalb und findet dann auch, dafs beide — 4 Gedichte ergeben, die sich natürlich dann — gehörig auseinandergestellt — entsprechen könnten. Ode II, 12 enthalte in den ersten 4 Strophen ein Gedicht für sich, ein Parallelgedicht zu I, 6. Derjenige, welcher die kleinen Gedichte zu diesem Ganzen vereinigte, setzte Num tu uelis, wo vielleicht ursprünglich Non, di, uelim stand. Diese Ansicht widerlegt sich durch sich selbst. In den Ausgaben ist die Einheit der Ode zur Genüge dargelegt. Dafs es gegen jedes Ebenmafs wäre, in 3 Strophen von dem zu sagen, was der Dichter nicht kann, in einer aber von seinem Können, ist wohl klar, zumal uns das Parallelgedicht I, 6 gröfsere und gerechtere Verteilung zeigt. Strophe 5 und 7 sind herrliche Proben seiner lyrischen Kunst, welche in der Beschreibung epische Klarheit und lyrische Bewegtheit zeigen. Mit manchem dagegen hat B. meiner Meinung nach Recht und die zukünftigen Herausgeber werden doch gut thun, den Scholien nicht zu viel zu trauen. Ich glaube nicht, dafs Horaz eine wirkliche Geliebte des Maecenas, eine Braut, eine Gattin in dieser Weise feiern durfte. Die Ausmalung am Schlusse pafst nicht in die wirkliche Welt, wenigstens nicht in die officielle. Wenn wir die Licymnia nicht zu jenen hetärenhaften Frauen herabziehen wollen, werden wir genötigt sein, das Gedicht aus der Wirklichkeit in das Gebiet einer ungezügelten, doch künstlerischen Phantasie zu versetzen. Es ist nicht die Licymnia oder gar eine Terentia, deren erotisches Spiel vom Dichter gefeiert wird, sondern eine Licymnia, ein Mädchen, das sittsam sein konnte, wenn sie wollte, welches Anstand besafs — im Reigen, eine Schöne, wie sie die Phantasie nicht allzu weit sich von der Wirklichkeit entfernend damals so oft schuf. Zu dieser Annahme werden wir durch Strophe 4 geradezu genötigt. In einem Gedichte „Meine Dichtung“ kann der Dichter unmöglich sagen, dafs die Muse ihn zum Dichter einer bestimmten Dame, und zwar der Gattin seines höherstehenden Freundes bestimmt habe; einen Dichter der Liebe, d. h. der Frauen oder des Weibes im Allgemeinen oder seiner Liebsten konnte er dagegen sich wohl nennen. Es ist auch unmöglich, in jenem Zusammenhang dominae mit „Deiner Herrin“ zu übersetzen. Es kann

nur „meiner“ oder allgemein „einer Herzenskönigin wie“ bezeichnen. Licymnia ist eine Schöne in der Phantasiewelt des Dichters, die Aller Herzen bezwingt (dominae), die zu feiern des Dichters Recht und die zu besitzen jedes Wunsch ist. Wenn man die Wahl hat, so sagt unser Dichter, ob man von grausen Feldherren oder schönen Frauen singen soll, wird man sich nicht lange besinnen, was man zu wählen hat. Auch Du, Mäcen, würdest um ein Liebesleben alles Andere opfern. Bei dieser Erklärung, die der von Curschmann gegebenen sehr ähnlich ist, fallen also die Schwierigkeiten mit dem Dianafest, mit dem certare ioco u. s. w. weg. — II, 18 wird zu 2 Gedichten und zwar soll das zweite mit V. 15 beginnen. Man erwarte den Sinn: Nicht Elfenbein und Gold, aber ein Lied, ein Freund und ein zufriedenes Herz sind mein. Bei Horaz aber heifse es: Nicht Elfenbein und Gold sind mein Besitz — einst mufst Du doch sterben. B. vergifst wieder, wie stets, dafs wir es nicht mit einem modernen Gedichte zu thun haben, welches einer Stimmung, einem Gedanken möglichst plastischen und prägnanten Ausdruck gibt. In diesen der Gedankenpoesie angehörenden Gedichten des Horaz ist es eine Kette von Gedanken, die mit Bildern vergoldet und individuell gefärbt hintereinander ohne logische Verbindung und ohne Hervorhebung des leitenden Gedankens das Gemüt des Lesers beschäftigen sollen. Dennoch ist der leitende Gedanke, die Seele des Gedichtes, leicht heraus zu finden: „Bin ich auch nicht reich, so bin ich doch glücklich, weil ich zufrieden bin. Nur so werde ich bei dem unaufhaltsamen Dahineilen der Stunden meine Lebenszeit sonniger hinbringen, als ihr, die ihr habgierig und hastend doch nur zu demselben Ziele gelangt und auf einem häfslicheren Wege, als ich.“ Wenn man truditur dies die nicht mit demselben Tone spricht, wie das Vorhergehende und Folgende, dann stören die Verse nicht nur nicht, sondern sie geben die Begründung zu dem Vorhergehenden; zu dem Folgenden aber stehen sie in koncessivem Verhältnis, worin ich wieder mit Curschmann zusammenstimme.

Ich bekenne offen, dafs ich bei Lektüre des Buches von Bobrik, als ich die Behandlung des ersten Buches der Ode las, zuweilen wohl stutzig geworden war und auf Augenblicke geglaubt habe, dafs es mit einer metrischen Anordnung derselben wohl etwas auf sich habe. Bei Durcharbeitung der Arbeiten B.'s über das 2. Buch aber sind dieser Augenblicke wenigere gewesen. Als ich aber gar das 3. Buch durcharbeitete, habe ich mich zwingen müssen, diese willkürlichen Annahmen (die Zahl 3 bildet den Schlüssel, welcher für die Anordnung der Oden genügt; die wiederkehrenden Reihen von je 3 Metren: 2, 3, 4; 2, 3, 4; 1, 3, 4; 1, 3, 4; dazu die Reihe 5, 3, 6 reichen aus, um in ihnen Spuren einer Ordnung von Triaden zu erkennen. Das 3. Buch besteht aus Trümmern älterer Sammlungen) auch nur ernsthaft zu erwägen. Sie kurz alle zu erwähnen möchte aufserdem nicht ratsam erscheinen; damit würde ich dem Verf. schaden; denn ich dürfte kein von ihm vorgebrachtes Moment auslassen, damit die Annahmen wenigstens etwas Halt zu haben scheinen könnten. Auch hier will der Verf. in vielen Gedichten Zusammenfügungen kleinerer Poëme erkennen: er teilt III, 8, 11, 12, 14, 16, 19, 27, auch die herrlichen III, 24 und 29, manche sogar in 4 Teile. Da diese Untersuchungen nach des Verf. eigener Ansicht nicht den Zweck haben, wie die über die Gedichte des ersten Buches, die etwaige frühere Ordnung versuchsweise zu rekonstruieren, da immer wieder die alten Ansichten wiederkehren, da für den, der sich für das Einzelne interessiert, Curschmann aufs Genaueste den Verf. begleitet, mit dessen Ansichten ich in der Hauptsache meist übereinstimme, so nehme ich davon Abstand, die Grundlosigkeit dieser Teilungen

nachzuweisen. Nur eine Äufserung des Verf. möchte ich hier erwähnen: „Es ist ein auffälliges Zusammentreffen und kennzeichnet die Sachlage bedenklich, dafs wir 5 solcher lyrisch-epischer Gedichte im 3. Buche haben: III 3, 4, 5, 11, 27 und dafs fast alle durch einen Bedenken erregenden Übergang ihren ersten Teil mit dem 2. verknüpfen. Oft wird Horaz erst durch Ovid verständlich. Horaz und Ovid lebten ja eine Reihe von Jahren gleichzeitig und der Meister könnte ja auch einmal mit dem Schüler gewetteifert haben und unterlegen sein.“ Ich finde nichts Auffälliges an diesen Gedichten Horaz hat ja ausdrücklich am Anfang des III. Buches erklärt, anders dichten zu wollen als bisher, sich einen Musarum sacerdos genannt, sich feierliches Schweigen ausgebeten; er wollte ja im 3. Buche ein Dichter im genus grande sein. — Auch über das 4. Buch will ich kurz sein. Verf. schliefst, dafs dasselbe ursprünglich 20 Oden gezählt habe. An originaler Stelle stehen ihm noch heute 2, 3, 5, 9, 10. Gedichte von 28 oder 52 Versen scheinen Bobr. sich schon durch die Länge als unhoratianisch zu verraten. IV. 2 ist dann natürlich ein Gedicht aus mindestens 2 Gedichten. Das werden wir leugnen, selbst wenn wir B. zugeben, dafs mit Multa Dircaeum etc. der Dichter von neuem „Atem holt“. Es gibt eben auch in der Lyrik Gebilde, die auch bei öfterem Atemholen organische Einheiten bleiben. Dafs Worte wie more modoque, per laborem plurimum, circa, paruus uns prosaisch klingen, kann zugegeben werden, ohne dafs daraus irgend eine Folgerung berechtig wäre. Denn durch den Zusammenhang, durch den Rythmus wird manches taube Gestein zum Edelmetall. Boeckh sagte mit Recht, dafs bei den Alten viel prosaische Poesie sei, bei uns dagegen viel poetische Prosa. Dafs der Vergleich mit der Biene wie jeder Vergleich seine schwache Stelle hat, leugne ich nicht; dafs aber unser Dichter in den meisten Fällen fleifsig wie eine Biene gesammelt und selbständig wie eine Biene daraus süfsen Honig gemacht hat, das zeigen selbst solche Gedichte wie I, 19, 31. 38. III, 26. III, 28 u. a., die nach Bobr. keine Produkte von Bienenthätigkeit sein sollen. Bobr. fühlt hier dasselbe, was wir oft ausgesprochen haben: H. ist uns am liebsten, am gröfsten und bewunderungswürdigsten in den kleinen Liedern. Ein Horaz, von dem Ballast mythologischer Zuthaten befreit, wäre für uns angenehmer, aber es wäre eben — und das vergifst B. — kein antiker Dichter, kein Römer mehr. — Geteilt werden auch IV, 3 („der gute Geschmack verbietet das Durcheinander griechischer und römischer Tinten“ — als ob nicht die ganze Mytologie zu H.'s Zeit, das ganze Leben diese Vermischung zeigte). IV, 4 („Je sententiöser der Inhalt und die Form, desto ferner stehen sie dem eigentlichen Wesen der Poesie“ — aber es gibt doch, besonders bei den Alten — eine Gedankenlyrik, auch bei den Modernen eine Spruchpoesie). IV, 6 (wo die Episode die Einheit nur aufhält, aber nicht aufhebt, worüber in meiner Ausgabe mehr). IV, 7 (3 Gedichte! Dieselbe Ode, die Probst neulich: „aus einem Gufs, mit Wärme und Harmonie der Farben geschaffen“ nennt). IV, 8 (aus unechten Gedichten bestehend). IV, 9 (der Redaktor setzte in die Mitte einen Gedanken ein, der zum Kitt für Verse dienen sollte, welche ohne einen solchen sich gar nicht, durch denselben sich vereinigen lassen). IV, 11 („Komm, Phyllis“, heifst es in dem ersten, „es ist Alles bereit“! „Lafs ab“, in dem anderen. Übrigens teilt diese Ode auch Gitlbauer, Philol. Streifzüge). IV, 12 (animae Thraciae können den Frühling nicht nach Rom bringen), IV, 13 (Oder mufs es nicht blofs unser dichterisches, sondern auch unser sittliches Gefühl, unser Interesse für den Dichter beeinträchtigen, wenn derselbe in einem Atemzuge wehmütig seiner teuern Cinara gedenkt, Lyces spottet und sich Chias erfreut). Und so geht es weiter in Epoden und Satiren. Auch wird be-

hauptet, dafs einige der von Anderen in aeolischen Formen gedichteten Lieder wie III, 11b, IV, 4b, III, 27b später in die Sammlung aufgenommen seien. —

Bei fast allen diesen Teilungen der Gedichte findet B. nun auch metrische Unterschiede. Was lernen wir daraus? Da jene Teilungen zum gröfsten Teil auf vollständig falschen Begriffen von lyrischen Erzeugnissen des Altertums beruhen und wohl Wenige, vielleicht Keiner solchen Willkürlichkeiten gegenüber sein bisheriges Urteil ändern wird, so müssen wir von jetzt an gegen metrische Untersuchungen bei Horaz und ihre zwingende Kraft Bedenken haben. Sie lehren eben ganz deutlich, dafs Horaz, wie es ja auch an und für sich glaublich ist, seine metrischen Formen variierte und nicht so handwerksmäfsig verfuhr, wie ihm vielfach Schuld gegeben wird.

Ich will von dem starken Bande nicht scheiden, ohne zu gestehen, dafs ich im Einzelnen durch feinsinnige Bemerkungen, dichterische Leistungen B.'s, durch Scharfsinn und seltene Gelehrsamkeit erfreut worden bin. Was hätte der Verf. für unseren Dichter leisten können, wenn er seine Untersuchungen nicht in den Dienst einer unmöglichen Idee gestellt hätte?

Hirschberg (Schlesien). Emil Rosenberg.

M. Tulli Ciceronis Brutus de claris oratoribus, recensuit Th. Stangl. Pragae. F. Tempsky. 1886. XXVI, 98 S. 8°. 48 Kr.

Von den rüstig fortschreitenden Publikationen griechischer und lateinischer Klassiker unter Leitung Karl Schenkls liegt Ciceros Brutus vor uns, welcher in Th. Stangl, der schon verschiedene textkritische Arbeiten von Bedeutung über Ciceros rhetorische Schriften veröffentlicht, einen kompetenten Herausgeber gefunden hat. Nach einer kurzen Inhaltsangabe der erwähnten Schrift beschreibt Stangl das zu seiner Ausgabe benutzte Handschriften-Material. Es sind sechs Hss., welche er unter gleichzeitiger Berücksichtigung der von Orelli und Kayser verwerteten Überlieferung zu grunde legt. Dieselben stammen aus dem auch für die übrigen rhetorischen Schriften Ciceros wichtigen codex Laudensis, welcher 1422 in Italien aufgefunden wurde und, nachdem er im Laufe von drei Jahren wiederholt abgeschrieben war, verloren ging, ohne bis jetzt wieder ans Licht gezogen zu sein. Die auf diese Weise entstandenen 6 Abschriften, welche die Grundlage für die vorliegende Rezension bilden, sind cod. Florentinus Magliabecchianus I 1, 14, Ottobonianus 2057, Neapolitanus IV B 43, Ottobonianus 1592, Neapolitanus IV B 36 und Mutinensis VI D 6. Diese Hss., welche bis auf eine von Stangl selbst verglichen sind, werden uns aufs sorgfältigste nach Vorzügen und Fehlern vorgeführt. Wenn sie auch älter als die übrigen Hss. sind, so leiden sie doch an Fehlern, durch welche schon ihr Archetypus ohne Zweifel entstellt gewesen ist. Der Hauptfehler hat in mehr oder weniger willkürlichen Zusätzen bestanden, welche meist in die Abschriften übergegangen sind. Daher bleibt für die Kritiker noch ein weites Feld der Thätigkeit. Das wird uns sofort klar, wenn wir den Text mit seinen Varianten auf dem unteren Rande durchmustern. Jener zeigt aber zugleich einen wesentlichen Fortschritt gegen frühere Ausgaben. Denn mit grofser Besonnenheit hat es der Herausgeber verstanden, das richtige Mafs zu halten in der Annahme von Interpolationen und in der Aufnahme von fremden oder eigenen Vermutungen. Da es nicht der Zweck dieser Zeilen sein kann, sämtliche Veränderungen des Textes anzuführen, so erwähne ich nur die aufgenommenen Konjekturen des Herausgebers, soweit sie mir recht wahrscheinlich vorkommen. Hierher

rechne ich 3, 14 optatissimum mihi, inquit, est quod, 9, 35 quidquam exstet elatius, 46, 169 respondit L. Aelius, 47, 174 L. Gellius est, 61, 220 in illo non mediocriter, 73, 255 non tuae quidem supplicationi, sed, 74, 258 C. Laelium P. illum Scipionem, 75, 262 commentarii, quos idem scripsit und 88, 301 omnia omnium aduersariorum.

An den Text schliefst sich ein genauer index nominum mit einem index curarum criticarum nuper in Brutum Tullianum editarum. In dem dann folgenden Verzeichnisse von Druckfehlern sind unerwähnt geblieben die Worte rogadu S. 19 Z. 20, Origiens 20, 9, nostorum 27, 32, luntre 48, 14.

Indem ich die verdienstvolle Ausgabe dem philologischen Studium angelegentlich empfehle, füge ich drei Konjekturen hinzu. Ich möchte nämlich lesen 6, 21 deflevisse quasi statt [quasi] deflevisse bei Stangl, so dafs sich quasi auf vastitatem bezieht, ferner 16, 64 quamquam in Lysia saepe sunt lacerti sic, ut eis fieri nihil possit valentius, wo Stangl uti fieri nach der handschriftlichen Lesart ut et fieri gibt, und zuletzt 29, 110 quorum neuter summi oratoris habuit laudem, at uterque in multis causis versatus erat: in quibusdam laudandi viri, etiamsi maximi ingenii non essent, probabiles tamen industria.

Aurich. H. Deiter.

Petri Abaelardi planctus virginum Jsrael super filia Jeptae Galaditae. Wilhelm Christ zum Gedächtnis seiner fünfundzwanzigjährigen Professorenthätigkeit zugeeignet von Wilh. Meyer aus Speyer und Wilh. Brambach am 10. Dezember 1885. Zu beziehen durch Christian Kaiser in München. 18 S.

Nachdem Wilhelm Meyer in seinem grundlegenden Werke über die lateinischen Rhythmen die Formen der mittelalterlichen lateinischen Dichtung, zum erstenmale in umfassender Weise, behandelt hat, legt er in dieser Festschrift die Bearbeitung eines Gedichtes aus der Blütezeit der rhythmischen Dichtung vor. Es ist der dritte Planctus des berühmten Abälard, ein Lied, das durch meisterhafte Behandlung des Stoffes, sprachliche Schönheit und kunstreichen Bau eine nicht geringe Vorstellung von jener Poesie zu erwecken geeignet ist. Der biblische Stoff ist aus dem Buche der Richter, Kap. 11, genommen; insbesonders liegt der letzte Vers zu Grunde: „Und ward eine Gewohnheit in Israel, dafs die Töchter Israels jährlich hingehen, zu klagen, die Tochter Jephthahs, des Gileaditers, des Jahrs vier Tage.“ Gegliedert ist derselbe in 4 Teile: der erste fordert die Jungfrauen zur Klage auf, der zweite enthält die Reden Jephthahs und seiner Tochter, der dritte die Vorbereitung zum Opfer, der Schlufs das Opfer selbst und abermals eine Aufforderung an die Jungfrauen. Wilhelm Meyer stellte sich eine dreifache Aufgabe für die Bearbeitung: Feststellung des Textes, Erforschung des Baues der einzelnen Zeilen und Strophen, sowie des auf der Vereinigung der Strophen beruhenden Aufbaues des ganzen Gedichtes, endlich Einführung der überlieferten musikalischen Noten.

Die von Carl Greith (im spicilegium Vaticanum, Frauenfeld 1838) nach der einzigen bekannten Handschrift (Vatic. Chr. 288 saec. XIII.) besorgte Ausgabe war durchaus ungenügend. Der Herausgeber liefs die Handschrift photographisch nachbilden und stellte darnach den Wortlaut fest; wenn dieser noch nicht genügte, schritt er zur Emendation. So wurde der Text an nicht weniger als 35 Stellen (in 122 Versen) verbessert. Hervorgehoben seien nur: V. 19 qui per hunc salvavit populum für per hunc

solavit pop. bei Greith; V. 28 decepisti filia me für dec. filia mea; V. 30 decepta gravius für decepta cuius; V. 42 quid mihi quid tibi sit hoc gloriae für quid enim quid tibi sit hoc gloriae; V. 64 plorans vacem planctibus für pl. vocem pl.; V. 83 f. reliquae vel vestes praeparant dominae für reliquae ut praeparent dominae; V. 100 quod sic pectus ornet eius ut ornetur magis inde für q. s. o. et ut ornet magis inde b. G. Sehr gut verbesserte Meyer im V. 48 f. das überlieferte sinat te dilectio in: si natae dilectio. V. 33 wird der Deutlichkeit halber statt ignoscentiam besser innocentiam geschrieben, V. 34 placitam st. placidam. Im V. 46 kommt der Gedanke schärfer zum Ausdruck, wenn si durch qui ersetzt wird. — Was den Aufbau anlangt, so leistete hiefür Greith nichts; für den neuen Herausgeber war die Erforschung desselben die Hauptsache. Von den vier Teilen des Gedichts ist der zweite nach Art der Leiche, der dritte nach Art der Sequenzen gebaut. In einem vollständigen Kommentar werden die einzelnen Zeilenarten besprochen. Die Entstehung neuer Zeilen und Strophen am Anfang des zwölften Jahrhunderts erklärt Meyer ebenso einfach als schön. „Wie die Reformation vom Rufe 'Rückkehr zum ursprünglichen Christentum', so werden alle Neues gestaltende Zeiten von einem einfachen Satze beherrscht. Die treibende Kraft, welche im Anfang des zwölften Jahrhunderts den Anstofs gab zu diesem neuen Schaffen dichterischer Formen, scheint mir die Nachahmung des Gesanges gewesen zu sein.“ — Wenn die in der Handschrift über dem Texte stehenden Noten ohne Linien oder Neumen auch nicht in moderne Noten umgesetzt werden können, so dürfen sie doch, wie Meyer betont, bei der Herausgabe nicht übergangen werden, da sie für die Erkenntnis der Gliederung wichtig sind. Durch sie wird auch der von Meyer aufgestellte Satz bestätigt, dafs die guten lateinischen Dichter des Mittelalters in gleichzeiligen Gedichten nur in den beiden letzten Silben der Zeile den Wortaccent streng beachtet, vor denselben die Silben nur gezählt haben. — In einem Abschnitte „die Tonzeichen“ bespricht Wilhelm Brambach diese Neumen ausführlicher. Er kommt zu dem Schlusse, dafs Abälard im ganzen einfache musikalische Mittel verwendet und auch an den wenigen Stellen, wo er bis zur Tonmalerei gegangen, kein stärkeres Verzierungsmittel angewendet habe.

So ist das schöne Gedicht in einer den neuesten Forschungen entsprechenden Gestalt wiedergegeben. Möge den fünf anderen Planctus des grofsen Theologen bald dasselbe beschieden sein! Mit Recht bemerkt Meyer in der Vorrede: „Es ist eine Schande, dafs die gelehrte Welt seit 50 Jahren die Dichtungen eines Mannes wie Abälard in solchem Zustande hinnahm.“

München. Karl Rück.

Dr. Johannes Pohler, Diodoros als Quelle zur Geschichte von Hellas in der Zeit von Thebens Aufschwung und Gröfse (379—362). Cassel, Ferd. Kefsler in Commission 1885, 84 S. gr. 8. 2 *M.*

Vorliegende historisch-chronologische Untersuchung hat es sich zur Aufgabe gemacht, jenen Abschnitt Diodors, welcher die Geschichte von Thebens Aufschwung und Gröfse enthält, d. h. Buch XV. cap. 25—89 einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Sie ist also im wesentlichen eine weitere Ausführung der für die Diodorforschung grundlegenden Arbeiten

von Vollquardsen (Untersuchungen über die Quellen der griechischen und sicilischen Geschichten bei Diodor, Buch XI—XVI, Kiel 1868) und F. G. Unger (Die Jahrepoche des Diodor, Philol. 39, S. 305 ff. und Diodors Quellen im XI. Buche, Philol. 40, S. 50 ff.')

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Berechtigung einer Beschäftigung gerade mit dieser Periode der griechischen Geschichte (S. 3 u. 4) folgt (von S. 5—8) eine kurze Übersicht der Quellen zur Geschichte dieses Zeitraumes. Diese bringt aufser der Erwähnung der beiden böotischen Historiker Anaxis und Dionysodoros (aus Diod. XV, 95) nichts, was sich nicht schon in Schäfers Abrifs fände, beabsichtigt übrigens auch nur kurz zu orientieren. Indem der Verfasser S. 8 zu Diodor selbst übergeht, legt er zunächst in einem ‚Allgemeines' betitelten Abschnitte (S. 8—16) den gegenwärtigen Stand der Frage dar. Nachdem Vollquardsen Ephoros als Quelle Diodors für die hellenische Geschichte nachgewiesen hatte, stützte Unger diese Ansicht weiter durch seine chronologischen Untersuchungen, indem er zeigte, dafs sich aus der Beobachtung der den einzelnen Abschnitten Diodors zu Grunde liegenden Jahrform ein Schlufs ziehen lasse auf die jeweilig herangezogene Quelle. Als Jahrespoche des Ephoros hat nun Unger die Herbstnachtgleiche nachgewiesen an der Hand einer Reihe mit voller Sicherheit auf Ephoros zurückgeführten Jahresbeschreibungen bei Diodor, welche sämtlich mit dem Herbst des vorausgehenden Jahres beginnen. Dieses ist die eine Beobachtung, welche Pohler für seine Untersuchungen über das 15. Buch verwertet, die andere ist die gleichfalls durch Unger näher beleuchtete Zusammenfassung der Ereignisse zweier oder mehrerer Jahre unter einer Jahresbeschreibung, indem Diodor die von Ephoros des verwandten Inhaltes wegen im Zusammenhang geschilderten Ereignisse herübernahm und einfach unter dem Jahre berichtet, in welches das erste dieser Ereignisse fällt. — Was Pohlers eigenes Urteil über den Wert des Diodor als Geschichtsschreiber anlangt, so stellt er sich damit in Gegensatz zu der von den meisten Forschern auf diesem Gebiete vertretenen Ansicht, indem er denselben gegen den Vorwurf der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit in Schutz zu nehmen sucht. Dabei gerät er aber in den eigentümlichen Widerspruch, dafs er sich zwar an das übertrieben günstige Urteil Bröckers (Moderne Quellenforscher und antike Geschichtsschreiber', Innsbruck 1882) vom Werte Diodors anschliefst, ohne jedoch dessen Resultate, worauf sich jenes Urteil gründet, annehmen zu können, dafs nämlich Diodor überall selbständige Studien gemacht, eine Reihe von älteren Autoren direkt benützt und mit Verständnis zusammengearbeitet habe. Rechnet man dazu die vielerlei Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, die Pohler weiterhin selbst zusammenstellt, so wird man seinem Urteile kaum beistimmen können.

Von S. 17 an beginnt die Einzeluntersuchung, welche immer eine Jahresbeschreibung Diodors im Zusammenhange betrachtet, in die höchst fehlerhaft und verworren erscheinende Chronologie dieser einzelnen Abschnitte Ordnung zu bringen sucht und dabei zugleich offenbare Fehler und Versehen Diodors richtig stellt. Der Zahl der Jahre entsprechend entstehen so 15 Abschnitte von ungleicher Gröfse, S. 17—78. Nun hat ja Pohler allerdings an einer Reihe von Stellen, wo er dem Diodor Unrichtigkeiten nachweist, der Verdienste Schäfers (Demosthenes und seine Zeit) um die Aufdeckung solcher Mängel gedacht, aber an noch mehr Stellen möchte es scheinen, als ob er zuerst die fragliche Thatsache richtig gestellt habe und doch ergibt sich bei näherem Zusehen, dafs Schäfer längst das Richtige gefunden hatte. Im Folgenden soll darauf aufmerksam gemacht werden.

So wird bei der ersten Jahresbeschreibung Diodors (cap. 25—27) dessen irrige Ansicht über die den Thebanern bei ihrer Befreiung vom spartanischen Joche gewordene Staatshülfe der Athener corrigiert, zu Seite 18 ist Schäfer I, S. 18 citiert, aber auch das auf Seite 19 Erörterte findet sich schon bei Schäfer I, S. 15, Anm. 2. Auch die Chronologie dieses Abschnittes hatte bereits Schäfer richtig gestellt. — Von dem über die 2. Jahresbeschreibung (cap. 28—35) Gesagten ist Anm. 5 auf Seite 22 wörtlich herübergenommen aus Schäfer I, 25, Anm. 7; auch Anm. 3 findet sich schon Schäfer I, 16, Anm. 2. Ferner ist der erste böotische Feldzug des Agesilaos (S. 26) schon bei Schäfer, Zeittafel richtig in der letzten Zeit des Archontats des Nikon, Sommer 378 angesetzt.

Gelegentlich der 3. Jahresbeschreibung. Ol. 101, 1 = 376/5 (cap. 36 u. 37) sucht P. den Diodor gegen den Vorwurf der Leichtfertigkeit dadurch zu verteidigen, dafs er eine neue Deutung des Wortes δολοφονεῖν vorschlägt. Diodor meldet nämlich XV, 36 die Ermordung des Chabrias mit den Worten Χαβρίας ὑπό τινων ἐδολοφονήθη, trotzdem aber läfst er ihn historisch richtig 18 Jahre später im Hafen von Chios fallen (XVI, 7). Das Gleiche ist ihm mit Euagoras von Cypern passiert, den er XV, 47 ermordet werden (Νικοκλῆς ὁ εὐνοῦχος ἐδολοφόνησεν Εὐαγόραν τὸν βασιλέα), XVI, 42 dagegen wieder auftreten läfst. P. schlägt vor, das Wort δολοφονεῖν an diesen beiden Stellen durch „im meuchlerischen Überfall schwer oder tötlich verwunden“ wiederzugeben, obschon eine solche Bedeutung nirgends überliefert ist. Ich mufs dieselbe auch ganz entschieden abweisen; denn für mich kommt in erster Linie der Sprachgebrauch des Diodor in betracht. Ich setze folgende Stellen her: XV, 71, 1 Ermordung Alexanders von Macedonien: Πτολεμαῖος ὁ Ἀλωρίτης . . . ἐδολοφόνησεν Ἀλέξανδρον; XV, 60, 5 Ermordung Jasons von Pherä: Ἰάσων ὁ Φεραῖος . . . . ἐδολοφονήθη etc.; XVI 14, 1 Ermordung Alexanders von Pherä: Ἀλέξανδρος ὁ Φερῶν τύραννος . . . . ἐδολοφονήθη. Soviel wird Jedermann zugeben, dafs ein Unterschied zwischen jenen beiden Stellen und den drei hier angeführten nicht besteht, wobei besonders in betracht kommt, dafs zwei davon gleichfalls dem XV. Buch entnommen sind. Da also Diodor oben keinen Zusatz gemacht hat, wollte er das Wort δολοφονεῖν in dem ihm geläufigen Sinne ‚meuchlings ermorden‘ verstanden wissen. Demnach bleibt dem Diodor jener Vorwurf und Pohlers Rettungsversuch mufs als mifsglückt bezeichnet werden.

Was P. S. 30 bei der Jahresbeschreibung Ol. 101,2 = 375/4 (cap. 38—40) über den Irrtum Diodors bemerkt, der den Frieden zwischen Sparta und Athen, Frühjahr 374, auf Anregung des Artaxerxes geschlossen werden läfst, findet sich schon bei Schäfer I, 46, Anm. 3. — Dasselbe Werk hätte aber insbesondere zu dem folgenden Abschnitt, Jahresbeschreibung Ol. 101,3 = 374/3 (cap. 45—47) öfters citiert werden sollen. So S. 33, wo darauf hingewiesen wird, dafs Diodor den Ktesikles fälschlich nach Zakynthos abgehen läfst, Schäfer I, 51, Anm. 1; bezüglich der zweimaligen Absetzung des Timotheos Schäfer I, 53, Anm. 2 am Ende; zu dem Irrtum, dafs Diodor den Timotheos fälschlich als Kollegen des Iphicrates im jonischen Meere nennt, Schäfer I, 57, Anm. 2; bezüglich seiner übertriebenen Angaben von den Rüstungen der Athener Schäfer I. 57, Anm. 3. Endlich ist die Zerstörung Plataiaes durch die Thebaner (Pohler, S. 37) schon bei Schäfer, Zeittafel in das Jahr des Asteios, Sommer 373 gesetzt. — Zur Kritik der Jahresbeschreibung Ol. 101,4 = 373/2 S. 38 möchte ich bemerken, dafs schon Schäfer I, S. 62 die richtige Darstellung des Friedenscongresses gibt, dessen Initiative Diodor fälschlich dem Artaxerxes zuschreibt. — Bei der Jahresbeschreibung Ol. 102,3 = 370/69 dürfte Pohlers

Ausdruck: ‚Gleichfalls zu früh datiert sind die arkadischen Geschichten dieser Jahresbeschreibung‘ doch geeignet sein, zu einem Mifsverständnis zu führen. Das Auftreten des Lykomedes von Mantineia fällt unmittelbar nach der Schlacht von Leuktra, noch in dasselbe Archontenjahr des Phrasikleides Ol. 102/2, 370/369, nach Diodor dagegen in das folgende Jahr des Dyskinetos Ol. 102/3, 369/368. Dieses Verhältnis ist aus den Worten Pohlers nicht deutlich ersichtlich. Ich würde also denselben Ausdruck vorschlagen, den er z. B. S. 57 gebraucht: ‚Auch bezüglich der arkadischen Geschichten beginnt diese Jahresbeschreibung weit vor dem Anfange des Archontenjahres, oder wie Schäfer einmal sagt: „Auch hier ist der Archont antedatiert.“

Etwas näher mag auf den nach meiner Ansicht mifslungenen Versuch Pohlers S. 48 f. eingegangen werden, eine Vermutung Ungers zurückzuweisen. An zwei Stellen Diodors hatte der genannte Gelehrte, Philol. XL, 174, IV zur Bezeichnung der Kerntruppen der Arkader statt des von Diodor auffallender Weise als Appellativum verwendeten ἐπίλεκτοι nach Xenophon ἐπάριτοι hergestellt: Diod. XV, 62, Λυκομήδης στρατηγὸς ὢν τῶν Ἀρκάδων παραλαβὼν τοὺς καλουμένους ἐπιλέκτους, πεντακισχιλίους .. u. ibid. 67 Ἀρκάδες Λυκομήδην στρατηγὸν προχειρισάμενοι καὶ παραδόντες αὐτῷ τοὺς ἐπιλέκτους ὀνομαζομένους ὄντας πεντακισχιλίους. Der Grund dafür ist der, dafs Diodor sonst immer ἐπίλεκτοι als stehende Bezeichnung für Kerntruppen gebraucht, wofür Unger 9 Belegstellen beibringt (XII, 41. 77; XIII, 11; XIV, 4. 17; XII, 70; XVI, 24; cf. XII, 75. 79). Vergleicht man einige von diesen Stellen, z. B. XII, 41 τῶν Βοιωτῶν ἀποστειλάντων στρατιώτας ἐπιλέκτους τριακοσίους, 77 ἀποστειλάντων τῶν Θηβαίων χιλίους ὁπλίτας ἐπιλέκτους, so mufs man, meine ich, Ungers Änderung als notwendig anerkennen wegen der Zusätze καλουμένους und ὀνομαζομένους; denn Diodor kann nicht kurz hintereinander ἐπίλεκτοι als stehenden Terminus und dann wieder als Appellativum verwenden. Nun mufs auch P. die Berechtigung der Ansicht Ungers zugeben, allein er will die Änderung ablehnen wegen der Konsequenzen, weil sonst auch an anderen Stellen Diodors statt des allgemeinen Ausdrucks ἐπίλεκτοι die besonderen Benennungen für solche Truppenkorps, wie sie uns durch andere Autoren überliefert sind, in den Text aufgenommen werden müfsten. Dies möchte ich entschieden bestreiten, insbesondere aber halte ich die von P. S. 49, Anm. 6 citierten Fälle für nicht zutreffend; denn wer sollte daran denken, nach Thukyd. V, 67 Ἀργείων οἱ χίλιοι λογάδες bei Diod. XII, 75 οἱ Ἀργεῖοι ἐπέλεξαν τῶν πολιτῶν χιλίους τοὺς μάλιστα νεωτάτους oder XII, 79 οἱ ἐπίλεκτοι τῶν Ἀργείων χίλιοι τὸν ἀριθμὸν ὄντες die Worte τοὺς μάλιστα νεωτάτους und οἱ ἐπίλεκτοι durch λογάδες ersetzen zu wollen; hier weist ja nichts darauf hin, dafs Diodor ein Appellativum geben wollte, sondern er wollte nur Kerntruppen als solche bezeichnen. Wir können also Ungers Aenderung annehmen, ohne damit einen für die Textkritik gefährlichen Weg zu beschreiten.

Auf die Beziehung zwischen Ephoros fragm. 146 und Diodor XV, 75, welche P. S. 61 betont, um die Ableitung der Jahresbeschreibung Ol. 103,3 = 367/6 aus Ephoros wahrscheinlicher zu machen, hat schon Marx hingewiesen, wie ich aus Müller, fragm. hist. Graec. ersehe. - Was ferner P. zu der Jahresbeschreibung 104,1=364/3 auf S. 65 ausführt, um den Seezug des Epameinondas richtig einzuordnen, Sommer 364, gegen die Annahme von Sievers, Curtius und Grote, die denselben in das Frühjahr 363 setzen, findet sich samt den Belegstellen und der Bemerkung über die irrtümliche Ansicht des Pausanias bereits bei Schäfer I, S. 108 und 109, sowie in den Anm. 1 u. 2 zu S. 109. Ebenso hat auch bereits Schäfer I, S. 106 als die Bedränger des von Timotheos entsetzten Kyzikos die Perser vermutet: „Auch Nepos erwähnt den Entsatz von Kyzikos, das wie zu

vermuten steht, von den königlichen Satrapen angegriffen wurde." Damit vergleiche man Pohler: „Ich glaube, wir haben als die Bedränger von Kyzikos uns die Perser zu denken." Hier hätte doch Schäfer citiert werden sollen.

Auch für die letzte Jahresbeschreibung Ol. 104,2 = 363/2 (cap. 82—89) hatte Pohler eine wesentliche Vorarbeit an Schäfers Aufsatz „Die Schlacht bei Mantineia," Rhein. Museum V, S. 45—69, wieder abgedruckt als Beilage I im 3. Bd. von ‚Demosthenes und seine Zeit'. Zwar hat P. diesen Aufsatz wiederholt citiert, aber doch nicht an allen Stellen, wo er anscheinend neue Ansichten vorträgt. So hat schon Schäfer die Bildung der neuen Parteistellung, welche zur Schlacht von Mantineia führte, noch in das Jahr 363 verlegt (vgl. Zeittafel); der Inhalt von Anm. 8 auf S. 70 über den athenischen Feldherrn Hegesilaos bei Mantineia findet sich bei Schäfer, Beilage I, S. 11, ebenso hat derselbe Historiker ib. S. 14 schon darauf hingewiesen, dafs Diodor das der Hauptschlacht vorausgehende Reitertreffen mit dieser zusammenwirft, und dafs auch Pausanias davon keine Kunde hat, und endlich stammt das, was S. 72 über den Oberbefehl des Agesilaos bei Mantineia gesagt wird, aus Schäfer, Beilage I, S. 8 u. 9, sowie der Inhalt der Anm. 2 auf S. 72 aus demselben Aufsatze S. 15.

Auf S. 69 bringt P. eine Konjektur zu Diodor in Vorschlag, die ich nicht billigen kann. Nach Diodor XV, 82 f. „errät der König Agis, der das im Felde stehende Heer der Lacedaemonier führte, den Plan des Epameinondas, Sparta zu überfallen und benachrichtigt den in der Stadt zurückgebliebenen Agesilaos davon mit dem Versprechen, selbst das Heer nach Sparta zu führen. Einen König Agis gab es damals nicht, der Mitkönig des Agesilaos war der noch jugendliche Kleomenes und es ist hier ohne Zweifel ΑΓΗΣΙΛΑΟΣ für ΑΓΙΣ zu lesen etc." Ich bemerke zunächst, dafs die von P. als eigene vorgetragene Ansicht über Diodors Irrtum schon von W e s s e l i n g aufgestellt worden ist (cf. Grote, V, 2 S. 516, Anm. 53). Was dann den Vorschlag anlangt, 'Αγησίλαος statt 'Αγις zu schreiben, so ist ja wohl zuzugeben, dafs der Name 'Αγις auf einem Irrtum Diodors beruht; aber hier corrigieren wollen, hiefse nicht den Text, sondern den Autor corrigieren. Denn dann hätte Diodor auf einem Raume von 22 Teubnerzeilen geschrieben: Agesilaos erriet den Plan des Epameinondas und benachrichtigte den in der Stadt zurückgebliebenen Agesilaos davon etc. Eine derartige Leichtfertigkeit wird doch am wenigsten P. dem Diodor zutrauen. Es genügt also, wenn sich der Leser den Irrtum Diodors gegenwärtig hält, geändert aber darf der Name 'Αγις nicht werden.

Soviel im Einzelnen. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist von P. auf S. 78 selbst angegeben: in die höchst fehlerhaft und verworren erscheinende Chronologie der 15 Jahrbeschreibungen glaubt der Verfasser wenigstens einigermafsen Ordnung gebracht zu haben; ferner hat er für den weitaus gröfsten Teil derselben Ephoros als Quelle nachgewiesen, nachdem Vollquardsen nur die capp. 32. 37. 38. (39.) 40. 50. 55. 56. 64. 66. 86. 87, Unger nur 62—70 auf Ephoros zurückgeführt hatte. Im Weiteren werden S. 78—81 auch noch die eingeschobenen Kapitel 41—43 (Feldzug der Perser unter Pharnabazos und Iphikrates), dazu 90—93 (Persische Geschichte), 94—95 (Peloponnesische Geschichte des auf die Schlacht bei Mantineia folgenden Jahres) auf Ephoros zurückgeführt. Da Vollquardsen das Gleiche schon für die Geschichte des kyprischen Krieges (capp. 2—4, 8—11 u. 18), den Krieg der Lacedämonier gegen Mantineia (capp. 5 u. 12), und ihren Kampf gegen Olynth (19—23) gethan hatte, so wird somit die Wahrscheinlichkeit der von P. gewonnenen Resultate nicht unbeträchtlich erhöht. Nur über die sicilischen Abschnitte spricht sich P. nicht

weiter aus, desgleichen enthält er sich auch über die Herkunft der capp. 48 u. 49, welche den Untergang von Helike und Bura erzählen, vorläufig eines bestimmten Urteils. Jedenfalls kann die ganze Untersuchung als ein gelungener Versuch gelten, die von Vollquardsen und Unger für die Quellenforschung bei Diodor im Allgemeinen aufgestellten Grundsätze auf ein bestimmtes Buch anzuwenden und consequent durchzuführen, und wenn sie auch nicht einen wesentlichen Fortschritt bezeichnet, so bildet sie doch einen bemerkenswerten Beitag zur Diodorforschung.

Die Sorgfalt des Druckes im einzelnen läfst manches zu wünschen übrig. Am zuverlässigsten fand ich die Zahlen der aus den alten Historikern angeführten Citate. Bei dem Diodorcitat S. 20, Anm. 1 sollte XV, 27 vorgesetzt sein, S. 33, Anm. 6 ist Appollodor c. Timoth. 13. p. 1188 statt p. 11 88 zu lesen, S. 43, Anm. 3. Polyain. Strateg. II, 3, 3 statt II, 3, 2; S. 49, Anm. 4 fehlt bei dem Citat aus den Fragm. Hist. Gr. die Seitenzahl p. 272, ebenso wie S. 78, Anm. 2 die Nummer des Fragmentes fr. 138; S. 56, Anm. 1 ist Plut. Pelop. 26 statt 27 zu lesen. Schlimmer steht es dagegen mit dem griechischen Text der Citate. An 9 Stellen sind Accente und Spiritus verwechselt; dazu kommen folgende Fehler: S. 6, Anm. 2 lies Θεόπομπος statt Φεόπομπος; S. 9, Anm. 2 lies περὶ statt περὲ und in der letzten Zeile ἵνα statt ἕνα; S. 14, Anm. 3, Zeile 2 ἓξ μεν statt ἕξ, Zeile 5 ἀναγεγράφαμεν statt ἀναγεγράψαμεν; S. 17, Zeile 27 ἐὰν ᾖ statt ἐάν ᾖ; S. 19, Anm. 4 Zeile 2 παρακαλέσοντας statt παρακελάσοντας, Zeile 3 προσδοκῶντες statt προσδοκοῦντες; S. 22, Zeile συνεστήσαντο statt συγκατεστήσαντο und ἀπέδειξαν statt ἀπέδειζαν; S. 30, Anm. 7 οὐ βασιλεὺς statt οὐ ὁ βασ., ὁ τελευταῖος χρόνος statt ὁ τελευταῖος αἴτιος χρόνος und γεγενημένου statt γενομένου; S. 37, Anm. 1 Πλαταίας statt Πλαταιᾶς; S. 38, Zeile 23 κατεπεμψεν statt κατεπεμφεν; S. 51, Anm. 2, Zeile 1 συντελέσαντες statt σηντελέσαντες, Zeile 6 οἱ δὲ statt οἰδὲ; S. 54, Anm. 4 καταπλήξαμενος statt καταληξάμενος; S. 58, Zeile 18 μετὰ δὲ statt μετὰ δι; S. 73, Anm. 2 συγκομιδῆς statt σηγκομιδῆς; S. 76, Anm. 7, Zeile 5 Μαντίνειαν statt Μαντινείαν; S. 82, Anm. 1, Zeile 5 ἀλλ' οὖν οὐκ statt ἀλλ' οὐκ; Zeile 6 und 10 ἀνεπισήμαντον statt ἀνεπισήματον, Zeile 12 ἱστορούμενα statt ἱστόρευμα; S. 83, Zeile 12 περὶ Τέγυραν statt περὶ Τεγύρα, Zeile 27 ἀνεκαλέσαντο statt ἀνεκαλέσατο; S. 84, Zeile 7 ἀνάστατον οὖσαν ἔτη statt ἀνάστατον ἔτη, Anm. προτερῶν statt πρότερον. Dafs diese Fehler nicht alle ausschliefslich dem Setzer zur Last fallen, sieht Jedermann an der Art mancher derselben. Aber auch die Citate aus modernen Autoren sind nicht immer genau. So wird das Buch Bröckers, welches doch 107 Seiten umfafst, 5 mal citiert, ohne Angabe der betr. Seitenzahl; S. 19, Anm. wird einfach citiert Sievers p. 201, obschon das Werk hier zum ersten Male genannt wird; S. 13, Anm. 3 lies Philologus XL statt XI; S. 15, Anm. 1 Droysen, Gesch. der Nachf. Alex. fehlt die Bandzahl; S. 29, Anm. 3 lies Niebuhr, kleine Schriften, I, p. 189. 379—380 statt I. 189, p. 379—380, Anm. 5. Schoeman, Griech. Altert. II[2] statt II. 2 und Curtius III, 774, Anm. 20 statt III, 724; S. 31 ist Anm. 1 und 2 umzustellen; S. 31, Anm. 4 lies Neue Jahrb. 113 Bd. p. 466 statt 465; S. 57, Anm. 1 Boeckh, Mondcyclen, p. 28 statt Boeckh, Mondcylen p. I 28. — Endlich enthält auch der Text selbst noch mancherlei Druckfehler, so S. 25, Zeile 4 von unten Thimotheus statt Timotheus; S. 27, Zeile 12 des πράξεις statt der πράξεις; S. 44, Zeile 19 gieht statt gibt; S.45, Zeile 2 von unten Metagenition statt Metageitnion; S. 69, Zeile 23 Zweitel statt Zweifel; S. 72, Zeile 10 Oberbeiehl statt Oberbefehl.

München. Dr. J. Melber.

S. Leo Sternbach, Meletemata Graeca, pars I. Wien, 1886. C. Gerold's Sohn (226 S. 8).

Sternbachs Meletemata gelten in der Hauptsache der Anthologia Palatina, berühren aber in buntem Wechsel griechische Autoren sehr verschiedener Gattung und Zeit, ergehen sich gelegentlich auch auf grammatischem, dialektischem und lexikalischem Gebiet. Dafs die Dübner'sche Anthologie den cod. Palatinus sehr ungenügend wiedergibt, ist kein Geheimnis; Sternbach sieht, um von Paulsen zu schweigen, auch schärfer als diejenigen, welche in letzter Zeit vom Palatinus Einsicht genommen; seine Berichtigungen und Ergänzungen der bisherigen Angaben haben, wie es scheint, durchweg, namentlich in Scheidung der verschiedenen Hände den Anspruch der Zuverlässigkeit und sind für die Textesgestaltung keineswegs unfruchtbar. Der Verfasser hat, um eines anzuführen, beobachtet, dafs von C für eine Dekadeneinteilung der Epigramme die Zahlzeichen ι' κ' λ' etc. beigeschrieben sind; dafs nun ι' bei V 11 steht, ist eine Bestätigung der Ansicht, nach welcher die erotischen Epigramme mit V 2 beginnen; V 1 stammt sicher von Kephalas selbst, der den Grund für die Eröffnung seiner Sammlung mit den Liebesepigrammen angeben wollte. Einen Hauptbeweis dafür, dafs die Anthologie des Konstantinos (aufser IV, dem Prooemium) nur V VI VII IX—epigr. 563 enthielt, findet Sternbach in den Epigrammencitaten bei Suidas, die nur jenen Kapiteln angehören; denn die Verse auf Julian (A. P. XIV 148) hat Suidas aus Eunapius und die Agathiasstelle unter ἀ ἀ (A. P. I 34,2) stammt direkt aus der Sammlung des Agathias, welche, wie Verf. aus dem Scholion zu Soph. El. 150 nachzuweisen versucht, noch zur Zeit des Demetrius Triclinius bestanden haben soll.

Auch aus einigen Wiener Handschriften erhalten wir schätzenswerte Mitteilungen. So kommt der vita Platonis des Olympiodor die neue Collation derselben in cod. Vindob. phil. n. 13 wohl zu statten; der Vind. phil. 311 ist verwandt mit einer Madrider Handschrift, dem Matritensis n. CXIV (bei Iriarte p. 450), wie Sternbach aus der übereinstimmenden Reihenfolge der in beiden befindlichen Epigramme, aus der Fassung der Lemmata schliefst. (Unter diesen Epigrammen steht auch das des Agathias auf die streitsüchtige Frau, Appendix 1 bei Jacobs, welches von Sternbach mit Recht als die Quelle des pseudoausonianischen App. V 3 bezeichnet wird.) Aus dem Vind. phil. 314 wird ein noch nicht ediertes, stark verderbtes Epigramm mitgeteilt: im zweiten Vers δεῦό με τ' ἀρχόμενοι πρὸς θεοῦ ἴτε φίλοι ist nach des Ref. Meinung μετερχόμενοι zu schreiben.

Die an Exkursen reiche Abhandlung sucht u. a. die Zeit des Eustathios Makrembolites zu bestimmen; aus den Bestandteilen seiner Rätselsammlung, welche kein eigenes Rätsel des Eustathios, aber solche des Psellos u. Aulicalamos enthält, folgert Sternbach, dafs Makrembolites im 13 sc. lebte, nicht wie Hilberg meint zwischen 850 u. 988; dieser Periode gehört vielmehr nach Sternb. Holobolos an, dessen Rätsellösungen von Makrembolit aufgenommen sind; denn aus dem hier genannten Ῥωσικὸν ἔθνος (vgl. Hilberg praef. IX) kann nur auf die Zeit des Verfassers der Lösungen, nicht auf die des Sammlers geschlossen werden. — Aus der vita Platonis (p. 387, 163 u. p. 389, 34 Westerm.) will Sternbach den Schlufs ziehen, dafs Simias der Sokratiker noch Platos Tod erlebt hat; dafs aber die 4 Epigramme auf Sophocles (VII 20—22 u. VI 145) diesem Simias angehören, ist dem Referenten nicht wahrscheinlich; Bergk mag hier Recht haben, dafs die variierende Behandlung desselben Themas in VII 21 u. 22 einen Alexandriner verrät. — Beim Kyzikener Epigramm auf

die Söhne der Kleopatra (A. P. III 4: Referent schreibt hier V. 3 für ἣ πρὶν ἐπεῖδεν nicht ἣν πρὶν ἐπεῖδον mit Sternbach, sondern ἣ σφιν ἐπεῖδεν) kommt der Verf. p. 143 auf die Phineussage zu sprechen, wobei die Aristotelesstelle aus dem Kapitel der ἀναγνώρισις Poet. XVI p. 1455ᵃ 10 (ἰδοῦσαι — ἐνταῦθα) einleuchtend erklärt wird durch die Beziehung auf die Harpyien.

Zu recht zahlreichen Stellen weiſs der belesene Verfasser neue, bis jetzt nicht beachtete Testimonia zu geben; welch' wesentlichen Dienst er hiermit der Kritik leistet, mag man z. B. aus der Behandlung des Epigramms an Hadrian (IX 137, Sternb. p. 71 f.) ersehen. Auch auf einige übersehene Dichterfragmente wird aufmerksam gemacht, z. B. für Euripides auf Tzetzes Chil. VIII 317, wenn diese Stelle nicht vielmehr (trotz des vorhergehenden ὁ Εὐριπίδης) auf Soph. Ai. 682 sich bezieht.

Der Index nennt über 300 loci emendati; wenn darunter Verbesserungen aufgezählt sind wie von τιθεῦσαι (τιθεῖσαι), ἀναλδύνει (ἀμαλδύνει), ὤκυστον (ὤκιστον), von einem Citat αἰδώς ἦτ' αὔδρας (ἄνδρας) μέγα σίνεται und ähnl., so darf deswegen der Verfasser nicht ein κομπομικρολόγος heiſsen; vielmehr ist seine Emendierung, die durchweg von Beherrschung des Stoffes zeugt, oftmals eine recht scharfsinnige. Zu den gelungensten Emendationen zählt Ref. A. P. V 9, 7 ἄμμα für ὄμμα; I 34, 8 εἰκασίην für ἱκεσίην; Nonn. Dionys. V 281 βοόκτιστος für βοοστίκτου, Cram. Anecd. Par. I p. 396 κοῦραι πετράων ἤριπον (für ἔρριπτον) ἐξ ὑπάτων, Schol. zu Pind. Olymp. XIII 93 τὰ βέλη . . ἐκχεῖν (für ἔχειν.) Andere Vorschläge freilich muſs Ref. als müſsig oder verfehlt zurückweisen. So ist A. P. IX 459, 1 ἀτρεκέως πάντων πολυμήχανός ἐστιν Ὀδυσσεύς die Form πάντων nicht zu ändern in πάντως: nach ἀτρεκέως ist ein zweites Adverb lästig, während der Genetiv bei πολυμήχανος sich erklärt aus Stellen wie Plato Cratyl. 408 B: οὔκουν εὐμήχανός γέ εἰμι λόγου. — Schwerlich wird Jemand VII 405, 3 (in dem Epigramm auf Hipponax) Geschmack finden an ἰαμβιάζει Βουπάλειον ἐς τέγος („Bupali domum et familiam") für ἐς στύγος. — Unbegreiflich ist V 226, 2 θρασέος; es muſs θρασέες heiſsen zu ὀφθαλμοί, da die vermessenen Augen sich am gefährlichen Anblick der Schönheit weiden wollen. — In IX 159, 7 ist die Konjektur καὶ πάλιν εἷς ἀΐδης (sic) κωμάζετο noch weniger zu verstehen als die Überlieferung. — In Metrodors Erwiderung auf die pessimistische Lebensauffassung des Posidippus heiſst es IX 360, 8 αἱ νεότητες ῥωμαλέαι, πολιαὶ δ' ἔμπαλιν εὐσεβέες; Sternbach verlangt für εὐσεβέες ein Wort wie εὐσύνετοι, Referent vermutet εὐλαβέες: weise Vorsicht ist der Vorzug des Alters im Gegensatz zur jugendlichen Kraft. — In dem Scholion des Marcianus zu Lykophron 1467 „λοξόν· — ὅθεν καὶ Λοξίας ὁ Ἀπόλλων διὰ τὸ γρῖφον καὶ κοῖλον τῶν χρησμῶν" möchte Referent κοῖλον lieber in σκολιὸν als mit Sternbach in κυλλόν verwandeln: vergl. z. B. Suidas und Photius „λοξά· σκολιά, καμπύλα." — Die Verbesserung zu Aeschyl. Pers 539 διαμυδαλέους δάκρυσι κόλπους ist gut, aber nicht neu, s. Wecklein Aeschyl. I zu Pers. 541.

Druckfehler und Flüchtigkeiten sind ziemlich zahlreich; man liest z. B. Τρίαδος für Τριάδος (p. 172), πράσσε für πρᾶσσε (p. 147), βεβιωκυῖας, χάριεσσα, ψιχολιπής für ψυχολιπής, ἄνδρωπος wiederholt, φηλαφᾶν für ψηλαφᾶν, ἀποιχομένου für ἐπειγομένου (p. 172, 24), auch einmal Beckkeri (p. 20), Lerhsius (p. 92), Godophredus ähnl. S. 145 schreibt der Verf. in seiner Konjektur zu Sext. Emp. θυγατριδῆς und τῆς ἀπ' Ἐρεχθέως, meint aber θυγατριδῇ u. τῇ ἀπ' Ἐρ. S. 192 ist in der Stelle, aus welcher Sternbach den Platoniker Olympiodor als Verfasser des philosophischen Traktats in Cram. Anecd. Par. IV 389—433 erkannt hat, nicht πολυκυδέα δεσμόν, sondern nach Bekk. Anecd. III 725 πολυκηδέα δ. zu lesen. Störend heiſst es p. 53 (Miller, Mélanges p. 325): Δεῦρο· παρακελευστικὸν ἐπίρρημα εἰς ō λῆγει πλὴν τοῦ δεῦρο

καὶ ἀπό anstatt Δεῦρο· παραχ. ἐπίῤῥημα· οὐδὲν δὲ ἐπίῤῥημα εἰς ō λήγει etc. In dem Sapphofr. auf p. 135 schreibt Sternbach καλάν und ἀστέρες neben äolisch accentuiertem φάεννον ὄπποτα.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Meyer Gustav, Dr. phil. Professor an der Universität Graz. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin. 1885. Verlag von Rob. Oppenheim. 8⁰. 412 S. ℳ 7.

Der Verfasser, dessen griechische Grammatik auf sprachvergleichender Grundlage wir seiner Zeit in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt haben, bietet mit dem vorliegenden Buche eine bunte Reihe von Essays aus verschiedenen Gebieten der Sprach- und Volkskunde. Den gröſseren Teil davon hatte er schon früher in österreichischen und deutschen Zeitschriften veröffentlicht, wie in der „Neuen freien Presse", in „Nord und Süd", in der „Deutschen Rundschau" u. s. f. Das früher schon Publizierte ist zum Teile erweitert und dem heutigen Stande der Forschung angepaſst, das Neue bietet an sich viel des Interessanten und Lehrreichen, so der erste Aufsatz zur vergleichenden Märchenkunde: „Folklore" betitelt und im dritten Teile die umfassenden „Studien über das Schnaderhüpfel" (S. 332—408). Aus den fünf Essays des ersten Teils möchten wir den über die etruskische Sprachfrage und „über Sprache und Litteratur der Albanesen" besonders hervorheben; in ihnen zeigt sich der Verf. als gewiegter Kenner dieses Gebietes, wie es ja unter Anderem auch seine „Albanesischen Studien" in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (1883) deutlich bekunden. Er weist dabei die vielfachen Einflüsse des Romanischen einerseits, des Slavischen, Türkischen und Griechischen andrerseits nach und versucht so dem Albanesischen seine Stellung innerhalb des Kreises der indogermanischen Sprachen anzuweisen. Die Berücksichtigung des kirchlichen, im besonderen des in der neuesten Zeit mit erhöhter Bedeutung auftretenden katholischen Moments hätte den Verf. vielleicht manchen neuen Gesichtspunkt über die Entwicklung dieses merkwürdigen Volksstammes gewinnen lassen: die Anspielung auf die „unheimlichen Reste des Mittelalters" (S. 90) hätten wir ihm dafür gerne erlassen. Ein nahezu unermessliches Gebiet betritt der Verf. mit dem zweiten Teile der Essays: „Zur vergleichenden Märchenkunde", wo er aus den unerschöpflichen Schätzen der semitischen wie ägyptischen und indogermanischen Sagenwelt äusserst interessante Proben in der anziehendsten Darstellung uns vor Augen führt. Voll und ganz stimmen wir dem Verf. bei, wenn er wiederholt den lebhaften Wunsch ausspricht, daſs mit erneuter und vereinter Bemühung gerade bei uns in Deutschland für die Sammlung von des Volkes Sagen und Sitten von allüberall her gearbeitet werden möge; auch das scheinbar Unbedeutendste birgt hier häufig eine tiefe Bedeutung in sich und wirft auf unserer Urväter Denken und Dichten, Sitte und Brauch die allerhellsten Streiflichter. Reiches Material hat der Verf. offenbar zu Händen gehabt und verwertet, wie auch die Litteraturnachweise im Anhange erkennen lassen. Es ist freilich ein Leichtes hier auch noch auf manches andere zu verweisen, so auf die Sagenwelt der Siebenbürger Walachen, auf die Sagen und Märchen der Kaffern und Zulus, wie sie Geo M'Call Theal und Callaway gesammelt haben. Für Frankreich könnte auf das Werk Barzas-Breiz: Chants populaires de la Bretagne, traduits par Th. de Villemarqué (Paris 1859) hingewiesen werden; für dieses Land enthält auch die bei Meyer nicht genannte Zeitschrift „Romania" manches über Volksmythologie, ebenso wie

für Deutschland die „Zeitschrift für Ethnographie". Enge verknüpft mit der Welt der Sagen und Märchen ist in manchem Betrachte das Volkslied, das uns der Verf. in allen seinen zeitlichen und territorialen Verschiedenheiten in der ansprechendsten Form vorzuführen versteht, von der indischen Vierzeile bis herüber und herab zum Schnaderhüpfl in den Gauen Österreichs und Deutschlands; vielleicht dürfen wir diesen Abschnitt für den verdienstvollsten des Buches erklären. Wie Gedanke und Form sich vielfach decken im Volksliede, mag es an den Ufern des Indus entstanden sein oder auf den Höhen deutscher Almen erklingen, zeigt der Verf. an zahlreichen, zum Teil sehr drastischen Belegen. Durch die Fülle des in diesen 2 letzten Kapiteln Gebotenen werden wir freilich auch gemahnt, wie viel in diesen Beziehungen für unser eigenes Vaterland noch zu thun übrig ist. Dafs die „Volkskunde" nach dieser Richtung hin für unsere Jugend, zumal an den Mittelschulen eine hervorragende Bedeutung hat und wie sie zu verwerten sei, hat uns vor wenig Jahren Fr. Wenz in seiner „Volkskunde von Bayern"*) nach dem Vorbilde grofser Muster dringend und warm ans Herz gelegt und in reicher, glücklicher Auswahl uns die bedeutsamsten Momente aus des bayerischen Stammes Dichten und Denken, Singen und Sagen wie Sitte und Brauch vor Augen geführt. Was G. Meyer in seinen Essays an sprachlichem und kulturhistorischem Stoffe zum Teile aus dem Reichtume längst entschwundener Jahrhunderte und weit entlegener Völker gesammelt und in gefälligem Gewande uns geboten hat, wird weit über den Kreis der Sprachforscher hinaus auf volles Interesse und eine recht wohlwollende Aufnahme rechnen dürfen. Die kleinen Mängel, die das Buch beispielsweise in der Schreibung von Fremdnamen und in der Transscription von Texten aus den Volksdialekten noch aufweist, thun dieser Anerkennung sicherlich keinen Eintrag. Auch die Ausstattung des Buches ist eine gute, der Preis freilich auch ziemlich hoch zu nennen. –

Schwartz, Dr. W., Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Berlin. Oswald Seehagen. 1885. 8⁰. XXIV u. 280 S. ℳ 8.—

Der Verfasser ist seit nahezu 4 Jahrzehnten mit der Erforschung von Sage und Sitte, Märchen und „alten Geschichten" beschäftigt. Während sich seine früheren Arbeiten mehr mit der norddeutschen engeren Heimat beschäftigten, zum Teile in Gemeinschaft mit dem unübertroffenen A. Kuhn, hat er später auch die „Stamm- und Gründungssage Roms" und in einem umfassenderen Werke „die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen" überhaupt in den Kreis seiner Forschungen gezogen; mit seinen im vorigen Jahre erschienenen „Prähistorisch-anthropologischen Studien" hat der unermüdliche Gelehrte, zugleich Lehrer und Leiter eines stark bevölkerten Berliner Gymnasiums, bereits einen weitergehenden Schritt auf das Gesamtgebiet der vergleichenden Mythologie unternommen. Dem entsprechend bezeichnet er auch als den Zweck seines neuesten Werkes „in aufsteigender Linie bis zur indogermanischen Mythologie vorzudringen, d. h. in grofsen Umrissen den Glaubensstand(!?) zu zeichnen, welcher sich etwa für die Zeit der Trennung der arischen

*) Volkskunde von Bayern. Für Schule und Haus von Friedr. Wenz. 4 Abteilungen. München und Nürnberg 1879—1884. In keiner Schülerbibliothek mittlerer und oberer Klassen sollte das fleissig gearbeitete und sehr anregende Buch fehlen.

Stämme, als sie Kolonisatoren nach Ost und Westen wurden, zu ergeben scheint" (S. V). Schw. hat den Stoff, der sich für eine solche Aufgabe sehr weit, ja fast unermefslich zu bieten scheint, in vier grofse Hauptabschnitte eingeteilt: „Der himmlische Lichtbaum der Indogermanen in Sage und Kultus; die mythischen Schmarotzerpflanzen am himmlischen Lichtbaum; von den einäugigen Gewitterwesen und dem sogen. bösen Blick; weitere Erörterungen der gewonnenen Resultate in mythisch-religiöser Hinsicht und in bezug auf die Anfänge epischer Dichtung auf idg. Boden". Ein paar kürzere Kapitel reihen sich als „Anhang" daran und ein auf die behandelte Materie wie auf die benützte Litteratur sich beziehender Personen- und Sach-Index schliefst das sehr gut ausgestattete und sorgfältig gearbeitete Buch. Von dem sehr mannigfaltigen Inhalte entfällt manches auch auf die Mythologie der klassischen Völker des Altertums im Speziellen, so im 2. Hauptabschnitte die Behandlung der „Mistel in der Aeneassage", das titanische Kraut aus dem Blute des Prometheus; im 3. „Die Drei-, Vier- und Vieläugigen: Polyphem, Zeus, Argos u. s. f. und vieles Andere. So sehr wir uns mit dem Verf. darüber freuen, dafs, besonders durch A. Kuhns und M. Müllers auch auf diesem Gebiete bahnbrechende Arbeiten, auch die Mythologie mehr und mehr vom Standpunkte der vergleichenden Forschung, die sich über unseren ganzen Stamm und darüber hinaus erstreckt, behandelt wird, und dafs man bemüht ist, auch für sie neue und tiefer gehende Gesichtspunkte zu gewinnen, so sehr es sicher im Interesse der gesamten Volkskunde unseres Heimatlandes gelegen ist, den Sagen und Märchen, deren unerschöpflicher und nie versiegender Born gerade in unserem Volke noch immer nicht genug erkannte und verwertete Schätze birgt, die eingehendste und hingebenste Sorgfalt und Behandlung zu bieten, so besorgen wir doch, dafs bei solch gearteter „vergleichender Mythologie" auch Schwartz trotz aller geistreichen Kombination, wo er den letzten Erklärungs- und Entstehungsgründen auf die Spur gekommen zu sein vermeint, mitunter etwas in die Irre gegangen sein möchte. Wie leicht dies möglich ist bei der Heranziehung und Deutung eines so weit auseinanderliegenden und so verschiedenen Sprach- und Völkergebieten zugehörigen Materials, ersehen wir beispielsweise aus der S. XVIII ff. gemachten Bemerkung über die Bedeutung des Wortes devas, im Sanscr. bekanntlich = göttlich, (ursprüngl. = glänzend, leuchtend) dann Gott; so auch bei den meisten Indogermanen; aber, so fährt Sch. fort, „bei einem Hauptzweige, den Iraniern, bezeichnet es gerade umgekehrt die „bösen" Geister, welches Auseinandergehen im Begriffe doch auch wieder ganz zu dem gezeichneten Entwicklungsprozefs pafst, indem die Iranier die finstere Seite des Gewitterwesens mit dem Worte festgehalten haben, während es den übrigen Völkern zur Bezeichnung des „Leuchtenden" wurde, an die als an die siegreiche, sich mit der Zeit die Vorstellung des Göttlichen anschlofs". Nun ist aber schon vor langer Zeit durch den Zendisten M. Haug darauf hingewiesen worden, dafs diese Differenzierung der Bedeutung im Worte devas vielmehr mit einem in vorgeschichtlicher Zeit zwischen Indern und Iraniern stattgehabten Religionszwiste in Zusammenhang stehe, der die letzteren dazu führte, den bis dahin gemeinsamen Namen der „lichten" Göttergestalten für ihre bösen Genien zu gebrauchen oder vielmehr jene Wesen in diese zu verkehren. Ein ähnlicher, scheinbar unvermittelter Gegensatz der Bedeutung tritt übrigens ja auch im Altind. selbst bei dem vedischen Worte asura hervor, das ursprünglich und zumeist auch in der Litteratur die Bedeutung: lebendig, dann Geist, Gott (vgl. Zend ahura, Name des höchsten Gottes = ahurâ mazdâo, Ormuzd) und zwar vorwiegend als gütiger, himmlischer Gott aufweist, aber doch zugleich

auch schon im vedischen Sanscrit als Bezeichnung des obersten bösen Geistes und dann auch böser Geister überhaupt erscheint. — Mag man indessen auch in manchen selbst wichtigen Punkten mit dem Verf. verschiedener Meinung sein, so bietet das Buch doch für jeden Leser ungemein viel des Interessanten und Belehrenden. Wir benützen diese Gelegenheit, um auch auf eine andere, ähnliche Gebiete zum Teile streifende posthume Arbeit des leider zu früh hingeschiedenen W. Mannhardt aufmerksam zu machen, wir meinen dessen „Mythologische Forschungen“, mit Vorreden von Müllenhoff und W. Scherer herausgegeben (Hamburg 1885). Auch U. Jahns Buch: „Die Deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“ (erschienen als III. Heft in den von Weinhold herausgegebenen „Germanistischen Abhandlungen“), verdient im Zusammenhange damit neuerdings in Erinnerung gebracht zu werden. —

München. Dr. Georg Orterer.

Der griechische Unterricht in der fünften Klasse.

Die nachfolgenden Bemerkungen sind zunächst veranlafst durch das unlängst erschienene Buch eines Kollegen,[1]) welches den Versuch macht, die Einübung der unregelmäfsigen griechischen Verba mit der Einführung in die Moduslehre zu verbinden. In 23 Hauptstücken werden auf 75 Seiten (im Grofsen und Ganzen im Anschlufs an die Koch'sche Grammatik) die Verba auf μι sowie die Anomala behandelt, 13 aber von diesen 23 Hauptstücken sind — und das ist das Neue — mit den Hauptregeln der griech. Moduslehre eingeleitet (im Wesentlichen nach Autenrieths Grundzügen der Moduslehre, auf welche in der Einleitung, sowie p. 41 besonders verwiesen ist). Dabei beschränkt sich das Buch nicht etwa auf die Modi im selbständigen Satze, Potentialis u. s. w., sondern es werden auch abhängige Sätze behandelt: abhängiger Prohibitivus (beiläufig bemerkt eine noch problematische Bezeichnung für die Deklarativsätze nach den Wörtern des Fürchtens u. s. w.), abhängiger Deliberativus, Exspectativus in temporalen und condicionalen Nebensätzen, Bedingungssätze, Wiederholungssätze (dazwischen Einzelheiten, zu XX ὤφελον, das nicht wohl mit dem Optativus vereinigt werden konnte, da der Schüler die Form erst hier kennen lernt, zu XVIII neben anderem οὐκ ᾤμην non putaram, das als Realis bezeichnet, aber unter dem Potentialis der Vergangenheit irrtümlich eingereiht ist). Man sieht, dafs alles Wesentliche aus der Moduslehre behandelt ist. Wie werden sich nun zu diesem Versuch, der auch der Schulordnung nicht ganz zu entsprechen scheint, die Lehrer der II. und III. Gymnasialklasse verhalten, denen so die Quintessenz ihres Pensums vorweggenommen ist? Wir hoffen, in nicht zu ferner Zeit eine Beantwortung dieser Frage von berufener Seite zu hören und bescheiden uns, einiges über die Verwertung des Buches in der fünften Klasse zu bemerken.

---

[1]) L. Straufs, Beispiele zur Einübung und Repetition der Verba auf μι und der griechischen unregelmäfsigen Zeitwörter mit gleichzeitiger Behandlung des Wichtigsten aus der griechischen Moduslehre. Ansbach, C. Brügel und Sohn. — Papier und Druck des Büchleins sind musterhaft; der Preis (1 ℳ für das gebundene Exemplar) äufserst mäfsig. — Wir erwähnen gleich hier, dafs die Anordnung des Stoffes übersichtlich ist und dafs wir nur ganz unbedeutende Versehen bemerken konnten. (p. 50 l. Oedipus anstatt Odysseus; p. 60 Z. 10 v. u. l. euch statt uns).

Es sei gestattet, ein paar Vorfragen aufzuwerfen. Erstens: Soll und kann man in der Lateinschule die griechische Moduslehre behandeln? Ja und Nein. Ja, soweit der unabhängige Satz und einzelne Erscheinungen, wie sie sich gelegentlich darbieten, in Frage kommen. Nein, insofern es sich um die Behandlung des abhängigen Satzes und um seltenere Struktionen handelt. Denn einerseits ist die Anwendung der zu lernenden Verba sehr erleichtert, wenn Potentialis, Jussiv und Prohibitiv in beiderlei Form verwendet werden, und es kann der Schüler nicht früh genug auf die gerade in jenen Formen erkennbare Feinheit der griech. Sprache aufmerksam gemacht werden. Andrerseits setzt doch die Beherrschung der gesamten Moduslehre ein reiferes Urteil voraus, als es bei Schülern der 5. Klasse vorhanden zu sein pflegt. Und wenn der Verfasser p. IV hervorhebt und das mit Berufung auf eine langjährige Erfahrung, dafs sich die Schüler der 5. Klasse und zwar nicht blofs ausschliefslich die Besseren in kurzer Zeit volle Sicherheit im Gebrauch der Modusformen angeeignet hätten, so ist das wohl nur im Zusammenhalt mit einer ebendort gemachten Bemerkung zu würdigen, dafs diese Aneignung auf einem vorläufig fast nur mechanischen Wege geschehe.

Zweitens: Soll auch im zweiten Semester der 5. Klasse in den sechs griechischen Stunden ausschliefslich Grammatik behandelt werden, um den Schülern die Formenlehre als ein κτῆμα εἰς ἀεὶ (soll heifsen: im besten Falle auf 4 Jahre) zu überliefern oder soll im Einklang mit der Schulordnung zur Lektüre der Anabasis (oder auch einer griechischen Anthologie) fortgeschritten werden? Wir meinen das letztere für das Richtigere und Wichtigere halten zu sollen. In einer Zeit, wo auch wohlgesinnte Gegner des Betriebs auf den humanistischen Schulen einen Luther prophezeihen, der die Hochburgen des Grammatismus brechen würde, heifst es denn doch dem Feinde Waffen liefern, wenn man dem Schüler in der 5. Klasse als einzige Errungenschaft seines Fleifses im Griechischen ein paar Schock griechischer Formen und ein Dutzend fein ausgeklügelter Termini vom Exspectativus bis zum Prohibitivus und Dubitativus mitgeben würde. Und man vergesse nicht, dafs der Schüler in diesem Jahre aufser Cäsar nichts von Autoren kennen lernt! Sowenig nun dieser Autor seine Wirkung auf die Jugend zu verfehlen pflegt, so wenig darf die Gefahr der Einseitigkeit übersehen werden, welche sich ergeben würde, wenn die immerhin flüchtig hingeworfenen und eines ethischen Gehaltes entbehrenden Memoiren des römischen Prätendenten den einzigen Mittelpunkt des Unterrichtes eines vollen Jahres bilden sollten. Nein, dafür sind unsere deutschen Jungen zu gut. Sie mögen aus Cäsar kennen lernen, was Berechnung, Geistesgegenwart und Konsequenz eines einzigen Mannes vermag gegenüber einem schlecht geleiteten Patriotismus, sie mögen dabei weite Ausblicke thun in einen grofsartigen historischen Hintergrund — aber sollen sie so lange warten, bis sie etwas vom καλὸν καὶ ἀγαθὸν des Hellenentums zu verkosten bekommen? Nein, ohne auf die norddeutsche Schulordnung hinzuweisen, welche den Beginn der Anabasis-Lektüre noch früher ansetzt, möchten wir das zweite Semester in der 5. Klasse jedenfalls für die Einführung in die griechische Lektüre bestimmen. Dabei sollen die zwei Fragen offen bleiben, ob von den sechs griechischen Stunden 2 oder 3 der Lektüre eingeräumt werden können (drei müssen jedenfalls zur Wiederholung des Verbums verwendet werden), und ob die Lektüre eine Chrestomathie oder eines Buches der Anabasis vorzuziehen sei. Dafs den kleinen Erzählungen, Anekdoten und Fabeln, wie sie in den bekannten Büchern von Halm und Friedlein-Kurz zusammengetragen sind, eine Fülle von Anregung in intellektueller wie

moralischer Beziehung innewohne, wird wohl Niemand in abrede stellen (von dem schwierigeren Lucian freilich möchte abzusehen sein, da das Beste an diesem Autor, seine Grazie und seine Ironie, der Jugend unverstanden bleibt). Auch wird die Ansicht Vertreter finden, dafs man die Anabasis ganz der 1. Gymnasialkl. überlassen solle. Andrerseits wird man darauf hinweisen dürfen, dafs dieser letzteren Klasse als gröfste und schönste Aufgabe die Einführung in Homer zufalle und dafs es keine unwillkommene Erleichterung sei, wenn die Schüler mit Xenophon bereits in der 5. Lateinklasse bekannt gemacht worden sind.[1])

Nachdem wir unsere beiden Vorfragen dahin beantwortet haben, dafs in der fünften Klasse 1. von einer Einführung in die gesamte griechische Moduslehre abgesehen werden möge, 2. das Sommersemester zum Teil der Lektüre gehören solle, kommen wir auf das vorliegende Buch zurück und fragen, ob und wie dasselbe bei den oben aufgestellten Grundsätzen verwendet werden könne.

Wir betrachten, um es kurz zu sagen, das Büchlein als ein ausgezeichnetes Lehrmittel, ob es nun neben den gewöhnlichen Übersetzungsbüchern dem Schüler in die Hand gegeben werde oder ob sich der Lehrer allein desselben bediene. Es könnte unserer Ansicht nach das Buch für die 5. Lateinklasse und die 4 Gymnasialklassen in den Händen der Schüler bleiben, um von Zeit zu Zeit zur Repetition verwendet zu werden, es könnte wohl auch den Schülern der beiden obersten Klassen zum Privatstudium empfohlen werden. Im Falle sich nun dasselbe in den Händen der Schüler befinden würde, wäre freilich für die einzelnen Klassen eine Auswahl zu treffen, da nach dem oben Gesagten eine Übersetzung sämtlicher Beispiele in der fünften Klasse nicht geraten erscheint. In höherem Grade ist das Büchlein jedenfalls für die Hand des Lehrers geeignet. Nicht etwa, um Haus- und Schulaufgaben daraus zu entnehmen, für welche stets zusammenhängenden Stücken der Vorzug zu geben ist.[2]) Aber für jene Übungen in der Schule, welche man gegenüber obigen Aufgaben als Detailexercitien bezeichnen könnte, ist das Büchlein wie geschaffen. In der That, für mündliche und schriftliche Extemporalien halten wir das Buch für vorzüglich geeignet. Freilich, den meisten Lehrern werden, zumal nach mehrjähriger Thätigkeit in derselben Klasse, zahlreiche solche Augenblickssätze zur Verfügung stehen, welche inhaltlich an

[1]) Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit auf die trefflichen Ausführungen von Rost zu verweisen, welche das ethische Moment bei der Xenophon-Lektüre hervorzuheben bestimmt sind: Xenophons Anabasis auf dem Gymnasium, Zeitschrift für Gymn. W. 1885. Juniheft. Dieser Aufsatz, voll Wärme für den Gegenstand geschrieben, enthält viele lehrreiche Bemerkungen über die Behandlung Xenophons im Unterricht.

[2]) Es liegt hier die Versuchung nahe auf das Verhältnis dieses Übungsbuches zu den gewissermafsen entgegengesetzten Büchern von Bachof und Weissenborn einzugehen, welche sich streng an die Lektüre anlehnen. Aber wir bemerken nur soviel, dafs uns diese zwei Standpunkte nicht unvereinbar erscheinen. Auch die Frage, nach dem Wert oder Unwert der Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische kann hier nur berührt werden. Das vorliegende Buch bietet hiefür reichen Stoff; indes wird der Schüler gewöhnlich durch das Medium des Deutschen übersetzen. Immerhin mag man mit Nutzen solche Sätze übersetzen lassen, welche einen Unterschied der beiden Sprachen veranschaulichen, wie: Persae urbe Atheniensium capta omnia aedificia incenderunt. (aktivische Wendung!) p. 41.

jeden Teil des Unterrichtsstoffes, an Lektüre wie an Geschichte, anknüpfen, aber jedem Lehrer wird ein Buch willkommen sein, das ihm ermöglicht, sein eigenes Verfahren zu ergänzen und zu berichtigen. Und als ein solches Buch sei das vorliegende jedem Kollegen aufs wärmste empfohlen.

Zweibrücken. H. Stich.

Dr. Curt von Oppen, Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische für Prima im Anschlufs an die Lektüre. Berlin. 1886. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). VI u. 96 S.

Der Verfasser will, wie er im Vorwort sagt, Aufgaben bieten, „welche dazu bestimmt sind, die Lektüre zu begleiten.“ Da das Büchlein in Prima benützt werden soll, so sind die in dieser Klasse vorzugsweise gelesenen Schriftwerke zu grunde gelegt, nämlich von Plato die Apologie, Kriton, Phädon, Protagoras und Gorgias, von Demosthenes die Rede vom Frieden, die olynthischen und die drei ersten philippischen Reden, von Sophokles der König Ödipus und die Antigone, von Thukydides die Einleitung und Reden aus dem ersten, zweiten und sechsten Buche.

In zwei Punkten bin ich mit dem Verfasser nicht einverstanden. Einmal kann ich nicht billigen, dafs er selbstgefertigte, wenn auch gröfstenteils aus demosthenischen Wendungen zusammengesetzte Reden dem Demosthenes in den Mund legt. Eine derartige Überarbeitung könnte ich wohl für die Reden der Historiker gelten lassen, den Reden eines Demosthenes gegenüber aber halte ich ein solches Verfahren für unstatthaft. Der zweite Punkt betrifft den Sophokles. Es geht mir durchaus gegen den Mann, sophokleische Dramen zu Stilübungen verarbeitet zu sehen, wie der Verfasser auf S. 60—73 mit Oed. tyr. und Antigone gethan hat. Ich kann und mag mir den Primaner nicht denken, wie er in seinem Sophokles die Phrasen für ein griechisches Skriptum zusammensucht.

Die Aufgaben lehnen sich meist eng an den Text an und sind daher, da unmittelbar vorhergehende Lektüre vorausgesetzt wird und die Angabe der betreffenden §§ den einzelnen Stücken stets voransteht, leicht, für unsere bayerischen Primaner wohl zu leicht. Eine selbständige Benützung des Büchleins ist ausgeschlossen, weil dem Schüler, von ganz vereinzelten Angaben abgesehen, keine Anleitung gegeben ist. Warum der Verfasser einzelne Abschnitte z. B. Nr. I. S. 51 wörtlich herübergenommen hat mit ausdrücklicher Bezeichnung der Fundstelle, sehe ich nicht ein.

Der sprachliche Ausdruck leidet zuweilen an Härten. So steht S. 9 Z. 3 v. o. dafs, weil dir die Rettung freisteht, du dich nicht im Stich lassen darfst; ferner S. 12 Z. 12 v. o. obgleich sie beide (das Angenehme und das Schmerzhafte) dem Menschen gemeinsam nicht beizuwohnen pflegen; S. 18 Z. 15 v. o. in der verflossenen Nacht noch am tiefen Morgen (wohl wegen ἔτι βαθέος ὄρθρου) kam Hippokrates zu mir; S. 40 Z. 11 v. u. während Kimon zehn Jahre lang das Vaterland verlassen mufste; S. 52 Z. 12 v. o. weil er, je mehr er über Erwarten geleistet hat, um so bewunderungswürdiger von allen gehalten wird; S. 68 Z. 11 v. u. als jener nach der Art fragt, wie sie (Antigone) bei dieser That entdeckt worden sei; S. 76 Z. 2 v. u. wir haben die gröfste Zahl von Schiffen gestellt, ferner den Themistokles gewährt; u. s. w.

Eine Eigentümlichkeit des Verfassers, aber wohl keine berechtigte, ist es, dafs er so häufig in der indirekten Redeweise das Imperfekt und Plusquamperfekt des Konjunktivs braucht statt des Präsens und Perfekts;

so heifst es z. B. S. 1 Z. 9 v. u. wenn sie dies gethan, würden sie erkennen, dafs Aristophanes ihn mit Unrecht so dargestellt hätte. Dafs diese Ungenauigkeit unter Umständen zu falscher Auffassung verleiten kann, zeigt z. B. folgender Satz, der sich S. 25 Z. 8 ff. v. o. findet: es befinde sich Pittakus im Irrtum, wenn er behaupte, dafs es schwierig sei, ein guter Mann zu sein, d. h. nachdem man es geworden, fortwährend zu sein, weil dies unmöglich wäre und über menschliche Kräfte hinausginge.

Die Perioden des Verfassers sind nicht selten recht schwerfällig, manchmal geradezu unverständlich. Ich will für diese Behauptung, damit mein Referat nicht zu viel Raum einnimmt, nur einen Beleg bringen. S. 50 Z. 10 v. o. steht: Sehen die Olynthier, dafs ihr mit Entschlossenheit ihnen zu Hilfe kommt, so dürfen wir ihrem Bündnis im Kampfe mit Philipp Vertrauen schenken, erstens, weil sie wissen, dafs, wenn sie sich an das Schicksal der Amphipolitaner erinnern und die von der Nachbarschaft einer Tyrannenherrschaft ihrem Freistaate drohende Gefahr in Erfahrung ziehen, der Kampf um ihre Freiheit geführt werden wird, zweitens u. s. w. Dergleichen findet sich öfter.

Druckfehler habe ich mir folgende notiert: S. 4 Z. 10 v. u. nun für nein; S. 6 Z. 1 v. o. ἀγωνίζεσθαι; S. 28 Z. 2 v. u. indesen; S. 52 Z. 10 v. u. weil nur gemeinsame Interessen die Völker verbindet; S. 64 Z. 3. v. o. auch wenn der Hirt jetzt früher als anders berichtet; S. 83 Z. 9 v. u. befürchte für befürchtete; S. 84 Z. 19 v. u. Platäa, während etliche Zeilen weiter unten Platää steht.

Mein Gesamturteil geht nun dahin: Für den Schulgebrauch möchte ich das Büchlein nicht empfehlen; dem Lehrer kann es bei der Zusammenstellung von Aufgaben gute Dienste thun.

Hof. Zorn.

Fr. L. Stamm's Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Wörterbuch und Grammatik. Neu herausgegeben von Dr. Moritz Heyne. 8. Auflage XII + 432 S. 8° ℳ 5.

Die Ulfilaausgabe von Stamm-Heyne, handlich und gut, hat s. Z. eine empfindliche Lücke ausgefüllt und wird auch jetzt neben der neuen Handausgabe von Bernhard sich behaupten, wenn vielleicht statt der jetzt überflügelten Grammatik ein rekonstruierter Urtext aufgenommen wird. Heynes Grammatik ist sorgsam gearbeitet, enthält viele beachtenswerte Beobachtungen (über die Aussprache z. B.), hat sich aber doch zu sehr gegen die sicheren Ergebnisse der neueren Forschung verschlossen und kann deshalb nicht schlechthin empfohlen werden. Auch im Wörterbuch sind die neueren Arbeiten nicht genügend beigezogen, so die von Gallee über Substantive mit zweifelhaftem Geschlecht u. dgl. Unbedingt dürfen die verwandten Dialekte nicht immer zur Bestimmung des Genus verwendet werden, aber im Zweifelsfall wird man, wo jeder andere Anhaltspunkt fehlt, das Genus verwandter Sprachen, des Nordischen zumal, wenn auch mit einem Fragezeichen, ansetzen dürfen und nicht ein gar nicht beglaubigtes wie Heyne z. B. bei grêts thut (f.; nord. grátr masc). Ähnlich steht es beim Verbum. Für flêkan empfiehlt sich flôkan und dergleichen.

Karl Tumlirz. Deutsche Grammatik für Gymnasien. I. Teil in 2. Auflage, und II Teil. Prag. 1885, bei Dominicus. VII u. 137 und IV u. 73 S. 8⁰. ℳ 1,50 u. 0,80.

Seit der Änderung des österreichischen Gymnasiallehrplanes, ist wie es scheint bei unseren Nachbarn das Interesse für den deutschgrammatischen Unterricht im Zunehmen begriffen. Die vorliegende Grammatik ist dem neuen Lehrplan angepafst, überläfst aber wie ihre meisten Schwestern die Verwirklichung desselben dem Lehrer, bietet also nur Material und ihr Verdienst kann nur auf der Auswahl und Darstellung beruhen. In beiden Beziehungen läfst sie zu wünschen übrig; es fehlt dem Verfasser wie den Meisten gründliche historische Kenntnis des Deutschen[1]) und, scheint mir auch, das volle Verständnis für die Bedürfnisse der Schüler. Zum Beweise dieser harten Worte will ich aus den zu beanstandenden Stellen des Buches eine Auswahl hiehersetzen. Nach § 2 wäre dachte auch im Ablautverhältnis zu denken; wäre Umlaut nur da, wo im Nhd. ein i dem Vokal folgt, also nicht in fährst, Bälge, gröfser. § 4 ist die Einteilung der Konsonanten in stumme und gehauchte verkehrt, abgesehen von dem verfehlten Terminus 'gehaucht'. § 7 sind kurze Vokale und kurze Silben verwechselt oder der Ausdruck unklar (in Stelle ist nicht zweimal Kürze anzunehmen). Nach § 17 wäre der Artikel (freilich auch "Geschlechtswort" genannt) nur da, um das Geschlecht zu bezeichnen, weil hiezu die Endungen "nicht immer" genügen; in der Grammatik bedient man sich allerdings dieses kurzen Bezeichnungsmittels, aber in der lebendigen Sprache fast nie, eher braucht man den Artikel um die Casusendung zu ersetzen, besonders nach süddeutscher Weise bei Eigennamen. § 21. Ist im Plural der "unbestimmte Artikel" "verloren?" S. Kern Satzlehre S. 81. Nach § 31 wäre "Motto's, Pascha's deutsch, Kerl's undeutsch". Schön und geschmackvoll ist 'Kerl's freilich nicht, auch nicht hochdeutsch, aber die Endung s stammt aus Deutschland (aus Niederdeutschland nämlich). S. 13 i. Die Adverbialendung o im ahd. ist nicht = lat. e. Dafs o Ursache sein soll, warum der Umlaut fehlt, ist falsch; dafs vielmehr vor dem ô das î der Ableitungssilbe fehlte ist Ursache. § 49. "Die Verba drücken eine Thätigkeit oder einen Zustand aus" dann wären Spiel, Mord, Krankheit auch Verba; sie drücken vielmehr das Geschehen einer Handlung, die Existenz eines Zustandes in der Zeit aus, das Gebundensein an ein Subjekt mag man in Hinblick auf die unpersönlichen Verba und den Infinitiv unbeachtet lassen. Weder die ungenaue noch die genaue Definition taugt für die Schule; dafs aber T. definieren wollte geht aus den parallelen §§ 15 und 32 hervor. § 58. Das e im Verbum (gib-st, ruh-t) fällt nicht aus, wenn es der Wohllaut 'erfordert', sondern wenn er es gestattet! Dafs i in nimmst immer noch für älter gilt als e in nehmen ist zwar nicht zu verwundern, aber doch zu rügen. Sätze wie "Die schwachen Verba sind also transitiv, die starken intransitiv" (60)[2] sollten in einer zweiten Auflage nicht stehen geblieben sein. Überhaupt fehlt es an der Schärfe des Ausdruckes sehr oft; in der Syntax ist dies besonders schädlich. Das führt uns auf den zweiten Mangel des Buches, den es übrigens mit den meisten Grammatiken teilt. Es will zu viel geben und gibt darum zu wenig. Zuviel sind die Bemerkungen aus der historischen Grammatik, die noch dazu oft schief und falsch sind; zuviel die

[1]) Oder die Fähigkeit die historischen Verhältnisse leichtfafslich darzustellen und hier das Nhd. zu verwerten. S. das zum 2. Hefte Bemerkte.

[2]) im 2. Heft richtiger § 94.

logischen Divisionen und Partitionen. T. ist bestrebt überall System in die Grammatik zu bringen, gibt eine Menge Unterabteilungen mit entsprechenden oder oft n i c h t entsprechenden halbdeutschen, halblateinischen Terminis, die vom Schüler nicht verstanden werden und ob ihrer Zahl ihn abstofsen. Ich greife Einiges aus der Syntax heraus. "Jeder Gedanke enthält notwendig eine Aussage — und einen Gegenstand, an dem die Aussage haftet" heifst es gleich zu Anfang (§ 70); ich erspare mir jede Kritik und verweise auf Kerns treffliche Satzlehre. § 95 "Das Genetivobjekt steht bei intransitiven Verben, die eine Handlung (Zustand oder Thätigkeit) ausdrücken, welche durch den Genetiv veranlafst wird": man kann hier statt Genetiv Accusativ oder Dativ einsetzen oder Präpositionalausdruck und die Regel bleibt gleich richtig. ('Ich hasse ihn'; 'wir gehorchen euch'). Dürfen Sätze wie "Kein Mensch ist vollkommen glücklich" wirklich der Form nach (und um diese handelt es sich in der Grammatik, was zu oft übersehen wird) als negative betrachtet werden? Das Kapitel von der Negation ist, wenn man Logik und Grammatik verbinden will, ein so schwieriges, dafs man es am besten mit Schülern unterer Klassen gar nicht behandelt. Sollen die Fragesätze wirklich nach dem Subjekt und dem Sinne des Prädikats in objektive und subjektive abgeteilt werden (Was willst du nun thun? wäre objektiv, was soll ich thun? subjektiv?) Belehrender wäre wohl, wenn anstatt der einfachen Angabe, dafs die Negation in Fragen, die lat. mit nonne eingeleitet werden, betont wird, diese Betonung begründet würde. Ist nicht auch die Unterscheidung von Zeitstufe und Zeitart (§ 117) zu subtil oder die Benennung unklar? Wodurch unterscheidet sich das verb. finit. vom infinit.? Habe ich viel getadelt, Manches vielleicht, was der Verf. zu rechtfertigen im Stande wäre, so habe ich doch noch mehr hier unbeanstandet gelassen, was nicht entschuldigt werden kann. Ich bin aber gerne bereit auch gute Seiten anzuerkennen. Gelungen scheint mir besonders der Abschnitt über die Periode (§ 171 ff.), und der Anhang „Hauptpunkte der Stilistik"; letzterer hauptsächlich durch die anschauliche Darstellung der gewöhnlichen Fehler. Kurz gefafste Interpunktionsregeln schliefsen das 1. Heft. —

Das 2. Heft ist für die 5. und 6. (österr.) Klasse bestimmt, Klassen in denen der grammatische Unterricht bei uns aufgehört hat. Recht gut wäre es aber, wenn unserem mhd. Unterricht eine kursorische Betrachtung der nhd. Grammatik folgen würde, wie sie T. nach dem österr. Lehrplan im Sinne hat. Das 2. Heft macht beim ersten Anblick den Eindruck, als hätte in den paar Monaten seit Erscheinen des ersten der Verf. grofse Fortschritte gemacht. Man findet die modernsten Kunstausdrücke, neueste Theorien, junggrammatische Anschauungen. Bei genauem Zusehen erkennt man aber dafs T. nur rasch das Notwendigste zusammengelesen und nicht gehörig verarbeitet hat. Der Plan und einzelne Kapitel des Buches sind gut, vieles unrichtig, unklar. Es würde mich zu weit führen, hier wieder ins Einzelne zu gehen. Am besten scheint mir der Abschnitt über die Betonung gelungen. Die Wortbildung wäre viel besser, wenn der Verf. nicht wieder zu viel klassificiert und erklärt hätte; nur in wenigen Fällen läfst sich einer Ableitungssilbe eine bestimmte Kraft zusprechen. T. versucht es bei fast allen.

Empfohlen kann T's. Grammatik weder für Österreich noch für Deutschland werden, solange sie noch so reich an elementaren Fehlern ist, wie die vorliegende Auflage.

München. C. Brenner.

Graesers Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von Prof. J. Neubauer. Wien. 1884 und 1885. Verlag von Karl Graeser. 8° und Classiker für den Schulgebrauch. Orthographie und Druck nach den für die österreichischen Staaten geltenden Vorschriften. Wien. 1885. Verlag von Alfred Hoelder.

Bei der Anzeige der neu erschienenen Hefte beider Schulausgaben darf ich wohl auf meine frühere Besprechung (Blätter f. d. bayer. Gymn. Schulw. B. XXI. S. 246) dieser Ausgaben verweisen und den Vorzug des Graeser'schen Verlages von neuem betonen. Für die deutschen Klassiker im Hoelder'schen Verlage liefs Prof. J. Poelzl A. W. Schlegels Übersetzung des Shakespeare'schen Julius Cäsar (IV u. 76 S.), Lessings Nathan (IV u. 134 S.) und Göthes Egmont (IV u. 80 S.) abdrucken. In der Einleitung des Julius Cäsar wird Plutarch als Shakespeares Quelle angegeben; es wäre dabei wohl zu bemerken gewesen, dafs Shakespeare die englische Übertragung einer französischen Übersetzung benutzte und aufser den drei von Poelzl erwähnten Römerdramen auch noch das Römerdrama Titus Andronicus zu nennen. In einer Nathan-Einleitung von anderthalb Seiten wäre wohl wichtigeres zu bemerken gewesen, als dafs die Chronologie des Stückes sehr verworren sei. Lieber schreibe man gar keine Einleitung als solche völlig nichtssagende, die zudem noch, wie die zum Egmont, unrichtiges enthalten. Es ist nicht wahr, dafs in Italien „derselbe Glückstern, unter dem Jphigenie und Tasso vollendet wurden, auch über dem Egmont waltete.“ Tasso wurde nicht in Italien, sondern erst geraume Zeit nach der Heimkehr vollendet und die stilistische Bearbeitung (Umsetzung in Jamben) konnte Göthe beim Egmont nicht wie bei der Iphigenie durchführen; hier verliefs ihn der Glückstern. Der Einflufs der belgischen Revolution auf die endliche Vollendung des Egmont mufste erwähnt, Schillers Rezension durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Dagegen erscheint mir der Versuch, ausgewählte Abschnitte aus Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung für die Schullektüre einzurichten, sehr beachtenswert, und in anbetracht der Schwierigkeit des Unternehmens, in der vorliegenden Ausgabe des Graeser'schen Verlags wohlgelungen: Friedrich von Schiller: über naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einleitung und Anmerkungen von Josef Egger und Dr. Karl Rieger, k. k. Professoren am Franz Josefs-Gymnasium in Wien (XVII u. 142 S. Preis brosch. 50 kr.) Wenn irgend etwas von Schillers philosophischen Abhandlungen, so ist gewifs nur die Untersuchung über naive und sentimentalische Dichtung zur Schullektüre geeignet. Einerseits mufs es als wünschenswert erscheinen, dafs der Schüler wenigstens eine Ahnung erhält von der riesigen Geistesarbeit, welche der Schiller'schen Dichtung zur Seite geht und zur Grundlage dient. Gerade die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, welche für die Entwickelung der romantischen Schule in Deutschland mafsgebend wurde, ist geeignet, auch dem jugendlichen Fassungsvermögen das eigenartige Wesen der antiken Dichtung und ihren Gegensatz zur modernen Poesie anschaulich zu machen. Die Kenntnis dieser Schrift Schillers ist also dringend zu wünschen, um so mehr, da es an der Universität nur wenige mehr der Mühe wert achten, sich mit der Lektüre deutscher Klassiker abzumühen. Andrerseits setzt jedoch eine verständnisreiche Lesung der letzten philosophischen Arbeit Schillers eine genaue

Kenntnis nicht nur seiner vorangehenden philosophischen Schriften, sondern auch der Kantischen Philosophie voraus, und hiedurch wird die Schullektüre jener wichtigen Abhandlung ungemein schwierig. Das Verdienst der beiden Herausgeber besteht nun vor allem darin, dafs sie es verstanden haben, die zu einer erfolgreichen Lektüre notwendigen Vorkenntnisse in leicht fafslicher Weise in ihrer Einleitung zu übermitteln, in den umfangreichen Anmerkungen (S. 79—142) den selbstdenkenden Schüler das Material zu bieten, um auf Grundlage und Ideen der Schrift Schillers hinzuleiten; Analogien aus dem Gedankenschatze der klassischen, vornehmlich der Schillerliteratur selbst sind in geschickter Auswahl beigegeben. Zu bedauern bleibt, dafs die Anmerkungen nicht zur fleifsigen Benutzung unter dem Texte, sondern im Anhange für selteneres Nachschlagen ihre gründliche Belehrung bieten. Die Einleitung selbst zerfällt in vier Abschnitte, deren letzter und längster die „Entstehung der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung“ darzulegen sucht. Der erste berichtet summarisch über „Schillers philosophische Studien und Schriften.“ Hiebei hätte der philosophische Gehalt der Gedichte und zwar aller Perioden nicht übergangen werden sollen; vor allem „die Künstler“ erscheinen als ein Markstein in Schillers philosophischer Entwickelung. Aus Richard Weltrichs trefflicher Schillerbiographie,[1] auf die ich auch an dieser Stelle rühmend verweisen möchte, erfuhren wir vor kurzem, dafs Schiller bereits durch seinen Lehrer, Prof. Abel, in der Militärakademie auf Kant aufmerksam gemacht wurde, und seine philosophischen Neigungen bekunden bereits die zwei medizinischen Dissertationen aus der Zeit der Karlsschule. Mit ungemeinem Geschicke werden im zweiten Abschnitte die leitenden Gedanken, die Kant in seinen drei Kritiken ausgesprochen, leicht fafslich dargelegt, um auf dieser Grundlage dann an dritter Stelle das Verhältnis der Kantischen zu Schillers ästhetisch-ethischer Lehre anschaulich zu machen.[2] Auch hier hätte mehr auf Schillers grofse philosophische Gedichte (Spaziergang, Ideal und Leben, das Glück) eingegangen werden sollen, denn es gilt, dem Schüler gerade den innigen Zusammenhang zwischen Schillers Spekulation und Dichtung klar zu machen, eine Aufgabe, welche für die Dramen weitaus am besten W. Scherer im 12. Kapitel seiner Literaturgeschichte gelöst hat.

Nicht von gleicher Bedeutung wie die Bearbeitung der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ für die Schule, doch recht lobenswert ist die eine von zwei weiteren Schulausgaben des Graeser'schen Verlags: Wolfgang von Göthe: Torquato Tasso. Ein Schauspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. Neubauer, k. k. Professor an der Staatsrealschule in Elbogen (XIV u. 104 S. brosch. 30 kr.) und Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Leo Smolle, k. k. Professor am

[1]) Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Erste Lieferung. Stuttgart 1885.

[2]) Es wäre hier vielleicht angezeigt gewesen, dem Lehrer die vorzüglichsten Hilfsmittel für eingehenderes Studium dieses wichtigen Verhältnisses an die Hand zu geben: A. Kuhn „Schillers Geistesgang“ Berlin 1863; Kuno Fischer „Schiller als Philosoph“ Leipzig 1868; „Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft“ von K. Tomaschek, Wien 1862 und von K. Twesten Berlin 1863; Fr. Überweg „Schiller als Historiker und Philosoph“ (vgl. Paul Natorps Rezension in Nr. 13 d. deutschen Litteraturzeitung 1885) Leipzig 1884.

Staats-Obergymnasium in Brünn (XIII u. 98 S. brosch. 30 kr.) Neubauer gliedert seine Einleitung in vier Teile: Die Entstehung des Dramas; Stoff und Behandlung desselben; einige Bemerkungen über die Bedeutung des Dramas in der Entwicklung des Dichters; Zeit und Ort der Handlung. Die Einleitung ist so, wie man sie für Schulausgaben wünscht und leider nur selten findet. Bei dem Hinweise auf Göthes frühe Neigung zu Tasso hätte auch der kindischen Dramatisierung, von welcher Wilhelm Meister (I, 7) erzählt, gedacht werden sollen. Wie die brieflichen Äufserungen von der italienischen Reise wären auch einige vorangehende in den Briefen an Frau von Stein mitteilenswert gewesen. Für seine Behauptung über die Bühnenfähigkeit des Dramas hätte Neubauer sich auch auf Kohlrausch und Platens Urteil berufen können. Johanna Schopenhauer schrieb nach der ersten Weimareraufführung des Tasso (16. Februar 1807) an ihren Sohn Arthur: „Ich habe beim Lesen keinen Begriff von dem hohen Interesse gehabt, das man auf der Bühne auch an der Handlung dieses dem Ansehen nach so thatenlosen Stücks nehmen kann. Aber freilich mufs es gespielt werden, wie es hier gespielt ward.“

Smolles Einleitung und Anmerkungen gegenüber kann ich keineswegs dasselbe Lob wie bei Neubauers Tasso-Ausgabe aussprechen. Ich weifs recht wohl, dafs die Einleitung einer Schulausgabe keine gelehrte literarhistorische Abhandlung enthalten kann noch darf. Für gelehrte Zwecke benützen wir Jakob Baechtolds treffliche Parallelausgabe des „Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt“ (Freiburg 1882) und A. Sauers Seminararbeiten „die zwei ältesten Beschreibungen des Götz von Berlichingen“ und „Götz und Shakespeare“ (Studien zur Göthephilologie Wien 1880.) Allein die Resultate dieser Spezialuntersuchungen sollten in einer Schulausgabe verwertet werden. Die Angaben über Göthes Bühnenbearbeitung (VII s.) sind unvollständig und unrichtig; vgl. G. Wendts Einleitung zum ersten vollständigen Drucke der Götheschen Bühnenbearbeitung (Karlsruhe 1879) und Göthejahrbuch I, 332. Merck hat nicht die Umänderung des Stückes, die sehr eingreifend war, gehindert, sondern Göthes Scheu vor der Veröffentlichung erfolgreich bekämpft. Nach Smolles Darstellung mufs man meinen, erst die zweite Auflage von 1774 habe den Titel „Götz von Berlichingen“ erhalten, während doch nur die ungedruckte erste Bearbeitung einen andern Titel führte. Durchaus ungenügend und unrichtig erweisen sich Smolles Angaben fast in allen Dingen, und die Treue der Textgestaltung selbst scheint mir nach einigen Stichproben ebenfalls höchst anfechtbar. Ich kann es nicht unterlassen, dieser mangelhaften deutschen Schulausgabe des Götz gegenüber auf neuere französische Schulausgaben des Götheschen Werkes zu verweisen. Nachdem vor kurzem A. Chuquet, dem wir eine ganz vorzügliche Ausgabe nebst Kommentar von Göthes Campagne in Frankreich verdanken, den Götz von Berlichingen avec introduction et commentaire (Paris 1885) herausgegeben hatte, ist im Juli 1885 eine umfassendere Ausgabe des Götz von Ernest Lichtenberger, der sich durch seine bereits in wiederholten Auflagen erschienene „Étude sur les Poésies lyriques de Goethe“ als der erste französische Göthekenner rühmlich bewährt hat, erschienen: Texte allemand conforme à l'édition de 1787 avec une introduction et des notes (Paris, Librairie Hachette. 1885). In einer vorzüglichen Ausstattung, wie sie in Deutschland nur illustrierten Klassikerausgaben zu teil wird, enthält der stattliche Grofsoktavband 137 Seiten Introduction, welche auch eine Übersetzung der Götzischen Autobiographie bringt. Den 263 Seiten des von den Anmerkungen begleiteten Textes folgen im Appendice (S. 265—351) Fragments de l'Esquisse et Fragments de l'Adaption; in ziemlicher Vollständigkeit auf den Götz bezügliche Briefe

Göthes, die betreffenden Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit, Varianten der Ausgaben von 1773 und 1828, ein Druckfehlerverzeichnis der Ausgabe von 1787 und verschiedene andere Zusätze. Eine eigene Landkarte „Allemagne en 1519“ orientiert über den ganzen Schauplatz der im Götz sich abspielenden Handlung. Die deutsche Götheliteratur ist in ausgiebigster Weise für die Erklärung des Textes wie der Geschichte des Dramas verwertet. Wir besitzen von keinem Werke unserer vaterländischen Litteratur eine Ausgabe, die sich an innerer wie äufserer Ausstattung dieser französischen Schulausgabe des Götz von Berlichingen — Lichtenberger ist Professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Paris — an die Seite stellen dürfte. Möchte die Mahnung, welche in dieser einfachen Erwähnung von Thatsachen liegt, zu fruchtbringendem Nachdenken auffordern. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Haben wir den reichen uns anvertrauten Schatz unserer Nationallitteratur in genügender Weise für die nationale Geisteserziehung unserer Jugend ausgenützt?

Marburg i. H. Max Koch.

Dr. Christ. Frdr. Alb. Schuster, Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. Halle a/S., Max Grosse, 1884.

Die Hoffmannschen Lehrbücher (Neuhochdeutsche Elementargrammatik und Rhetorik) sind nach dem Tode des Verfassers von Schuster herausgegeben worden. Dieser hat nun auch den von Hoffmann gehegten Plan, eine Poetik zu schreiben, verwirklicht und hat sich nach Anlage, Behandlung und Form so eng an die Art Hoffmanns angeschlossen, dafs man, wenn des Verfassers Name nicht auf dem Titelblatt stünde, glauben würde, eine Hoffmannsche Arbeit vor sich zu haben.

In der Vorrede polemisiert der Verf. gegen diejenigen, welche wie Döderlein gegen die Beschäftigung mit Rhetorik und Poetik auf höheren Lehranstalten eifern, und sucht deren Meinung durch den Hinweis auf die Laasschen Ausführungen zu widerlegen. Meines Erachtens liegt die Frage jetzt so, dafs man die Laasschen Ansichten im Prinzip allgemein billigt; ob aber zu deren Befolgung ein in den Händen der Schüler befindliches Lehrbuch notwendig sei, das ist streitig. Meines Erachtens mufs das „Ästhetische“ an den Dichtungen selbst entwickelt und erläutert werden. Die Poetik ist nur Rüstzeug, um Homer, Goethe, Schiller, Lessing zu erklären. Doch das gibt auch der Verf. zu, er meint nur, es bedürfe auch für die Poetik wie für die Rhetorik auf den höheren Stufen des Unterrichtes der Zusammenfassung des gelegentlich Erörterten zu einem Ganzen. Ein rhetorisches Lehrbuch nun scheint mir für den Schüler fast ein Unglück zu sein, aber auch für die Poetik ist ein theoretisches Lehrbuch meines Bedünkens wenigstens überflüssig. Was bei der Lektüre der Klassiker noch eben Leben hatte und Leben verbreitete, wird, in Regeln und Paragraphen eingezwängt, tot und langweilig. Man glaube nur ja nicht, dafs gedruckte Kompendien oder ellenlange Diktate das Verständnis des Ästhetischen fördern. Wer es nicht versteht, durch die viva vox und durch gelegentliche, aber zeitgemäfse Belehrung die Schüler zu unterrichten und zu begeistern, der wird durch säuberlich ausgearbeitete systematische Zusammenstellungen noch weit weniger sein Ziel erreichen. Aber für den Lehrer werden neben Vischers, Carriers und Gottschalls Werken schulmäfsige Darstellungen immer Wert haben. Besonders Schusters

Buch wird ihm sehr bequem sein, er findet hier die Quellen und passende der Schullektüre entnommene Beispiele und die Darstellung der ästhetischen Begriffe, die Charakteristik der einzelnen Dichtungsarten ist kurz und trefflich. In der Hand des Lehrers stört auch die ganz nach Hoffmanns Art getroffene Einteilung in kurze Paragraphen und Absätze nicht. Wer dialogisch-heuristisch einmal eine Gruppe gelegentlich erklärter Begriffe zusammenfassen will, dem wird gerade die getroffene Disposition erwünscht sein. Kurz, ich stimme ganz in das Lob ein, das kürzlich in einer norddeutschen Zeitschrift dem Buch gespendet wurde. Es ragt sicher unter den unzähligen Poetiken weit hervor.

Speier. A. Brunner.

Dr. Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. Siebente Auflage. Paderborn und Münster. Schöningh, 1886.

Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit sind dem Buche nicht abzusprechen, zwei Eigenschaften, welche ihm wohl zunächst schon die siebente Auflage ermöglichten. Einen weiteren Vorzug finde ich in der — sit venia verbo — Kurzweiligkeit der Lesestücke, selbst wenn sie räumlich ziemlich ausgedehnt erscheinen. Aus welchem Grunde übrigens die Gedichte „Der Löwenritt“, „Die schöne Buche“ von Eduard Mörike, einige Partien aus „Hermann und Dorothea“ etc., welche beschreibender und schildernder Natur sind, nach der didaktischen Poesie folgen, während sie doch ihrem Wesen nach mehr an die epischen Dichtungen sich anschliefsen, ist mir nicht klar geworden. Von den modernen Dichtern finde ich den gewaltigen Hermann Lingg nicht mit einer Nummer vertreten, obwohl mehrere seiner Poesien für Schulzwecke sich ganz besonders eignen. Schliefslich sei dieses Lesebuch wegen seiner oben erwähnten Vorzüge freundlich empfohlen. Dr. K. Z.

Professor Dr. Filek v. Wittinghausen: a) Elementarbuch der französischen Sprache, 3. Auflage 1885; b) Französische Schulgrammatik, 4. Auflage 1885; c) Französische Chrestomathie, 4. Auflage 1885; d) Leçons de Littérature française, deuxième édition 1883; e) Französisches Lesebuch für Bürgerschulen, Verlag von Alfred Hoelder, Wien.

In kurzer Zeit haben die Lehrbücher Dr. Filek's von Wittinghausen die dritte, resp. die vierte Auflage erlebt, was als treffender Beweis für die vortreffliche Anlage derselben angesehen werden kann. Bei der Reorganisation der österreichischen Realschulen ging das k. k. Ministerium von der Ansicht aus, dafs für den Wegfall der alten Sprachen das Französische als formales Bildungsmittel angesehen werden müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus sind alle Schulbücher Dr. Filek's zu betrachten, und es freut uns, konstatieren zu können, dafs dieser Zweck vollständig erreicht ist. Das Elementarbuch erinnert durch seine Gestaltung an Dr. Ploetz' Elementargrammatik, nur ist das Buch von Dr. F. besser und vollständiger und geht der Verf. von einem anderen Standpunkte aus, indem er mit dem französischen Verb den Anfang macht und dasselbe stets als die Hauptsache behandelt. Am Schlusse finden sich noch einige der wichtigsten unregelmäfsigen Verba, deren Formenbildung auch noch durch

Lautgesetze erklärt werden; natürlich nur in einer Form, wie dies an lateinlosen Schulen geschehen kann. Die zum Übersetzen gegebenen Beispiele sind gut ausgewählt. — Die französische Schulgrammatik enthält keine Übungsbeispiele zum Übersetzen, sondern wird uns in ganz systematischer Anlage vorgeführt. Der Verf. teilt dieselbe in drei Teile: I. Die Lautlehre, II. Die Formenlehre, III. Die Syntax. Die Lehre vom Verb ist mit äufserster Sorgfalt behandelt und verdient alles Lob. Die Einteilung der Syntax nach Analogie der altsprachlichen Grammatiken, die genaue wissenschaftliche Fassung der Regeln und die gut getroffene Auswahl der Beispiele sind nicht minder schätzenswert. — Zur Veranschaulichung des in den grammatischen Lehrbüchern gelernten Materials dienen die französische Chrestomathie und die Leçons de Littérature. Die Chrestomathie zerfällt in 5 Abteilungen, von denen die ersten drei lauter kleinere Erzählungen, Beschreibungen, Gespräche und Briefe enthalten. Die 4. Abteilung bringt die Gedichte. Hier hätte ich gewünscht, dafs der Verfasser mehr neuere Dichter berücksichtigt hätte. Die Szenen und Bruchstücke aus Corneille und Molière hätte man dagegen weniger zu berücksichtigen brauchen, da dieselben doch wieder bei etwaiger Klassikerlektüre vorkommen. Die fünfte Abteilung enthält gröfsere Erzählungen, geschichtliche und biographische Stücke sowie Beschreibungen. Am Schlufs folgt dann l'Abbé de l'Epée von Bouilly und nach diesem ein Vocabulaire. Die Anmerkungen sind gut und zahlreich, nicht aber in dem Mafse, dafs sie faulen Schülern als Eselsbrücke dienen könnten. Für die höheren Klassen sind die Leçons de Littérature bestimmt, welche die Kenntnisse des Schülers in der Litteratur erweitern und denselben mit den berühmtesten Schriftstellern Frankreichs bekannt machen sollen. Der Schwerpunkt liegt hier in den geschichtlichen Stoffen, die nach meiner Ansicht noch vermehrt sein dürften und zwar aus modernen Schriftstellern. Am Schlusse gibt der Verf. ein Résumé de l'histoire de la littérature française, um dem Schüler einen allgemeinen Überblick über dieselbe zu ermöglichen. — Das französische Lesebuch für Bürgerschulen ist ebenfalls mit sehr grofser Sorgfalt und den in Betracht kommenden Altersstufen gemäfs bearbeitet. Dasselbe besteht aus drei Abteilungen. Die erste Abteilung enthält kleine Stücke, welche sich ganz an die elementaren Regeln der Grammatik anschliefsen. Die zweite Abteilung besteht aus leichten Prosastücken, welche ebenfalls nach den Regeln der Grammatik methodisch bearbeitet und geordnet sind. Die dritte Abteilung hat einzelne zum Memorieren geeignete Gedichte. Auch dieses Büchlein ist vortrefflich geordnet und mit grofser Sorgfalt bearbeitet. Es wird sich ebenso gut und praktisch bewähren wie die ersteren.

Franco-Gallia, kritisches Organ für französische Sprache und Litteratur von Dr. Adolf Kressner. Verlag von Julius Zwissler in Wolfenbüttel. Heft 4—9. Jahrgang 1885.

Die vorliegenden Hefte sind ebenso reichhaltig an Stoff wie die früheren. Die bedeutendsten neueren Werke, welche in das Gebiet der französischen Litteratur fallen oder für die Schule von Wichtigkeit sind, finden wir darin eingehend besprochen. Dabei werden wir in die neuesten Erscheinungen auf dem französischen Büchermarkte durch Besprechungen wie Zola, Germinal; Belot, Adulter; Ohnet, la grande Marnière; Daudet, les Reins cassés; Malot, le Sang-bleu etc. eingeführt. Jedes Heft bietet als

Einleitung einen sehr interessanten Aufsatz wie Le système dramatique de Racine von Melvil (H. 5), das Verbum in der französischen Schulgrammatik von Staedler (H. 8), Victor Hugo von Hartmann (H. 7). In den Heften 4 und 6 gibt sich A. Vogt die Mühe, eine Menge Wörter, sogar solche, die bei Littré fehlen, als Nachtrag zu dem französischen Wörterbuch von Sachs anzuführen. Wir können somit jedem Freunde der französischen Litterattur diese Hefte auf's Beste empfehlen.

Otto Josupeit, Französisches Unterrichtswerk für Gymnasien und Realgymnasien. Erster Teil: Französische Schulgrammatik. Berlin, Verlag von G. Grote. 1885.

Der Verfasser ging bei Abfassung seiner Grammatik von dem Gesichtspunkte aus, dafs man so früh wie möglich mit der Lektüre zusammenhängender Stücke anfangen müsse, und dafs die grammatischen Regeln in systematischer Ordnung, aber in möglichster Kürze zu erlernen seien. Diesen letzteren Zweck, glaube ich, wird derselbe mit dem vorliegenden Buche vollständig erreichen. Die Grammatik zeichnet sich durch Kürze und wissenschaftliche Fassung der Regeln aus und bietet dadurch einen besonderen Vorteil. Hervorzuheben ist die Syntax, welche uns in klarer und bündiger Weise nach der altherkömmlichen, aber bewährten Einteilung vom Satze vorgeführt wird und die mit ihren Unterabteilungen I. Satzteile, II. Satzarten, nur 20 Seiten stark ist. Wenn der Schüler dadurch mit manchem Überflüssigen verschont wird, so kann es aber auch nicht ausbleiben, dafs hie und da die Klarheit durch die Kürze leidet. Dafs die moderne Lautphysiologie nur sehr wenig berücksichtigt ist, damit bin ich mit dem Verf. vollständig einverstanden, weil sie Sache des Lehrers ist, in's Schulbuch aber nicht hineingehört.

Obwohl die Grammatik mit grofser Sorgfalt bearbeitet zu sein scheint, so bin ich doch nicht mit Allem einverstanden. So könnte man bei der Lautlehre § 8, stumm ist das o in Laon noch paon und faon hinzufügen. Bei Aussprache des Endkonsonanten § 13 hätte man erwähnen sollen, dafs bei hélas und fils „s" nicht immer gesprochen wird und dafs man im Plural les our(s) ohne hörbares „s" sagt. Mit der Regel in § 17 die Konjugation betreffend fühle ich mich nicht einverstanden. Es wäre hier am besten gewesen, auf das Latein zurückzugreifen anstatt zu sagen, dafs in der zweiten Konjugation ein ausgefallenes doppeltes s hinzugesetzt werden müsse. Nachdem der Schüler dieses Doppel-s hinzugefügt hat, mufs er es wieder abwerfen, was er sich hätte ersparen können. Heifst es nicht der Wissenschaft Hohn sprechen, wenn man Formen auf folgende Weise ableitet: je punis aus puniss-s, il punit aus puniss-t, und gar noch nous punîmes aus puniss-mes! Da wäre es wahrhaftig besser bei der altgewohnten Form zu bleiben, wenn man sich nicht auf's Latein berufen will. Der Verf. zeigt aufserdem noch das Bestreben, die Stammformen zu verringern, aber mir dünkt, als ob sie eher vermehrt worden wären. Auch wäre es besser in § 22 zu sagen, dafs Fut. und Kond. vom Infinitiv durch Anhängung von ai = habe im Fut. und von avais = hatte im Kondit. zu bilden seien, wobei jedesmal die Silbe av in Wegfall käme. Das Übrige könnte bleiben. Dies würde dann auch der Wissenschaft etwas Rechnung tragen, ohne umständlicher zu sein. Hat ja doch der Verf. in § 50 ebenfalls das Latein verwendet. In § 26 kommt es mir sonderbar vor, wenn der Verf. für die dritte Person Singular des Subj. Impf. e

ansetzt. Auf diese Weise bekämen wir ja wieder il vendisse. Eine weitere Erklärung darüber findet sich nicht mehr vor, so dafs es wohl ein Versehen sein wird.

Bei § 31 b über das Part. passé der reflexiven Verba ist die Regel falsch gegeben. Es heifst dort: „Wenn das Part. Perf. mit être konjugiert ist, so richtet es sich nach dem Subjekt. So auch bei den reflexiven Verben". Dies Letztere ist unrichtig. Das Part. Perf. stimmt hier mit einem vorhergehenden Acc. überein, selbst wenn das Reflexivpronomen im Dativ steht, z. B. les compliments que nous nous sommes faits etc. Die Regel über die Bildung des Femininum bei Adjektiven ist zu knapp bemessen. Man weifs nicht, warum aus étranger étrangère, aus complet complète, aus heureux heureuse, aus faux fausse und aus blanc blanche wird. Sie stehen alle bei demselben Paragraphen ohne nähere Angabe. Oder soll die ganze Erklärung dem Lehrer überlassen bleiben? Dies dünkt mir denn doch zu weitgehend. Ebenso ist in § 96 il ne fait que nicht genügend erklärt. Ähnliches können wir sagen von § 108, dafs zwei Acc. als Objekte desselben Verbs nicht vorkommen. Was geschieht denn bei nommer, déclarer, faire etc.? Bei § 111 über en und dans, auf die Frage innerhalb welcher Zeit, sollte der Unterschied angegeben sein. Desgleichen ist in § 120 nicht ausgeführt, wann nur à und wann à mit dem Artikel gebraucht wird. In § 129, 3 ist pourquoi nicht erwähnt, dagegen finden wir ein Beispiel darüber. Bei der Regel über den Konjunktiv oder Indik. nach unpers. Verben dürfte auch il semble dem il paraît an die Seite gestellt sein. Etwas unklar wird dem Schüler die Regel von § 140, 3, wenn er in § 142 den Satz liest il vaut mieux mourir que d e servir. Nach der betreffenden Regel ist de nicht erklärt. Zu wünschen wäre es auch noch, dafs in dem Abschnitte über die adverbialen Nebensätze die Konjunktionen je nach dem Modus, den sie regieren, geordnet wären. Zuletzt hat der Verf. noch ein etymologisches Wörterbuch beigefügt. Es ist dies aber eher ein Verzeichnis der lat. Wurzelwörter und deren Derivata im Französischen. Jedes einzelne Wort ist in seiner etymologischen Gestalt und Entwicklung nicht berücksichtigt.

Zum Schlusse müssen wir aber bemerken, dafs, wenn auch Manches in der Grammatik dem Verf. bei der Ausarbeitung entgangen ist, und der Verbesserung bedarf, — was ja bei einer neuen Auflage geschehen kann —, das Werk gerade seiner Kürze wegen ein praktisches Lehrbuch genannt werden kann. Deshalb können wir auch dasselbe jedem Kollegen empfehlen.

München. A. Mayer.

Dr. Adolf Erman; Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern in 15 Lieferungen à 1 ℳ. Tübingen. 1885. Laupp'sche Buchhandlung.

Für die ganze antike Welt war Ägypten etwas Rätselhaftes und Geheimnisvolles, heutzutage haben wir die Denkmäler Ägyptens selbst kennen gelernt, lesen seine Inschriften und studieren seine Litteratur. Auf Grund dieser hervorragenden Resultate der Wissenschaft und des Forschens schildert uns der Verfasser im Anschlufs an die Aussagen dieser Quellen in lebendiger und gemeinverständlicher Weise das Leben der alten Aegypter in allen seinen Beziehungen, und manche Abschnitte, insbesondere die über den Staat, behandeln ausführlich Gegenstände, die bisher noch so gut wie ganz unbekannt waren. Seitdem an die Stelle der „heiligen

Dämmerung", in der noch Göthe Ägypten erblickte, das volle unbarmherzige Licht der Geschichte getreten ist, sind uns die alten Ägypter ein Volk geworden, das um nichts besser war und um nichts schlechter als andere Völker. Seine „Weisheit" zeigt sich bei näherem Zusehen teils als gering, teils als widersinnig und seine Sitten sind nicht absonderlicher als die anderer Völker und verdienen weder unseren Spott noch unseren Respekt. Nur in einem Punkte, der gerade von den Alten wenig beachtet wurde, spenden auch wir Modernen dem alten Volke volle Bewunderung, das ist seine Kunst, die so selbständig und grofs ist wie nur wenige andere. Während ebenso alte Kulturen in anderen Ländern fast alle dahingegangen sind, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen, ist uns aus dem alten Ägypten eine Fülle von Denkmälern erhalten, die fast unerschöpflich scheint. Dies hat seinen Grund im ägyptischen Klima, indem Bauten, Bücherrollen, Kleider etc. von dem Sande und der trockenen Luft unverändert bewahrt wurden. Noch in anderer Hinsicht ist Ägypten für uns lehrreich, denn in keinem anderen Lande bietet die historische Überlieferung so wenig Lücken wie hier. Von der Zeit des Königs Snofru (4. Dynastie) an bis zur Eroberung Alexanders des Grofsen und von der griechischen Epoche her bis zum Einbruch der Araber und von da wieder bis auf unsere Zeit liegt eine ununterbrochene Kette von Denkmälern und Schriften vor, die uns die Verhältnisse des Landes kennen lehren.

Drei Quellen stehen dem Forscher der Kultur des alten Ägyptens zu Gebote, nämlich die Tempel und Gräber des Landes mit ihrem Reichtum von Inschriften und Bildern, die den alten Archiven entstammenden Papyrusrollen und die zahlreichen den Toten beigegebenen Gegenstände des täglichen Lebens, sodann die heiligen Bücher der Juden und die Berichte der griechischen Reisenden. Die beiden letzteren Quellen, etwa mit Ausnahme des Herodot, sieht der Verfasser mit grofsem Mifstrauen an, weil sie aus viel späterer Zeit stammen und hält sich zur Lösung seiner Aufgabe wesentlich an die Denkmäler, obwohl selbst die zahllosen Reste des ägyptischen Altertums verhältnismäfsig nur weniges lehren. Die Tempel nämlich enthalten fast lediglich Dinge, die sich auf den Kultus, Opfer und Prozessionen beziehen, schwülstige Hymnen an die Götter und die Namen ihrer Erbauer. Reichlicher fliefst die Quelle bei den Gräbern, die doch mannigfache Szenen aus dem Haushalt des Verstorbenen erzählen, von seinen Thaten und Ehren, freilich meist übertrieben und schön gefärbt, und manche Gegenstände enthalten, die der Verstorbene in seinem Amte oder zu seiner Unterhaltung benützte wie Waffen, Schmuck, Brettspiel, Briefe und wichtige Aktenstücke. Von höherer Wichtigkeit sind die zahlreich erhaltenen Schriftstücke des täglichen Lebens, die Familien- und Geschäftsbriefe, in denen wir das Volk so, wie es war, mit allen seinen Schwächen sehen, leider mit vielen uns unverständlichen Anspielungen auf Vorgänge des privaten Tagelebens. Trotz dieser erschwerenden Umstände wagte sich der Verfasser doch schon an eine Skizze der ägyptischen Kulturgeschichte heran; mehr als eine Skizze könne es freilich heute nicht werden, und vielleicht darf man zweifeln, ob sich jemals mehr geben läfst.

An diese Einleitung knüpft der Verfasser in klarer und eingehender Weise die Schilderung, wie man nach anderthalb Jahrtausenden wieder zur Kenntnis der ägyptischen Schriftsprache gekommen ist. Bei Gelegenheit der napoleonischen Expedition in Ägypten stiefs man im Jahre 1799 zu Rosette auf einen Basaltblock mit einer Inschrift in drei verschiedenen Schriftarten und Sprachen, die oberste in Hieroglyphen (heiliger Schrift), die mittlere in der ägyptischen Volksschrift der späteren Zeit (der demo-



tischen), die unterste in griechischer Schrift. Während man nun früher in den Hieroglyphenzeichen geheimnisvolle Symbole sah, in der jedes Zeichen rebusartig einen ganzen Begriff darstellte, so konnte man bei dieser Steininschrift nicht im Zweifel sein, dafs die beiden ägyptischen Texte des Steines die Übersetzung des griechischen enthielten und somit die Hieroglyphen eine Bezeichnung von Lauten, nicht von Begriffen bilden mufsten. Den Schlüssel zur Auflösung bildete das Wort Ptolemäus innerhalb des Königsringes. Zur näheren Erläuterung ist ein Faksimile des hieroglyphischen Teiles der Inschrift von Rosette beigefügt.

Nun erst beginnt auf S. 19 die eigentliche Darstellung der ägyptischen Kulturgeschichte mit der Beschreibung von Ägypten als Land, seiner Befruchtung durch den Nil, seiner Städte und Gaue. Im zweiten Kapitel schildert er die Ägypter als Volk und ihre Abstammung, die mit einer Einwanderung der Ägypter aus irgend einem fernen Winkel Asiens nichts zu thun hat, wenn auch ihre ältere Sprache ebenso von aufsen her aufoktroiert wurde wie ihre heutige. Die Ägypter hielten sich selbst für autochthon; nur sie selbst waren daher wirkliche Menschen, die anderen Völker waren Neger oder Asiaten oder Libyer, aber Menschen waren es nicht. Sie werden als ein von Natur munteres Geschlecht charakterisiert, das in der harten Arbeit des Lebens seine Freudigkeit einbüfste und eigensinnig und verstockt wurde. Das dritte Kapitel enthält eine kurze Skizze der Gesamtgeschichte Ägyptens, von der aber der Verfasser nur die Zeit von der 4. bis zur 21. Dynastie zu behandeln gedenkt. Die nächsten Kapitel, soweit sie bis jetzt erschienen sind, behandeln den König und seinen Hof, den Staat der älteren Zeit und des neuen Reiches, seine Einteilung, Verwaltung, seine Würden und Titel.

Zahlreiche Abbildungen, den alten Denkmälern selbst entnommen, sowie die genialen Rekonstruktionen ägyptischer Gebäude, zum Teil aus der Hand des Herrn Oberbaurat A. Gnauth in Nürnberg, unterstützen das Wort und geben dem Werk reichen Schmuck, dessen Preis mit Rücksicht auf die splendide Ausstattung mit über 300 Abbildungen ein äufserst mäfsiger genannt werden darf.

München. Gruber.

Länderkunde der fünf Erdteile, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Leipzig, Freitag. 1886. 1.—4. Lieferung. (In ca. 250 Lieferungen à 90 Pf.)

Wenn wir behaupten, dafs diese „Länderkunde“ eine empfindliche Lücke in unserer Litteratur ausfüllt, so ist das keine blofse Phrase; denn in Deutschland hat es in der That bis jetzt an einem derartigen Werke gefehlt, in welchem die gesamte Erdoberfläche in ausführlicher, streng wissenschaftlicher und zugleich allgemein verständlicher Weise zur Darstellung käme. Von den vorhandenen Lehr- und Handbüchern der Geographie entsprechen die viel gelesenen vier Bände Daniels nicht vollständig den Anforderungen der geographischen Wissenschaft, Klödens fünfbändige Erdkunde ist eine imposante, aber ziemlich formlose Materialiensammlung, und nur das längst geschätzte Lehrbuch von Guthe hat in der neuen Bearbeitung durch H. Wagner (Hannover 1883. 2 Bde.) eine echt wissenschaftliche und zugleich angenehm lesbare Gestalt bekommen; aber ein bis ins Detail ausgeführtes Ländergemälde, wie wir es brauchen, konnte selbstversändlich auf dem engen Raume eines Lehrbuches nicht geliefert werden.

Dagegen können sich die Franzosen eines solchen Werkes rühmen: ich meine die „Géographie universelle“ von E. Reclus, welche seit zehn Jahren im Erscheinen begriffen ist, eine Riesenarbeit, an der wir ebenso die wissenschaftliche Gründlichkeit bewundern, wie die spielende Eleganz, womit der Autor den ungeheuren Stoff zu gestalten weifs. Der Herausgeber unserer Länderkunde, Professor Kirchhoff in Halle, hat denn auch ausdrücklich in der Vorrede erklärt, dafs mit derselben ein deutsches Seitenstück zu dem französischen Werke geschaffen werden soll.

In manchen Stücken jedoch wird sich das Nachbild vom Vorbilde unterscheiden. Zunächst schon im Umfang. Reclus hat in 10 grofsen Bänden erst Europa, Asien und den Ostrand von Afrika behandelt, während unsere Länderkunde im Ganzen nur auf 5 Bände in Grofsoktav berechnet ist. Auch in ihrer äufseren Erscheinung wird letztere bescheidener auftreten, als die französische Rivalin; immerhin aber darf sie sich in dieser Beziehung neben derselben sehen lassen: Papier und Druck sind sehr schön, die den erschienenen Lieferungen beigegebenen Karten und Holzschnitte recht gelungen.

Der Hauptunterschied zwischen beiden Werken liegt aber darin, dafs das französische von einem einzigen Autor, das deutsche dagegen von mehreren Verfassern stammt: so wird der europäische Erdteil in letzterem von nicht weniger als 10 Mitarbeitern in Angriff genommen. Die Nachteile, die sich aus einer solchen gesellschaftlichen Thätigkeit ergeben, sind gewifs nicht unbedeutend. Vor allem wird die Gleichmäfsigkeit der Auffassung und Darstellung leiden, und das Ganze wird sich ausnehmen wie eine Sammlung von Monographien. Auch geht die stoffliche Einheit teilweise verloren; so werden z. B. die von 6 Autoren in verschiedenen Teilen des Werkes behandelten Alpen als disjecta membra eines natürlichen Ganzen erscheinen.

Allein diese Buntheit und Zersplitterung war kaum zu vermeiden; denn bei uns in Deutschland, der Heimat des Spezialstudiums, hätte sich wohl schwerlich ein Geograph gefunden, der wie Reclus als ein Atlas der Wissenschaft gleich den ganzen Erdball auf seine Schultern nehmen würde. Überdies werden die berührten Übelstände dadurch wieder ausgeglichen, dafs der Herausgeber, soweit es überhaupt möglich war, lauter solche Verfasser zu gewinnen wufste, welche die darzustellenden Länder aus eigener Anschauung kennen. Was also das Werk durch die Arbeitsteilung an künstlerischer und sachlicher Einheit einbüfst, das wird es an Gründlichkeit der Darstellung und Lebendigkeit der Schilderung voraus haben.

Die Wahl der einzelnen Autoren ist hoffentlich eine glückliche gewesen. Zu besonderer Befriedigung mufs es unter anderm gereichen, dafs Armenien und die Kaukasusgebiete von G. Radde, dem unermüdlichen Durchwanderer jener Gegenden und trefflichen Stitisten, die südeuropäischen Halbinseln aber von dem ausgezeichneten Kenner der Mittelmeerländer Th. Fischer dargestellt werden sollen. Freilich vermissen wir in dem vorliegenden Prospekte einige Namen ersten Ranges, wie Richthofen und Ratzel, die klassischen Erforscher und Darsteller von China und Nordamerika. Auch sahen wir es mit Bedauern, dafs der Herausgeber selbst so sehr in den Hintergrund treten und sich mit der Bearbeitung von Australien und Polynesien begnügen will.

Wie berechtigt dieses Bedauern ist, das beweist gleich der von Kirchhoff geschriebene einleitende Abschnitt „Europa im Allgemeinen“ (S. 1—87), ein Meisterstück geographischer Charakterzeichnung und zugleich ein Muster der Methodik in bezug auf Einhaltung der sonst nur zu oft überschrittenen Grenzen zwischen Geographie, Geologie und Völkerkunde.

Diese Einleitung bildet eine schöne viel verheifsende Vorhalle zu dem monumentalen Baue. Die Länderkunde selbst beginnt in der 3. Lieferung mit der Darstellung Deutschlands von A. Penck, wovon aber erst ein paar einleitende Kapitel vorliegen. Hoffentlich werden wir in nicht allzulanger Zeit wieder Bericht erstatten können über den raschen und glücklichen Fortgang dieses grofsartigen Werkes, das ein litterarisches Ehrendenkmal unserer Nation zu werden verspricht.

Landshut. J. Wimmer.

Dr. Siegmund Günther, Professor am Gymnasium zu Ansbach, Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie; II. Band, mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke 1885, XII u. 670 S., Lexikon-Oktav.

Den ersten Band dieses Werkes hat Ref. bereits in diesen Blättern besprochen; es gereicht mir zur besonderen Freude, heute bereits den zweiten anzeigen zu können. Das rasche Erscheinen dieses Bandes innerhalb des kurzen Zeitraumes von wenig mehr als einem Jahr nötigt jedermann Bewunderung über die ungemeine Produktivität des Verfassers ab und unser Erstaunen mufs noch wachsen, wenn wir bedenken, dafs der Verf. seine Zeit zwischen der Thätigkeit des praktischen Schulmanns und des forschenden Schriftstellers teilen mufste. Solchem rastlosen, unermüdlichen Streben zollen wir gerne unsere Anerkennung um so mehr, als alles, was Ref. zur Empfehlung und zum Lob des ersten Bandes vorgebracht hat, für diesen neuen ganz und voll aufrecht erhalten werden mufs. Denn z. B. mit derselben Sorgfalt, mit welcher im ersten Band die bedeutenderen, zum näheren Eindringen in die behandelten Materien nötigen und zweckdienlichen Werke und Abhandlungen hervorgehoben und zusammengestellt sind, ist das stets und durchaus auch in diesem zweiten Bande geschehen, welcher im ganzen fast 3100 Citate enthält und in den historischen Entwicklungen der einzelnen Theorien, welche als geradezu mustergültig zu bezeichnen sind und nicht blofs von der ungemein grofsen Belesenheit des Verf. auf dem Gebiet der physikalischen Geographie Zeugnis ablegen, sondern auch von seinem sachverständigen Urteil, mit dem er die gediegenen Werke von den weniger zuverlässigen abzusondern und erstere auszufinden versteht, wird auch hier stets genau auseinandergesetzt, in wie fern ein neues, Epoche machendes Werk einen wesentlichen Fortschritt gegen die vorhergehenden bezeichnet.

Der zweite Band der Günther'schen Geophysik zerfällt, entsprechend dem ersten, gleichfalls in verschiedene Hauptabschnitte und enthält die vierte bis neunte Abteilung des Gesamtwerks. Im ersten Kapitel der vierten Abteilung gibt der Verf. über die Erscheinungen des Gesteinsmagnetismus und der elektrischen Erdströme Aufschlufs und erwähnt dabei der bis ins Altertum hinauf reichenden Sagen, nach welchen Seefahrer auf Magnetberge geraten und nur mit Schwierigkeit wieder von diesen weggekommen seien. Zur Begründung, wie verbreitet auch im Mittelalter der Glaube an diese Magnetberge war, vermisse ich einen Hinweis auf die Strophen, 1109, 1126, 1130 und 1135 des Gudrunliedes. Im zweiten und dritten Kapitel dieser Abteilung bespricht dann G. die magnetische Richtkraft des Erdkörpers und die Bestimmung der magnetischen Deklination, Inklination und Intensität und deren Variationen sowie die Lehre von Erdmagnetismus; ein eingehenderes Studium der hier mit Hilfe der Mathematik entwickelten Lehren ist allerdings nur

Mathematikern und Physikern möglich, diesen aber nach der vorliegenden Anleitung um so mehr zu empfehlen, als durch die fortwährende Verweisung auf die besten Hilfsmittel und Quellen ein tieferes Eindringen in jene sehr erleichtert wird. Im vierten Kapitel endlich beschreibt der Verf. nach Wohlgemuths in Worten gezeichnetem Bilde, welches in seinen schwungvollen Zügen besonders dazu angethan erscheint, die fehlende Autopsie zu ersetzen, die Erscheinungen der Polarlichter, dann die Berechnung ihrer Höhe, die Herstellung von Isochasmen, aus welchen man ihre Häufigkeit an den verschiedenen Orten der Erde ersieht, und ihre physikalische Analyse. In letzterer Beziehung hat man gefunden, dafs der Häufigkeitsgrad des Vorkommens einer bestimmten Farbe, deren Brechungsexponenten umgekehrt proportional ist, dafs die Intensität der Polarlichter in seltenen Ausnahmefällen die Leuchtkraft des Vollmonds übertrifft, dafs die vergleichsweise beste Analogie mit den Erscheinungen des Nordlichts die intermittierenden Lichtwallungen in den Geifsler'schen Röhren darbieten, dafs sein Spektrum sich nach Angström aus zwei verschiedenen Spektren zusammensetzt, deren eines von dem gelben Lichtscheine herrührt, während das andere aus lichtschwachen Streifen und Banden besteht und nur bei besonders lichtstarken Phänomenen hervortritt und eine Abart des Spektrums zu sein scheint, welches der negative Pol einer mit Luft gefüllten Geifsler'schen Röhre liefert. Was weiter die Wiederkehr der Polarlichter anlangt, so zeigt sich insbesondere, dafs für dieselben die gleiche 11½jährige Periode wie für die Sonnenflecke und die magnetischen Variationen vorhanden ist und demnach nordlichtarmen gewitterreiche entsprechen und umgekehrt, weil hohe Temperaturen sowohl als fleckenfreie Sonnenoberfläche gewitterreiche Jahre bedingen. Nachdem ferner die Hypothesen aufgezählt sind, welche die Entstehung des Polarlichtes, dieser wenn auch ursprünglich terrestrischen, so doch von kosmischen Faktoren unzweifelhaft beeinflufsten Erscheinung, erklären sollen und unter welchen die Induktionstheorie Edlunds die meiste Beachtung verdient, wird schliefslich der Versuch Lemströms beschrieben, ein künstliches Polarlicht herzustellen.

In der fünften Abteilung, der Atmosphärologie, wird im ersten Kapitel nach einer die Geschichte und Litteratur der Meteorologie behandelnden Einleitung zuerst die Zusammensetzung der Atmosphäre erörtert, deren Staub sogar medizinische Bedeutung besitzt und entwickelt, der variable Gehalt der Luft an Kohlensäure werde durch den Atmungsprozefs der Pflanzen bedingt, wie neuerdings durch Beobachtungen am Kap Hoorn bestätigt wurde, wo der Kohlensäuregehalt der Luft nicht wie bei uns bei Nacht zunimmt, weil dortselbst auf den benachbarten Landmassen keine Vegetationsbedeckung vorhanden ist; dann werden die Ausscheidungen und Niederschläge des Wasserdampfes, also die Bildung des Taus, Reifs und Nachtfrosts, vor dessen Einflufs in klaren Nächten die Feldfrüchte dadurch geschützt werden, dafs man den wie eine Wolke wirkenden Rauch brennender Reisighaufen über den gefährdeten Acker hinziehen läfst, ferner die Entstehung der Nebel und Wolken, die Berechnung ihrer Höhen und ihre Unterscheidung, das Wesen des Regens und Schnees, hierauf nach einer mathematischen Entwickelung der aerostatischen Grundgesetze die Gestalt der Atmosphäre, welche als ein abgeplattetes Sphäroid zu betrachten ist, und die verschiedenen Methoden, nach welcher man die etwa 300 km betragende Höhe der Atmosphäre bestimmt, schliefslich das Echo, das Rollen des Donners und die von Tyndall gemachte Entdeckung besprochen, dafs akustische Trübung optische Klarheit und optische Trübung akustische Klarheit ist. Im

zweiten Kapitel dieser Abteilung beschreibt nun der Verf. zuerst die meteorologischen Instrumente und deren Entwicklung, nämlich die Anemometer, Atmometer, Flüssigkeits-, Aneroid- und das von Kohlrausch eingeführte Variations-Barometer, die Hygrometer und Psychrometer, die Ombrometer, Ozonometer und Thermometer und die Einrichtung der meteorologischen Selbstregistratoren, woran sich in natürlicher Weise die Diskussion der barometrischen und thermometrischen Höhenmessung reiht. Die Entwicklung der Barometerformel wird übrigens leichter verständlich, wenn man für die einzelnen Grenzscheiden Barometerstand und Dichte der Luft berechnet, also etwa schliefst, wie folgt. Da der Barometerstand am Meere 760 mm und in einer Höhe von 10,5 m über demselben 759 mm beträgt, so ist die Dichte der Luft in dieser Höhe nicht etwa = 1, wie wir sie für die Luft über dem Meere annehmen wollen, sondern nach Mariottes Gesetz nur noch $\frac{759}{760}$; steigt man also mit dem Barometer abermals um 10,5 m, so wird das Quecksilber in demselben, wenn man, wie gewöhnlich, die Luft in dieser Schichte von gleicher Dichte annimmt, nicht um 1 mm, sondern nur um $\frac{759}{760}$ mm fallen und der Barometerstand in einer Höhe von $2 \times 10{,}5$ m beträgt also $759 - \frac{759}{760} = 760 \left(\frac{759}{760}\right)^2$ mm, während die Dichte nach dem Mariotteschen Gesetz $\left(\frac{759}{760}\right)^2$ und deshalb nach obigen Schlüssen die Barometerhöhe $3 \times 10{,}5$ m über dem Meere $760 \cdot \left(\frac{759}{760}\right)^2 - \left(\frac{759}{760}\right)^2 = 760 \cdot \left(\frac{759}{760}\right)^3$ mm beträgt u. s. w. Nachdem dann das Wesen der graphischen Ermittelung von Durchschnittswerten sowie die Konstruktion von barischen, thermischen und anderen meteorologischen Windrosen erklärt sind, erläutert der Verf. die für den praktischen Meteorologen wichtige Methode der kleinsten Quadrate in einer so elementaren und jedem verständlichen Weise, dafs ich hiemit ganz besonders auf diese Entwickelung aufmerksam mache, und schliefslich die Besselsche Formel, welche dazu dient, periodische Erscheinungen von noch unbekannter Gesetzmäfsigkeit durch Gleichungen in ihrem Verlaufe darzustellen.

Das dritte Kapitel dieser Abteilung behandelt die meteorologische Optik; es wird zunächst auseinander gesetzt, dafs uns das Himmelsgewölbe in Folge der Luftperspektive abgeplattet erscheine und dafs nach R. Smith sich die vertikale Entfernung des Gewölbes vom Beobachter zur horizontalen wie 3 : 10 verhalte; dann wird die vertikale, laterale, astronomische und terrestrische Strahlenbrechung besprochen; die beigegebene Figur, in welcher Z. nicht den Zenith des Beobachters in A angiebt, kann beim Leser leicht die Ansicht erwecken, die Refraktion vergröfsere die Zenithdistanzen, die sie ja doch vermindert. Nachdem der Verf. weiter das Funkeln und Schwanken der Sterne, die Bestimmung des Durchsichtigkeitskoeffizienten der Luft, die Messung der Bläue des Himmels und die Hypothesen zur Erklärung ihrer Entstehung und die der Morgen- und Abendröte und das Wasserziehen der Sonne erörtert hat, wird die bürgerliche, astronomische und prismatische Dämmerung, das Alpenglühen, die Senkung und Erhebung des Horizonts in Folge ungleicher Erwärmung und Abkühlung sowie die Entstehung von Luftspiegelungen erläutert, und eine sehr elegante und lesenswerte Theorie des Regenbogens entwickelt, an welche sich eine Mitteilung der Hypothesen zur Erklärung der über-

zähligen Regenbogen reiht, und zum Schlufs wird die Entstehung von Höfen, Nebensonnen und Nebenmonden, sowie des sogenannten Brockengespenstes und Heiligenscheins erklärt. Das vierte Kapitel handelt dann von der atmosphärischen Elektrizität; in der Einleitung wird gezeigt, wie man die momentane Spannung der Luftelektrizität und deren Vorzeichen mit Palmieris Bifilarelektrometer und Bohnenbergers Elektroskop bestimmt, und betreff der Periodizität derselben hervorgehoben, dafs die ruhende Luft überwiegend + E besitzt, während bei bedecktem Himmel und bei Niederschlägen — E vorzuwiegen pflegt und dafs die tägliche Periode durch 2 Maxima, morgens 9 Uhr und nach Sonnenuntergang, und 2 Minima, bei Anbruch des Tages und zu einer variablen Nachmittagsstunde, charakterisiert ist. Nachdem dann die Hypothesen mitgeteilt sind, durch welche der Ursprung der atmosphärischen Elektrizität, wahrscheinlich die Verdampfung des (Meer-) Wassers und die Verdichtung der Dämpfe zu Wolken, erklärt werden soll, gibt der Verf. noch über Gewitterwolken, Gewitterstatistik, Gewitterherde, Elmsfeuer und Wetterleuchten, die Entladung des elektrischen Funkens im Blitz, Kugelblitze, die Blitzableiter und Blitzröhren und schliefslich über die Irrlichter die nötigen, zweckdienlichen Aufschlüsse. Im folgenden Kapitel werden die Einflüsse der Himmelskörper auf die Bewegungen unserer Lufthülle und auf die irdischen Witterungsverhältnisse untersucht und dargethan, dafs weder die Fixsterne noch die Planeten oder Kometen, welche nach der Meinung früherer Zeiten das zum Gedeihen des Weins erforderliche warme Wetter bringen sollten, noch auch kometarischer Massen in unserer Atmosphäre, wie bei Gelegenheit des Durchgangs unseres Planeten durch den Schweif des Bielaschen Kometen Ende November 1872 sich zeigte, einen irgendwie merkbaren Einflufs auf die Gestaltung des Wetters auf der Erde ausüben, ja dafs selbst der Mond keine erheblichen Veränderungen im Bewegungszustand unserer Atmosphäre bewirkt, sondern nur schon vorhandene Bewegungen leicht unterstützend oder hemmend beeinflufst, und dafs abgesehen von den thermischen Wirkungen der Sonne, welche freilich als wichtigster Faktor bei der Bildung des Wetters mitwirken, nur ein Parallellaufen der Häufigkeit der Sonnenflecke mit derjenigen der Cirruswolken und mit dem Vorkommen der Drehstürme im indischen Ocean, dem chinesischen Meer und dem Golf von Mexiko, sowie mit der Verteilung des Luftdrucks über dem hinterindischen Tropengebiet wahrscheinlich ist und dafs die Sonne auch mehr Wärme ausstrahlt, wenn sie eine energische fleckenbildende Thätigkeit ausübt.

Das sechste Kapitel führt in die dynamische Meteorologie ein. Herr Prof. Günther geht hier zur Untersuchung der verschiedenen Störungen des atmosphärischen Gleichgewichts über, indem er zunächst die regelmäfsigen periodischen Schwankungen des Quecksilbers im Barometer und damit die tägliche und jährliche Periode des Luftdrucks, sowie die irregulären Schwankungen des Barometers, wie eine solche z. B. in Folge des Ausbruchs des Krakataua-Vulkans Ende August 1883 stattfand, und dann die Verteilung des Luftdrucks auf der Erde bespricht, welche ihren bildlichen Ausdruck in den Isobaren findet; hierauf beantwortet der Verfasser die Frage, wie ein Wind entsteht und nach welchen Gesetzen sich derselbe fortbewegt, und erklärt das Prinzip der barometrischen Gradienten, welche für die einzelnen Erdpunkte Gröfse und Richtung der stärksten Druckänderungen angeben, dann die Trägheitscurven, welche die mit gleichförmiger Geschwindigkeit sich bewegenden Luftmoleküle auf der sich drehenden Erde beschreiben, die Bildung des Fönwindes, das Hadleysche Prinzip und die Winddrehungsregel Doves, die Gesetze von Galton, Buys-

Ballot und Stevenson, die Entstehung der Passatwinde, der Monsune, der Land- und See-, der Berg- und Thalwinde und der in der zweiten Maiwoche so regelmäfsig wiederkehrenden kalten Tage, die Bildung und Fortbewegung der barometrischen Minima und ihre acht Hauptstrafsen in Europa, die Phänomene der Wettersäulen, bogenförmigen Böen-, See-Tornados und Cyklonen und zum Schlufs werden die Hagelerscheinungen und ihre Theorien auseinandergesetzt. Das folgende Kapitel, die allgemeine Klimatologie, giebt über die Lösung der Aufgabe Aufschlufs, den mittleren Zustand der Atmosphäre über den verschiedenen Teilen der Erdoberfläche kennen zu lernen und die Abweichungen davon, welche innerhalb längerer Zeiträume an einem bestimmten Ort eintreten können, wobei vor allem auf die Temperaturverhältnisse, die Feuchtigkeit, die Bewölkung, die Winde, die Pflanzenphänologie und das Gefrieren und Wiederaufgehen der Gewässer der betreffenden Gegend als die klimatischen Faktoren Rücksicht genommen werden mufs; hierauf entwickelt der Verf., dafs der Wald die Extreme der Temperatur abstumpft, ohne dafs die mittlere Wärme eine merkliche Änderung erleidet, und dafs das Klima durch Waldverwüstung verschlechtert wird, weil in Folge derselben Perioden der Wolkenbrüche mit solchen der Dürre abwechseln und schliefslich wird der Unterschied zwischen Land-, See- und Höhenklima, ferner der zwischen solarem d. h. dem Klima, welches nur von der Quantität der Sonnenbestrahlung abhängt, welche einem Ort seiner geographischen Breite nach zukommt, und dem physischen Klima d. h. dem durch die Ungleichförmigkeit der Erdoberfläche modifizierten solaren Klima dargelegt, betreffs deren man durch Vergleichung der Rechnungsresultate mit den Beobachtungen gefunden hat, dafs unter mittleren Breiten selbst bei ganz heiterem Himmel die Hälfte der täglichen Wärmestrahlung beim Durchgang durch die Atmosphäre verloren geht und dafs die photochemischen ebenso wie die geometrischen Klimagürtel in ihrer Verteilung ein viel einfacheres Gesetz befolgen, wie die thermischen Zonen. In der folgenden speziellen Klimatologie skizziert der Verf. die Wärme- und Windverhältnisse der einzelnen gröfseren und kleineren Teile der Erde, und die Verteilung des Regens über dieselben und giebt eine Charakteristik der Hauptklimate. Das nächste Kapitel handelt dann von den säkularen Schwankungen des Klimas und führt die Thatsachen an, welche solche Schwankungen wahrscheinlich machen, begründet dann den Satz, dafs ein normaler Feuchtigkeitszustand der Luft auch bei geringer Änderung der Allgemeintemperatur viele Glacialphänomene zu erklären vermag, z. B. durch Hinweis auf die noch jetzt vorhandenen, mächtigen Gletscher Neuseelands und Patagoniens u. s. w., woselbst doch die mittlere Jahrestemperatur eine ziemliche Höhe hat, während an vielen Orten Ostasiens mit expressiver Winterkälte keine Gletscher sich finden, und kommt zu dem Entscheid, dafs Eiszeiten der Erde, welche niemals universell, sondern nur nach Zeit und Verbreitung lokalisierte Erscheinungen gewesen sind, durch die von den geologischen Revolutionen der Vorzeit abhängigen Veränderungen der Grenzlinien zwischen festem und flüssigem Element und die hievon abhängige Verschiebung der Isothermkurven, sowie der Luft- und Meeresströmungen entstanden. Was endlich das klimatische Gesamtbild der Erde und beliebiger Teile derselben während der unserer Kontrole unterworfenen geschichtlichen Zeiten anlangt, so wird in ausführlicher Weise dargethan, dafs sich das Klima einer bestimmten Erdgegend wahrscheinlich nicht ändere. Im Schlufskapitel dieser Abteilung, der angewandten Meteorologie, wird die Herstellung der synoptischen Wetterkarten und die darauf sich gründende Wetterprognose erläutert sowie die Bedeutung derselben für

die Landwirtschaft und den Küstenschutz durch die Sturmwarnungen, welche die in der Nähe der Küsten befindlichen Schiffe zum Einlaufen in den Hafen veranlassen, und wird noch ausgeführt, wie mittels der sogenannten Segelanweisungen den Segelschiffen die kürzesten Wege über den Ozean angegeben werden und inwiefern auch für die Medizin und die Hygieine die Meteorologie von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Im ersten Kapitel der sechsten Abteilung, welche sich mit der Ozeanographie und der ozeanischen Physik beschäftigt, werden die allgemeinen Eigenschaften des Meerwassers, seine Verteilung über die Erdoberfläche, seine Färbung und Durchsichtigkeit und das Meeresleuchten erörtert und wird entwickelt, dafs die Fläche des Festlandes sich zu der des Wassers = 1 : 2,765 verhält, dafs z. B. die Ostsee um 0,66 m über dem Mittelmeer bei Marseille und der Nullpunkt des Amsterdamer Pegels 0,24 m über der Ostsee liegt, dafs das Wasser an sich blau ist und andere Färbungen durch beigemengte feste Substanzen, z. B. das kalifornische Purpurmeer durch zahllose kleine Krebse und Krabben und das gelbe Meer durch massenhafte gelbe Algen bedingt sind und dafs das Leuchten des Meeres teils durch lebendige Lichtträger, gewisse Krustaceen und Meerwürmer, einige Salpen, Seesterne, Seerosen und Polypen, besonders durch Leuchtinfusorien, teils auch durch organische Fasern und Membranen bewirkt wird, welche ihren Ursprung der Zerstörung jener lebendigen Lichtträger verdanken. Nachdem dann in der Einleitung des zweiten Kapitels Worte, wie Meerbusen, Rhede, Hafen, ferner der Begriff der Küstengliederung definiert und die Formeln zu deren Berechnung diskutiert sind, geht der Verf. zur Besprechung der verschiedenen Methoden, die Meerestiefen zu bestimmen, über und zeigt, dafs ein Überblick am besten durch Tiefenprofile und durch Isobathen, d. h. durch Kurven vermittelt wird, welche Punkte gleicher Meerestiefe verbinden, gibt dann eine Übersicht über die gemessenen Meerestiefen, deren gröfste ca. 8500 m beträgt, ferner eine Charakteristik der einzelnen Ozeane, aus welcher sich folgern läfst, dafs die Böschungswinkel submariner Erhebungen im freien Weltmeer fast stets sehr gering sind, und entwickelt die Formeln, nach welchen man die mittlere Tiefe des Meeres (ca. 3400 m) findet, gegen welche freilich die angegebene mittlere Kontinentalhöhe (z. B. Europas ca. 300 m), wie die mittlere Höhe des Gesamtfestlandes zu 450 m fast verschwindet, weil eben dieses nur wie eine gewaltige Hochebene über die Sohle der Ozeane emporragt; schliefslich wird dargelegt, wie man mit Schleppnetzen die Beschaffenheit des Meeresgrundes untersuchte und dabei fünf verschiedene Kategorien von ozeanischen Bodenablagerungen kennen lernte, den Tiefsee-Thon, den Diatomeen-, den Radiolarien- und den Globigerinen-Schlamm und die Ablagerungen an den Küsten. Während das folgende Kapitel von den Untersuchungen handelt, welche zur Ermittelung der Temperatur, des Salzgehaltes (3,5 %) und chemischen Zusammensetzung des Meerwassers und seines spezifischen Gewichtes = 1,026 geführt wurden, entwickelt der Verf. im vierten Kapitel die Theorie der Wellenbewegung des Meeres und der Ebbe und Flut und schildert dann sehr genau den Gang und Verlauf der verschiedenen Meeresströmungen und die Hypothesen über ihre Entstehung, wobei er unter anderem hervorhebt, dafs im stromlosen Meer das Wasser bis zu seinem Gefrierpunkt hin an Dichte zunimmt, dafs der Salzgehalt des Meeres im allgemeinen von der offenen See aus nach den Küsten hin abnimmt und innerhalb der beiden Passatzonen am gröfsten ist, dafs die besonders genau am Genfer See beobachteten Seiches durch Windstöfse, welche in vertikaler Richtung erfolgen z. B. durch Cyklonalwinde veranlafst werden, und dafs die Meereswogen unter dem

Einflufs der Winde zumeist höchstens eine Höhe von 20 m und eine Länge von 800 m erreichen. Im Schlufskapitel dieses Abschnitts gibt Prof. Günther über die Entstehung des Grundeises, der Eisberge aus den Binnengletschern, des Feldeises aus dem Meer, über die physikalischen Eigenschaften des letzteren, z. B. sein spezifisches Gewicht (= 0,917), über die geographische Verteilung des Polareises und die offene Polarsee und über den Eisblink und Wasserhimmel näheren Aufschlufs.

Die siebente Abteilung handelt von den dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Meer und Land; der Verfasser prüft zunächst die näheren Umstände der Niveauschwankungen der Meere, wobei er mitteilt, dafs Celsius an der Küste Schwedens untersuchte, ob sich die Uferlinie dieses Landes nach oben oder unten verschiebe und ob also dort eine positive oder negative Niveauschwankung stattfinde, indem er an verschiedenen Punkten der Küste Marken in die Felsen hauen liefs, welche in der That in den darauf folgenden Dezennien verschoben gefunden wurden und dadurch nachwies, dafs entweder der Spiegel der Ostsee gesunken sei, oder dafs das Land sich über denselben erhoben habe. Nachdem dann gezeigt ist, inwiefern die Bildung von Scheeren, welche bekanntlich nicht nur in Skandinavien vorkommen, ferner das Auftreten von Nehrungen, die zerrissenen Konturen einer Flachküste, Koralleninseln, Holz- und Baum-Stubben, das Vorkommen von Deltas, von Rollsteinen und Tierresten, welche nur im Salzwasser gedeihen, und Haufen von Muschelschalen auf dem festen Land, die Strandlinien und manchmal auch die Ortsnamen indirekte Merkmale für Niveauschwankungen liefern, gibt der Verf. ein Bild der geographisch festgestellten Uferschwankungen an den Küsten der fünf Weltteile und ihrer Inseln und zählt die von den Forschern aufgefundenen Gründe für diese Erscheinungen auf, welche den uns innewohnenden Vorstellungen von der Wechselbeziehung zwischen Fest und Flüssig so sehr zuwiderlaufen. Hierauf setzt Herr Prof. Günther die verschiedenen Wirkungen der mechanischen Arbeit der Brandungswoge auf die Meeresküsten, die Bildung von Fjorden und Strandlinien, der Dünen und Marschen, der Lagunen und Deltas auseinander und gibt zum Schlufs eine Charakteristik und Klassifikation der Inseln, worin er begründet, dafs einer Insel eine marine Entstehung zuzuschreiben ist, wenn man auf ihr einer Organismenwelt von völlig selbständigem Charakter begegnet, dafs dagegen an einen Zusammenhang der Insel mit dem Festland zu denken ist, wenn jene Organismen verwandtschaftliche Züge mit denjenigen des benachbarten Festlandes aufweisen und dafs Korallenriffe sich in all' den Gegenden bilden können, in welchen die Grundbedingungen für die Existenz und Ansiedelung der sie erzeugenden Polypen, nämlich mäfsig hohe Temperatur, Klarheit des Wassers und Nahrungszufuhr durch Wellenschlag, zugleich mit einer festen Unterlage gegeben sind, mag nun diese eine untergetauchte Küste oder eine submarine Bodenerhebung, und mag letztere vulkanischen Kräften oder organogener Aufschüttung zuzuschreiben sein.

Im ersten Kapitel der achten Abteilung, welche das Festland mit seiner Süfswasserbedeckung behandelt, bespricht der Verf. den Unterschied zwischen Kosmogonie und Geogonie, welch' letztere in dem Moment anhebt, in welchem der Erdkörper sein Dasein als selbständiges Individuum beginnt und die Umbildung der Erdkruste und Erdoberfläche in ihren gegenwärtigen Zustand erfolgt, analysiert die geogonischen Theorien der Plutonisten und Neptunisten, welchen die Erdrinde in ihrer gegenwärtigen Lagerung das Produkt eines Sedimentationsprozesses ist, während jene sie für das Produkt eines Erstarrungsprozesses halten, und entwickelt, welche

Verschmelzung und gegenseitige Durchdringung der beiden Theorien sich auf der von Lyell vorgezeichneten Grundlage in der neuesten Zeit vollzogen hat; nun skizzirt Prof. Günther die Grundzüge der Geognosie, welcher die naturhistorische Beschreibung der die Erdrinde bildenden Bestandteile zufällt, ferner die der Gesteins- und Petrefakten-Kunde und teilt nach den Beschlüssen des internationalen Kongresses von Bologna die Einteilung der mineralischen Massen und eine Tabelle der Formationsfolge mit. Im zweiten Kapitel erläutert der Verf., wie A. v. Humboldt, welcher die gemessenen und untersuchten Gipfelhöhen nur als ein einzelnes Element, Pafs- und Kammhöhen aber als gleichberechtigte orographische Elemente aufzufassen lehrte, die Mittel gewann, mit Hilfe von relativ wenigen Zahlenwerten ein für den Kenner vollkommen anschauliches Bild von dem individualistischen Gepräge eines Gebirgsystemes zu entwerfen, definiert dann die orographischen Fundamentalbegriffe und erklärt die Ausmittelung jener allgemeinen Abmessungen der Gebirge, durch welche dieselben nach ihren räumlichen Verhältnissen unterschieden werden, sowie die Beziehungen zwischen Geognosie und Oroplastik. Im folgenden Kapitel, der Glacialphysik und Glacialgeologie, wird zunächst entwickelt, die in die Nähe hoher Gebirge gelangenden Wasserdämpfe würden kondensiert und in Eis verwandelt, das sich in Folge seiner Schwere abwärts bewegt, in den tiefer liegenden Gegenden setzt sich dieses Eis gegen den Sommer hin wieder in flüssiges Wasser um, es mufs sonach eine Grenze geben, längs deren beide Gebiete solch' verschiedenen Verhaltens an einander stofsen. Diese Linie heifst Schneegrenze, oberhalb welcher mehr Schnee fällt, als weggetaut wird. Wenn nun der fallende Schnee sich ungestört ansammeln kann, konsolidiert er sich entweder zu dicken Schneelagern oder zu dünnen überhängenden Schneeschildern; indem ein solcher Schneeschild durch seine eigene Schwere abbricht, gibt er den Anstofs zur Bildung einer Lawine; die rutschenden Teile reissen andere, auch Erdteile, Holz und Verwitterungsprodukte mit sich fort und es bildet sich ein plastischer Strom, dessen Bewegungsart sich um so mehr derjenigen einer tropfbar flüssigen Masse nähert, je mehr Schnee fortgewälzt wird. Die Lawinen sind also periodische Schneeströme; ihre Bewegung ist vorwiegend ein Fliefsen. Wenn der Kopf der Lawine an einem unüberwindlichen Hindernis angelangt ist, pressen sich die noch in Bewegung befindlichen rückwärtigen Partien auf die bereits zur Ruhe gekommenen, die Lawine schreit und es bildet sich ein Lawinenkegel, welcher, ohne zu den grofsen zu zählen, ein Volumen von 10000 bis 20000 cbm hat. Dem Schaden, welche eine Lawine verursacht, wird durch Verbauungen, Terrasierungen, Bannwälder und Aufforstungen von Waldblöfsen an Stellen, deren Heimsuchung durch Lawinen bekannt ist, entgegen gewirkt. Dann erörtert der Verf. die Verteilung der Gletscher über die Gebirge der Erde, ihre Bildung, physikalischen Eigenschaften und ihre fortschreitende Bewegung, die Methoden, nach welchen man diese ermittelt, die Auflösung der Gletscher und den Vorstofs und Rückgang derselben in geschichtlicher Zeit, schliefslich die Entstehung der geologischen Orgeln und Riesentöpfe sowie die glacialen Geschiebeformationen überhaupt. Durch diese glacial-geologischen Forschungen ist es so gut wie gewifs gemacht, dafs wenigstens die Nordalpen mit ihrem Vorlande eine zwei- oder dreimalige Totalvergletscherung erfahren haben. Das vierte Kapitel handelt von den stehenden und fliefsenden Gewässern, zuerst also von den Seen, ihren Zu- und Abflüssen, ihren Quellen unterhalb der Oberfläche und ihrer Verdunstung an derselben, ihren Tiefen- und Böschungsverhältnissen, dem Geschmack ihres Wassers und von

ihrer Einteilung nach genetischen Merkmalen; hieran reiht sich dann die Besprechung der Sümpfe und Moore und des aus letzteren zu gewinnenden Torfes. Nun erläutert Prof. Günther die Entstehung des Grundwassers, der Brunnen und Quellen überhaupt und der Mineralquellen, intermittierenden Quellen, artesischen Brunnen und Geysir insbesondere, teilt die Wibelsche Erklärung und experimentale Begründung der so rätselhaften Meermühlen Kephalonias mit, entwickelt die Begriffe von Riesel, Bach, Flufs, Strom, Steppenflufs, Stromsystem, Stromentwicklung und verwandten Wörtern, führt aus, in welcher Weise die Wassermassen und die Geschwindigkeit der Ströme bestimmt werden, und setzt schliefslich die physikalischen und geographischen Vorbedingungen der Überschwemmungen auseinander. Im letzten Kapitel dieses Abschnitts bringt dann der Verf. eine genetische Erklärung der gegenwärtigen Oberflächenbeschaffenheit unseres Erdkörpers, also die Theorie der Gebirgs- und Thalbildung, der Entstehung von Tiefländern und Steppen, soweit hiebei ausschliefslich tektonische und erosive Agenzien in betracht kommen, und weist die Kontinental- und Gebirgsbildung als das Ergebnis der Kontraktionsprozesse nach, welchen unsere Erdrinde von jeher unterlag und heute noch unterliegt, indem er die Frage, wie es möglich ist, dafs Gesteine, anstatt brüchig zu werden, die teilweise fast abenteuerlichen Verbiegungen und Verschlingungen zeigen, welche uns in den geognostischen Profilen so sonderbar anmuten, an der Hand der mitgeteilten Rechnungen Bauschingers, welche das Mafs der in irgend einem Punkt der Erdrinde herrschenden Spannungen zu ermitteln lehren, dahin beantwortet, dafs in Folge des Spannungszustandes, in welchem sich schon kraft der Schwerwirkung die tiefer gelegenen Partien unserer Erdrinde befinden, selbst die sprödeste Materie in einen latent plastischen Zustand übergeht; natürlich darf bei diesen Untersuchungen auch nicht, wie des näheren dargethan wird, die Einwirkung der Erosion und Verwitterung sowie der Tiere z. B. bei der Bildung der Koralleninseln oder des Guano aufser acht gelassen werden. Über solche Anwendungen geographischer Forschungsresultate auf die Organismenlehre gibt dann zum Schlufs Herr Prof. Günther in einem Anhang kurze Andeutungen.

Da ich mich bei meinem Referate über den zweiten Band mehr noch als bei dem über den ersten auf das Wesentlichste beschränkt und alles Detail vermieden habe, welches doch dem Ganzen erst Farbe und Leben verleiht, so gibt es von dem Reichtum des Güntherschen Werkes, von der grofsen Sorgfalt und Genauigkeit der Arbeit, welche eine umsichtige Lektüre der Originaluntersuchungen bekundet, und von der geist- und lichtvollen Zusammenfassung der Einzelheiten und dem daraus sich ergebenden klaren Gesamtüberblick über das weite Gebiet der physikalischen Geographie nur eine unvollkommene Vorstellung; möge mir durch diese Besprechung gelungen sein, recht viele der verehrten Kollegen zur Lektüre des interessanten und stets anregenden Buches zu veranlassen.

Nürnberg. Th. Schröder.

P. Otte, Oberlehrer am Realgymnasium zu Potsdam, Das Gesamtgymnasium, ein pädagogischer Versuch. Berlin. Heusers Verlag. 1886.

Die Endabsicht der Realschulmänner ist die Beseitigung der gegenwärtigen Grundlage des Gymnasialunterrichts; daher heben sie jetzt mit Begeisterung Paulsen auf den Schild, der das erlösende Wort in ihrem Sinne gesprochen hat, dessen Zukunftsgymnasium „eine humanistische Bildung ohne das Mittel der alten Sprachen“ vermittelt. Aber der Orga-

nismus unseres Gymnasiums ist doch noch zu kräftig und gesund, als dafs die Weissagung Paulsens, der bereits das Griechische in die Stellung des Hebräischen zurückgedrängt und die altklassischen Philologen auf den Aussterbeetat gesetzt sieht, sobald in Erfüllung zu gehen schiene. Daher deckt man vorderhand vielfach die kühneren Pläne noch mit dem Mantel der Bescheidenheit: man fordert nichts weiter als Gleichberechtigung, anscheinend ein durchaus billiges Verlangen, wenn nur nicht überall die Zuversicht von diesem Stützpunkte aus die feindliche Festung leichter einnehmen und zerstören zu können durchschimmerte. Gleichberechtigung erstrebt zunächst auch der Verf. obiger Schrift, indem er nach dem Vorgange Ostendorfs den Rahmen des Gymnasiums durch Vereinigung mit dem Realgymnasium zu einem „Gesamtgymnasium“ erweitern will, welches eine altklassische, eine neusprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung enthalten würde. „Vollkommen neu“ erklärt der Verf. selbst nur seine „Ausarbeitung des Planes bis ins Detail“. Den Altertumsstudien ist er natürlich wenig gewogen; nicht wenige seiner Urteile kennzeichnen den trotz aller achtungsvollen Verbeugungen in der Mifsachtung derselben ziemlich vorgeschrittenen Realschulmann. „Das Lateinische hat in den beiden Gymnasialplänen eine wichtige Stelle behauptet resp. erhalten, wohl mit Recht. Auch darin sind wir einverstanden, dafs der fremdsprachliche Unterricht mit dem Latein begonnen werde, wenigstens bis auf weiteres“ S. 17. „Dafs die lateinische Lektüre jedoch dem deutschen Unterricht, mindestens bis nach Prima hin, besonderen Nutzen brächte, diese Meinung wird kaum zu verteidigen sein“ S. 13. „Was haben unsere Schüler von den Specialitäten der solonischen Verfassung, von den Heliasten, vom Areopag?“ S. 23. Bedeutsam ist auch der Wink, welcher S. 24 gegeben wird: „Die alte Geschichte ist nach unserer Ansicht mit Vorsicht zu geniefsen. Sie kann sogar, wenn die Behandlung derselben in unrechte Hände gerät, unserer Jugend zu ernstem Nachteil gereichen. Wird das griechische und römische Staatswesen, wie es leider vorkommt, zu sehr betont oder in zu helles Licht gerückt, so befestigt sich in den jugendlichen Gemütern leicht eine nicht unbedenkliche Vorliebe für dasselbe und seine Institutionen. Manchem bleibt davon lange die Anschauung haften, dafs die republikanische Verfassung eigentlich die wahre sei“. In Bezug auf die Lektüre der griechischen Schriftwerke, deren unvergleichlichen Wert für alle höhere Bildung auch die einsichtigeren Wortführer der Realschule nicht verkennen, findet sich auch in dieser Schrift wieder das beliebte Schlagwort, dafs die Schüler durch Übersetzungen ebenso gut, ja auch besser zum Verständnis gelangen könnten, als durch das Lesen in der griechischen Sprache; zur Begründung pflegt man auf die mangelhaften Ergebnisse der griechischen Lektüre in den Gymnasien hinzuweisen, auf die Unfähigkeit der Schüler über die formellen Schwierigkeiten hinreichend Herr zu werden und zum Genusse durchzudringen und auf ihre daraus sich ergebende Unlust, nach der Schulzeit wieder ein griechisches Buch in die Hand zu nehmen. Gelangen denn aber die Schüler in den übrigen Lehrgegenständen, im Lateinischen, in den neueren Sprachen, in der Mathematik zu einer derartigen mühelosen Beherrschung des Stoffes, dafs etwa viele, ohne gezwungen zu sein, auch in späteren Jahren zu jenen Studien zurückkehrten? Diese Beherrschung kann nirgends das Ziel des Gymnasialunterrichts sein. Die Schule erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie ein klares Bewufstsein der Vollkommenheit antiker Schriftwerke zu erwecken weifs, und ein lebendiges, wenn auch dem Umfange nach beschränktes Bild des Altertums und der Eigenart seiner grofsen Autoren die Seele des Schülers erfüllt; die so ge-

wonnene Einsicht begleitet diejenigen, welche sich überhaupt ein höheres geistiges Interesse bewahren, wie ein Leitstern auch beim Studium und der Würdigung aller modernen Litteratur, wie derjenige, welcher einmal die Hoheit antiker Bildwerke wahrhaft empfunden hat, einen dauernden Mafsstab für alle Kunstschätzung besitzt. Der volle Kunstwert der antiken Schriftwerke, insbesonders der antiken Dichtung kann sich aber demjenigen, der durch Übersetzungen ihres sogenannten Geistes teilhaftig werden will, nur sehr mangelhaft erschliefsen, weil sich dieser Geist, um in Erscheinung zu treten, jene wunderbaren sprachlichen und metrischen Formen geschaffen hat, deren Nachbildung infolge der gröfseren Verschiedenheit der Ausdrucksweise und der metrischen Gesetze ein weit dürftigerer Ersatz des Originals ist als in der Regel die Übertragung moderner fremdsprachlicher Kunstschöpfung. Zur Einführung in die griechische Litteratur werden Übersetzungen empfohlen, weil die Erlernung der griechischen Sprache in den Lehrplan der Realschule nicht pafst; den römischen Autoren gönnt man noch eine Gnadenfrist. Die Realschulmänner wissen recht wohl, dafs der unvergleichliche Bildungswert der griechischen Litteratur die stärkste Abwehr aller gegen den Betrieb der Altertumsstudien gerichteten Angriffe enthält und dafs mit der Aufgabe des Griechischen die Grundlage des bisherigen Gymnasialunterrichts in dem Mafse erschüttert wird, dafs eine gänzliche Umgestaltung nur mehr eine Frage der Zeit ist. Wer daher die Grundlage der Altertumsstudien für die höhere Bildung festhalten will, mufs im Gegenteil eine Reform des gegenwärtigen Gymnasiallehrplans in der Richtung anstreben, dafs das Studium der griechischen Litteratur zugleich mit dem unserer nationalen Schriftwerke in den Mittelpunkt des höheren Gymnasialunterrichts gerückt werde. Damit stehen wir den Anschauungen des Verf. dieser Schrift prinzipiell entgegen, und es verlohnt sich nicht, hier auf die etwaigen Vorteile oder Schwierigkeiten seines Planes eines „Gesamtgymnasiums" näher einzugehen. Nur einen Punkt wollen wir noch herausgreifen. Wir mifsbilligen von pädagogischem Standpunkte die Fortschritte, welche das Fachlehrersystem gemacht hat; das Klasslehrersystem gewährt der Einwirkung der Persönlichkeit des Lehrers weiteren Spielraum und die Vereinigung mehrerer Lehrgegenstände derselben Klasse in einer Hand, wie sie z. B. in den bayerischen Gymnasien festgehalten ist, bietet günstigere Gelegenheit, dieselben in mannigfaltige, gegenseitig klärende Beziehung zu setzen: nach dem Lehrplan des „Gesamtgymnasiums" würde nahezu mit jeder neuen Lehrstunde des Tages ein Wechsel des Lehrers eintreten.

Hof. J. K. Fleischmann.

Entgegnung.

Zur Kennzeichnung der Abwehr, welche Herr Professor Dr. Karl Heraeus zu Hamm in Fleckeisens Jahrbüchern (1885 S. 897) gegen mich veröffentlicht hat, bemerke ich in Kürze folgendes:

Der Verfasser sucht bei Unkundigen den Schein zu erwecken, als habe er nicht meinen Artikel in den Jahrbüchern, sondern G. Löwes glossae nominum seiner fraglichen Note zu Tac. Hist. II 28 zu grunde gelegt. In Wahrheit ist die bezügliche Stelle in Löwes glossae nominum nichts anderes als ein Abdruck aus den Jahrbüchern 1875, worauf ich eben in meinem Artikel hingewiesen hatte. Ich habe daher in meiner demnächst erscheinenden

Bearbeitung des II. Buches der Historien in der Note zu c. 28 drucken lassen: ‚de eo quod *columen* vocabulo *sanitas* explicatur cf. Löwe: glossae nominum Lipsiae 1884 p. 208 (= Fleckeiseni annal. 1875 p. 537).'

Der Charakter einer Schulausgabe entschuldigt in keiner Weise das absichtliche Verschweigen einer fremden Leistung. Wenn die Schulausgabe Platz genug bot, um für den eigenen Sohn Reklame zu machen, so war auch Raum für andere Namen.

Der höfliche, beschwichtigende Brief, den Heraeus an mich richtete, hat mich schon darum nicht überzeugt, weil darin verschwiegen war, dafs ihm schon vor dem Artikel in den Jahrbüchern die Sache aus Deuerlings Notiz in den bayr. Gymnasialblättern bekannt geworden war. Auch steht in dem Briefe, der doch über drei Seiten lang ist, keine Silbe von dem jetzt erzählten interessanten Funde im Buchladen, keine Silbe von dem merkwürdigen zufälligen Aufschlagen gerade der Seite des Buches, die dem jungen Studiosus natürlich sofort die schwierige Tacitusstelle ins Gedächtnis rief, überhaupt keine Silbe von Löwes glossae nominum, nach denen doch angeblich die Note redigiert wurde: war dies dem glossenkundigen Heraeus am 8. Juni, als er den Brief schrieb, noch unbekannt? Ist erst später sein Gedächtnis so scharf geworden? Denn die betreffende Stelle des Briefes lautet: ‚Bereits in den Herbstferien 1884 hatte mein Sohn gesprächsweise geäufsert, dafs er aus einer Placidusglosse die Richtigkeit der von Nipperdey vorgenommenen und von Halm adoptierten Ausscheidung von 'sanitas sustentaculum' ersehen habe, und dann auf meine Veranlassung in mein Handexemplar der 3. Auflage, aus welcher die 4. Auflage erwachsen ist, die betreffende Notiz aus Placidus eingetragen, welche ich dann bei Ausarbeitung des Manuskripts in der Form redigiert habe, wie sie jetzt in der 4. Aufl. steht.'

Übrigens hat schon Nipperdey der Gewissenhaftigkeit des Herrn Heraeus in derartigen Dingen ein deutliches Zeugnis ausgestellt, wenn er in seiner Vorrede zu der Historien-Ausgabe p. IV schreibt: ‚in nominibus eorum, qui primi coniecturas protulerunt, multa correximus: pudenda in hac parte neglegentia fuit Heraeus.'

Schliefslich noch ein Wort über die Wichtigkeit der Sache: Heraeus beliebt es jetzt, nachdem erwiesen ist, dafs ich zuerst, um nicht zu sagen allein, das Richtige nachgewiesen, den Fund herabzusetzen, indem er verächtlich ruft: tant de bruit pour une omelette! Ich habe in meinem Brief, den Heraeus die Güte hatte drucken zu lassen, die Sache als einen kleinen, aber hübschen Fund bezeichnet, denn er ist wichtig für die Kritik der Schriftsteller, wichtig für die Bedeutung der Glossenliteratur. Es ist allerdings gleichgiltig, was ich und Heraeus schreiben, aber nimmermehr ist es gleichgiltig, ob ein Geist wie Tacitus so oder so an dieser oder jener Stelle geschrieben: sonst rede man nicht von dem Werte der Kritik, nicht von Pietät gegen die Klassiker! Vieles für klein und unerheblich erklären, sagt Lessing, heifst öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Wert der Dinge schätzen.

München. C. Meiser.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Gerlach, Theorie der Rhetorik und Stilistik. Für die Schule bearbeitet. Dessau, Baumann, 1883. In dem Schriftchen werden die Gesetze des Stils aus den Gesetzen des mündlichen Vortrages hergeleitet, aufserdem ist bezüglich der sog. Tropen und Figuren eine neue Einteilung versucht. Dem Referenten will es bedünken, als ob das Büchlein der Fassungskraft der Gymnasialschüler nicht genug angepafst ist, und für solche hat es der Verfasser bestimmt.

Bernhard Schulz, Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Paderborn u. Münster, Schöningh, 1886. Die vorliegende 8. Auflage weicht von der vorhergehenden nur wenig ab. Früher wurde das Buch in diesen Blättern angezeigt B. 12 S. 81. B. 13 S. 142. B. 16 S. 181.

A. P. L. Claufsen, k. Seminarlehrer zu Lütow, methodische Anleitung zum Unterricht im Rechnen. Potsdam, 1885. Aug. Stein. Das Buch ist für Seminaristen und Volksschullehrer geschrieben, bietet aber auch den Rechnenlehrern an Mittelschulen manche Anregung, Die Kritik der verschiedenen Rechnungsarten ist eine treffende und kennzeichnet den Verfasser als einen erfahrenen Schulmann.

Asmodi Redivivus, Der Krebsschaden unserer Gymnasien. Leipzig, Verlag von Reissner, 1886. Ein Pamphlet gegen unsere Gymnasialbildung, dessen oberflächlicher, überallher entlehnter Inhalt eine ernste Besprechung nicht verdient.

A. Walsemann. Die Pädagogik des J. J. Rousseau und J. B. Basedow vom Herbart-Zillerschen Standpunkt verglichen und beurteilt. Hannover. Verlag von Karl Meyer 1885. Mafsstab für die Beurteilung der pädagogischen Lehren Rousseaus und Basedows ist dem Verf. die christliche Heilslehre vermischt mit einigen Grundanschauungen der Psychologie und Pädagogik Herbarts.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Nekrologe.

Paulus Klostermaier,

erzbisch. g. Rat und kgl. Lyzealrektor in Freising.
Geb. am 11. Juli 1809, gest. am 12. Dez. 1885.

Grofse und zum guten Teile recht schwer ausfüllbare Lücken hat der unerbittliche Tod innerhalb der Frist eines Jahres in den Reihen der

Philologen und Schulmänner Bayerns hervorgerufen. Die einen von ihnen raffte er hinweg in der Vollkraft ihrer Jahre mitten aus einem vollen, reichen Wirkungskreise, manch anderen erlöste er von langem Leiden und Siechtum, den Mann, dem diese Zeilen zur Erinnerung und zugleich als schwacher Ausdruck dankbarer Verehrung von einem seiner Schüler gewidmet sein sollen, hat ein sanftes Ende hinweg von des Tages Arbeit, schnell und schmerzlos in die ewige Ruhe eingeführt. Kurze Zeit zuvor noch hatten wir in gröfserer Versammlung auf seine Worte gelauscht, die in ihrer Wärme und schlichten Einfachheit vom Herzen kommend den Weg zum Herzen nie verfehlten. Manch heiterer Zug ging, wie es so seine Art war, noch durch diese letzte öffentliche Rede; daneben aber fehlte doch auch die düstere Ahnung nicht, dafs er zum letztenmale zu „uns Jüngeren“ gesprochen habe. Als sie bald darauf seine sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte trugen, da schaarten sich dichte Reihen seiner Schüler zum letztenmale um den verehrten Lehrer und wahrhaft väterlichen Freund; es waren Männer aus allen Berufen und Lebensstellungen; junge Männer, die erst die Schwelle des Gymnasiums und des dem Verstorbenen unterstellten Lyzeums überschritten, daneben aber auch ergraute Häupter, die selbst schon die dritte Generation heranwachsen sahen, so ausgedehnt war des Heimgegangenen Lebenszeit und Lehrthätigkeit gewesen.

Geboren am 11. Juli 1809, dem Tage des Waffenstillstandes von Znaim, in Buch am Erlbach, Gerichts Landshut als Sohn ehrsamer Metzgersleute, die mit Glücksgütern nicht sonderlich gesegnet waren, verlor er frühzeitig seinen Vater und nicht ohne Schwierigkeiten erlangte er Zutritt zu den Gymnasialstudien in Landshut, wo unter anderen der berühmte „Fragmentist,“ von seinen Schülern mehr gefürchtet als verehrt, sein Lehrer war. Auch seine Lyzealstudien machte er bis zum Jahre 1829 daselbst, trat dann an die Hochschule zu München über, wo er unter Allioli, Döllinger und anderen Meistern mit ebenso grofsem Eifer als Erfolg seinen Studien oblag. Schon hier zeigte sich seine grofse Vorliebe für philologische, insbesondere aber historische Studien. Neigung und Beruf wies ihn auf den geistlichen Stand, weshalb er 1829 ins Clerikalseminar zu Freising übertrat, um das Jahr darauf den Beruf des Seelsorgers zunächst in Rosenheim anzutreten. Schon hier fand er Gelegenheit, daneben auch als tüchtiger Lehrer und Erzieher sich zu erproben, da er nebenher auch an der dortigen Lateinschule verwendet war. Schon am 21. Okt. 1837 berief ihn das ehrende Vertrauen seines Oberhirten an die wichtige Stelle eines Gymnasiallehrers und zugleich eines Präfekten am Knabenseminare nach Freising, wo er mehr als 48 Jahre in ununterbrochener gesegneter Wirksamkeit in verschiedenen leitenden Stellungen thätig sein sollte. Sein Anfangsgehalt war, bezeichnend für jene Zeitverhältnisse, 325 Gulden und ein Naturalbezug von 5 Schäffel Roggen und 2 Schäffel Weizen![1]) An dem jugendfrischen, für alles schöne und edle begeisterten Dr. Herb, der später an der Universität München lehrte und heute noch hochbetagt die Geschäfte des allgemeinen geistl. Rates an der erzbisch. Curie zu München leitet, fand er einen liebevollen, anregenden Vorgesetzten, bald an Jos. Ferchl, der nach langer Thätigkeit als Professor und Seminarinspektor vor wenigen Jahren im Tode vorangegangen, einen treuen, ihm aufrichtig zugethanenen Freund für lange Dezennien. Schon

[1]) Wir entnehmen diese wie manche andere Angabe dieser Skizze einem Lebensabrisse Kl.s, den Dr. Heimbucher als „Erinnerungen an P. Kl.“ 1886 veröffentlicht hat (Freising bei Datterer).

Im Jahre 1845 wurde Kl. mit dem Rektorate der Studienanstalt betraut, das er bis zum Jahre 1878 geführt hat; nachdem er nacheinander alle Klassen des Gymnasiums versehen, war er zuletzt lange Jahre Ordinarius der Oberklasse und zugleich Inspektor des Knabenseminars (1845—1857). Dieses Haus blieb seine Heimat, auch dann noch, als er es verlassen und dicht nebenan seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Neben Ferchl war es sein jüngerer Freund Studienlehrer C. Wandinger, eine amina candida wie als Priester so als Lehrer, der ihm zum treuen Gefährten und Begleiter wurde für die Dauer seines Lebens; leider ist er allzufrüh durch einen raschen, doch überaus schmerzlichen Tod von seiner Seite genommen worden. Da er mit dem Jahre 1857 seine Lehrthätigkeit am Lyzeum als Professor für Philologie und Geschichte begann und zugleich an Freudensprungs Stelle das Rektorat übernahm, gab er die Stellung eines Gymnasialprofessors auf, behielt jedoch die Leitung des Gymnasiums noch bis 1878 in seinen Händen. In den letzten 7 Jahren beschränkte sich seine Thätigkeit ausschliefslich auf das Lyzeum. Vierzig Jahre ununterbrochener Wirksamkeit als Lehrer und Leiter an einer und derselben Anstalt dürften wohl wenigen unserer Berufsgenossen in einem ganzen Jahrhundert zu teil werden, noch seltener dürfte es sich ereignen, dafs die ganze Hälfte des Lehrerkollegiums durch nahezu drei Jahrzehnte in ungeändertem Bestande unter einem und demselben Rektor wirkte, wie es eben in Freising unter unserem Klostermaier der Fall gewesen[1]). Und wie ausgebreitet und erspriefslich war K.'s Thätigkeit auf dem mons doctus durch diese ganze lange Zeit hindurch! Das Zeugnis des besten, fürsorglichsten Lehrers und des wohlwollendsten, humansten Schulvorstandes wird ihm keiner der nach Tausenden zählenden Schüler und keiner seiner vielen Collegen versagen können. Die Frische und Regsamkeit seines Geistes, die ihm selbst bis ins höhere Greisenalter hinein zur Seite stand, wirkte anregend auf die Schüler, besonders der höheren Gymnasialklassen und wohlgerüstet verliefsen sie in ihrer grofsen Mehrzahl unter seiner Leitung das Gymnasium. Ein väterlicher Berater in persönlichen Angelegenheiten in tausend Fällen, ein grofser Wohlthäter ärmerer Schüler, deren es gerade an seiner Anstalt stets eine gröfsere Anzahl zu geben pflegte, war er doch auch wieder von nachdrücklicher Strenge gegen die Lässigen und gegenüber allen Ausschreitungen des studentischen Lebens — und uns war damals noch manches strenge verpönt, was heutzutage toleriert oder doch nur „wohlwollend widerraten" wird. Die freundliche und liebenswürdige Art im Umgange mit Jedermann, sich ferne haltend von griesgrämiger Pedanterie wie von schulmeisterlicher Hochfahrenheit gewann ihm tausend Herzen von jung und alt. Vor allem den ihm anvertrauten Anstalten und seinen Pflichten als Priester lebend, geizte er nicht nach dem Ruhme eines gelehrten oder gelehrtseinwollenden Vielschreibers. So sorgfältig vorbereitet seine Lehrvorträge, so ausgebreitet seine Studien besonders auf dem Gebiete der Philologie, Geschichte und Literaturkunde waren, so wüfsten wir doch keine einzige literarische Publikation von irgend welcher Bedeutung von ihm namhaft zu machen. Das Gymnasium in Freising, das unter Kl.'s Rektorat aus einer erzbischöflichen zu einer königlichen Anstalt wurde, hob sich unter ihm zu erfreulicher Blüte. Kurz vor seinem Weggange erfuhren die Gebäude der Studienanstalt eine wesentliche Vergröfserung und Verbesserung ihrer Räume und es geschah auch zum guten Teile durch seine Mitwirkung, dafs das dortige Knabenseminar aus

[1]) Es waren dies die Prof. Ferchl, Kupp, Zehetmayr und Hirner, von denen die beiden letzteren noch heute im Amte sind.

einem kleinen, bescheidenen Hause zu einem ausgedehnten nach Bau und Einrichtung geradezu musterhaften Institute sich ausdehnte. In enger Freundschaft mit dessen jetzigem Leiter, Dr. Stigloher, verbunden ist er gleich Wandinger diesem Hause noch nach seinem Tode ein Wohlthäter geblieben. Kl.'s vielseitige Verdienste um die von ihm geleiteten Anstalten wurden auch schon vor einer langen Reihe von Jahren durch die Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael I. Klasse von allerhöchster Stelle anerkannt und ausgezeichnet. Seine warme Liebe zum Vaterlande, dem er unter drei Königen in Treue und Ehren gedient, liefs ihn auch dem politischen Leben, jedoch nur im engeren Kreise, nicht ganz ferne stehen. Den bürgerlichen Angelegenheiten der ihm und seiner ganzen Thätigkeit so eng verbundenen Stadt Freising schenkte er ebenfalls die wärmste und werkthätigste Teilnahme, wofür er hinwiederum mit der höchsten Ehrenbezeugung ausgezeichnet wurde, die eine Stadt einem hochverdienten Bürger spenden kann. In den Annalen Freisings wird Kl.'s Name stets einen ehrenvollen, ja einen hervorragenden Platz einnehmen. Was er als treuer, seeleneifriger Priester gewirkt, entzieht sich an dieser Stelle der Würdigung, ja der Kenntnis der Mit- und Nachwelt überhaupt zum gröfsten Teile. Es ist nach dem Obigen eine selbstverständliche Sache, dafs er als Lehrer und Erzieher das religiöse Moment in Wort und Beispiel stets zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Einwirkung auf die studierende Jugend genommen hat. —

Abgesehen von seinem Priesterjubiläum haben noch zwei besondere Feste dem würdigen Manne am Spätherbste seines Lebens den deutlichsten Beweis der hohen Liebe und Verehrung erbracht, die in weiten Kreisen des Landes für ihn lebendig war, nämlich zunächst am 16. Okt. 1877, als er das Fest seines vollendeten 40. Dienstjahres noch in voller Frische des Geistes und mit ungebrochenen Kräften beging. Grofsartiger noch war die allgemeine Kundgebung für ihn in den Tagen vom 6.—8. August 1878, wo die Freisinger Studiengenossen das fünfzigjährige Bestehen ihrer Mutteranstalt feierten. Unter dem vollsten Applaus einer grofsen und ansehnlichen Festversammlung konnte er damals von sich die schönen und so wahren Worte sagen: „Das ist der alte Professor, der alte Rektor, den Sie kennen: Derselbe, er kann es wohl sagen, hat es stets gut gemeint, dann am allermeisten — setzte er lächelnd hinzu, wenn er schier getobt hat". Er hat es in der That stets gut mit Allen gemeint, so that auch der gütige Himmel an ihm. Nicht allzulange hatte er die Beschwerden und das Siechtum des Alters zu ertragen, er hatte noch bis zum Tage vor seinem Tode die Kraft seinem Berufe nachzukommen; die Mühsale langer Krankheit, der Schrecken den Tod näher und näherschleichend das Mark des Lebens mählich verzehren zu sehen, ist ihm erspart geblieben. So erlag er nach einem langen, reichgesegneten und doch so selbstlosen Wirken am 12. Dez. vor. J. um die Mittagszeit einem Schlaganfalle. Die reiche Ernte einer reichen, schönen Aussaat wird sein Lohn im Jenseits sein; hier aber wird sein Andenken bei allen seinen Freunden und Kollegen, und allen, die ihm im Leben je näher gekommen, ein freundliches und verehrungsvolles, bei den Tausenden seiner Schüler aber voll des unauslöschlichen Dankes bleiben.

Dr. Georg Orterer.

Johann Sörgel,

k. Studienrektor in Hof.
Geb. am 9. April 1830, gest. 20. Dez. 1885.

Am 20. Dez. 1885 rifs der Tod eine empfindliche Lücke in die Reihen der Gymnasiallehrer; Johann Sörgel, Studienrektor in Hof, schied aus dem Leben. Joh. Sörgel war am 9. April 1830 in Engelthal bei Hersbruck geboren und wurde auf dem Gymnasium zu Nürnberg und auf der Universität Erlangen unter Döderlein und besonders Nägelsbach gebildet. Im Jahre 1853 machte er den Staatskonkurs und wirkte dann längere Zeit am Blochmann'schen Institut in Dresden, bis er 1856 Assistent am Gymnasium in Speier wurde. 1857 wurde er zum Studienlehrer in Erlangen ernannt und 1868 zum Gymnasialprofessor in Hof befördert. In dieses Jahr fällt auch seine Verehelichung mit Therese, Tochter des Gymnasialprofessors von Rücker in Erlangen (ein Sohn und drei Töchterchen entsprofsten diesem Ehebund) und sein Landtagsmandat für Hof. 1869 wurde er auf Wunsch nach Erlangen versetzt, von wo er im Frühjahr 1873 als Professor nach Mühlhausen i/E. sich berufen liefs. Aber die fremdartigen Verhältnisse bewogen ihn zur Rückkehr in den bayr. Staatsdienst; im Oktober 1875 trat er als Professor in Kempten ein. Am 23. März 1877 wurde er Rektor in Hof, wo er bis zu seinem Tod verblieb.

Sörgel war eine durch und durch lebendige, kraftvolle Natur. Mit scharfem Verstande begabt, trat er für das, was er als gut und richtig erkannte, stets mit glühender Begeisterung ein. Dabei zierte ihn eine seltene Geradheit und Offenheit. In seiner schlichten Art war er ein Feind alles gekünstelten Wesens, aller äufserlichen Formen, manchmal bis zu dem Grad, dafs Fernerstehende nicht leicht zu einer richtigen Beurteilung des Mannes kommen konnten. Ihn ganz zu verstehen machte er allerdings auch näheren Bekannten schwer durch seine Art, sein Gemütsleben zu verschleiern und so wenig als möglich davon an die Oberfläche kommen zu lassen. Er konnte dadurch öfter den Eindruck eines nüchternen Verstandesmenschen machen, und doch war er sicher nichts weniger als das.

Es schlug ein warmes Herz in seiner Brust. Ganz zu geschweigen von der rührenden Liebe, die er in seinem Familienleben offenbarte, mit der er namentlich an seinen Kindern hing, erfuhr das jedermann, besonders jeder Kollege, der in direkten persönlichen Verkehr mit ihm trat. Wie entgegenkommend, wie wohlwollend zeigte er sich stets allen Bitten und Wünschen gegenüber!

Ein warmes Herz hatte er jederzeit für die Jugend, deren Unterricht und Erziehung ihm anvertraut war, wenn auch gerade die Jugend wegen seiner manchmal rauhen und schroffen Aufsenseite nicht immer zur richtigen Einsicht darüber kommen mochte. Die Förderung der Jugend war ihm Herzens-, war ihm eine heilige Sache. Ein sehr geschickter, anregender und eifriger Lehrer, zielte er vor allem darauf ab, die Schüler zu logisch geordnetem Denken anzuleiten. Beweis dafür sind auch seine Schulschriften, die zwei Bändchen demosthenischer Reden, die bei Perthes in Gotha erschienen sind: 1. Bändchen die drei olynthischen Reden und die erste Rede gegen Philippus enthaltend, Gotha 1883, 2. Auflage 1886; 2. Bändchen die Rede über den Frieden, die zweite Rede gegen Philippus, die Rede über die Angelegenheiten im Chersones und die dritte Rede gegen Philippus enthaltend, Gotha 1884.

Mit warmer Begeisterung kam er auch seinen Pflichten als Leiter des Gymnasiums nach. Selbst ein unermüdlicher Arbeiter regte er Lehrer

wie Schüler zu energischer Arbeit an und hob das Gymnasium namentlich noch durch Handhabung einer strengen Disziplin. Dabei versäumte er keine Gelegenheit, mit dem Publikum sich in Beziehung zu setzen und es über die Grundsätze zu verständigen, die bei der Leitung des Gymnasiums mafsgebend seien. Seine Reden am Schlusse des Schuljahres dienten besonders diesem Zweck. Einmal war es die Frage der Promotion und der Nachprüfungen, ein andermal die Überbürdungsfrage und dergleichen, worüber er sich in längerem Vortrag erging. Seine letzte Rede, August 1884, behandelte die Frage, ob es wünschenswert sei, die griechischen Studien am Gymnasium zu beschränken oder nicht.

Aufser in der Schule wirkte er für ihre Interessen mit regem Eifer sowohl in Versammlungen als auch schriftstellerisch, besonders in der Wochenschrift der Fortschrittspartei. Er ward daher auch z. Z. seines Landtagsmandats vom Ministerium zu der zur Beratung über das Gymnasialwesen berufenen Kommission beigezogen (1869). Von gröfseren Schriften sind hier zu nennen: Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besonderer Berücksichtigung des bayerischen Gymnasialwesens. Nördlingen. Beck. 1872 und: Die bayerischen Gymnasien sonst und jetzt. Mit besonderer Beziehung auf Dr. Georg Mezgers Schrift: „Schulrath Dr. Georg Caspar Mezger“ und einige neuere Klagen über unsere Gymnasien. Hof. Grau. 1878. Auch diese Schriften zeugen von seiner warmen Begeisterung für die Sache. Zugleich lassen freilich auch sie den allezeit kampfbereiten Rufer im Streite erkennen.

Von seiner unermüdlichen Arbeitskraft geben aufserdem noch Zeugnis eine ganze Reihe kleinerer und gröfserer Aufsätze und Rezensionen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen, ferner nicht weniger als folgende sieben Programme: De Tiberio et Gaio Gracchis commentationis part. I. Erlang. 1860, part. II. Erlang. 1863, part. III. Erlang. 1866; part. IV. Curiae Regnitzianae 1869. Lucians Stellung zum Christentum. Kempten, 1875. Demosthenische Studien. I. Hof, 1881. II. Hof, 1884. Im Zusammenhang mit diesen Studien steht sein Aufsatz Corneliae epistolarum fragmenta genuina esse non posse (Bd. III dieser Blätter) und sein bei Deichert in Erlangen veröffentlichter Vortrag: Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Es war nur natürlich, dafs ein Mann von so überquellender Kraft und so warmem Herzen wie Sörgel, dessen kräftigste Jahre gerade in die bewegteste politische Zeit fielen, es sich bald zwischen den vier Wänden seiner Schulstube und seines Studierzimmers nicht genug sein liefs, sondern auch in das öffentliche Leben hinaustrat, teils bei Wahlen, teils bei anderen Gelegenheiten. Vom Wahlkreis Hof wurde er in den Landtag gewählt, wo er der liberalen Partei angehörte, wie er auch lange schon dem Nationalverein sich angeschlossen hatte. In Hof war er eine Zeit lang noch der Vorstand des nationalliberalen Vereins. In der letzten Zeit zog er sich vom politischen Leben mehr und mehr zurück. Aber bei besonderen Gelegenheiten erfüllte er gern den Wunsch seiner Mitbürger, öffentlich zu sprechen. So hielt er im Jahre 1880 aus Anlafs des Wittelsbacher Jubiläums und im Jahre 1883 bei der Lutherfeier die Festrede. Er vergafs übrigens auch im politischen Leben die Interessen seines Berufes und Standes nicht. Sein energisches Auftreten in der Abgeordnetenkammer in Sachen der Gymnasien ist noch in Erinnerung. Gerade seine Freude an der Politik scheint ihn auch von den früheren lateinischen Studien (er war ein guter Stilist) dem Demosthenes zugeführt zu haben, dessen Reden in den letzten Jahren den Mittelpunkt seiner Studien bildeten.

So war Sörgel jederzeit ein Bild übersprudelnden Lebens und unverwüstlicher Kraft und versprach noch jahrzehntelanges segensreiches Schaffen und Wirken — da sollte er plötzlich in seinen schönsten Mannesjahren aus unserer Mitte gerissen werden. Ein Gehirnleiden, dessen Spuren zum erstenmal deutlich gegen Ende des Schuljahres 18⁸³/₈₄ sich erkennen liefsen — nun, nachdem er seine Augen geschlossen, will es Näherstehende bedünken, als wären leise Spuren noch viel weiter rückwärts zu verfolgen — nötigte ihn nach Beginn des Schuljahres 18⁸⁴/₈₅ sich Urlaub geben zu lassen. Vergeblich suchte er Heilung des Übels in Karlsbad und dann in einer Heilanstalt, es verschlimmerte sich schnell, und so entschlief er am 20. Dezember 1885, fünfundfünfzig Jahre alt.

Es trauern um ihn seine Wittwe und Kinder, es trauern um ihn seine Kollegen und Schüler. Unsere Gymnasien haben an ihm einen hochbegabten Schulmann, einen warmen, energischen Vertreter ihrer Interessen verloren. Sein Gedächtnis wird lange in den Herzen fortleben. Möge ihm die Erde leicht sein!

Hof. Dietsch.

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Bernhard Dombart, Gymn.-Prof. in Erlangen z. Studienrekt. in Ansbach; Dr. Nikolaus Wecklein, Studienrekt. in Passau z. Studienrekt. des Maximiliansgymnasium in München.

Versetzt: Dr. Wilhelm Herding, Gymn.-Prof. von Bamberg nach Erlangen.

Quiesziert: Dr. Ludwig Schiller, Studienrekt. in Ansbach; Gg. Schmidt, Gymn.-Prof. in Neuburg a/D. für immer.

Gestorben: Sebastian Michél, Gymn.-Prof. und Reallehrer in München; Anton Linsmayer, k. Studienrekt. am Maximiliansgymnasium in München und Mitglied des obersten Schulrats; Georg Kettler, Studl. in Erlangen; Dr. Hugo Schmitt, Studl. in Speyer.

Litterarische Anzeigen.

Druck von H. Kutzner in München.

Druck von H. Kutzner in München.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

6. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des VI. Heftes.

Der Ausschufs des bayer. Gymnasiallehrervereins, welcher nach Beschlufs der XIV. Generalversammlung zu Nürnberg während der nächsten zwei Jahre seinen Sitz in München hat, besteht nach der statutengemäfs erfolgten Konstituierung aus folgenden Mitgliedern: Einhauser, Prof. am Max-Gymn., Vorstand (Quaistr. 1/4); Eisele, Rektor des Real-Gymn.; Gerstenecker, Studienl. am Max-Gymn., Stellvertreter des Vorstandes (Hefsstr. 10 2); Ipfelkofer, Assist. am Ludw.-Gymn.; Nicklas, Studienl. am Wilh.-Gymn., Kassier (Hildegardstr. 1 a/3); Pistner, Studienl. am Wilh.-Gymn.; Roemer, Prof. am Ludw.-Gymn., Redakteur (Hefsstr. 14/3); Rottmanner, Prof. am Max-Gymn.; Sachs, Prof. am Ludw.-Gymn.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Kritische und exegetische Bemerkungen zu Quintilianus.

III. (Schlufs).[1])

II, 14, 2—3. et haec interpretatio non minus dura est quam illa Plauti essentia et queentia, sed ne propria quidem: nam oratoria sic effertur ut elocutoria, oratrix ut elocutrix, illa autem, de qua loquimur, rhetorice talis est qualis eloquentia: nec dubie apud Graecos quoque duplicem intellectum habet. namque uno modo fit adpositum, ars rhetorica, ut nauis piratica, altero nomen rei, qualis est philosophia, amicitia. nos ipsam nunc uolumus significare substantiam etc.

Drei Bedenken habe ich gegen den bisherigen Text. Erstens scheint mir die Interpunktion einer Änderung zu bedürfen. Bonnell hat vor nec dubie ein Komma gesetzt, und Baur hat sich bei seiner Übersetzung darnach gerichtet. Welche Gedankenverbindung erhalten wir aber auf diese Weise? Quintilian würde sagen: Die Übersetzung von rhetorice durch oratoria oder oratrix ist nicht zutreffend; denn rhetorice ist ein Substantivum, wie eloquentia, und hat ohne Zweifel auch bei den Griechen eine doppelte Bedeutung, nämlich eine adjektivische und eine substantivische. Nun sieht man aber doch leicht ein, dafs der mit nec dubie beginnende Satz durchaus nicht einen Grund angibt für die Behauptung, dafs jene Übersetzung nicht zutreffend ist; im Gegenteil, er enthält ein Zugeständnis. Quintilian will sagen: Allerdings wird das Wort auch im Griechischen nicht blofs als Substantivum, sondern auch als Adjektivum gebraucht, und das Adjektivum ῥητορική mag man immerhin durch oratoria übersetzen (er selbst sagt ja oratoria ars, institutio oratoria, oratoria praecepta etc.); aber wir wollen jetzt den Begriff selbst bezeichnen, und hiefür lässt sich oratoria nicht gebrauchen. Dieses Gedankenverhältnis bringt auch die Interpunktion der übrigen Ausgaben nicht deutlich zum Aus-

[1]) vgl. Heft 1. S. 1—19; Heft 4, S. 199—215.

druck. Es wird vielmehr vor nec dubie ein Punkt und vor namque ein Doppelpunkt zu setzen sein. — Dieselbe Bedeutung hat nec dubie an der Spitze des Satzes III, 4, 1.[1])

Zweitens halte ich die Worte ars rhetorica, ut nauis piratica für bedenklich. Wenn Quintilian sagt: Das Wort hat auch bei den Griechen eine doppelte Bedeutung, so denkt er hiebei an ῥητορική. Er kann nun aber doch nicht fortfahren: „ῥητορική nämlich wird einmal als Adjektivum gebraucht, ars rhetorica, wie nauis piratica.“ Allerdings führt Quintilian manchmal Beispiele an, ohne ut oder eine ähnliche Partikel davorzusetzen; es wäre also nichts einzuwenden, wenn es statt ars rhetorica hiefse: τέχνη ῥητορική. Aber ars rhetorica kann doch nicht als Beispiel dafür gelten, dafs ῥητορική auch adjektivisch gebraucht wird. Ich glaube daher, dafs zu schreiben ist: ut ars rhetorica, nauis piratica. Wir haben dann den Gedanken: ῥητορική wird im Griechischen auch adjektivisch gebraucht, wie im Lateinischen rhetorica und piratica,[2]) wenn sie mit ars und nauis verbunden werden. Die beiden Beispiele stehen ohne Konjunktion neben einander, wie auf der nächsten Zeile philosophia, amicitia. Die Handschriften unterstützen meine Vermutung wenigstens einigermafsen. A und die von A abhängige zweite Hand des Bg geben: ut nauis, aber in Bn, Bg 1 m und N fehlt ut. Es läfst sich also annehmen, dafs nach adpositum ut (oder sicut?) ausgefallen und dann in A an falscher Stelle angebracht worden ist.

Drittens scheint es mir zweifelhaft, ob Quintilian geschrieben hat: qualis est. An und für sich wäre nichts hiegegen einzuwenden. Nun gibt aber wieder nur A und die zweite Hand des Bg qualis; in Bn und allen andern Handschriften steht quae. Es ist aber schwer einzusehen, wie aus qualis quae werden konnte. Viel leichter ist die Annahme, dafs quale (sc. nomen rei) durch den Ausfall eines Buchstabens in quae übergegangen und dafs dann in A aus dem unmöglichen quae qualis gemacht worden ist (vielleicht, weil es ein paar Zeilen weiter oben heifst: qualis eloquentia).

II, 14, 4. ne pugnemus igitur, cum praesertim plurimis alioqui graecis sit utendum. nam certe et philosophos et musicos et geometras dicam nec uim adferam nominibus his indecora in latinum sermonem mutatione; denique cum M. Tullius etiam in ipsis librorum quos hac de re primum scripserat titulis graeco

---

[1]) Häufig gebraucht Quintilian sine dubio in der Bedeutung allerdings; vgl. hierüber Spalding zu I, 6, 12.

[2]) piratica wurde auch als Substantivum gebraucht, wie rhetorica; vgl. III, 8, 44 und VIII, 3, 34.

nomine utatur, profecto non est uerendum ne temere uideamur oratori maximo de nomine artis suae credidisse.

Wer den letzten Satz dieses § (denique cum .... credidisse) aufmerksam liest, wird von selbst zu der Einsicht kommen, dafs er eine unlogische Gedankenverbindung enthält. Ich will nur darauf hinweisen, dafs die Worte oratori maximo de nomine artis suae den Grund angeben, warum man unbedenklich Cicero in dem Gebrauche des Wortes rhetorice folgen darf. Die Herausgeber interpungieren verschieden: die einen setzen vor profecto ein Komma, die anderen einen Doppelpunkt. Alle aber machen nach utendum einen Punkt, und damit scheint mir die richtige Gedankenverbindung zerstört zu sein. Ich glaube, dafs Quintilian gesagt hat: „Sträuben wir uns also nicht gegen den Gebrauch des Fremdworts rhetorice, zumal da man auch sonst sehr viele griechische Wörter gebrauchen mufs (denn gewifs werde ich Philosoph sagen und Musiker und Geometer und werde nicht diesen Wörtern Gewalt anthun durch eine unangemessene Übertragung in die lateinische Sprache), da ferner M. Tullius auch in den Überschriften selbst der Bücher, die er zuerst über diesen Gegenstand geschrieben hat, den griechischen Namen gebraucht. Wir haben wahrhaftig nicht den Vorwurf der Unbesonnenheit zu befürchten, wenn wir dem gröfsten Redner hinsichtlich des Namens seiner Kunst Glauben schenken.“ — denique wird von Quintilian öfters in gleicher Weise gebraucht, wie deinde; vgl. V, 10, 42; VI, 1, 31; 2, 11.

II, 15, 5—6. Cicero pluribus locis scripsit, officium oratoris esse d i c e r e a d p o s i t e a d p e r s u a d e n d u m. in rhetoricis etiam, quos sine dubio ipse non probat, finem facit p e r s u a d e r e.

Bevor Quintilian die ihm richtig scheinende Definition des Begriffes rhetorice angibt, weist er eine Reihe von Definitionen zurück, welche er für mehr oder weniger verfehlt hält. Von den ersten beiden, die besprochen werden, lautete die eine: rhetorice est uis persuadendi, die andere: rhetorice est uis d i c e n d o persuadendi. Er ist mit beiden nicht einverstanden, aber er stellt sie nicht auf gleiche Stufe. Vielmehr hält er die erste für noch weniger richtig, weil sie nicht einmal das berücksichtigt, dafs auch Geld und Gunst und das Ansehen und die Würde des Sprechenden, ja sogar ein blofser Anblick überreden können. Diesen Fehler wenigstens vermeidet die zweite Definition durch die Hinzufügung von dicendo. Bevor das Fehlerhafte der ersten Definition nachgewiesen wird, werden die wichtigsten Vertreter derselben genannt. Es wird angeführt zuerst Isokrates, dann Gorgias bei Plato, in dritter Linie Cicero. Mit diesem hat es

aber eine besondere Bewandtnis; deshalb schreibt auch Quintilian nicht: Cicero quoque, wie er apud Platonem quoque geschrieben hat. Wenn er nämlich als Aufgabe des Redners bezeichnet: dicere adposite ad persuadendum, so vertritt er ja nicht die erste, sondern die zweite Definition. Warum wird er aber dann bei der Zurückweisung der ersten erwähnt und nicht vielmehr bei der Widerlegung der zweiten? Deshalb, weil er (nach Quintilian) in seiner Jugendarbeit, den Rhetorica, als Endzweck bezeichnet: persuadere (ohne dicendo) und damit in den Fehler der ersten Definition verfällt.

Schlagen wir nun aber die Rhetorica auf, so lesen wir I, 5, 6: finis persuadere dictione. Was soll man hiezu sagen? Wenn die Worte bei Cicero richtig überliefert sind (und es besteht kein genügender Grund, dies zu bezweifeln), so hat Quintilian hier geirrt, er hat falsch zitiert. Dies kommt ja bei den Alten und auch bei Quintilian öfter vor; dieselben hatten die Bücher nicht so bei der Hand, wie wir, und waren deshalb genötigt, viel häufiger aus dem Gedächtnis zu zitieren, als das heutzutage geschieht. Daſs Quintilian dictione nicht geschrieben hat und zwar mit Bewuſstsein, zeigt unwiderleglich der folgende Satz. Sobald wir dictione einsetzen oder auch nur hinzudenken, ist der ganze Gedankenzusammenhang zerstört.

Wie soll aber etiam (nach rhetoricis) aufgefaſst werden? Daſs nicht übersetzt werden kann: „Auch in den Rhetorika", woran die Wortstellung nicht hindern würde, dürfte aus meinen bisherigen Ausführungen klar hervorgehen. Es bliebe also nur übrig, etiam mit persuadere zu verbinden und durch sogar zu übersetzen, wie Baur gethan hat. Aber wenn etiam zu persuadere gehören soll, so kann es doch nicht zwischen rhetoricis und dem sich hierauf beziehenden Relativsatze stehen. Übrigens paſst auch die steigernde Bedeutung von etiam nicht in den Zusammenhang. Es scheint mir vielmehr folgendes Gedankenverhältnis vorzuliegen: Cicero hat zwar an mehreren Stellen geschrieben, die Aufgabe des Redners sei es, zu sprechen in einer zur Überredung geeigneten Weise. In den Rhetorika jedoch, die er allerdings selbst nicht billigt, stellt er als Endzweck auf das Überreden.[1]) Es wird daher statt etiam tamen zu schreiben sein.

II, 15, 6—9. uerum et pecunia persuadet et gratia et auctoritas dicentis et dignitas, postremo aspectus etiam ipse sine uoce, quo

[1]) Auch II, 21, 5; III, 3, 6—7; III, 5, 15 u. 6, 58—60 haben wir einen ähnlichen Gegensatz zwischen Ciceros Jugendarbeit und seinen reiferen Schriften über Rhetorik; vgl. auch III, 6, 49 quodam tamen loco etc.

uel recordatio meritorum cuiusque uel facies aliqua miserabilis uel formae pulchritudo sententiam dictat. nam et Manium Aquilium defendens Antonius cum scissa ueste cicatrices, quas is pro patria pectore aduerso suscepisset, ostendit, non orationis habuit fiduciam, sed oculis populi Romani uim attulit: quem illo ipso aspectu maxime motum in hoc, ut absolueret reum, creditum est. Seruium quidem Galbam miseratione sola, qua non suos modo liberos paruulos in contione produxerat, sed Galli etiam Sulpici filium suis ipse manibus circumtulerat, elapsum esse cum aliorum monumentis, tum Catonis oratione testatum est. et Phrynen non Hyperidis actione, quamquam admirabili, sed conspectu corporis, quod illa speciosissimum alioqui diducta nudauerit tunica, putant periculo liberatam.

Zu diesem Texte möchte ich mehrere Änderungen vorschlagen. Erstens kann ich mir das auf aspectus sich beziehende quo nicht erklären. D u r c h d e n A n b l i c k soll die Erinnerung an die Verdienste einer Person den Urteilsspruch diktieren? Eher würde man das umgekehrte Verhältnis erwarten; der Anblick wirkt durch die Erinnerung an die Verdienste auf das Urteil ein. Gernhard wollte erklären: quo (s u s c i t a t a) recordatio. Aber es ist ja ganz unmöglich, quo mit recordatio zu verbinden, dasselbe läfst sich nur mit dictat verbinden. Spalding hat an quo schon Anstofs genommen und deshalb dafür c u m vorgeschlagen, indem er annahm, dafs quo aus quom entstanden sei. Aber Quintilian hat nicht quom geschrieben, wie aus I, 7, 5 hervorgeht, und auch in den Quintilianhandschriften findet sich diese Form nicht. Dafs aber aus cum q u o wurde, ist zu wenig wahrscheinlich. Ich möchte statt quo q u o d vorschlagen. Quintilian sagt dann: Endlich überredet auch der blofse Anblick ohne die Stimme, weil nämlich die (durch den Anblick geweckte) Erinnerung an die Verdienste einer Person oder irgend eine Mitleid erregende Erscheinung oder die Schönheit des Äufsern von entscheidendem Einflusse auf den Urteilsspruch ist.

Dieselbe Schwierigkeit, wie quo, macht mir das auf miseratione sich beziehende qua. miseratio kann sowohl die Mitleidsempfindung als auch die Mitleidserregung bedeuten. Aber weder durch das eine noch durch das andere hat Galba seine Kinder vorgeführt. Wie sollte aber der Ablativ anders aufgefafst werden? Ich möchte daher statt qua q u i a schreiben. „Dafs Servius Galba allein durch die Erregung des Mitleids, weil er nämlich nicht nur seine eigenen kleinen Kinder in der Volksversammlung vorgeführt, sondern auch den Sohn des Sulpicius Gallus auf seinen eigenen Armen herumgetragen hatte, einer Verurteilung entgangen ist, be-

zeugen sowohl die Schriften anderer, als auch die Rede Catos." — Spalding wollte lieber produxerit und circumtulerit schreiben. Da aber der Zwischensatz eine von Quintilian zur Erklärung beigefügte Bemerkung enthält, so sind diese Änderungen überflüssig. Das Plusquamperfekt ist deshalb nicht unmöglich, weil das Vorführen und Herumtragen der Freisprechung der Zeit nach voranging.

Auch im folgenden Satze wollte Spalding nudauerit geschrieben haben, und Halm hat diesen Konjunktiv in den Text aufgenommen, weil ihn die erste Hand von A wirklich gibt. Aber alle andern Handschriften (auch die zweite Hand von A) geben nudauerat. Da ich auch in diesen Worten einen erklärenden Beisatz sehe, so entscheide ich mich auch hier für den Indikativ.

Mein vierter Vorschlag bezieht sich auf die Verbindung der Sätze. Das vor dem ersten Beispiele stehende et (et Manium) soll offenbar auf die zwei folgenden Beispiele vorbereitend hinweisen; eine andere Bedeutung kann et hier nicht haben. Dann mufs aber et auch vor dem zweiten Beispiel gesetzt werden (et Seruium), wie es bereits vor dem dritten steht (et Phrynen). Nach est konnte ja et auch ganz leicht ausfallen. Vgl. III, 3, 3 u. 11, 27; IX, 2, 85. Wie in dem zu begründenden Satze die drei Glieder durch die drei uel verbunden sind, so werden dann in dem begründenden Satze die drei Glieder durch drei et zusammengehalten.

II, 15, 10—11. a quo non dissentit Theodectes, siue ipsius id opus est, quod de rhetorice nomine eius inscribitur, siue, ut creditum est, Aristotelis: in quo est finem esse rhetorices, ducere homines dicendo in id quod actor uelit. sed ne hoc quidem satis est comprehensum: persuadent enim dicendo uel ducunt in id, quod uolunt, alii quoque, ut meretrices, adulatores, corruptores. at contra non persuadet semper orator, ut interim non sit proprius hic finis eius, interim sit communis cum iis, qui ab oratore procul absunt.

Die griechischen Worte, von denen uns Quintilian hier eine Übersetzung gibt, sind folgende: τὸ τὸν λέγοντα τοὺς ἀκούοντας εἰς ὃ βούλεται λόγῳ ἄγειν. Die lateinische Sprache geht im Gebrauche der Participien nicht so weit, wie die griechische. Deshalb hat Quintilian τοὺς ἀκούοντας durch homines ersetzt. Wie hat er aber τὸν λέγοντα gegeben? Nach unserm Texte durch actor. L. Spengel hat im (Rh. Mus. XVIII p. 515) die Vermutung ausgesprochen, dafs vielleicht statt dessen orator zu schreiben sei. Ich kann diese Vermutung nicht für glücklich halten. Quintilian verwirft die Zweckbestimmung des Theodektes als zu weit, weil ja auch meretrices, adulatores, corruptores durch Sprechen zu dem

bringen, was sie wollen, obwohl sie weit von einem orator entfernt sind. Hätte er nun in die Zweckbestimmung orator aufgenommen, so wären ja dadurch jene Kategorien ausgeschlossen. Er mufste notwendig eine Bezeichnung wählen, unter welche auch die meretrices, adulatores, corruptores fallen. Ist dies bei actor der Fall? Von den Bedeutungen, welche dieses Wort hat, können hier überhaupt nur in Betracht kommen die Bedeutungen: öffentlicher Redner, Kläger, Sachwalter. Alles dies aber sind die meretrices, adulatores, corruptores nicht. Mir scheint jeder, welcher beabsichtigt, einen Menschen durch Sprechen zu dem zu bringen, was er will, ein Ratgeber,[1]) auctor, zu sein (vgl. Cic. Att. XII, 18, 1 habes nonnullos ex iis, quos nunc lectito, auctores, qui dicant id fieri oportere).[2]) Und dieses Wort braucht man nicht etwa erst durch Konjektur herzustellen, sondern Bn, unsere älteste Quelle, Bg, N und viele andere Handschriften geben auctor. Ob überhaupt eine Handschrift aufser A actor gibt, weifs ich nicht; nirgends finde ich eine solche genannt. Die so gut beglaubigte Lesart auctor hat bisher kein Herausgeber beachtet.[3])

Noch einen andern Vorschlag möchte ich zu dieser Stelle machen. comprehendere kommt in der gleichen Verbindung aufserdem noch zweimal in diesem Kapitel vor: § 4 qui .... finem artis temere comprendit und § 35 idem sentit et finis hoc modo conprensus. In beiden Stellen hat es die Bedeutung: in Worte fassen (vgl. § 1 de comprensione uerborum, über die Fassung in Worte); ebenso ist es gebraucht VII, 3, 18 si quando firme comprendi poterit breui complexu uerborum finitio (vgl. V, 10, 61 diligentem finitionis comprensionem). Aus diesen Stellen dürfen wir schliefsen, dafs das Wort auch in unserer Stelle

---

[1]) Vgl. suadentibus § 17 und suadendi § 18.

[2]) Hiezu bemerkt Krebs-Allgayer im Antibarbarus s. v. auctor: „Hier bedeutet auctores nicht Schriftsteller, sondern Ratgeber, indem qui dicant dasselbe näher erklärt und bestimmt; und so hat Paul. Manutius (zu Cic. Fam. I, 1) Recht, wenn er sagt: auctor is est, cuius auctoritate et sententia aliquid fit.“ — In der silbernen Latinität aber, auch bei Quintilian, hat auctor häufig die Bedeutung Schriftsteller. Deshalb ist der Vorschlag Spaldings, § 36 auctor in actor zu ändern, überflüssig; Albutius war wohl der Verfasser eines bekannten Buches über Rhetorik und damit auch ein nicht unbekannter Schriftsteller. Dafs er ein solches Buch geschrieben, können wir daraus schliefsen, dafs Quintilian eine Definition von ihm erwähnt; ob er aber auch als actor einen Namen hatte, darüber wissen wir gar nichts.

[3]) Faber sieht (Programm von Aschaffenburg 1875 S. 24) in auctor nur eine in den Handschriften häufig vorkommende Verwechslung und nimmt dann actor gegen Spengel in Schutz, weil Qu. das Wort öfters ganz synonym mit orator gebrauche. Aber gerade deswegen ist actor hier nicht passend.

diese Bedeutung hat. So kämen wir zu der Übersetzung: Aber auch dies ist nicht genügend gefafst. Worauf bezieht sich aber hoc? Auf finem kann es sich nicht beziehen, sondern nur auf die Worte: ducere homines dicendo in id quod auctor uelit. Aber nicht darum handelt es sich, diese Worte zu fassen, sondern darum, den Zweck (finem) der Rhetorik in die rechten Worte zu fassen. Ich glaube daher, dafs comprehensus zu schreiben und finis als Subjekt des Satzes anzusehen ist. Wir bekommen so den Gedanken: Aber auch damit ist der Zweck nicht in befriedigender Weise gefafst. comprehensum wurde wohl deshalb geschrieben, weil man fälschlich hoc für das Subjekt hielt.

Schliefslich möchte ich noch beifügen, dafs man vor at contra besser ein Komma setzen würde. Denn die zweite Folge (interim sit communis etc.) steht in ursächlichem Zusammenhange nur mit dem Inhalte des ersten Hauptsatzes (persuadent . . . . corruptores), nicht aber mit dem des zweiten (at . . . . orator).

II, 15, 13. quidam recesserunt ab euentu, sicut Aristoteles dicit: rhetorice est uis inueniendi omnia in oratione persuasibilia. qui finis et illud uitium, de quo supra diximus, habet, et insuper, quod nihil nisi inuentionem conplectitur, quae sine elocutione non est oratio.

Die Kommentare verweisen bei diesem § auf Aristoteles Rhet. I, 2: ἔστω δὴ ῥητορικὴ δύναμις περὶ ἕκαστον τοῦ θεωρῆσαι τὸ ἐνδεχόμενον πιθανόν. Es hat nun Bedenken erregt, dafs τοῦ θεωρῆσαι durch inueniendi wiedergegeben ist, und Francius, sowie auch L. Spengel (Rh. Mus. XVIII p. 491) haben vermutet, dafs hiefür uidendi zu schreiben sei, um so mehr, da im § 16, wo von der nämlichen Definition die Rede sei, wirklich uidendi stehe. Man wird diesem Bedenken eine Berechtigung nicht absprechen können. Es handelt sich hier um eine Definition, und bei Definitionen ist die Wahl des Ausdruckes von entscheidender Wichtigkeit. Dazu kommt noch, dafs Quintilian gerade den fraglichen Ausdruck angreift als zu eng, weil er nur die inuentio, nicht auch die elocutio in sich begreife. Um so mehr sind wir zu der Erwartung berechtigt, dafs er bei der Übersetzung von θεωρῆσαι sich die gröfste Genauigkeit zur Pflicht gemacht hat. Dafs aber das Wort durch inuenire nicht genau wiedergegeben ist, wird wohl niemand bestreiten. Soll also uidendi in den Text gesetzt werden?

Die Übersetzung gibt auch noch zu anderen Bedenken Anlafs. Auffallend ist auch in oratione. Was soll das? In der Übersetzung der Definition des Theodorus (§ 16) ist durch in omni oratione das griechische ἐν παντὶ λόγῳ wiedergegeben; daraus dürfen wir schliefsen, dafs in der Übersetzung der Definition des Patrokles

(§ 16) durch in oratione ἐν λόγῳ ausgedrückt ist. In der von Aristoteles Rhet. I, 2 aufgestellten Definition aber findet sich nichts, was durch in oratione gegeben sein könnte. Ferner ist es sehr auffallend, dafs in der Übersetzung περὶ ἕκαστον gar nicht berücksichtigt ist. Es ist dies nicht etwa eine unwesentliche Nebenbebestimmung, sondern es war eine viel behandelte Streitfrage (vgl. § 15), ob die Rhetorik mit allen Dingen oder nur mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun habe; das letzte Kapitel dieses Buches behandelt diese Frage ausführlich. Unten (§ 16) ist περὶ ἕκαστον durch in quaque re ausgedrückt, und hier, wo die Definition in direkter Form gegeben ist, wo wir also eine ganz wörtliche Übersetzung erwarten dürfen, sollte es übergangen sein? Sollen wir also fortfahren zu korrigieren und aus in oratione etwa in omni re machen?

Viel näher liegt die Vermutung, dass wir es hier gar nicht mit der Rhet. I, 2 gegebenen Definition zu thun haben. Für die Richtigkeit dieser Vermutung läfst sich sogar ein bestimmter Beweis beibringen. § 16 werden uns zwei Definitionen mitgeteilt: die eine von Aristoteles (uim esse uidendi, quid in quaque re possit esse persuasibile), die andere von Patrokles (uim inueniendi, quod sit oratione persuasibile). Dann fährt Quintilian fort: qui fines et ipsi solam conplectuntur inuentionem. Wenn er sagt: diese beiden Definitionen begreifen ebenfalls nur die inuentio in sich, so mufs er doch vorher von einer anderen, von jenen verschiedenen Definition gesprochen haben, die auch an diesem Fehler leidet. Diese dritte kann keine andere sein, als die in unserem § angeführte, denn nur von ihr hat Quintilian bemerkt, quod nihil nisi inuentionem conplectitur Wenn nun aber diese Definition nicht identisch ist mit der von Aristoteles in seiner Rhetorik gegebenen, so fällt jeder Grund weg, inueniendi in uidendi zu verändern. Die Stelle, wo Aristoteles jene andere Definition aufgestellt hat, läfst sich allerdings nicht mehr angeben; da sie aber mit der in der Rhetorik gegebenen nicht im Widerspruche steht (vgl. was § 16 über die Definition des Patrokles gesagt ist), so ist es ja recht wohl möglich, dafs er sie aufgestellt hat.

II, 15, 27, Socrates autem seu Plato eam quidem, quae tum exercebatur, rhetoricen talem putat (nam et dicit his uerbis τοῦτον τὸν τρόπον, ὃν ὑμεῖς πολιτεύεσθε), ueram autem et honestam intellegit, itaque disputatio illa contra Gorgian ita cluditur: οὐκοῦν ἀνάγκη τὸν ῥητορικὸν δίκαιον εἶναι, τὸν δὲ δίκαιον βούλεσθαι δίκαια πράττειν.

Die Worte ueram autem et honestam intellegit (so sind sie durch die Handschriften überliefert) machen Schwierigkeiten und

haben deshalb in älterer und neuerer Zeit zu Konjekturen veranlaſst. In vielen alten Ausgaben ist non vor ueram eingesetzt; daſs diese Lesart aber verkehrt ist, zeigt der mit itaque angeknüpfte Gedanke. Der schlechte cod. Goth. gibt et ueram, was Gessner und Spalding angenommen haben; sie erklären die Worte: er kennt aber auch eine wahre und ehrenwerte. Aber erstens bedeutet intellegere nicht kennen, und dann haben die zwei et, von denen das erste auch, das zweite und bedeuten soll, etwas Bedenkliches; Spalding selbst wünschte statt des zweiten et atque. Wolff möchte gerne lesen: sed ueram idem et honestam intellegit; auch er legt intellegere die Bedeutung cognitum habere bei. Gernhard sucht die alte handschriftliche Lesart zu rechtfertigen, aber wie? intellegit soll so viel sein, wie mente opponit. Gegen den Gedanken: „er stellt aber der sophistischen Rhetorik eine wahre und ehrenwerte entgegen" wäre nichts einzuwenden, aber dafür, daſs intellegere diese Bedeutung haben kann, ist Gernhard den Beweis schuldig geblieben. Was H. Meyer zu der Stelle bemerkt, ist keine Erklärung der im Texte stehenden Worte, sondern nur eine Umschreibung dessen, was Quintilian ungefähr gemeint haben kann. Die vorliegenden Worte sind auch nicht zu erklären.

Leicht aber sind sie zu verbessern. Die erste Hälfte des § gibt an (es zeigen dies die Worte nam et dicit etc.), wofür Plato diejenige Rhetorik gehalten hat, welche zu seiner Zeit von den Sophisten in Anwendung gebracht wurde; er hielt sie für eine unsittliche Nachbildung der Gerechtigkeitspflege, für eine Trugkunst. Die zweite Hälfte (das zeigen die Worte itaque disputatio etc.) legt dar, was er unter der wahren Rhetorik verstanden hat; darunter verstand er eine sittliche ehrenwerte Kunst. Wir brauchen also nur et (vor honestam) zu streichen, [1]) dann ist alles in Ordnung. ueram autem ist den Worten eam quidem, quae tum exercebatur, rhetoricen entgegengesetzt, honestam aber steht im Gegensatze zu talem. Daſs wirklich ueram als Objekt, honestam aber als prädikative Bestimmung aufzufassen ist, darauf weisen auch die griechischen Worte hin; offenbar entsprechen sich die Worte ueram und τὸν ῥητορικόν (vgl. § 28 τὸν μέλλοντα ὀρθῶς ῥητορικὸν ἔσεσθαι) gegenseitig, ebenso die Worte honestam und δίκαιον.

Oben (§ 24) hat Quintilian gesagt, daſs diejenigen in einem

---

[1]) Gerade in diesem Kap. haben die Abschreiber öfter ein verkehrtes et angebracht. So geben die Handschriften § 22 dubia et ciuili (in Bn ist et erst von zweiter Hand am Rande beigefügt); in dem nämlichen § geben Bn Bg und N est et, A besser bloſs est. § 25 Bn, Bg und N et exercitatricis, A richtig bloſs exercitatricis. Im nächsten Kap. § 3 Bn, Bg und N richtig Tisian, A et Tisian.

schweren Irrtum befangen sind, welche aus Platos Gorgias den Schlufs ziehen, dafs dieser die Rhetorik nicht für eine Kunst gehalten habe. Man könnte daher auf den Gedanken kommen, dafs in unserem Satze vielleicht nach autem artem ausgefallen ist. Notwendig jedoch ist die Einsetzung des Wortes nicht; dem Prädikate talem kann recht wohl auch honestam gegenüber stehen.

II, 15, 33. rhetoricen autem quidam eandem ciuilitatem esse iudicauerunt, Cicero scientiae ciuilis partem uocat (ciuilis autem scientia idem quod sapientia est), quidam eandem philosophiam, quorum est Isocrates.

H. Meyer, Bonnell und Halm scheinen mir nicht richtig entschieden zu haben, wenn sie A allein folgend eandem philosophiam in den Text aufnahmen. Schon dies hätte gegen A bedenklich machen sollen, dafs die erste Hand philosophia statt philosophiam gibt und dafs die folgenden Worte durch ihn so fehlerhaft überliefert sind. Zwar steht sedisocratis, was A statt quorum est Isocrates gibt, auf einer Rasur, und die Buchstaben sedi und ti sind von der zweiten Hand geschrieben. Aber es ist klar, dafs auch ursprünglich nicht das Richtige in A gestanden sein kann, weil der beschriebene Raum hiefür gar nicht ausgereicht hätte. — Bn gibt: etiam philosophiae, und mit ihm stimmen alle anderen Handschriften überein (nur dafs im Tur. und Lassb. der letzte Buchstabe e fehlt). Dafs dies die richtige Lesart ist, läfst sich, glaube ich, nachweisen.

Es war eine von den alten Philosophen und Rhetoren viel behandelte Streitfrage, ob auch ein schlechter Mensch oder ob nur ein uir bonus, ein uir sapiens ein Redner sein könne. Quintilian hat sich schon im Prooemium zum ganzen Werke entschieden zu der letzteren Ansicht bekannt (vgl. z. B. § 10 neque enim hoc concesserim, rationem rectae honestaeque uitae, ut quidam putauerunt, ad philosophos relegandam, cum uir ille uere ciuilis et publicarum priuatarumque rerum administrationi accommodatus, qui regere consiliis urbes, fundare legibus, emendare iudiciis possit, non alius sit profecto quam orator und § 13 fueruntque haec, ut Cicero apertissime colligit, quemadmodum iuncta natura, sic officio quoque copulata, ut idem sapientes atque eloquentes haberentur). Mit dem § 33 unseres Kap. wendet er sich wieder zu denjenigen, welche, wie er selbst, der Ansicht waren, dafs ein wahrer Redner ohne sittliches Handeln, ohne sapientia sich nicht denken lasse. Von solchen spricht er in unserem Satze. Manche, sagt er, waren der Ansicht, dafs die Rhetorik auch Staatskunst sei, Cicero nennt sie einen Teil der Staatswissenschaft (Staatswissenschaft aber, fügt Quintilian bei, ist dasselbe, wie Weisheit), manche nennen sie

sogar geradezu einen Teil der Philosophie, worunter Isokrates. Es läfst sich in diesem Satze, wie ich glaube, leicht eine Steigerung erkennen. Was die ersten nur angedeutet, Cicero bereits deutlicher ausgedrückt hat, haben die letzten offen ausgesprochen, dafs nämlich die Rhetorik ein Teil der Philosophie ist, also unlösbar mit der sapientia verbunden ist. Wegen dieser Steigerung steht etiam.

Ob Isokrates in seiner τέχνῃ die Rhetorik wirklich als einen Teil der Philosophie bezeichnet hat, wissen wir nicht, da uns dieses Werk nicht erhalten ist. Wenn er aber im Panegyr. § 10 schreibt: τὴν περὶ τοὺς λόγους φιλοσοφίαν, so geht hieraus hervor, dafs er aufser der φιλοσοφία περὶ τοὺς λόγους auch noch eine andere Philosophie kannte, dafs er also die Rhetorik als einen Teil der Philosophie ansah.

II, 15, 36. excludunt a rhetorice malos et illi, qui scientiam ciuilium officiorum eam putauerunt, si scientiam uirtutem iudicant, sed anguste intraque ciuiles quaestiones coercent.

In allen Ausgaben sind die in diesem Kap. mitgeteilten Definitionen des Begriffes Rhetorik durch den Druck von dem übrigen Texte unterschieden, was gewifs nur zu billigen ist. Offenbar geben aber auch die Worte scientiam ciuilium officiorum eine Definition dieses Begriffes; die Worte sed anguste intraque ciuiles quaestiones coercent schliefsen jeden Zweifel hierüber aus. In ähnlicher Weise wurden Definitionen eingeführt § 10: qui . . . . ., existimarunt eam uim dicendo persuadendi und § 16: Theodorus uim putat inueniendi et eloquendi cum ornatu credibilia in omni oratione. Auffallend ist nun, dafs in keiner einzigen Ausgabe die Worte scientiam ciuilium officiorum als Definition bezeichnet sind. Es ist dies wohl nur durch ein Versehen zu erklären; ich kann mir wenigstens einen anderen Grund nicht denken.

II, 17, 4. equidem illos, qui contra disputauerunt, non tam id sensisse, quod dicerent, quam exercere ingenia materiae difficultate credo uoluisse, sicut Polycraten, cum Busirim laudaret et Clytaemnestram: quamquam is, quod his dissimile non est, composuisse orationem, quae est habita contra Socraten, dicitur.

In den früheren Ausgaben steht nicht non est, sondern non esset, was Bn und alle anderen Handschriften aufser A geben. Francius hat hiefür bereits est vermutet; aber die Herausgeber blieben bei esset. Erst als man entdeckte, dafs A wirklich est gibt, hat man dasselbe in den Text aufgenommen, und so steht denn in den Ausgaben von Zumpt, H. Meyer, Bonnell und Halm est. Auch ich halte den Konjunktiv Imperfekti nicht für möglich, und dennoch glaube ich, dafs das so gut beglaubigte esset Beachtung verdient.

Quintilian spricht hier von denjenigen, welche bestritten haben, dafs die Rhetorik eine Kunst sei. Er sagt von ihnen: „Ich bin überzeugt, dafs diese nicht sowohl das geglaubt haben, was sie sagten, als vielmehr ihren Geist üben wollten durch die Schwierigkeit des Stoffes, wie Polykrates, als er Busiris lobte und Klytämnestra; freilich soll derselbe, was diesen Aufgaben nicht unähnlich ist, auch die Rede verfafst haben, welche gegen Sokrates wirklich gehalten worden ist.“ — Ich habe bei meiner Übersetzung des Satzes auch eingesetzt, und der Zusammenhang scheint mir die Hinzufügung dieses Wörtchens nicht nur zu gestatten, sondern geradezu zu fordern. Offenbar will der mit quamquam angeknüpfte Satz sagen: Freilich hat Polykrates (nicht nur der Übung wegen, sondern) auch im Ernste eine schlechte Sache vertreten. Ich glaube daher, dafs aus esset est, et zu machen ist. Die handschriftlichen Lesarten, esset[1]) und est,[2]) erklären sich beide mit gleicher Leichtigkeit aus est et. Einen ganz ähnlichen Fall haben wir II, 15, 35. Dort geben Bn und A sentiret, zwei Vossiani sentiet; Spalding hat hieraus das richtige sentit et gemacht.

Vielleicht wendet man ein, dafs man et eher vor orationem erwarten würde. Es kann aber auch vor composuisse stehen, weil es zum ganzen Satze gehört. composuisse hat Quintilian deshalb hieher und nicht an den Schlufs des Satzes gestellt, um hervorzuheben, dafs Polykrates nur die Anklagerede verfafst hat, nicht aber selbst als Kläger aufgetreten ist.

II, 17, 10—11. ita si rhetorice uocari debet sermo quicumque, fuisse eam, antequam esset ars, confitebor: si uero non quisquis loquitur orator est et tum non tamquam oratores loquebantur, necesse est oratorem factum arte nec ante artem fuisse fateantur. quo illud quoque excluditur, quod dicunt, non esse artis id, quod faciat qui non didicerit: dicere autem homines et qui non didicerint.

Während in den früheren Ausgaben ita und si durch ein Komma getrennt sind, fehlt dasselbe in den Ausgaben von Wolff, Lünemann, Zumpt, H. Meyer, Bonnell und Halm, und Baur hat denn auch übersetzt: wenn nun. ita kann hier aber nach dem Zusammenhange nicht nun oder daher bedeuten, sondern es weist auf den folgenden Bedingungssatz hin. Es mufs übersetzt werden: „Nur dann, wenn jede Rede Rhetorik genannt werden darf, werde ich zugestehen, dafs sie bestanden hat, bevor es eine

---

[1]) VII, 2, 25 geben A und S richtig est et, G und M esset.

[2]) Vgl. III, 3, 3 opus ergo est et dispositione (hier gibt Bn est et, A est), III, 11, 27 caput rei est et apud (hier gibt A est et, Bn blofs est, und IX, 2, 85 est et ille (hier gibt A est et, Bn est).

Kunst gab." Dann mufs aber auch wieder nach ita ein Komma gesetzt werden. Quintilian hat ita häufig in dieser Weise gebraucht. Vgl. I, 5, 48 ne ita demum uitium esse credat puer, si pro alia ponatur alia; II, 4, 31 ita sunt autem speciosa haec et utilia, si oriuntur ex causa; II, 7, 1 ita demum studere liberos suos, si quam frequentissime declamauerint, credunt; ebenso IV, 3, 14; VII, 1, 14; 3, 21; 10, 17; IX, 2, 30; X, 7, 12.

Ein schwererer, aber leicht zu verbessernder Fehler steckt in den Worten: dicere autem homines et qui non didicerint. Baur übersetzt sie: „reden aber können auch solche, welche es nicht gelernt haben." Das ist aber keine Übersetzung des vorliegenden Textes. Wenn wir wörtlich übersetzen: „es sprächen aber die Menschen, auch die, welche es nicht gelernt hätten," so merkt man, dafs etwas nicht in Ordnung ist. Schon in früheren Jahrhunderten scheint man an den Worten Anstofs genommen zu haben; denn im cod. L (XV. Jhrh.) fehlt et (ihm folgte H. Meyer) und in der ed. Camp. ist et vor homines gestellt. Ich glaube, dafs in anderer Weise zu helfen ist.

Quintilian hat im vorhergehenden Satze zu verstehen gegeben: Nicht jeder, welcher redet, ist auch ein Redner. Nun fährt er fort: „Damit ist auch jener Einwand zurückgewiesen: dasjenige gehöre nicht zur Kunst, was einer thue, der nicht gelernt habe: nun sprächen aber die Menschen alle, auch die, welche nicht gelernt hätten (wie indocti et barbari et serui § 6)." Weil nicht jeder, welcher spricht, ein Redner ist, meint Quintilian, darum ist der Hinweis darauf, dafs alle Menschen sprechen, auch die, welche nicht gelernt hätten, eine nichtsbeweisende Sophisterei (uerborum cauillatio § 7). — Wie leicht konnte nach homines omnes ausfallen!

Daran möchte ich noch eine Bemerkung anschliefsen, welche sich auf die Einteilung bezieht. Der Abschnitt, zu dem die eben besprochene Stelle gehört, beginnt mit den Worten: Quidam naturalem esse rhetoricen uolunt § 5. Mit dieser Behauptung beschäftigt sich Quintilian in den §§ 5—13. Mit § 14 aber geht er zu etwas Neuem über. Es ist daher mit § 14 ein neuer Abschnitt zu beginnen, nicht aber mit § 16, wie von Wolff und allen Herausgebern nach ihm geschehen ist.

II, 17, 21. et pictor, cum ui artis suae efficit, ut quaedam eminere in opere, quaedam recessisse credamus, ipsa ea plana esse non nescit.

Wenn der Laie ein gut gemaltes Bild sieht, so glaubt er, dafs manches auf demselben hervorstehe, manches zurücktrete.

Der Maler aber, welcher weifs, durch welche Mittel er diese Wirkung erzielt hat, weifs recht wohl, dafs alles sich auf einer Fläche befindet. Jenen Eindruck macht aber das Bild auf den Laien erst dann, wenn es vollendet ist, nicht während es gemalt wird. Auch den Maler haben wir uns in unserem Satze nicht während der Arbeit, sondern nach Vollendung derselben, nicht dem entstehenden, sondern dem fertigen Bilde gegenüber zu denken.

Wenn daher auch in allen Handschriften efficit stünde, so müfste man doch auf den Gedanken kommen, dafs hiefür vielleicht effecit zu schreiben sei. Nun findet sich aber das Perfekt in Bn, Bg 1 m, N und anderen Handschriften; nur von A und der zweiten Hand des Bg wird angegeben, dafs sie das Präsens geben. Auch § 23 hat A allein efficit; da hier das Präsens ganz unmöglich ist, so steht in allen Ausgaben das Perfekt. In unserem Satze aber geben alle Ausgaben efficit, obwohl auch hier das Perfekt entschieden den Vorzug verdient.[1])

II, 17, 25. et medicus sanitatem aegri petit: si tamen aut ualetudinis ui aut intemperantia aegri alioue quo casu summa non contingit, dum ipse omnia secundum rationem fecerit, medicinae fine non excidet. ita oratori bene dixisse finis est. nam est ars ea, ut post paulum clarius ostendemus, in actu posita, non in effectu.

Während man früher excidit schrieb, haben Zumpt, H. Meyer, Bonnell und Halm excidet aufgenommen. Ich halte dies für einen Rückschritt, obwohl sie die mafsgebenden Handschriften auf ihrer Seite haben. Das Futurum wird nicht etwa gestützt durch die Futura des vorhergehenden Satzes, erit und dicet. Übereinstimmend mit diesen hätte Quintilian allerdings schreiben können: Auch der Arzt wird, wenn ihm auch die Heilung nicht gelingt, nichts desto weniger ein Arzt sein, wenn er nur alles planmäfsig gethan hat. Aber er konnte nicht schreiben: Auch der Arzt w i r d, wenn er nur alles planmäfsig gethan h a t, den Zweck der Heilkunst nicht verfehlen, wenn ihm auch das Höchste,[2]) die Heilung nicht gelingt.

[1]) Anders liegt die Sache im § 34; denn dort gibt auch Bn mit seiner Gruppe efficit, nur einige schlechtere Handschriften haben effecit. Dennoch möchte ich auch hier effecit schreiben, nicht nur weil § 30, wo die Anklage formuliert wird, das Perfekt steht, sondern auch weil die Natur der Sache es fordert. Was die eine Partei aufgebaut h a t, reifst die andere wieder ein.

[2]) Ich halte weder die von Becher (Quaest. gramm. et crit. ad Qu. l. X) vorgeschlagene Änderung von summa in humano noch die von Spalding angeregte und neuerdings (Jahresbericht von Bursian 1879) von Jwan Müller empfohlene Streichung des Wortes für notwendig. Qu. unter-

Denn der Zweck der Heilkunst ist nach Quintilian: omnia secundum rationem facere. Wenn der Arzt also dies geleistet hat, so h a t er ihren Zweck erfüllt. Das Perfect fecerit fordert durchaus das Perfekt excidit, wie oben § 28 auf dixit effecit folgt. Das Präsens contingit ist mit dem Perfekt nicht unvereinbar (vgl. § 23 uincat). Übrigens gibt unsere älteste Quelle contigit. Denn in Bn steht auf der einen Zeile conti, auf der nächsten git; erst von einer zweiten, wenn auch sehr alten Hand ist aufserhalb der Zeile ein n beigefügt. contigit würde recht gut dem fuerit abreptus entsprechen.

Ich habe aber noch ein anderes Bedenken gegen die Stelle, welches nicht so leicht zu beseitigen ist. Die Gedankenentwickelung ist folgende: Der Einwand, dafs die Rhetorik nicht immer denjenigen Zweck erfüllt, den sie verspricht, ist unbegründet. Denn ihr Zweck ist bene dicere (vgl. II, 15, 38); der Redner aber wird immer gut sprechen. Beweiskraft hat jener Einwand vielleicht denjenigen gegenüber, welche für den Zweck das Überreden gehalten haben. Nach unserer Definition aber sind der Redner und seine Kunst von dem Erfolge nicht abhängig. Der Sprechende trachtet zwar nach dem Siege, aber wenn er gut gesprochen hat, so hat er dasjenige geleistet, was die Kunst in sich begreift, auch wenn er nicht Sieger ist. Hat ja auch der Steuermann genug gethan, wenn er nur das Steuer richtig gehandhabt hat, auch der Arzt hat den Zweck der Heilkunst erfüllt, wenn er nur alles planmäfsig gethan hat. Man erwartet nun, dafs der Gedanke folgt: So hat auch der Redner genug gethan, den Zweck seiner Kunst erfüllt, wenn er gut gesprochen hat. Daran würde sich dann ganz passend der begründende Satz anschliefsen: Denn seine Kunst liegt in der Thätigkeit, nicht in der Wirkung.

Jenen Gedanken bringen aber die Worte ita oratori bene dixisse finis est nicht zum Ausdruck; denn sie bedeuten: So hat der Redner den Zweck, gut gesprochen zu haben. Aber nicht darum handelt es sich, welchen Zweck der Redner hat, sondern darum, in welchem Falle er seinen Zweck erfüllt hat. Auch das Perfekt dixisse verträgt sich schlecht mit finis est. Sonst hat Quintilian immer den Infinitiv Präsentis gesetzt; vgl. II, 15, 6 finem facit persuadere; 15, 10 finem esse rhetorices, ducere homines etc.; 15, 14 finem eius esse ait persuasibiliter dicere; ebenda finem esse demonstrant, dicere quae oporteat omnia ad persuadendum;

---

scheidet in diesem Abschnitte zwischen summa und finis. summa (das Höchste) ist für den Redner der Sieg, für den Steuermann das Einlaufen in den Hafen mit unversehrtem Schiffe, für den Arzt die Wiederherstellung der Gesundheit; finis ist für den Redner bene dicere; für den Steuermann clauum rectum tenere, für den Arzt omnia secundum rationem facere.

15, 22 finem rhetorices ait dicere persuasibiliter etc.; 15, 35 finis...., persuadere etc.; 15, 36 dicere secundum uirtutem orationis; 15, 38 finis eius et summum est bene dicere; 17, 23 persuadere finem putauerunt. Das ist nicht etwa ein Zufall, sondern es liegt dies in der Natur der Sache. Daher konnte sich Baur auch hier nicht entschliefsen, das Perfekt beizubehalten; er übersetzte: „So ist der Endzweck des Redners recht zu reden.“ Sollte jene Verbindung nicht auch Quintilian widerstrebt haben? Vielleicht hat er geschrieben: ita oratori bene dixisse satis est. Die Änderung ist gewifs nicht leicht, aber der Zusammenhang und das Perfekt dixisse weisen darauf hin. Vgl. XII, 11, 8 atque id uiro bono satis est, docuisse quod scierit; aufserdem I, 8, 18 nam receptas aut certe claris auctoribus memoratas exposuisse satis est, III, 5, 13 ut non est satis generalem tractasse quaestionem und III, 6, 86 satis est ostendisse.

II, 17, 30. Plurima uero ex hoc contra rhetoricen cauillatio est, quod ex utraque causae parte dicatur. inde haec: nullam esse artem contrariam sibi, rhetoricen esse contrariam sibi: nullam artem destruere quod effecerit, accidere hoc rhetorices operi: item aut dicenda eam docere aut non dicenda: ita uel per hoc non esse artem, quod non dicenda praecipiat, uel per hoc, quod, cum dicenda praeceperit, etiam contraria his doceat.

Die Ankläger der Rhetorik stützten sich hauptsächlich darauf, dafs dieselbe in der nämlichen Sache pro und contra wirke. Aus diesem Umstande leiteten sie drei Anklagepunkte ab. Der dritte derselben ist folgender: sie lehre entweder, was zu sagen sei, oder was nicht zu sagen sei. Aus beiden Gründen sprachen sie ihr, wie der sich anschliefsende Satz zeigt, den Namen einer Kunst ab. Nun ist wohl einzusehen, dafs die Rhetorik keine Kunst ist, wenn sie non dicenda lehrt. Aber auch, wenn sie dicenda lehrt, soll sie keine Kunst sein? Das wäre eine sonderbare Behauptung, dann gebe es überhaupt keine Kunst mehr. Nur dann, wenn sie nicht nur dicenda, sondern auch Gegenteiliges lehrt, kann ihr der Name einer Kunst abgesprochen werden.

Man darf nun aber nicht etwa daran denken, dafs statt aut . . aut vielleicht et . . et zu schreiben sei. Denn der die Folgerung ziehende Satz zeigt deutlich, dafs es sich wirklich um ein entweder . . oder, um zwei sich ausschliefsende Glieder handelt. Die Worte quod non dicenda praecipiat beziehen sich auf das zweite Glied, die folgenden auf das erste; diese geben auch einen Fingerzeig, wie das erste Glied herzustellen ist. Es wird zu schreiben sein: item aut dicenda et contraria dicendis eam docere

aut etc. Zunächst mag das Auge des Abschreibers, wie so häufig, abgeirrt sein von dicenda auf dicendis und dann aus dicendis dicenda gemacht worden sein. Dafs eine Lücke auszufüllen ist, zeigen nicht blofs die Worte: quod, cum dicenda praeceperit, etiam contraria his doceat, sondern auch der § 35, in welchem eine Widerlegung dieser Anklage gegeben wird; von den Worten neque praecipit umquam non dicenda nec dicendis contraria bezieht sich non dicenda auf unser zweites, dicendis contraria aber auf unser erstes Glied.

II, 17, 41. Confirmatur autem esse artem eam (sc. rhetoricen) breuiter. nam siue, ut Cleanthes uoluit, ars est potestas uim, id est ordinem efficiens, esse certe uiam atque ordinem in bene dicendo nemo dubitauerit, siue ille ab omnibus fere probatus finis obseruatur, artem constare ex perceptionibus consentientibus et coexercitatis ad finem utilem uitae, iam ostendemus nihil non horum in rhetorice inesse.

Auch in dieser Stelle scheint mir die Kritik einen Rückschritt gemacht zu haben und zwar in doppelter Hinsicht. A allein hat uiam id est ordinem, alle übrigen Handschriften geben uia id est ordine. Dennoch hat H. Meyer die Lesart von A aufgenommen, und Bonnell sowie Halm haben dies nachgemacht. Meyer erklärt: „ars ordinem rerum conficit; rhetorica omnia, quae dicenda sunt, in ordinem redigit.“ Dabei hat er aber zu wenig beachtet, was potestas eigentlich bedeutet. Ohne Zweifel hat Quintilian durch dieses Wort das griechische δύναμις wiedergegeben. δύναμις aber und potestas bedeuten: das Können, das Vermögen. Nun besitzt jeder Mensch die potestas dicendi, das Vermögen zu sprechen. Bei dem Ungebildeten bethätigt sich dieses Können ohne bestimmte Methode, ohne Ordnung; ein solches Können ist keine Kunst. Bei dem Gebildeten aber, der sich die scientia bene dicendi angeeignet hat, bethätigt es sich nach einer bestimmten Methode, mit einer gewissen Ordnung; nur ein solches Können ist eine Kunst. § 25 hat Quintilian gesagt: et medicus . . . ., dum ipse omnia secundum rationem fecerit, medicinae fine non excidit. Die Medizin ist also eine potestas secundum rationem (d. h. uia atque ordine) efficiens. Ich glaube also, dafs Kleanthes definiert hat: Kunst ist ein Können, das nach einer bestimmten Methode wirkt (sich bethätigt), nicht aber: Kunst ist ein Können, das eine bestimmte Methode zu stande bringt. — Daran, dafs efficiens kein Objekt bei sich hat, braucht man sich nicht zu stofsen. Durch dieses Wort ist wahrscheinlich das griechische ἐνεργοῦσα oder

ποιοῦσα [1]) wiedergegeben. Absolut ist efficere auch gebraucht VIII, 6, 27 illud quoque et poetis et oratoribus frequens, quo id, quod efficit, ex eo, quod efficitur, ostendimus.

Noch weniger ist es zu billigen, dafs H. Meyer, Bonnell und Halm nach A und der zweiten Hand von Bg ostendemus geschrieben haben. Alle übrigen Handschriften geben ostendimus. Hiegegen bemerkt Meyer: „ubi id ostenderit adhuc, nemo iudicavit." Es ist dies aber leicht anzugeben. 15, 38 hat er den Zweck der Rhetorik angegeben (bene dicere); 17, 23 hat er nachgewiesen, dafs sie diesen Zweck immer erfüllt. Das ganze 16. Kap. ist dazu bestimmt, zu beweisen, dafs dieser Zweck ein nützlicher ist. 17, 38—39 hat er angedeutet, dafs es sich bei der Rhetorik nicht um opiniones handelt, sondern um perceptiones; 17, 33—36 hat er dargelegt, dafs diese perceptiones nicht im Widerspruche unter einander stehen, sondern zusammenstimmen und zusammenwirken. Die betreffende Definition von ars hat Quintilian allerdings bisher noch nicht angeführt, aber er sagt ja auch blofs, dafs er die in dieser Definition angegebenen wesentlichen Merkmale einer ars an der Rhetorik bereits nachgewiesen habe.

ostendemus halte ich für ganz unmöglich. Da iam dabei steht, müfste der angekündigte Nachweis sofort folgen. Im Folgenden werden vier weitere Gründe dafür beigebracht, dafs die Rhetorik als eine Kunst anzusehen sei. 1. Sie gründet sich, wie die übrigen Künste, auf Theorie und Praxis. 2. Sie gehört zu der nämlichen Gattung, wie die Dialektik; wenn nun diese eine Kunst ist, so wird es auch die Rhetorik sein: 3. Dasjenige, worin der eine nicht kunstgemäfs, der andere kunstgemäfs verfährt, ist eine Kunst. 4. Dasjenige, was derjenige besser macht, welcher gelernt hat, als derjenige, welcher nicht gelernt hat, ist eine Kunst. Durch dies alles sind aber doch nicht die in jener Definition angegebenen Merkmale an der Rhetorik nachgewiesen.

II, 19, 2 nam si parti utrilibet omnino alteram detrahas, natura etiam sine doctrina multum ualebit, doctrina nulla esse sine natura poterit. sin ex pari coeant, in mediocribus quidem utrisque maius adhuc credam naturae esse momentum, consummatos autem plus doctrinae debere quam naturae putabo . . . . .

Ich glaube, dafs Quintilian geschrieben hat: in mediocribus quidem utriusque magnum, maius adhuc naturae credam esse momentum (wenn aber Naturanlage und Unterricht in gleichem Mafse sich zusammenfinden, so wird nach meiner Ansicht bei

[1]) II, 18, 5 hat Quintilian ποιητική (§ 2) durch effectiua übersetzt.

mittelmäfsigen Rednern beides eine grofse Bedeutung haben, eine noch gröfsere aber die Naturanlage). Für die Einsetzung von magnum sprechen vier Gründe. Erstens hat adhuc nur dann einen Sinn, wenn vorher ausgesprochen worden ist, dafs auch der Unterricht von grofser Bedeutung ist. Spalding hat zwar gemeint, dafs adhuc hier nicht zum Komparativ gehöre. Wozu sollte es aber sonst gehören? Dafs adhuc, wenn es gleich etiam gebraucht ist, bei Quintilian nicht immer vor dem Komparativ steht, hat er später selbst gesehen; in einer Reihe von Stellen ist es dem Komparativ nachgesetzt. Zweitens würde, wenn mediocribus und utrisque zusammengehörten, die Präposition in besser fehlen. Drittens steht in mediocribus quidem im Gegensatze zu consummatos autem. Da nun unter consummatos vollkommene Redner zu verstehen sind, so ist es wahrscheinlich, dafs unter mediocribus mittelmäfsige Redner zu verstehen sind. Vielleicht wendet man ein, dafs auch, wenn man in mediocribus utrisque verbinde, die Sache auf das nämliche hinauslaufe; denn wenn die Naturanlage und der Unterricht mittelmäfsig seien, so komme eben ein mittelmäfsiger Redner heraus. Der Einwand ist nicht begründet. Denn ein mittelmäfsiger Kopf wird auch bei dem ausgezeichnetsten Unterrichte nur ein mittelmäfsiger Redner werden, und umgekehrt wird ein gut begabter Kopf bei mangelhaftem Unterrichte eben auch nur ein mittelmäfsiger Redner werden (wenigstens nach Quintilian, welcher der Ansicht ist, dafs die vollkommenen Redner dem Unterrichte mehr verdanken als der Naturanlage). Ob aber ein mittelmäfsiger Kopf bei mittelmäfsigem Unterrichte wirklich ein mittelmäfsiger Redner wird, ist zweifelhaft; wahrscheinlicher ist, dafs er ein schlechter Redner wird. in mediocribus utrisque ist also kein richtiger Gegensatz zu consummatos. Endlich darf wohl auch darauf hingewiesen werden, dafs sich utrisque nur auf natura und doctrina beziehen könnte. Quintilian hat aber meines Wissens, wenn sich uterque auf zwei Substantiva im Singular bezieht, immer den Singular gesetzt.[1]) Hier wäre der Plural um so auffallender, weil im § 1 ex utroque steht.

Wer die Einsetzung von magnum für notwendig hält, kann darüber keinen Zweifel haben, dafs nicht mit Bonnell und Halm nach A credam naturae zu schreiben ist, sondern nach allen anderen Handschriften und Ausgaben naturae credam.

Wenn ich utriusque vorschlage, so ist auch das nicht lediglich eine Vermutung von mir. Denn Regius hat zu der Stelle bemerkt:

[1]) Im lex. Quint. von Bonnell ist wenigstens keine Stelle angegeben, wo in einem solchen Falle der Plural gebraucht wäre; denn V, 10, 43 kann der Plural tempora die Wahl des Numerus beeinflufst haben.

utriusque hic mihi otiosum esse uidetur et superfluum, atque idcirco tollendum. Er hat also schon utriusque vorgefunden. Auch durch den alten cod. N, welcher zwar auf dieselbe Quelle, wie Bn, aber nicht auf Bn selbst zurückgeht, wird der Vorschlag unterstützt; dieser gibt nämlich utriisque.

II, 20, 5. si consonare sibi in faciendis ac non faciendis uirtus est, quae pars eius prudentia uocatur, eadem in dicendis ac non dicendis erit.

Auch hier möchte ich mich nicht mit Bonnell und Halm für uirtus entscheiden, was A und die zweite Hand des Bg geben, sondern für den Genetiv uirtutis, der durch Bn und seine Gruppe vertreten wird. Es ist viel leichter anzunehmen, dafs ein Abschreiber aus dem Genetiv den Nominativ gemacht hat, weil in diesem Kap. so oft uirtus est (oder erit) vorkommt, als das Gegenteil. Warum sollte aber Quintilian gerade hier den Genetiv gesetzt haben? Deshalb, weil er fortfährt: quae pars eius. Von demjenigen, was er als einen Teil der Tugend bezeichnet, kann er recht wohl vorher gesagt haben, dafs es zu der Tugend gehört. Der Genetiv ist gerade so gebraucht II, 17, 11: quo illud quoque excluditur, quod dicunt, non esse artis id, quod faciat qui non didicerit. — Dafs im Hauptsatze der Nominativ eadem steht, kann nicht als Beweis gegen uirtutis angeführt werden. Warum sollte nicht gesagt werden können: Wenn das zur Tugend gehört, so wird dieselbe auch in diesem liegen. Vgl. § 9 quodsi ea in quoque animalium est uirtus, qua . . . . ., cur non tam in eloquentia quam in ratione uirtutem eius esse credamus . . . ?

II, 21, 7. Hanc autem, quam nos materiam uocamus, id est res subiectas, quidam modo infinitam, modo non propriam rhetorices esse dixerunt . . .

Es scheint mir nicht genug beachtet worden zu sein, dafs nicht nur Bn mit seiner Gruppe, sondern auch die 1. Hand von A infinita gibt. Dafs dies kein blofser Schreibfehler ist, wird dadurch wahrscheinlich, dafs Bn und seine ganze Gruppe, auch N, nicht blofs infinita, sondern auch propria geben. Ich glaube daher, dafs infinita und propria zu schreiben, hanc aber in haec zu verändern ist. hanc ist vielleicht deshalb geschrieben worden, weil quam folgt. Dieses quam kann ruhig stehen bleiben, auch wenn wir uns für haec entscheiden. Wenn haec durch den Relativsatz eine für den Gedanken unentbehrliche Ergänzung erhielte, dann wäre freilich eine Änderung in quae notwendig. haec wäre aber auch ohne Relativsatz verständlich; denn es weist zurück auf:

omnes res, quaecumque ei ad dicendum subiectae erunt, was Quintilian in Übereinstimmung mit Plato und Cicero als Stoff der Rhetorik bezeichnet hat (§ 4—6). Also ist haec autem, quam nicht unmöglich. Eine eigentümliche Art von Attraktion aber hätten wir, wenn wir hanc beibehielten; durch materiam wäre quam attrahiert, und durch dieses wiederum sein demonstratives Beziehungswort.

III, 1, 12. horum primi communis locos tractasse dicuntur Protagoras, Gorgias, adfectus Prodicus et Hippias et idem Protagoras et Thrasymachus. Cicero in Bruto negat ante Periclea scriptum quidquam, quod ornatum oratorium habeat: eius aliqua ferri. equidem non reperio quidquam tanta eloquentiae fama dignum, ideoque minus miror esse, qui nihil ab eo scriptum putent, haec autem, quae feruntur, ab aliis esse composita.

Den ersten Satz dieses § hat uns A allein im wesentlichen richtig erhalten. Denn während die übrigen Handschriften (und nach ihnen die Ausgaben vor Zumpt) geben: dicuntur protagoras gorgias prodicus et thrasymachus, lesen wir in A von der ersten Hand: dicuntur protagoras gorgias affectus prodicus hippias et idem protagoras trasimacus. Ich bin aber mit dem, was Zumpt und die folgenden Herausgeber hieraus gemacht haben, nicht ganz einverstanden. Denn da et vor trasimacus in A erst von der zweiten Hand hinzugefügt worden ist, also keine Autorität besitzt, da et vor hippias in A ganz fehlt, so liegt es doch viel näher, das eine et vor idem zu streichen, als dafs man an zwei Stellen et einsetzt. Wir werden uns um so eher für die Streichung von et zu entscheiden haben, da auch im ersten Satzgliede die Namen Protagoras Gorgias ohne Konjunktion neben einander stehen, obwohl es nur zwei Namen sind.[1])

Von dem zweiten Satze dieses § wollte Nolte (Philol. XXI, p. 307) die Worte eius aliqua ferri als Glosse streichen, wie ich glaube, mit Unrecht. Cicero sagt im Brutus c. 7 § 27: Tamen ante Periclem, cuius scripta quaedam feruntur, ... littera nulla est, quae quidem ornatum aliquem habeat et oratoris esse uideatur. Hätte nun Quintilian die Worte eius aliqua ferri nicht hinzugesetzt, so hätte er seinen Lesern nicht mitgeteilt, dafs Cicero im Brutus gesagt hat, es gebe noch einige den Namen des Perikles

[1]) Auch im § 14 dürfte das et vor Isocratis zu streichen sein. Hier ist et iso in A von der 2. Hand auf eine Rasur geschrieben, und es scheint, dafs die Rasur deshalb gemacht worden ist, um für et Raum zu schaffen. et kann hier aber weder a u c h noch s o w o h l noch etwas anderes bedeuten.



tragende Schriften. Der zweite Satz also scheint mir ganz in Ordnung zu sein.

Für nicht ganz unbedenklich aber halte ich den dritten Satz, welcher das Urteil Quintilians über diese Schriften enthält. Denn wenn man liest: Ich aber finde nichts, was einen so hohen Ruf in der Beredsamkeit rechtfertigt, so könnte man glauben, Quintilian habe nach Schriften des Perikles zu s u c h e n gehabt. Aus den Worten haec autem, quae feruntur geht aber deutlich hervor, dafs zu seiner Zeit die den Namen des Perikles tragenden Schriften eben so gut bekannt waren, wie zu Ciceros Zeit, er hatte also nicht nach solchen Schriften zu suchen, sondern er brauchte nur die bekannten zu prüfen, ob sie eines Perikles würdig seien. Nun ist in A nach reperio etwas getilgt, was ungefähr den Raum von vier Buchstaben ausfüllte. Die Vermutung liegt also ziemlich nahe. dafs hier ursprünglich die Worte in iis gestanden sind. Der Zusammenhang fordert diese oder ähnliche Worte so entschieden, dafs Baur, obwohl sie nicht dastehen, dennoch übersetzte: „Ich für meine Person finde jedoch nichts d a r u n t e r“ . . . — Vielleicht hat die nämliche Person, welche vor trasimacus und vor isocratis e t eingesetzt hat, weil sie dasselbe in der Handschrift, nach der sie korrigierte, vorfand, auch in iis beseitigt, weil es in dieser Handschrift fehlte.

III, 3, 4. Nec audiendi quidam, quorum est Albutius, qui tris modo primas esse partis uolunt, quoniam memoria atque actio natura, non arte contingant (quarum nos praecepta suo loco dabimus), licet Thrasymachus quoque idem de actione crediderit.

Spalding hat, so viel ich weifs, zuerst die Worte quarum . . . . dabimus als eine Parenthese bezeichnet, und seitdem haben sich die Klammern in unseren Ausgaben erhalten. Mir scheint das Gedankenverhältnis eine andere Interpunktion zu erfordern. Ich habe bereits in meinem Augsburger Programme (1876) S. 29 darauf aufmerksam gemacht, dafs Quintilian, wenn er einer von anderen aufgestellten Ansicht gegenüber seine eigene Meinung kundgibt, sehr gerne die relativische Anknüpfung gebraucht. Diesen Fall haben wir auch hier. Manche, worunter Albutius, wollten nur die inuentio, dispositio und elocutio als Teile der Rhetorik gelten lassen, die memoria aber und die actio schlossen sie hievon aus, weil sie Naturgaben seien, nicht aber theoretisch angeeignet werden könnten, sie gaben also über diese beiden keine Vorschriften. Ihnen gegenüber bemerkt Quintilian: Ich meinerseits werde auch über diese an der gehörigen Stelle Vorschriften geben, obwohl auch Thrasy-

machus (eine gröfsere Autorität, als Albutius und seines gleichen) die nämliche Ansicht von der actio gehabt hat.

Es wird also mit Beseitigung der Klammern [1]) vor quarum ein Doppelpunkt, vor licet aber nicht, wie in den Ausgaben vor Spalding geschehen, auch ein Doppelpunkt, sondern ein Komma zu setzen sein. Ebenso hat Quintilian III, 2, 4 seine von Cicero abweichende Ansicht darzulegen begonnen mit den Worten in quibus; man würde daher besser auch hier nach dedit ein Doppelpunkt und vor cur ein Komma setzen. Auch in unserem Kap. beginnt die Widerlegung einer von andern aufgestellten Ansicht § 11 mit den Worten: quod si accipimus, § 14 mit den Worten: quae si partes sunt.[2])

III, 3, 7. quod hoc audacius dixerim, quod in Partitionibus oratoriis ad easdem, de quibus supra dictum est, quinque peruenit partes. nam cum dupliciter primum diuisisset in inuentionem atque elocutionem, res ac dispositionem inuentioni, uerba et pronuntiationem elocutioni dedit quintamque constituit communem ac uelut custodem omnium memoriam. idem in Oratore quinque rebus constare eloquentiam dicit: in quibus postea scriptis certior eius sententia est.

Bn und der von ihm abgeschriebene Bg geben quintamque, A aber und Bg 2 m. (auch Flor., Tur., Alm., mehrere Par., Lassb. und viele alte Ausgaben) haben quintam quoque.[3]) — quintamque haben Burmann, Gessner, Spalding, Wolff, Zumpt, H. Meyer und Halm aufgenommen, quintam quoque nur Bonnell. An und für sich betrachtet sind beide Lesarten möglich, aber die handschriftliche Überlieferung scheint mir entschieden für quintam quoque zu sprechen. Denn auch N, welcher zu der gleichen Gruppe gehört wie Bn, aber selbständig neben diesem steht, gibt quintam quoque. Nun ist doch viel leichter anzunehmen, dafs ein Schreiber, der von Bn, que statt quoque geschrieben, als dafs zwei Schreiber von Handschriften verschiedener Gruppen, wie A und N, quoque statt que geschrieben haben. Wir werden daher zu übersetzen haben: auch einen fünften Teil hat er aufgestellt, nämlich das .... Gedächtnis.

[1]) Umgekehrt würde ich III, 5, 9 die Worte tyrannus enim geminat quaestionem als Parenthese bezeichnen.

[2]) In dem Abschnitte III, 5, 1—3 haben wir dreimal eine solche relativische Anknüpfung; man würde daher am besten auch vor quam nos § 1 und vor cum quibus § 3 ein Doppelpunkt setzen, wie ein solches vor cui § 3 bereits steht.

[3]) Die durch Guelf. allein vertretene Lesart quintam constituit, welche Gernhard angenommen hat, verdient keine Berücksichtigung.

Vgl. § 2 quapropter ea quoque pars quarta erit und § 3 huic quoque igitur tribuendus est necessario quintus locus.

Einen schweren Schaden scheint mir der nächstfolgende Satz erlitten zu haben. Gessner hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dafs in Ciceros Orator sich keine Stelle findet, in welcher gesagt ist, dafs die Beredsamkeit aus fünf Stücken bestehe, wohl aber in seinem Werke de oratore, und Spalding hat deshalb vorgeschlagen zu schreiben: in libris de oratore. H. Meyer hat dagegen bemerkt, dafs in den Kap. 14—17 des Orator doch die fünf Teile aufgezählt werden. Sehen wir aber zu, wie Cicero dort einteilt! § 43 bemerkt er: Quoniam tria videnda sunt oratori, quid dicat et quo quidque loco et quo modo. Er nimmt also nicht fünf, sondern drei Teile an. § 54 sagt er, dafs er nicht nur über den modus orationis, sondern auch über den modus actionis sprechen wolle. Der dritte Teil, der modus, zerfällt ihm also in zwei Unterabteilungen, in den modus orationis und den modus actionis. Aufserdem bemerkt er noch in diesem §, dafs er über die memoria hier nicht sprechen wolle, weil sie zu vielen Künsten gehöre. Damit gibt er zu, dafs dieselbe auch für die Beredsamkeit notwendig ist. Wir sehen also, dafs er im Orator zwar nicht fünf Teile aufstellt, aber schliefslich doch ebenso, wie in den Partitiones oratoriae, auf fünf Teile hinauskommt. Anders in seinem Werke de oratore. Hier sagt er I, 31, 142: cumque esset omnis oratoris vis ac facultas in quinque partes distributa, ut deberet reperire primum quid diceret; deinde inventa non solum ordine, sed etiam momento quodam atque iudicio dispensare atque componere; tum ea denique vestire atque ornare oratione; post memoria saepire; ad extremum agere cum dignitate ac venustate etc.

Dieser Sachverhalt bringt mich auf den Gedanken, dafs Quintilian in unserer Stelle vielleicht geschrieben hat: item in Oratore. in libris autem de oratore quinque partibus constare eloquentiam dicit. Das Ausfallen der Worte wäre nicht schwer zu erklären. Wie leicht konnte man beim Abschreiben von dem ersten oratore auf das zweite abirren! Auch die Änderung von idem in item ist leicht. Dafs in jungen Handschriften, wie Goth., item bereits steht, ist bedeutungslos. Aber bemerkenswert ist, dafs alle alten Ausgaben vor der ed. Stoeriana ebenfalls item geben. Zu item in Oratore wäre hinzuzudenken: ad easdem, de quibus supra dictum est, quinque peruenit partes. Vgl. I, 5, 24 item Nerei Tereique. III, 6, 77 item cetera per omnes et rationales et legales status. Ebenso itemque IX, 4, 96; XI, 3, 32; XI, 3, 134. — in quibus postea scriptis würde sich auf die Partitiones oratoriae,

den Orator und de oratore beziehen; die späteren Schriften Ciceros stehen im Gegensatze zu seiner Jugendarbeit, den Rhetorica. Vgl. III, 5, 15 sed me liberauit respondendi uerecundia, et quod ipse hos libros (sc. Rhetoricos) improbat, et quod in Oratore atque his, quos de oratore scripsit, et Topicis praecipit etc.

III, 3, 13—14. sed neque elementa recte quis dixerit: alioqui tantum initia erunt, ut mundi uel umor uel ignis uel materia uel corpora insecabilia: nec operum recte nomen accipient, quae non ab aliis perficiuntur, sed aliud ipsa perficiunt: partes igitur. nam cum sit ex his rhetorice, fieri non potest ut, cum totum ex partibus constet, non sint partes totius, ex quibus constat.

Halm allein hat die Worte partes igitur an den vorausgehenden Satz angeknüpft. Ich würde am liebsten interpungieren: .... perficiunt. partes igitur: nam cum etc. Bonnell hat geschrieben: Partes igitur sunt. Nam cum etc. Aber sunt geben nur die zweiten Hände des Bg und Flor. und junge Handschriften, wie Lassb. und Goth., das Wort ist also handschriftlich so gut wie gar nicht beglaubigt. Wenn überhaupt ein Wort eingesetzt werden müfste, so würde ich eher an dicantur denken (vgl. dixerit § 13, dixerunt § 14, dicebant § 14, dicere § 15), was nach igitur wegen seines gleichen Ausgangs leicht ausfallen konnte. Ich halte jedoch die Einsetzung eines Wortes nicht für notwendig, da Ellipsen bei Quintilian nicht selten vorkommen.

Dafs die inuentio, dispositio, elocutio, memoria und pronuntiatio nicht opera oder elementa der Rhetorik, sondern partes derselben zu nennen sind, beweist Quintilian durch eine Art von Syllogismus. Der Untersatz ist: Die Rhetorik besteht aus diesen Dingen (inuentio, dispositio etc.). Der Obersatz ist: Das Ganze besteht aus Teilen. Da nun unter totius nicht wohl etwas anderes verstanden werden kann, als unter dem unmittelbar vorhergehenden totum, so wäre nach unserm Texte der Schlufssatz: Also müssen Teile des Ganzen sein diejenigen Dinge, aus welchen es besteht. Aber der Schlufssatz sollte doch folgender sein: Also müssen Teile der Rhetorik sein diejenigen Dinge, aus welchen sie besteht. Man erwartet also, rhetorices oder illius statt totius. Es ist nur schwer einzusehen, wie aus einem dieser Wörter totius geworden sein soll. Vielleicht hat Quintilian geschrieben: partes totius illius. Dann wäre die Entstehung unseres Textes leicht zu erklären; denn illius konnte nach totius wegen des gleichen Ausgangs leicht ausfallen. totius illius würde aber jeder Leser

auf rhetorice beziehen, während totius ohne Pronomen meiner Ansicht nach nur auf totum bezogen werden könnte.[1])

Aufserdem ist mir im ersten Satze dieser Stelle aliud auffallend. Im Gegensatze stehen zu einander ab aliis und ipsa. Wenn man liest: aliud perficiunt (sie führen anderes aus), so fragt man sich: als was? Auf diese Frage weifs ich keine Antwort. Ist vielleicht aliquid statt aliud zu schreiben?

III, 4, 16. ne iis quidem accesserim, qui laudatiuam materiam honestorum, deliberatiuam utilium, iudicialem iustorum quaestione contineri putant, celeri magis ac rotunda usi distributione quam uera: stant enim quodammodo mutuis auxiliis omnia. nam et in laude iustitia utilitasque tractatur et in consiliis honestas, et raro iudicialem inueneris causam, in cuius non parte aliquid eorum, quae supra diximus, reperiatur.

In allen Ausgaben steht honestas, was, wie es scheint, durch A allein vertreten wird. Bn und die übrigen Handschriften geben honesta. Dafs Quintilian nur so geschrieben haben kann, läfst sich, glaube ich, nachweisen.

Manche haben die Ansicht aufgestellt, dafs die lobende Gattung sich mit dem Sittlichguten (honesta), die beratende mit dem Nützlichen (utilia), die gerichtliche mit dem Gerechten (iusta) zu beschäftigen habe. In dem durch nam angeknüpften Satze erklärt Quintilian, warum er dieser Ansicht nicht beitreten könne. Denn, sagt er, bei dem Loben wird aufser dem Sittlichguten auch die Gerechtigkeit und die Nützlichkeit behandelt, bei den Beratungen aufser dem Nützlichen auch das Sittlichgute, und selten dürfte man einen gerichtlichen Fall finden, in welchem nicht etwas von dem vorher Genannten vorkommt. — Was ist nun unter eorum, quae supra diximus zu verstehen? Capperonnier meinte, man habe hiebei nur an das Sittlichgute und das Nützliche zu denken. Was berechtigt ihn aber, das Gerechte auszuschliefsen? Gehört dies nicht ebenso gut zu dem vorher Erwähnten, wie das Sittlichgute und das Nützliche? Wenn man aber die drei genannten Materien (honesta, utilia, iusta) darunter versteht, so trägt das dritte Glied des begründenden Satzes nichts bei zur Widerlegung der von Quintilian bestrittenen Ansicht. Denn dafs etwas hievon, dafs eine von den drei Materien in gerichtlichen Fällen behandelt wird,

---

[1]) Durch ein allerdings recht triviales Beispiel wird die Notwendigkeit der Einsetzung von illius vielleicht noch klarer. Wir können sagen: Da Cajus ein Mensch ist, so kann es nicht anders sein, als dafs, da die Menschen sterblich sind, auch jener Mensch sterblich ist. Unmöglich ist aber der Schlufssatz: so mufs der Mensch sterblich sein.

stimmt ja vollkommen mit der Ansicht derer überein, welche der gerichtlichen Gattung das Gerechte (iusta) als Stoff zuweisen. Ihre Ansicht ist nur dann eine irrige, wenn aufser dem Gerechten auch noch eine andere Materie zur Behandlung kommt.

Schreiben wir honesta, so kann eorum, quae supra diximus auf dieses allein als das zuletzt Genannte bezogen werden. Quintilian sagt dann: Selten dürfte man einen gerichtlichen Fall finden, in welchem nicht aufser dem Gerechten auch etwas von dem Sittlichguten vorkommt. — Dafs im ersten Gliede Substantiva (iustitia utilitasque) gebraucht sind, im zweiten aber ein Adjektivum (honesta), hat an sich nichts Anstöfsiges; es läfst sich hier sogar ein Grund denken, warum im ersten Gliede Substantiva gewählt sind; unter iustitia und utilitas werden nämlich Eigenschaften der zu lobenden Personen zu verstehen sein. Auch an supra braucht man nicht Anstofs zu nehmen; denn das Wort wird von Quintilian öfter so gebraucht, dafs wir es am besten durch eben wiedergeben. Vgl. z. B. I, 5, 1 u. I, 5, 41. Auch das läfst sich nicht gegen meine Erklärung einwenden, dafs auch das Nützliche in gerichtlichen Fällen in Frage komme. Denn häufig wird in Gerichtsreden von dem Sittlichguten gesprochen, gewifs aber nur selten von dem Nutzen. Mit mehr Grund könnte man sich darüber wundern, dafs Qu. nicht auch bei Beratungen die Frage nach der Gerechtigkeit einer Mafsregel als möglich bezeichnet hat.

III, 5, 4. Illud iam omnes fatentur esse quaestiones aut in scripto aut in non scripto. in scripto sunt de iure, in non scripto de re.

Hier möchte ich mich mit Bonnell für A entscheiden.[1]) Dieser gibt esse quaestiones in scripto et in non scripto (dafs es Fragen gibt in scripto und in non scripto). Dafs esse so zu übersetzen ist, scheint mir sowohl seine Stellung vor quaestiones als auch der folgende Satz zu beweisen. Denn dieser wird zu übersetzen sein:

[1]) Es ist keine Inkonsequenz, wenn ich, nachdem ich in einer Reihe von Stellen Bn gegen A verteidigt habe, hier für A eintrete. Dafs die ersten vier Bücher durch A am besten überliefert sind, gebe auch ich zu. Aber auch in diesen Büchern ist A nur mit Vorsicht zu benützen, und die andere Handschriftengruppe, an deren Spitze Bn steht, mufs neben ihm auf das sorgfältigste berücksichtigt werden. Es wird dies von niemand bestritten, aber doch scheinen mir die Herausgeber, verleitet durch die Autorität von A, öfter mit Unrecht sich für diesen entschieden zu haben, (so Halm auch im § 6, wenn er primum schreibt statt prius). Selten kommt es vor, dafs sie eine berechtigte Lesart von A nicht aufgenommen haben. Diesen Fall haben wir hier. Auch im § 7 würde ich mit Bonnell nach A quae schreiben statt hae; denn der nächste Satz fängt mit in his an, und an eine Anaphora ist hier nicht zu denken. Vgl. § 5 quod Graeci θέσιν dicunt.



Die Fragen in scripto beziehen sich auf das Recht, die in non scripto auf die Sache. Vollkommen berechtigt ist das doppelte aut im § 5. Denn quaestiones esse aut infinitas aut finitas ist zu übersetzen: dafs die Fragen entweder unbestimmte oder bestimmte sind.

Die Lesart von A im § 4 scheint mir auch von Wichtigkeit zu sein für die Behandlung einer anderen Stelle. Unser Kap. beginnt mit dem Satze: Omnis autem oratio constat aut ex iis quae significantur, aut ex iis quae significant, id est rebus et uerbis. Was soll hier das doppelte aut? Es gibt keine Rede, die nur aus Gedanken, und keine, die nur aus Worten besteht; für jede ist das eine ebenso absolut notwendig wie das andere. Also besteht jede Rede aus dem, was zum Ausdrucke gebracht wird, und aus dem, was zum Ausdrucke bringt. Es ist keine leichte Änderung, wenn wir das erste aut streichen und das zweite in et verändern. Wenn aber im § 4 ein doppeltes aut eindringen konnte, so konnte dies auch hier geschehen. Hier war es sogar noch leichter möglich, weil das erste aut durch Dittographie der zwei letzten Buchstaben von constat entstehen und dieses dann die Veränderung von et in aut nach sich ziehen konnte. — Spalding und Wolff bemerken, dafs aut . . aut hier nicht disjunktiv, sondern kopulativ aufzufassen sei. Spalding gesteht jedoch selbst zu, dafs er eine Stelle, in der aut . . aut so gebraucht ist, nicht anzugeben wisse; die Stelle II, 20, 2, welche Wolff anführt, ist von ganz anderer Art.[1])

München. Moriz Kiderlin.

Deutsch, Germani, Preufsen etymologisch gedeutet.

I. Deutsch.

Es will einem echten Deutschen gar nicht gefallen, dafs Deutsche, die Söhne der Heimat der Sprachforscher, allerdings gut wissen, wie gar sehr sie stolz sein dürfen auf ihr grofses, mächtiges Deutschland, dabei aber stets in der Gefahr schweben wollen, vor der Frage beschämt verstummen zu müssen, was denn selbst das Wörtlein „deutsch“ auch heifse.

[1]) Bei der Besprechung der viel behandelten Stelle I, 4, 8 im 1. Hefte S. 11 habe ich übersehen, dafs auch Mor. Haupt einen Verbesserungsversuch hiezu gemacht hat; er hat (Hermes IV p. 35) vorgeschlagen: non enim sic 'optimum' dicimus ut 'ocimum'. Ich kann nicht glauben, dafs Qu. ein so seltenes, noch dazu dem Griechischen entlehntes Wort, wie ocimum, als Beispiel gewählt hat, und bleibe daher bei meinem Vorschlage: non enim 'optumum' dicimus aut 'optimum'.

Ein bescheidener Versuch, zur Kenntnis der Gröfse unsers Vaterlandes und zur Hebung des Nationalgefühls auch noch die Einsicht in die schöne Bedeutung und den tiefen Sinn seines Namens zu erweitern, darf wohl auf günstige Aufnahme rechnen.

Ehe ich aber an die Beantwortung der Frage selbst gehe, will ich dennoch die Bitte vorausschicken, mich nicht ohne weiteres vornehm abzuweisen, als ob doch der gebildete Deutsche so viel wissen müfste.

Vielleicht verhält sich's im Grunde doch anders und untersuchen wir nur, die Grammatik in der Hand, das W. „deutsch“.

„Deutsch“ wurde aus deutisch, got. thiudisks (eig. heidnisch, von thiuda, gens, wie gentes und ἔθνη auch die Heiden bedeutete).

Die Endung -isks wie Cheru-sci (gls. die Schwert-ischen), Franci-sci (die mit der fran-ca, framea i. e. Ferntreffenden). S. mein W.-B. 2326.

Wollen wir zum Stammworte thiuda mit seiner Grundbedeutung vordringen, so lehrt die Grammatik fürs erste, dafs das got. th dem *t* und dieses unserm „d“ entspreche.

> **Beispiele:** got. thanjan = τείνειν; got. thamma = is*t*i, de-m; got. thewis (der Die-n-er) = tu- in aedi-*t*u-us; got. thragjan = τρέχειν, ver-*t*ragus; got. threih-s-la (Drangsal) zu torqu-eo; got. tvahan (zwag-en) zu skr. tuç- (i. e. *t*vaç-) träufeln. Engl. that = is*t*ud. Endlich das dem thiudâ vw. ags. thû-ma (pollex, der Dau-men) zu skr, *t*au-ti (pollere).

Fürs Zweite kommt der Doppelvokal „iu“ in thiudâ in betracht, der sich nach der Grammatik aus „u“ gestaltete.

> **Beispiele:** Got. thriutan (molestia, offensio, Ver-drufs) zu tr*ū*dere (offendere); got. biutan (ent-biet-en, wissen lassen), zu skr. b*u*dh- (erkennen); got. hliu-man (der Leumund), zu κλύ-ω, daher κακῶς κλύ-ω = bin ver-leu-mdet.

Um unser W. „deutsch“ aus t*u*- fest zu begründen, soll noch das mit thi*u*disks (= de*u*tsch) synon. ahd. li*u*ti (= Leute) angeführt werden.

Also u spaltete sich in „iu“, „iu“ schwächte sich in „eu“.

> **Beispiele:** lū-ceo = le*u*cht-en; skr. bhu*ǵ*- (verto, bieg-en), fug-io (terga vertere) = be*u*g-en; ahd. hriuwan (dolere), zu κρουϳ-αίνω, κρόυ-ω (dolare) = Re*u*-e. So auch Djus = Ζεύς.

Der Gesamtbegriff thiudâ nun bedeutet das wüchsige, starke, mutige Volk, hoch strebende Volk, ist verw. zu tu-meo (in die Höhe gehen), zu skr. tavas (kraftvoll, mutig), tavishî f. (Ungestüm) „auf“fahrendes Wesen (denn tavas ging hervor aus tu-).

> **Beispiele:** Skr. kravis (rohes Fleisch) zu cru- in cru-dus), κρέϳας; das hoch Aufschwellen tritt klar hervor in Τί-τυ-ος (redupl. wie Σί-συφ-ος, Τί-τυρ-ος).

So angeschaut würde „deutsch“ den Sinn stark, fest, riesig ... erhalten, so stark, dafs wir ein ungeschlachtes Ungetüm wie den brutalen Ti-ty-os als unsern reduplizierten Namensgenossen hinnehmen müfsten.

Nein! blofs grofs, blofs mächtig, ja blofs gigantisch ist uns zu klein. Nein! mein Vaterland mufs schöner sein, mein Vaterland mufs Deutsch-

land **und** Germania sein. Ein Demant mufs es sein, hart und stark im Herzen, glanz- und ruhmvoll in seiner Geschichte. Also

II. Germani.

Stammsilbe in Germania ist ger-. Von Grimm (Gesch. der deutschen Spr. pg. 787), auf brit. celt. gar-m (clamor), corn. celt. ger. (vox, verbum) zurückgeführt, würde es mit skr. *ǵ*ar- (garr-ire, γηρ-ύειν) verwandt sein und Germani etwa βοὴν ἀγαθοί bezeichnen, also gleicher Bedeutung sein mit Tung-ri (got. tugg-o, die Zung-e = lingu-osi).

Mit dieser Deutung kommt aber Zeufs nicht zurecht. Von garm nämlich (garman plur. = nomina) würde sich nicht germani, sondern Germanani herleiten. Zeufs pg. 776. 773.

Zeufs hilft aber doch, indem er germani mit vicini übersetzt, zu cambr. celt. ger (vicinus), gäl. celt. gar (nahe). Diese Nachbarschaft ist erwähnt Caes. bell. gall. 6, 32. Da sagt er: Segni, Condrusique, ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque.

Tieferen Einblick in den Sinn von ger- gewährt seine Zurückleitung auf das skr. *ǵ*ar-a-tê. Dieses bedeutet nämlich sich n ä h e r n, n a h e kommen, entgegen kommen, daher *ǵ*âra der Traute, Vertraute (amor, der Buhle). „Ger-"manus ist daher dem Sinne nach vicinus, aber besonders in der Bedt. οἰκεῖος (= *ǵ*ârā, vertraut).

Wir haben dieses *ǵ*âra (οἰκεῖος) in unserm germ. Kar-l (maritus, ὁ συν„οικ"ῶν), Karl-mann, Ker-l (zu welch letzterem Worte Kerl, der Knecht (οἰκέτης) οἰκεῖος = der Dienstfertige steht).

Germ. k aus skr. g.

> **Beispiele:** Die *K*unst zu γνῶ-ναι, *K*önig zu γονεύς, *k*irr-en = garrio, got. *k*ausjan (prüfen) zu γεύ-ομαι, gus-to = kies-en; vw. ahd. chius-ci = *k*eusch (vgl. conjux „lectissima)". Das *K*orn = gran-um; *K*lein-od zu γλή-νη; the *c*are, vw. Charwoche, zu skr. *ǵ*aratê (rufen, klagen), γηρ-ύω kirren. S. mein W.-B. von 178—194.

Den Ger-mani (vicini) stehen bei Cäsar die Cenomani (remoti) gegenüber, etwa wie die Dale„kar"lier (Thalmänner) denen d r o b e n gegenüber stehen. Die „Ce"nomanen sind die „hi"-n-ten Wohnenden (zu ir. celt. cian (remotus; ultra vw. κῆν-ος, κεῖν-ος, ἐ-κεῖν-ος = ille, olle, woher ultra, hi-n-ten. Germ. *h* = celt. *k*.)

> **Beispiele:** Ci-s = hie-r, hie-her; cĕdŏ alteram = gib- *h*e-r eine andere; cornu = Horn, calamus = Halm, κάρηνον zu -*H*irn; celt. coit- (der Wald) zu bu-cêt-um, die Kuhheide, skr. *k*ê-tra, die Haid-e; skr. ku-kubha (emporragend), in *H*aupt; celt. Cat-man oder Cat-u-man = *H*adumar, Haduwig. Aus-*h*arr-en (dū-rare) zu skr. karsnati (dū-cere). S. mein W.-B. 56—116.

Bei der Zusammenstellung der Germani zu Cen-o-mani wird im W. Germani auf den ersten Blick der Modusvokal o oder u, i, der nach der Regel steht, vermifst, wiewohl nicht durchweg.

> **Beispiele:** ardmagh = gall. ard-u-magus (wie ardueni); Cat-man = Cat-u-manus; Illi-man = Ili-o-manus; w. celt. righ-rat (arx re-

gia) rig-o-dunum, gall. rig-o-magus. Vern-magu (Erlangen) = Vern-o-magus (Au-vergne, Erlenwald).

Und so germanus f. ger„o"manus, wie Lugdunum (Rabensburg) f. Lug-o-dunum. — Ger- ist also klar gestellt, der Modusvokal ist erledigt. Noch übrigt das Suff. -manus in Germanus (eigentlich germănus), denn -mănus ist kurz so gut wie in Cenomănus. Dem Römer aber lag sein germānus zu nahe, als dafs er das fremde ihm „wälsch" klingende germăni aufkommen lassen konnte. Das germanische ă mufste sich romanisieren und lateinisch strecken lassen — ob congruentiam cum adjectivo suo germânus — fügt Zeufs tröstend bei (pg. 825).

Wiewohl an Sinn und Bedeutung germănus durch Umwandlung in germânus nichts verloren hat, denn germânus heifst γνήσιος (vw. zu gens = thiuda, also doch gar wieder „deut"sch).

Die Römer übten eine gleiche Willkür gegen ihre eigenen Wörter, z. B. fortuĭtum cespitem, sagĭta f. sagīta.

Die oben von Zeufs „vicini" genannten Germani werden von Cäsar ausdrücklich als ein Volk von gut nachbarlicher Gesinnung belobt, indem er von populi, qui uno nomine Germani vocantur, spricht und welche an ihn eine Gesandtschaft geschickt hätten, ihn ihrer friedfertigen Gesinnung zu versichern. Cäsar erkannte und belohnte sie auch dafür, natürlich weil sich gut mit ihnen nachbarlich ver„kehr"en lasse.

Den Inhalt des Etymon in Ger-, weiter verfolgt, deutet die Bestimmung der *Ger*-mani zu noch höherem Ver*kehr* an.

Das Petersb. Sanskr. W. B. bemerkt unter *ǵ*ar-atê, dafs dieses wohl eine erweichte Form von ćar-a-ti (cur-rere, gehen) sei, woher âćârjas (der Lehrer, adeundus).

Für solche Erweichung bieten sich als **Beispiele**: gurgulio aus curculio, Germalus aus Cermalus, gubernator = κυβερνήτης, gutturnium = cutturnium; s. mein W. B. p. 192.

Diese erweiterte Bedeutung redet dem *Ger*manen auch verständlich genug von seiner grofsen Bestimmung. Der *Ger*mane kann sich (recht verstanden) auch als âć*âr*jas nicht blofs der nächsten Nachbarkeit, sondern als Glied der germ. Nation erkennen, die diesen Beruf zum Teil schon erfüllt hat. Alle Welt hat zu ihr in die Schule zu kommen. Von Germanien ging die Buchdruckerkunst aus. Alle Welt unterhielt von nun an nahen, trauten Ver*kehr*. Die ganze gebildete Welt war nahe gebracht, es gab für die Geisterwelt keine Entfernung mehr weder in Raum noch in der Zeit. Was bisher geschrieben, ist nun geprägt. Und das war nicht seine erste, auch nicht letzte Erfindung für den geistigen Völkerver„kehr". Die Weltlehrerin Germania gab der Welt noch eine zweite Erfindung, den Telegraphen, den wir (animi gratia) mit: Schreiber an die Cenomanen übersetzen wollen. An diese zweite reihen sich zunächst die Eisenbahnen, dieses ganz einzige Ver„kehr"smittel. Noch nicht genug! (wir stehen bei der Erklärung des â-ć*âr*-jas, vw. gar-ati, *Ger*-mania). Der er-

habenste Ver„kehr“, der durch die Sprache, ist durch die Resultate der Sprachforschung wunderbar gehoben worden. Germanischer Forschergeist besonders hat die Gesetze für die verwandten Sprachen fixiert, nach denen die Schwestersprachen ihre n a h e Zusammengehörigkeit legitimieren können. Wie n a h e wieder dadurch die menschliche Gesellschaft gerückt worden, erhellt aus dem Umstande, dafs unter den Gelehrten dieser Wissenschaft die germanische Sprache zum gelehrten Verkehre dient. Das grofse Sanskrit-Wörterbuch ist von Deutschen verfafst, dasselbe „lehrt“ in Petersburg in deutscher Sprache von der aufserordentlichen Errungenschaft germanischen Fleifses.

Germanien glänzt als die Hoch s c h u l e der Welt. Mit der Schule aber, wie seine Geschichte ausweist, ging die Kirche Hand in Hand. Kirche und Schule waren in freund n a c h b a r l i c h e r trauter Beziehung. Der Germane ist wieder gleichsam einer Anweisung gefolgt, die in seinem Etymon „Ger-“ liegt, denn zu â-*ćâr*jas gehört skr. *cêr*-u (= fromm, Opferwerke verrichtend) vw. mit *Cer*emonien, diesen gerne beiwohnend, zu skr. pra-ćarati (zur Andacht gehen, um sich zu Gott zu kehr-en, zu be-kehr-en).

*Cêr*u und â*ćâr*jas haben in der *ger*manischen Natur noch immer zur gegenseitigen Unterstützung gearbeitet. Ein Beispiel! Der „fromme“ Kaiser Karl der Grofse, der Gründer des germanischen Reiches, ein âćârjas wollte er dem germanischen Nachwuchse werden. Der Kaiser hält es des Kaisers würdig, eine deutsche Grammatik zu verfassen. Ludwig der Bayer besuchte die Schulen und der Vater des bayerischen Churfürsten Maximilian schrieb diesem âćarjâs nach Ingolstadt: Studier, dafs's kracht, dafs man's bis München hören kunntt.

Volk und Kaiser handelten, als ob sie wüfsten, dafs „Ger“mane und âćârjas einander dienstfertig heben.

Diese Auffassung von der universellen Bedeutung *Ger*maniens mag gesucht erscheinen. Im Gegenteil, nicht gesucht, sondern gefunden wurde, was im Wortstamme ger- enthalten ist, gefunden wurde, was schon längst hätte gefunden werden können, wenn der germanische Philosoph auch Sprachstudien obliegen wollte. Freilich ist es dem Ger-manen fast ausschliefslich beschert, den edelsten Verkehr zu unterhalten.

Mögen andere Völker in ihren Namen sinnigere Bedeutungen auffinden. Das stolze Rom ist am Ende die Stadt am Flufs. Was bietet dieser Name zu forschen? Es heifst ῥεῦμα, der Flufs; (s. mein W. B. 383 b). So heifsen Graeci die Alten, Ἴωνες Vitali die Jungen. Weiterer Sinn? Suevi, Sueci, Sve-di, Schwaben = swa-boda, Eigenherr, su-i juris. Sinn? Höchstens Alahmanen könnten die Templer bedeuten. Weiter wäre nichts Geheiligtes daran zu finden. Die Slaven sind die κλει-τοί, verw. zu Rurik (Roderich). Weiterer Stoff zu forschen? Die Britten bedeuten picti. Was dann? — Rücken wir näher zu uns.

Die Völker, die Cäsar als die Nachbarn der Germanen aufführt, sind die Segni. Sie enthalten ähnlichen Sinn, wie Württemberger (Schm. 4. 165) zu celt. seg (urus), woher Vo-seg-i (die Vogesen). Was böte der Auerochs den Segni weiter nachzudenken? Segni ist auch verw. zu sĭha m. (der Löwe), σιχ- i. e. ἰσχ-υρός, ob-sieg-end. Zum Denken? Die Eburones sind die Eibel, (celt. iw. = the yew, der Eib-baum). Doch Eines gäbe der Eib-baum, wodurch die Eburones an ihre Bestimmung erinnert würden. Er wurde früher als Totenbaum gepflanzt. Der Eibbaum, genannt taxus, vw. τόξον, könnte eine Bestimmung der Eburones zu Schützen, Balearen, Strelizen andeuten. Fordern wir, wie zum Wettstreit, die heutigen Nachbarn, die Nachkommen der Gallier auf, tief in den Sinn ihres N. Γαλ-άται einzudringen. Der erste und letzte Fund wird sein, dafs sie, wenn ihre Wortbedeutung in betracht kömmt, keine guten Nachbarn zu sein brauchen. Γαλάται, sagt Zeufs p. 998, sind viri pugnaces, vw. cambr. celt. dial (aus di-gal) vindicta, also Männer der Revanche! immanes (Gegenteil zu boni manes = G e s e l l i g e n, Seligen, *Ger*mani).

Jenen immanes gegenüber dürfen die echten Germanen sich mit Recht die Geselligen (vicini, οἰκεῖοι) nennen, denn das „ǵar"ati in Ger-mani heifst auch συνοικεῖν, ge„sell"ig, zu got. saljan (bewohnen), salithva die Sel-de (die Ein„kehr"), to sell, ver„kehr"en), vw. in-sul-ae (die Häuserreihen, vici) zur Zeit der Cäsaren. Die In„sel"n der Seligen sind die Selden, wo die boni manes ruhen, keine immanitas „hausen" darf.

Ein ähnlicher Gedanke liegt im Skr. grâ-ma m. (le village, ein Ort zum Hausen, das Dorf, vicus, con-gre-g-atio, δῆμος) Metathesis zu ǵar-a-tê, zu ἀ-γορ-ά (Platz des Ver„kehr"s im Handeln und „Verhandeln", δημη-γορ-εύειν).

Beispiele: Grâ-ma zu ǵär- wie γλή-νη zu γάλ-, ἀ-γάλλω; wie skr. ni-drâ-ti = δαρ-θ-άω; θρη-σκεία (pietas) zu skr. dhăr-ma (pietas).

Das Ger-mania scheint seinem Verkehr nach im Kleinen und Grofsen von seiner Bestimmung getragen zu werden, als eine Gemeinde in bester Gegenseitigkeit zu hausen.

Die Geschichte gibt Zeugnis. Von Rudolf von Habsburg an erscheint Germania als eine grofse „Bundesgemeinde", das nichts Geringeres bedeutet als dieses: K a i s e r und G e m e i n d e gesellen sich gut „nach"barlich zusammen — sind „ger"manisch. Daher das „demo"kratische thiudinôn = βασιλεύειν. Das Verhältnis können wir in folgender Weise ansetzen: thiudinôn (regnare) verhält sich zu thiudâ (gens), wie βασι-λ-εύω zu zd. ǵâi-ti f. (ge-us, das Haus).

Für die Gleichstellung des β (in βασ-ιλ-εύω) mit ǵ (in ǵai-ti) mögen hier ausdrücklich **Beispiele** angeführt werden. Βάλανος = ǵlans, skr. ǵâli- (Kürbifs); βάσις = skr. ǵati-s f.; βένθος = skr. ǵâdha (aus gândha); βορά (der Frafs) = skr. -ǵara (verschlingend); βιός (der Bogen) = skr. ǵjâ (Bogensehne); βιάομαι (violo), ǵjâ f. (Übergewalt). Ebenso βρέφ-ος (infans) = skr. ǵarbhas (δελφ-ύς, le dau-

phin, der Infant); βλέφαρον (das Augenlied), γλέφαρον; βοῦ-ς die Kuh; βαρός = skr. guru f. garu-, grav-i-s.

Als ob der Gote sich das Himmelreich nicht anders als deutsch denken konnte, betete er sogar deutsch und sagte: qvimai *thiud*in„as"-sus theins (zukomme Dein Reich, eig. Reich-„nis"),

und das sagte er mit dem nachdrücklichen Doppelsuffix -inassus (aus -ina*tatu*) vergleichlich zu a-stas-si (apostasis) aus af-stath-ti, thiuti-qvissi (benedictio) aus qvith-ti. So lat. quassus aus quat-tus. Thiudi-„nas"sus (eig. Befug-nis zu herrschen), denn das -tu wie lat. -tu in magistra-tu-s, sena-tu-s; Bopp Gramm. § 933.

Βασιλεύω und „thiud"inôn, dem etymon nach entgegengesetzt, hat also *ger*manischer Sinn ge*sell*ig zusammengestellt. Diesen Kontrast konnten selbst die Römer, die Schöpfer der respublica, diese lateinischen meddices „tu"-tici nicht so in Ein Wort fassen. Die Formel majestas populi Romani sollte nämlich die volle Macht der Obrigkeit bezeichnen, ein Titel, den später die Könige und Kaiser annahmen, ohne das in demselben verborgene ὀξύμωρον zu achten. Gab es doch in Wahrheit immer nur eine majestas Populi Romani. Von majestas regia sprechen hätte als Majestätsverbrechen vor das Gericht des Populus Romanus gezogen werden können, so lange diesem die res„pub"lica, die libera „civ"itas Geltung hatten. Eine Phrase wie etwa majestas curiae, majestas consularis wäre von vorneherein unstatthaft gewesen und erst gar majestas regia wäre als ein Wort contra „civ"itatem gedeutet worden, ein solches Wort wäre einer Unge„heu"erlichkeit gleich gekommen, majestas regia hätte den Römern nur despotische Tyrannenmacht heifsen dürfen.

Etymologisch gab ich diese Versündigung contra „civ"itatem mit Ungeheuerlichkeit. Ganz richtig, denn „civ-" = germ. hiw. — In meinem W. B. pg. 48 steht so:

civ-is, osk. kev-s, zu skr. çêv-a (traut, freundlich), von çiv-a = ge-heu-er, s. cicur.

Einen Frevler contra „civ"itatem darf die Etymologie als einen ungeheuerlichen, unheimlichen Menschen bezeichnen, zu dem eine οἰκειότης ein traulicher Ver„kehr" unmöglich geworden Ein hors de la loi wäre erfolgt. Und doch ist ein wahrer „civ"-is = germanus, οἰκεῖος.

Civitas heifst ja Heimat, ist mit seiner Stammsilbe civ- verw. zu heu-raten oder hei-raten (eig. συν„οικ"ῆσαι), got. heivafrauja (der „Haus"-vater). „Civ"itas = ags. hîw-isky (gens). W. B. 16.

Als Randbemerkung möge hier ein kleiner Nachtrag Platz finden. Hei-raten nämlich verhält sich zu heu-raten (hiw-), wie λει-τ-ουργία (Opfer) λειτουργός zu Leu-t-priester (plebanus).

Fürsten und Volk sollen sich des *ger*manischen Satzes stets bewufst sein: thiudinôn = βασιλεύειν. Ein Mifsverständnis d. h. eine un*ger*manische Deutung würde die libera civitas verdrängen und blofs demokratisches Regiment auf den Thron, wo der König seinen Platz hat, setzen und der

respublica würden (zu spät) die Augen aufgehen und sich an den wahren Satz erinnern

δῆμος δημός (Volkstümlichkeit, Volksdümmlichkeit), οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη.

Nicht Einseitigkeit, sondern nachbarliche Gegenseitigkeit ist *ger*manische Auffassung.

Den Majestäten prägt sohin die Etymologie und Geschichte die Pflicht ein, ihr Szepter *ger*manisch zu führen. Auch hier würde ein Mifsverständnis zu verhängnisvollen Folgen führen; denn Nachbarn, die aber nicht Germani hiefsen, würden ins Reich ziehen. Als die nächsten an die Segni zählt Cäsar die Condrusi auf. Drusi aber und Condrusi sind infesti hostes zu nennen. Nach Zeufs heifst celt. drus: libidinosus, d. h. voll sinnlicher Gelüste. Dem Tacitus aber, dem Geschichtschreiber der Germania, ist libído gleichbedeutend mit tyrannischen Herrscher-, Despotengelüste. Die Helfershelfer der Drusi können uns dann Con-drusi bedeuten.

Die Drusi, von Drusillatrieben der licence (Drusilla libido Willkür) gejagt, noch mehr aber von unersättlicher libido geplagt, in der sie sagen c'est mon plaisir, sic volo, sic jubeo . . ., diese Drusi, die frechen Zertreter des G*er*manentums, würden uns Autokraten, die Condrusi aber, die Gesellen der Autokraten dann Bureaukraten, Aristokraten, kurz! etwas auf „kraten" wie z. B. auch Plutokraten heifsen.

Κράτος bedeutet die Kraft zu handeln. *Ger*manisch gehandhabt ist es segensreich. Der *Ger*mane, obwohl ein *Deut*scher, betet in seinem Gebete aufrichtig sein Domine salvum fac *regem* (= βασιλέα) nostrum, auf dafs er kräftig die regni gubernacula führe. Κράτος stammt ja von κραίνω (handeln).

Würde aber dort oben aus Mifsverständnis von Seiten eines Drusus das W. κρά-τος den Sinn „mifshandeln" annehmen wollen und die böse Drusilla einwirken, dann freilich würde κρά-τος das bezeichnen, was den gehäfsigen Autokraten eben bezeichnet, er hiefse eben, was der Tyrannenname Κρέ-ων auf Erden, der Thronräuber Κρό-νος im Himmel bedeutet. Dem κρατ-ερός, καρτερός entspricht das got. hardu hart. Der Autokrat ist hart, καρτερόφρων (trotzig). In Asien, im Lande der Radschas, Paschas und Despoten, haben sie das mit καρτ- verw. W. kathina (karth-), hart, steif, hartherzig (crudelis!), unbeugsam, also kurz: un„ger"manisch.

Über *ṭ* = *ṛt* in kaṭhina, kaṭharan = κατ-ερῶς vgl. skr. kaṭa = κόρτος = Hürd-e. S. flg.

III. Preufsen.

Skr. kaṭhina = har*t* wie kaṭa = κόρτος ist hier im Verlauf der Besprechung von Belang, weil von Preufsen geredet werden soll.

In meinem „anal. vergleich. W. B." unter inter-pret-or habe ich inter-pret-or zu skr. pa*ṇḍ*-ita (klug, gelehrt, unterrichtet) gehalten. Dahin das Subst. pa*ṇḍ*â (Verstand, Intelligung), vw. Prut-eni.

In meinem Wörterb. unter inter-pret-or setzte ich skr. paṇḍita (doctus . . .) an.

Näher liegt das Skr. W. path- (für prath) = inter-pret-or (*deu*ten, ver-*deu*-tschen); daher altpreufs. prât-in (acc.) = βουλήν, den Rat; das vw. lit. próta-s heifst der Verstand, die Einsicht, zu got. frathjan (erkennen), praet. frôth (erkannte). S. Fick 410. 750. Nesselmann Thesaurus linguae Prussicae pg. 143. 144. Petersb. W. B. 4, 390.

> Protas zu ahd. *f*rôt wie per-egre zu *f*re-m-d, wie skr. prî- (lieben) zu got. friond, der Freund; wie proc-us zu got. frika (audax, avidus) *f*rech; wie πρόμος zu got. *f*ruman.

Das hieher gehörige froedhi (die Geschichtskenntnis) erinnert an den grofsen Sprachkenner „Fröhde“, dessen Scharfsinn bei Erklärung von Prôtas diesen Namen in Verbindung gebracht hat mit Πρωτεύς, dem weisen Meergreis; Bezzenberger Beitr. 3, 131. Wirklich liegen die beiden Bedeutungen in frôt ... daher alts. frôd (weise, greis, frôdon, alternd).

Wie wir bei Besprechung des W. Germanen von einer höheren Bestimmung sprachen, die aus dem Etymon abzuleiten wäre, so können wir uns das Etymon schon aus dem Prototyp der Preufsen erschliefsen. Proteus wurde wegen seiner Weissagekunst vom Geschlechte der kritischen Nymphen angestaunt, ja! der tiefschauende Nereus mufste ihn wegen seiner Kenntnisse und ganz besonderen Einsicht bewundern. Beides nun, Weissagung und Wissenschaft kennzeichnen den Preufsen. Die Weissagung, erzählt Voigt, gehörte bei den alten Preufsen zum Gottesdienste. Der Senior ihrer Priester, der Oberpriester, hiefs nach seiner höheren „Wiss“enschaft Waidewu, der Witzige (der Waid-ler); Thes. 196 Dieser Oberpriester erinnert sogar an den römischen Papst. S. 150 heifst es bei Nesselmann wörtlich so: Romow, das örtliche Zentrum des religiösen Kultus der heidnischen Preufsen. Er fährt dann fort: Wird zuerst genannt von Dusb. III, 5: Fuit autem ... in Nadrovia locus quidam dictus Romow, trahens nomen suum a Roma, in quo habitabat quidam, dictus Criwe, quem colebant pro Papa.... An Rom, fügt Nesselmann bei, werden die alten Preufsen wohl eben nicht gedacht haben. Proteus ist die personifizierte Weltweisheit, so geheifsen, weil sie sich nach der Welt wendet und dreht. Durch diese Schlauheit wurde Proteus allen zu schlau. Horaz erlaubt sich deshalb von einem sceleratus Proteus zu reden Sat. II 3, 71. In meinem Wörter-B. pg. 398 steht von ihm so geschrieben: scel-us zu skr. khal-ati = wanken, khal-i-ta n., das Straucheln, Stolpern.

Die Form Protas steht zu frût-, wie fur = φώρ zu amat*u*rus in am*o*res. Über p = f s. mein W.-B. von p. 312—363.

Nun stehen oder vielmehr stolpern wir schon bei Pr*u*teni, Prutheni, weil diese lettisch sein sollenden Prutonen durch wer weifs wie viele Metamorphosen sich latinisiert haben. Pruteni ging aus dem Slavischen hervor. Der älteste Name des Landes war Pr*u*zzia, hielt sich bis zum nächsten

Wechsel, um später Prussia und wieder beim letzten Wechsel als Preufsen aufzugehen. Will daher eine naseweise Nereide bei uns erfahren, was Pruzzia... heifse: wir wissen es nicht, Proteus könnte es sagen, mag aber nicht. Und fragen?

Omnia dissolvet quaerentis vincula Proteus.

Als ein gut Teil von Preufsen wollen wir uns mit dem halben Wissen begnügen und halbwegs unsere Wissenschaft daran geben, zum Schlusse beifügend, dafs die frath-janai, nach Curtius griechisch mit ἀρι-φραδ-εῖς zu begrüfsen sind. Form „schwankt". Richtiger wird an cy. celt. brawd, altir. breth (judicium) erinnert, woher der E. N. Vergobretus (der „energ"-ische Richter). Die Preufsen haben höchstens noch Ein Volk, das berufen wäre, das witzigste zu sein, nämlich die Tulingi (zu altir. tualang = pandita, peritus). Zeufs pg. 22. Vgl. mein W. B. interpretor.

Freising. S. Zehetmayr.

Lucrez,

Einleitung zu dem zweiten Buche.

Behaglich ist's, wenn bei der Winde Wut
Sich hoch des Meeres Wellenkämme heben,
Vom sichern Land die wildempörte Flut
Zu schaun und andrer Ringen um das Leben!
Zwar gibt es niemand wohl, der frohgemut
In Todesbangen sieht den Nächsten schweben:
Doch ist's behaglich, von Gefahr und Not
Das eigne Haupt zu wissen unbedroht.

Behaglich ist es, wenn auf weitem Plan
Zwei Heere bluten für den Gott der Schlachten,
Geruhig, ohne der Gefahr zu nahn,
Das grause Spiel der Waffen zu betrachten;
Doch wonniger nichts als auf den irren Wahn
Der Menschen niederseh'n, ihr Thun und Trachten,
Von hochgezinnten Tempeln, so die Lehre
Der Weisen baute, die gedankenschwere.

Die stolze Warte zeigt ein unstät Jagen,
Ein Tappen, wie die Lebensfahrt gelinge,
Den Hader der Partein, das Wetten, Wagen
Um Ruhm, Talent und andre nicht'ge Dinge,
Den Eifer, mag es Nacht sein oder tagen,
Dafs jeder Rang und Reichthum sich erringe:
Welch kläglich Schauspiel beut der Mensch, bevor
Von seinem Geiste sinkt der Blindheit Flor!

Die kurze Spanne dieses Erdenlebens
Verkümmert Irrtumsnacht ihm und Gefahr;
Eindringlich predigt die Natur vergebens,
Sie, die der Wesenheiten Ursprung war:
Jedweder soll zum Ziele seines Strebens,
Wofern er körperlicher Leiden bar,
Mit froher Seele den Genufs erwählen,
Nicht mit der Sorge Hirngespinst sich quälen.

Nur wenig heischt ja unser leiblich Sein,
Was ihm benehme alles Ungemach,
Um eine Freudenfülle zu verleihn;
Strahlt auch von goldnem Prunke kein Gemach,
Tönt auch vertäfelt rings, mit Säulenreihn,
Dem Citherklang nicht eine Halle nach,
Wo erzgeformt bei nächtlichen Gelagen
Jünglingsgestalten lohnde Fackeln tragen.

Auf weichem Rasen lagert man sich heut
An eines plaudernden Baches Uferrand,
Und morgen, wo ein Laubdach Schatten beut,
Im Freundeskreise, den Pokal zur Hand,
Wenn Blumen auf die grünen Matten streut
Der Lenz durchs sonnenüberglänzte Land.
Wozu der Geiz nach königlichen Schätzen,
Da wenig not ist, unsern Leib zu letzen?

Pocht deine Schläfe von des Fiebers Glut,
So wird auf Scharlachdecken, wird auf reichen,
Gestickten Polstern sich dein heifses Blut
Nicht eher kühlen, noch die Krankheit weichen,
Als wenn dein Leib auf schlichtem Lager ruht.
Kurz weil nicht Adel noch der Herrschaft Zeichen
Noch Gold zu unsres Körpers Wohlsein frommen,
Wie sollten sie zu gut der Seele kommen?

Es müfste sein, wenn mutig, gutgeleitet
Einher zum Kampfesspiele wogt dein Heer,
Kriegsbanner wehn, so weit das Feld sich breitet,
Im Strahl des Tages blitzt die blanke Wehr,
Wenn das Gewimmel deiner Schiffe gleitet,
Ein Bild der Seeschlacht, durchs bewegte Meer —
Dafs Götterfurcht und Todesgrauen bange
Dein Herz verlassen vor dem Waffenklange.

Die Narrenteiding! Als ob Sorg' und Bangen
Durch Schwertgeklirr und Pfeilgrimm Schaden litte!
Am Fürstenhof sind beide unbefangen
Und gasten dreist in edler Herren Mitte,
Dem Goldschmuck weichen sie, dem Purpurprangen
Sidon'scher Mäntel nicht mit einem Schritte:
Vernünft'ge Lebensansicht kann allein
Von der unholden Wesen Bann befrein.

Wie Kinder bebend oft im Graun der Nacht
Gespenster sehn, so wir im Tageslicht;
Manch Schreckbild schafft des Aberglaubens Macht
In uns, dem jede Wirklichkeit gebricht,
Gleichwie dem Spuk, der Kinder zittern macht.
Dies geistige Dunkel aber lichtet nicht
Der Sonne Glanzpfeil aus dem Luftazur,
Nur richtige Erkenntnis der Natur!

Regensburg. A. Wittauer.

Die vier Spezies mit ganzen Zahlen.

Wenn ich hier Regeln über die vier Spezies mit ganzen Zahlen zur Diskussion stelle, so wende ich mich nicht blos an die Rechenlehrer in der untersten Klasse, sondern überhaupt an die Fachgenossen unserer Mittelschulen. Doch auch für andere Kollegen mag diese Veröffentlichung wert haben, indem spezifische Erklärungen für einen Teil des Gesamtunterrichts abgegeben werden.

Das elementare Rechnen sollte im Mittelschulunterricht als organische Angliederung an die sonstige Mathematik hervortreten und es der Algebra zunächst obliegen, die Gesetze für dasselbe zu begründen, ehe sie zur Eroberung weiterer Provinzen, d. h. höherer Rechenweisen, schreitet. In diesem Sinn haben solide Rechenregeln auch eine algebraische Seite.

Des Ferneren möchte zugegeben werden, dafs es bei der herrschenden Lehrweise an wichtigen Stellen unterlassen wird, das Verständnis der Grundlagen zu sichern; auf dieses hin erhebe ich für die nachfolgenden Regeln, wie sie in diesem Punkte und ihrer anderweitigen Tendenz den üblichen scharf gegenüberstehen, den Anspruch auf Diskussion. Die algebraische Begründung für sie liefert das Landshuter Programm pro 1883/4*) und zwar gegen-

*) Besprochen im 85er Jahrgang des „Gymnasium“ (Rezension Nr. 9, Berichtigung Nr. 10), der Hoffmann'schen Zeitschrift, des Archivs für Mathematik und Physik.

sätzlich zum abstrakten Gröſsenbegriff; derselbe ist ohnehin nur zu fruktifizieren, wenn man sich aus seiner Abgelegenheit hinüberrettet auf das ergiebige Feld, wo jede Ausdehnung durch lebendige Bewegung erzeugt und abgeändert wird.

Nach der algebraischen Seite hin möchte ich noch beifügen, daſs ich keineswegs der Ansicht sein kann, als ob an unseren Mittelschulen erst eine Buchstabenrechnung und danach eine Algebra gelehrt werden solle und wirklich gelehrt werde.**)

Nunmehr folgen die Regeln!

Die Grundrechnungsarten.

Alles Rechnen ist ein Zählen oder Begehen der Zahlenreihe von Null aus. Man kann dort vor- und rückwärts gehen. Das vor die Ziffern der Zahl gestellte + (plus) bedeutet „vorwärts", das vorgestellte — (minus) „rückwärts". Jede Zahl sollte mit + oder — versehen sein, damit man weiſs, ob es vor- oder rückwärts geht; doch wird + wie selbstverständlich häufig fortgelassen.

Jede einzelne Zahl steht für eine Zählung; dagegen sind unsere allereinfachsten Rechnungen bereits Verbindungen von Zählungen; hervorzuheben sind die Addition und Subtraktion, welche als Grundrechnungen gelten.

Zusammenfassen von Zählungen, insbesondere addieren und subtrahieren.

Allgemein gilt das Gesetz: Die Umstellung der Einzelzählungen ändert den Wert der gesamten Zählung nicht.

Das Zusammenfassen von zwei oder mehr gleichartigen Zählungen heiſst Addition, z. B. $(+) 6 + 5 + 10 + 17$ und $-13 - 9 - 28$ sind Additionen. Die Zahlen, welche hier zusammentreten, nennt man ohne Ansehen des Zeichens Summanden; die gesuchte Zahl ist die Summe. Das allgemeine Gesetz läſst sich nun aussprechen: Die Umstellung der Summanden ändert den Wert der Summe nicht. In den obigen Additionen sind die Summen $(+) 38$ und -50; man hat also $(+) 6 + 5 + 10 + 17 = (+) 38$ und $-13 - 9 - 28 = -50$. Im Einklang mit dem allgemeinen Gesetz wie seiner besonderen Fassung ist beispielsweise noch $-9 - 13 - 28 = -50$; $-28 - 13 - 9 = -50$; etc.

Das Zusammenfassen von zwei ungleichartigen Zählungen, wo also die eine ganz von der anderen aufgehoben wird und von dieser

---

**) Vgl. Hoffmann'sche Zeitschrift XVI. 4.

selbst höchstens ein Teil übrig bleibt, heifst Subtraktion. Z. B. $(+)\,17-9$; $-17+9$ und $-13+13$ sind Subtraktionen. Ohne auf die Vorzeichen der beiden Zahlen besonders zu achten heifst diejenige, von welcher weggezählt wird, Minuend, die andere Subtrahend; die gesuchte Zahl ist die Differenz. In den obigen Subtraktionen sind die Differenzen $(+)\,8$; -8 und 0; man hat also $(+)\,17-9=(+)\,8$; $-17+9=-8$ und $-13+13=0$. Im Einklang mit dem allgemeinen Gesetz ist noch $-9+17=(+)\,8$; $(+)\,9-17=-8$ und $(+)\,13-13=0$.

Sind mehr als zwei ungleichartige Zählungen verknüpft, so verfährt man meist derart, dafs man zunächst die Zählungen jeder Art unter sich und zuletzt die zwei Resultate zusammenfafst. Z. B. $-6+7-8+9-10-12+21=(+)\,37-36=(+)\,1$.

Reduzieren, d. i. multiplizieren und dividieren.

Für die Addition gleicher Summanden gibt es eine besondere Schreib- und Rechnungsweise, die Multiplikation. $(+)\,4+4+4$ schreibt man da $(+)\,3\times 4$ d. i. vorwärts 3 mal (um) 4; $-2-2-2-2-2$ ist -5×2. $(+)\,3+3+3+3$ oder $(+)\,4\times 3$ gibt wie die erstere Multiplikation $(+)\,12$ und $-5-5$ oder -2×5 wie die letztere -10. Bei allen Reduktionen wird die Behandlung von Zählzeichen und zeichenlosen Angaben scharf getrennt. Diese Angaben heifsen hier Faktoren; die gesuchte Zahl ist das Produkt. Es gilt der Satz: Die Umstellung der Faktoren ändert den Wert des Produktes nicht.

Es wird häufig verlangt, dafs von einer Zahl eine andere so oft als möglich weggezählt wird. Auch dafür hat man eine besondere Schreib- und Rechnungsweise, die Division. Es handelt sich da zu ermitteln, wie oft subtrahiert werden kann. Insoweit man sich nur an die zeichenlosen Angaben hält, heifst die Zahl, von welcher fortwährend weggezählt wird, Dividend, die andere Divisor; die gesuchte Zahl ist der Quotient. $12:6$ und $\frac{15}{5}$ sind Divisionen mit dem Quotienten 2 und 3; man hat also $12:6=2$ und $\frac{15}{5}=3$. (Noch allgemeinere Reduktionsregeln gelten, wenn man Faktoren bez. Dividend und Divisor im erweiterten Sinn von Zahlen beliebiger Art auffafst.)

Verknüpfung aller Grundrechnungen zu den Zahlenausdrücken.

1. Steht vor oder nach einer $+$- oder $-$-Zahl ein Reduktionszeichen, so darf sie nicht mit anderen zusammengefafst werden.

2. Eine Zahl in einer Klammer darf nicht verknüpft werden mit einer Zahl aufserhalb.

3. Womit nicht gerechnet wird, dieses wird angeschrieben; insbesondere werden vor der ziffermäfsigen Behandlung der Reduktionen die vorkommenden Zählzeichen zur Zeichenkette zusammengeschrieben.

4. Eine Kette, welche eine gerade Menge — begreift, wird ersetzt durch ein +, jede andere durch ein —.

Schlufsbemerkung. Noch mehr, etwa die Begründung von einem Dutzend Summen- und Differenzensätzen und ähnl. zu geben, halte ich für überflüssig; überhaupt fallen die eigentlichen Begründungen der Algebra zu. (Das vielfach mifshandelte Kapitel der richtigen Stoffausteilung!) Die Regeln für die Zahlenausdrücke sind übrigens nur zur orientierenden Ergänzung beigefügt, indem ihre uneingeschränkte Anwendbarkeit erst nach Erlernung des gemeinen Bruchrechnens gilt, wo das Hemmnis, welches die Unausführbarkeit mancher Divisionen bildet, beseitigt wird. Bis dahin kann der erweiterte Begriff der Reduktionsbestandteile an einer Reihe von Beispielen erkannt worden sein.

Landshut. A. Moroff.

Zur Rhetorik des Aristoteles II, 2, 1379a 15.

Zu den Worten διὸ κάμνοντες, πενόμενοι, ἐρῶντες, διψῶντες, ὅλως ἐπιθυμοῦντές τι καὶ μὴ κατορθοῦντες ὀργίλοι εἰσὶ hat Bekker[3] unter Berücksichtigung der folgenden Erläuterung πολεμῶν δὲ τοῖς πρὸς τὸν πόλεμον nach πενόμενοι πολεμοῦντες ex ingenio eingesetzt. Diese Vermutung Bekker's, die in die neuesten Ausgaben Aufnahme gefunden hat, bekommt nun eine Bestätigung von einer Seite, wo man sie am wenigsten gesucht hätte. Nämlich in den Autoritates Aristotelis etc. pag. XXXVII wird die Stelle also gegeben „Infirmi coeuntes bellantes amantes sitientes et totaliter desiderantes aliquid et non consequentes illud de facili irascuntur". Was ist aber coeuntes?

München. Adolph Roemer.

II. Abteilung.

Recensionen.

G. Sallusti Crispi de Catilinae coniuratione, de bello Iugurthino libri. Schulausgabe mit Anmerkungen von Karl Kappes. I De Catilinae coniuratione liber. IV, 63 S. II De bello Iugurthino liber 120 S. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh 1885. gr. 8.

G. Sallusti Crispi de Catilinae coniuratione, de bello Iugurthino libri. Schulausgabe von Karl Kappes. 105 S. Ebenda 1885. kl. 8.

Herr Direktor Kappes, als Herausgeber und Erklärer des Vergil sehr bekannt, hat nun auch eine erklärende Schulausgabe des Sallust geliefert und zugleich einen Textabdruck derselben. Beide Ausgaben empfehlen sich durch gefällige Ausstattung, die kleineren auch durch hübschen Einband. Dafs der Text nicht selbständig und nicht sorgfältig genug hergestellt ist, wurde in der Berliner philol. Wochenschrift 1886 Nr. 2 nachgewiesen. Wo der Herausgeber von Scheindlers Text abweicht, trifft er nur selten das Richtige, so im Iugurtha, auf welchen sich die folgenden Bemerkungen zur Kritik beschränken, 18, 11 proxume Carthaginem und 19,4 proxume Hispaniam, 53, 5 laetique, 78, 2 alta, alia in tempestate, 80, 6 Iugurthae filia Boccho nupserat, 102, 2 de suo et de populi Romani commodo, 113, 3 remotis ceteris, 114,2 illique et inde usque. Meistens verfällt er auf schlechtere Lesarten, obwohl — bisweilen auch weil er der neueren Konjekturalkritik gegenüber sich ablehnend verhält. Manche Varianten darf man für Druckfehler halten, wie Iug. 15,3 mortem severe vindicandum, 58,5 sinant statt sinat. Zweifel über die Meinung des Herausgebers müssen die Klammern im Texte erregen, da sie entgegengesetzten Zwecken zu dienen scheinen: Iug. 21,4 de controvorsiis suis iure potius quam bello disceptare steht in Klammern, wird aber erklärt, soll also vom Schüler als integrierender Teil des Textes betrachtet werden und ist nur als schlecht überliefert gekennzeichnet. Dafs 108, 2 das eingeklammerte praesente zum Texte gehören soll, mufs man annehmen, weil sonst kein Grund zur Aufnahme dieser Marginalnote vorlag, jedenfalls auch zu quo eine Erläuterung nötig wäre. Dagegen soll 91, 7 das gut überlieferte, aber entbehrliche ante durch die Klammern aus dem Texte ausgeschieden werden. Dasselbe ist anzunehmen, wenn 40,3 neben iusserit die Glossen decreverit voluerit in Klammern im Texte stehen (während 73,7 die Glossen decrevit voluit neben iussit keine Aufnahme fanden). Schlechte Gewähr haben die Lesarten Iug. 16,3 famae fide, 57,5 pice et sulphure ardenti taedam mixtam, 94,1 qui ascensuri erant, 100,1 in hiberna proficiscitur, quae, 100,4 fieri quae imperavisset, 113,3 voltu colore pariter. Besser ist die Autorität der folgenden, obschon der Hg.

manchmal die Hss. mehr gezählt als gewogen zu haben scheint: Iug. 5,1 (und 19,6) dein, 18,9 nam hi, 25,4 in senatu princeps, 27,4 L. Calpurnius Bestia, 67,1 arcem oppidi . . praesidium hostium, portae ante clausae fugam prohibebant, 75,4 eoque imponit, 88,4 belli patrandi copiam, 88,6 quo improvisus gravior accederet, 92,7 aggeribus turribusque et aliis machinationibus. Lesungen wie 13,6 legatos Romam mittit, 26,3 armatis obvius fuerat, 29,3 primo tantummodo, 76,3 deinde duobus iubet locis mögen dahingestellt bleiben. Die nachstehenden ruhen zwar auf der besten Überlieferung, werden aber durch innere Gründe verdächtigt, denen der Hg. zu wenig Gewicht beilegt: Iug. 38,9 tametsi . . tenet, tamen se . . missurum läfst sich wegen der korrelativen Verbindung nicht so auffassen, als ob der indikative Vordersatz „erläuternde Einleitung des erzählenden Schriftstellers" wäre; die jüngeren Hss. bieten richtig teneret. — 46,1 simul de innocentia eius certior Romae factus wird durch die Note „schon zu Rom hatte er davon gehört" nicht gerechtfertigt; wenn dies der Sinn wäre, müfste man nicht simul, sondern etwa iam antea erwarten, wie § 3 steht Metello iam antea experimentis cognitum erat genus Numidarum infidum vgl. 50,5 ante iam docti; für Roma spricht aufser dem Zeugnis des Nonius auch 82,2 Roma per litteras certior fit. — 47,2 frequentiam negotiatorum et commeatum iuvaturum exercitum et iam paratis rebus munimento fore erklärt der Hg.: „1. weil viel Handelsverkehr durch römische Geschäftsleute hier war, 2. weil durch den Handel ein vielseitiger Transport hier war. Also war für Anzuschaffendes und schon Angeschafftes die Gewähr gröfserer Sicherheit vorhanden". Aber es bleibt dabei, was Madvig gesagt hat: sola hominum frequentia, non commeatuum, rebus paratis munimento esse poterat, und Jordan hat mit Recht die Emendation commeatu iuvaturam angenommen. — 75,5 liest der Hg. fuerit, als ob die Beziehung „zum Subjekt quisque" dem Sinne entspräche, und 75,7 quod . . praeceperat, als ob dies bedeuten könnte „welche (Stelle) er . . voraus bezeichnet hatte. Die Annahme, dafs fuerint und quo durch irrige Angleichung an portaret und id in fuerit und quod verderbt worden seien, ist gewifs weniger gewagt als die Auslegung des Hgs. — Auch 93,3 kann animum advortit nicht bedeuten „macht ihn aufmerksam", während es § 2 und überall sonst bei Sallust in dem geläufigen Sinne steht; auch hier ist die Vermutung einer irrigen Wiederholung minder kühn als jener allerdings nicht neue Deutungsversuch. — 97,5 bietet der Hg. zu den befremdlichen Lesarten caedere alios alios obtruncare und Romani veteres novique et ob ea scientes belli keine Erläuterung. An jener Stelle schreibt einer der jüngsten Herausgeber cedere aliis alios obtruncare nach Postgate, für diese wurde notique als „neue Konjektur" vorgebracht; dasselbe hatte aber schon früher Klimscha vorgeschlagen. Sonst läfst es der Hg. selten an Erläuterungen fehlen, wenigstens nicht an solchen, die in den Rahmen einer Schulausgabe, wie sie ihm vorschwebt, sich fügen. Seine Vorstellung scheint freilich durch seine Stellung als Lehrer und Leiter eines Realgymnasiums bestimmt zu sein, soweit sie überhaupt nicht an Unbestimmtheit leidet. Wenn der Hg. im Vorwort behauptet, dafs „die Schule ein Verständnis der historischen Entwickelung aus dem alten Zeitalter heraus vermitteln" solle, und es daher nötig findet, „dafs die Lektüre der Schulklassiker eine bis zu einem gewissen Grade umfängliche sei", so erhebt sich sofort die Frage: bis zu welchem Grade? Aber selbst wenn die Lektüre alle Werke aller griechischen und römischen Schulklassiker umfassen sollte und könnte, so wäre sie dennoch nicht entfernt genügend, das „Verständnis der historischen

Entwickelung zu vermitteln", da sie ja eine Reihe von Jahrhunderten gar nicht berührt. — „Text und Wörterbuch versagen die nötige Aushilfe für die Präparation des Schülers". Dies ist mit der Beschränkung, wie der Hg. es meint, sicher zuzugeben; daraus folgt, dafs die Erläuterungen der Schulausgabe die nötige Ergänzung bieten, aber auch nur da aushelfen, wo ein gutes Wörterbuch (oder die Schulgrammatik) versagt. Wenn nun der Hg. zum Catilina, aus welchem die für die Interpretation anzuführenden Beispiele entnommen werden sollen, 7, 2 aliena virtus die Erklärung gibt: „Tüchtigkeit der andern; so alienus ganz gewöhnlich statt alius" —, so hat er sie sofort selbst als unnötig charakterisiert. Ebenso überflüssig ist die Note zu 11, 5 ferocis militum animos molliverant: „mollire, weich machen, bewirken, dafs die alte ferocia schwindet, hier also = verweichlichen." Dafs mollire „verweichlichen" bedeuten kann, lehrt das Wörterbuch, und dafs der Zusammenhang es so zu fassen zwingt, lernt der Schüler durch eigenes Besinnen. Die Anmerkung zu 21, 5 „curae habere, sich angelegen sein lassen" wird durch die Schulgrammatik entbehrlich. Andere Bemerkungen sind ohne Not wiederholt, wodurch der Schüler nur zur Unaufmerksamkeit verleitet wird, z. B. Cat. 1, 4 „forma, Schönheit", 15, 2, „forma, Schönheit". 14, 1, „flagitia atque scelera, Schandthaten und Laster", 14, 2. „flagitium aut facinus, Schand- oder Frevelthat"; darauf wird 23, 1 verwiesen und zugleich wieder angemerkt: „flagitiis atque facinoribus, von Schand- u. Frevelthaten", nachdem schon zu 4, 4 die Note „facinus, böse That, Unthat" gegeben war und zu 15, 3, „facinus, die That des Umsturzes". Bedenklich sind gewisse specialisierende Erläuterungen, wie die zuletzt angeführte und manche vom Hg. mit „hier" eingeleitete z. B. Cat. 6, 7; 7, 3; 7, 5 u. a. Zu 6, 7 lautet die Note: „more, hier Einrichtung in der Staatsordnung"; aber more steht nicht „hier" in besonderer Bedeutung, es wird nur wie überall durch den Zusammenhang bestimmt (more imperii). Die Bemerkung zu 7, 3 „incesserat, hier intransitiv (war eingetreten)" ist mifsverständlich; incedere steht im Cat. und Iug. nie transitiv. 7, 5 wird asper aut arduus erklärt: „rauh oder steil, hier = hart oder schwer." Vielleicht denkt der Hg. an Gell. N. A. IV 15; die Fassung der Note mufs aber einen denkenden Schüler verwirren, der sich fragt: kann „steil" = „schwer" sein, und warum soll „hier" diese Gleichung gelten? Auch sonst verführen einzelne Andeutungen des Hgs. zur Ungenauigkeit, z. B. Cat. 14, 6 „es lag ihm weder etwas am Aufwand, noch an eigener Mäfsigung oder dem Ruf eines mäfsigen Mannes", wo der Begriff „Ruf" untergeschoben wird, um dem unsicher erfafsten Begriff von parcere nachzuhelfen; 15, 4, neque vigiliis neque quietibus, nicht b e i m Wachen und Schlafen", wodurch die scharfe Auffassung der zu sedari gehörigen Ablative verwischt und eine wirklich eigenartige Ausdrucksweise, die auch 11, 3 unberührt blieb, der Beobachtung des Schülers entzogen wird. Zu 15, 5 inerat wird bemerkt: „es z e i g t e sich"; so soll 5, 1 ingenium den Charakter bezeichnen, „wie er sich von Jugend auf ä u f s e r t e." Ungenau sind auch Paraphrasen wie die zu Cat. 4, 1 servilibus officiis gegebene: „Zu Sallusts Zeit arbeiteten die reichen Herren nicht mehr auf dem Felde", als ob es sich um den Gegensatz von Reichen und Armen und nicht vielmehr um den von Unfreien und Freien handelte. Einzelnes wird zu eng gefafst, so in der Note zu 23, 4 „insolentiae, des b i s h e r ungewohnten Benehmens", wonach insolentes Betragen bei einer ersten Begegnung unmöglich wäre. Unrichtig ist die zu 8, 5 gemachte Bemerkung: „Jede nicht unmittelbar dem Staate gewidmete Thätigkeit galt dem Römer der alten Zeit als otium." Quae homines arant navigant aedificant — fiel das auch in die

Sphäre des otium? Bisweilen ist der Ausdruck in den Erläuterungen nicht glücklich geraten z. B. Cat. 4, 2 „Gefahren aus dem Staate“ oder 16, 4 „ausgehauste sullanische Soldaten“. — „Die logische Verbindung der Perioden“ hat der Hg. wie billig beachtet, aber in seinen Erklärungen nicht immer Bestimmtheit erzielt. Wenn der Schüler zu Cat. 1, 5 angemerkt findet, „sed, Übergang vom allgemeinen zum besondern“ und zu 2, 1 „igitur, Übergang vom allgemeinen zum besondern“, wird er kaum klüger werden. — „Verweisungen auf andere Schriftsteller, selbst wenn diese Schulschriftsteller sind, oder ausgeschriebene, aus dem Zusammenhang gelöste Stellen werden in der Regel vom Schüler übergangen.“ Daraus folgt, dafs der Lehrer den Schüler zur Lesung der herangezogenen Stellen besonders anhalten mufs, nichts weiter. Ob ein Herausgeber Parallelen anführen soll, hängt nur davon ab, wie diese das Verständnis der betreffenden Textstelle fördern. Selbst Schulmänner, die vor der Aufnahme von Stellen aus griechischen Vorbildern warnen — Graeca sunt, non leguntur! —, lassen doch solche aus dem Bellum Gallicum oder der Rosciana zu; auch der Hg. kann die Nutzbarkeit kaum leugnen. Warum soll also eine Schulausgabe auf dieses Mittel der Erklärung verzichten? Vermag der Schüler einmal nicht, die Parallelen bei der Präparation zu vergleichen, so mag er es unter Leitung des Lehrers im Unterrichte thun; der Ausgabe bleibt in jedem Falle das Verdienst, ein Diktat des instruktiven Citates erspart zu haben. Denn dafs nur instruktive angeführt werden dürfen, versteht sich. — „Eine Einleitung über Leben und Werke des Schriftstellers hat philologischen Wert, der Schüler liest sie nicht.“ Im Gegenteile. Die meisten Einleitungen der geläufigen Schulausgaben sind philologisch wertlos, und es dürfte dem Hg. schwer fallen, seine Behauptung durch den Nachweis einer Bereicherung der Wissenschaft aus den dort mitgeteilten Forschungen zu begründen. Aber didaktisch wertvoll sind sie, wenn dadurch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit in knapper und klarer Fassung dem Schüler vermittelt werden. Der Schüler wird sie auch lesen, aus eigenem Triebe, wenn er fleifsig ist, der Not gehorchend, wenn er dem Lehrer Rechenschaft über den Inhalt ablegen mufs. Indem der Hg. sagt: „das Nötigste wird am besten der Lehrer geben“, gesteht er zu, dafs dem Schüler doch etwas zur Einführung in das Studium des Autors geboten werden mufs. Warum dies die Schulausgabe nicht ebenso gut geben kann wie der Lehrer, ist nicht einzusehen. Kann dieser auf gedruckte Angaben hinweisen, statt zu diktieren und nachschreiben zu lassen, so gewinnt er Zeit und die Bürgschaft, dafs die Schüler nicht unrichtig Geschriebenes nach Hause tragen. Sollte aber die Einleitung über Leben und Schriften des Autors noch etwas mehr mitteilen als „das Nötigste“, so ist auch dies nicht verlorene Mühe, und was vielleicht nicht allen Schülern dient, wird sicher einigen willkommen sein. Mit Recht erinnert zwar der Hg., „dafs der Unterricht sich nicht vorwiegend mit hervorragenden Talenten zu beschäftigen hat“; aber mit demselben Rechte darf man daran erinnern, dafs doch auch diese Rücksicht verdienen. Und wenn den Fähigeren manche recht elementare Note um der Schwächeren willen in den Kauf gegeben wird, so dürfen wohl auch Anregungen geboten werden, die zunächst jenen zu gute kommen. Natürlich müssen sie dem Verständnisse des Textes förderlich sein und diesen nicht zur Anknüpfung anderweitiger Belehrungen mifsbrauchen. Darin gebührt dem Hg. ausdrückliche Anerkennung, dafs seine erklärende Schulausgabe auch wirklich den Text erklären, nicht allerlei Notizen für den „Stil“ einstreuen, dafs sie der Exegese dienen will und nicht dem Exercitium.

C. Sallustii Crispi bellum Catilinae und bellum Iugurthinum. Schulausgabe von Ignaz Prammer. Wien 1886, Alfred Hölder. XL, 110 S. gr. 8.

Zu der oben besprochenen bildet die vorliegende Schulausgabe ein auffallendes Gegenstück: dort ist zu viel erklärt, hier auf jede Erklärung verzichtet; dort wird eine Einleitung ausdrücklich verworfen, hier als einziges Hülfsmittel zum Verständnis (neben einer Inhaltsangabe und Zeittafel) gegeben; dort ist der Text in einer Weise festgestellt, als ob jede Übung der Kritik eine Gewaltthat, hier als ob Gewaltthätigkeit Kritik wäre. So schreibt Prammer: Cat. 35, 3 non quin aes alienum meis nominibus sumptum ex possessionibus solvere possem, cum etiam alienis nominibus sumptum liberalitas Orestillae suis filiaeque copiis persolveret; Iug. 95, 3 ac decora curae erant, nisi quod de uxoribus potuit honestius consulere, wo alle hervorgehobenen Worte gegen die gute Überlieferung eingefügt oder abgeändert sind. An manchen Stellen zeugt die aufgenommene Lesart von verständigem Urteil, wie es der Herausgeber auch anderwärts bewährt hat. Aber der echt philologische Sinn für das Individuelle des Stiles kommt in Prammers Textbehandlung nicht zur Erscheinung. Da diese ausdrücklich nicht die ursprüngliche, sondern eine lesbare Fassung des Wortlautes erstrebt, so hat sie auf Wissenschaftlichkeit verzichtet[1]). Nur als pädagogische und didaktische Leistung kann seine Schulausgabe gewürdigt werden; als solche scheint sie mir aber eine Verirrung zu sein. Nach meiner Überzeugung dürfen die Anstöfse und Hindernisse, die sich dem jugendlichen Leser in den klassischen Schriften entgegenstellen, nicht hinweggeräumt, sondern dieser mufs zur Überwindung derselben angeleitet und geübt werden. Er soll sich ja nicht nur durch die kleinen Bruchstücke der alten Litteratur, die ihm die Schule vorlegt, durcharbeiten, sondern durch deren Bewältigung zur eigenen Lektüre befähigt werden. Es ist daher ein verkehrtes Bemühen, den Schriftsteller auf die ebene und einförmige Landstrafse der schulmäfsigen Grammatik und Stilistik zu zwingen; Aufgabe des Lehrers war und bleibt es vielmehr, mit dem Schüler dem Gedankengange des Autors zu folgen, auch wenn dieser auf Seitenpfade führt und bald den Weg abkürzt, bald einen lohnenden Umweg einschlägt. Um das Verständnis zu erreichen, mufs der Schüler strebend sich bemühen und auch wohl unterstützt werden; den Autor herabzuziehen, seine Werke zu verflachen ist weder von der Wissenschaft erlaubt noch von der Praxis gefordert.

Würzburg. A. Eufsner.

Dr. Radtke, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Gymnasialprimaner und Studierende der Philologie. 2. verm. Aufl. Leipzig. Teubner. 1884. gr. 8. VIII. u. 138 S. ℳ 1,80.

Der Stoff der vorliegenden Übersetzungsübungen ist aus Ciceros Schriften gewählt, aber so bearbeitet, dafs die wichtigsten grammatischen und stilistischen Regeln dabei vielfach zur Einübung kommen. Da das Buch zunächst für die private Thätigkeit der Lernenden bestimmt ist, so sind den einzelnen Stücken sehr reichliche Anmerkungen beigegeben,

[1]) Vgl. meine Anzeige in der Berliner philol. Wochenschrift.

welche in manchen Fällen sich zu kleinen, aber vortrefflich geschriebenen Exkursen erweitern. Der Schüler hat zur Benutzung dieser Anmerkungen die lat. Grammatik von Ellendt-Seyffert, Madvig oder Schulz-Oberdick und die Stilistik von Berger nötig, auf die häufig bezug genommen wird; für den Lehrer werden auch noch andere Werke citiert. Die grofse Zahl der Anmerkungen macht das Durcharbeiten des Buches allerdings sehr mühsam, aber sie sollen eben solchen, welche sich in diesem Gegenstande selbst fördern wollen, den Lehrer ersetzen. Hiezu sind sie in der That ganz vorzüglich geeignet und können zu diesem Zwecke bestens empfohlen werden. In der neuen Auflage fügte der Verf., damit das Buch auch beim Klassenunterrichte leichter gebraucht werden kann, eine Anzahl von nur sehr spärlich mit Anmerkungen versehenen Stücken hinzu. Wünschenswert erscheint, dafs manchmal der deutsche Ausdruck nicht allzu sehr dem lateinischen angepafst werden möchte, z. B. S. 129 . . . wenn ich dächte, dafs mein Ruhm durch dieselben Grenzen eingeschränkt werden würde wie mein Leben. — Was soll man dazu sagen, dafs ein jeder nach dem Grade seiner Weisheit mit Gleichmut stirbt?

Paul Klaucke, die wichtigsten Regeln der lateinischen Stilistik und Synomymik für obere Gymnasialklassen. Berlin. W. Weber. 1884. gr. 8. VIII. u. 112 S. ℳ 1,25.

Der Stoff des ersten Teiles, der Stilistik, ist nach den Wortarten behandelt; den Schlufs desselben bilden Abschnitte über Satz- und Wortstellung. Der zweite Teil, Synonymik und Antibarbarus, ist alphabetisch geordnet. Auswahl und Darstellung sind im allgemeinen zweckentsprechend, so dafs das Buch mit Nutzen beim Unterricht gebraucht werden kann. Ein paar Bemerkungen mögen noch Platz finden, wenn auch der Verf. hervorhebt, er habe manches, was einem Beurteiler auffallen kann, absichtlich so gestaltet. S. 6 ist die Wendung ad summam perfectionem pervenire zu beanstanden, vgl. Nägelsbach-Müller lat. St. § 73, 2; der Behauptung: Antwort geben respondere (responsum dare vom Orakel oder von einem Juristen) S. 8 widersprechen Stellen wie Caes. b. g. I, 14. V. 58; Cic. in Verr. IV. § 85; Liv. II. 15; für ebenfalls, auch bei Angabe des nämlichen Prädikates von einem zweiten Begriffe wird S. 19 nur ipse quoque als eigentlich klassisch angeführt, während Cicero auch etiam ipse, ipse etiam, ipse gebraucht; S. 40 ist die Regel über denn nicht u. dgl. am Anfang eines Satzes zu eng gefafst, als könnte nur neque enim u. dgl. stehen; S. 41 sollte nicht behauptet sein, dafs unter vielem andern nur cum multa, tum . . . ohne alius heifse, da doch Cicero selbst de div. 1 § 16 nonne cum multa alia mirabilia, tum illud in primis . . . . sagt. Auch dadurch wird nämlich den Schülern die Sache in nicht zu billigender Weise erschwert, dafs man den Bereich dessen, was man in ihren Arbeiten als richtig anerkennt, durch solche Festsetzung des sogenannten klassischen Sprachgebrauches immer mehr einengt, ganz abgesehen davon, dafs derartige Regeln sachlich unhaltbar sind. S. 61 wird labor auf die abstrakte Bedeutung Thätigkeit, opus auf die konkrete: das dadurch entstandene Werk beschränkt; allein opus wird auch häufig in der abstrakten Bedeutung Thätigkeit gebraucht, z. B. Cic. de sen. § 29. Der Satz S. 41: Dignus erat vir, cui et mens melior et vita longior contigisset (vgl. Quint, X, 1, 115) ist als Beispiel nicht gut geeignet, weil der Schüler das Tempus im Nebensatze kaum sich wird erklären können.

Paul Klaucke, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im genauen Anschlufs an Lektüre und Grammatik für Untersekunda. 2. sehr veränderte Aufl. Berlin. W. Weber 1884 gr. 8 X. u. 357 S. ℳ 2, 60.

In den Übungsstücken dieses Buches sind von den Autoren Liv. praef., I. 1. 2. II. VIII. IX. 1—19, Caes. de b. g. VIII praef., de b. c. III. 73—112, Cic. Cat. m., Cic. parad. für Übersetzungsübungen bearbeitet; den Schlufs bildet ein gesonderter Abschnitt: Stilistische und synonymische Regeln für Untersekunda S. 203—253. Eine Verwendung der Autoren, wie sie hier durchgeführt ist, wird vielfach auf Widerspruch stofsen, schon deshalb, weil man das unvermeidliche Verwässern und Wiederkäuen des Inhaltes der Klassiker mifsbilligt, vgl. z. B. Kap. 12 Clölia; ferner wird man durch eine solche Einrichtung des Übungsbuches bei der Auswahl der Lektüre in Sekunda sehr beengt. Freilich ist der Verfasser der Ansicht, man könne das Buch gebrauchen, auch ohne die betr. Abschnitte aus den Autoren als Klassenlektüre zu wählen, wenn nur die Schüler selbst sie in Händen hätten, um daraus das Nötige zu entnehmen. Sieht man von solchen prinzipiellen Einwendungen ab, so mufs man anerkennen, dafs die Übungsstücke reichliche Gelegenheit zur Einübung der verschiedenen sprachlichen Erscheinungen bieten. Ein besonderer Vorzug ist die methodische Anlage des Buches, da die verschiedenen syntaktischen Fälle sowie die am Schlusse zusammengestellten stilistischen und synonymischen Regeln in systematischer Weise zur Einübung gebracht werden. S. 3 sollte es bei den erhaltenen Büchern des Livius nicht 20—45, sondern 21—45 heifsen, ferner sollte ebendort als Schlufs der ersten Dekade nicht das Ende des zweiten Samniterkrieges angegeben sein, da im 10. Buch noch der dritte Samniterkrieg bis 293 erzählt wird. S. 24 und 25 wird wiederholt Sempronius statt des Servilius genannt; auch wären undeutsche Satzbildungen zu vermeiden, z. B. S. 192: . . . in Dingen, an denen sie auch noch so reich sein mögen, sie werden immer nach mehr verlangen.

Dr. J. Hauler, Lateinische Stilübungen für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt und Ellendt-Seyffert. Wien. 1884. Alfr. Hölder. I. Abt. 3. Aufl. Text und Vorübungen. ℳ 2, 60. II. Abt. 2. Aufl. Text und Vorübungen ℳ 2, 40.

Die erste Abteilung enthält Übersetzungsstoff für die Sekunda, die zweite für die Prima unserer Gymnasien. Eine sehr beachtenswerte Eigentümlichkeit in der Anlage dieses Buches besteht darin, dafs unter dem Texte der Übungsstücke keinerlei erläuternde Anmerkungen stehen; nur über Periodisierung, Wort- und Satzstellung u. dgl. werden im Texte selbst durch vorher erklärte Zeichen Andeutungen gegeben. Anstatt der sonst üblichen Anmerkungen, ist jeder Abteilung ein Bändchen mit „Vorübungen“ beigegeben, welche abgesehen von Verweisungen auf die im Titel genannten Grammatiken einen vollständigen Kommentar über das aus der Stilistik, Synonymik etc. in den einzelnen Stücken Vorkommende in Beispielen und Regeln bieten. Die Durcharbeitung dieser Erläuterungen macht den Gebrauch eines Wörterbuches überflüssig; am Schlusse ist auch ein Register über die wichtigsten stilistischen Bemerkungen, Synonyma

und Phrasen beigegeben. Im allgemeinen kann eine derartige Einrichtung gegenüber dem sonst vorherrschenden Usus zweifellos nicht geringe methodische Vorteile haben; doch ist die Sache hier so durchgeführt, dafs dem Schüler eine weitgehendere Erleichterung seiner Arbeit zu teil wird, als nach den bei uns üblichen Anforderungen zulässig erscheint. So bieten bei No. 1 für den Satz: „Wenn man der Angabe Cäsars folgt, so scheint es, als ob er wider Willen in den Krieg mit den Helvetiern verwickelt worden wäre,“ die Vorübungen als Beispiele: a. Ich folge deiner Angabe te auctorem sequor; b. Es scheint, als ob wir in Krieg verwickelt werden bello implicari videmur; — für den Satz: „Obwohl diese (die Reden) auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch erheben, so pflegen sie um so treuer dem Charakter oder Stande des Redenden zu entsprechen“ bei No. 12, VIII: die Erzählung erhebt keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit noch bildet sie den Ton der Zeit nach, aber sie entspricht treu dem Stande des Redenden narratio fidem historiae sibi non adsumit neque prae se aetatis fert speciem, sed dignitati dicentis apte convenit. Bei dieser Einrichtung eignet sich das Buch weniger zum Gebrauch beim Unterrichte, als es den Lernenden zur selbständigen Fortbildung in diesem Gegenstande empfohlen werden kann. Hiezu ist es auch deshalb passend, weil in dem für die Sekunda bestimmten Teile eine systematische Wiederholung der Syntax durchgeführt ist. Manche Aufgaben schliefsen sich an die Klassikerlektüre an; am Schlusse sind auch einige Stücke aus deutschen Schriftstellern, wie Lessing, Schiller, aufgenommen.

München. Gerstenecker.

Rupert Schreiner, zur Würdigung der Trachiniai des Sophokles. Znaim 1885. 80 S. gr. 8. Im Kommissionsverlage von Pichler's Witwe u. Sohn in Wien.

Es gehört zu den sich forterbenden Vorurteilen, dafs die Trachinierinnen den anderen Stücken des Sophokles nicht gleichwertig seien. Die feine Tragik des Stückes, die allerdings verstanden sein will,*) die treffliche Ökonomie und die psychologische Entwicklung des Charakters der Deianira stellen dieses Drama höher als die Elektra und den Oedipus auf Kol. und den vier andern würdig zur Seite.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung hat das Verdienst, für den hohen Wert der Trachinierinnen mit voller Begeisterung eingetreten zu sein, und wenn wir auch nicht allen Ergebnissen seiner gedankenreichen Untersuchung beipflichten können, müssen wir doch den gutem Geschmack, der sich in der Ausführung offenbart, dem umfassenden Studium der Litteratur, vor allem aber der Wärme und liebevollen Hingabe, welche den Leser erquickt und mitfortreifst, unsere besondere Anerkennung zollen.

Schr. glaubt eine richtigere Beurteilung der Tragödie durch Feststellung des Grundgedankens anbahnen zu können. Diesen Grund-

*) Ich kann mich nicht enthalten, ein Citat des Verf. aus der Abhandlung von Conr. Schwenk über Soph. Antigone. Frankf. a. M. 1842 hier zu wiederholen: „Wie klein auch solche Schuld mit schwerer Verschuldung und mit Verbrechen verglichen erscheinen mag, im Sittlichen ist jede Schuld unberechenbar, wodurch eben die höchste tragische Erschütterung hervorgebracht wird; gerade von dieser Seite gehört die Tragödie Trachiniai zu den herrlichsten.“

gedanken findet er in V. 1173 τοῖς γὰρ θανοῦσι μόχθος οὐ προσγίγνεται, die den tieferen Sinn des Sellenorakels angebe, dafs der Tod das Ende der Mühen, der Eingang zu einem besseren Leben sei. Er bemerkt dazu: „nur bei solcher Aufstellung des Grundgedankens kann eine richtige und befriedigende Beurteilung unserer Tragödie erfolgen, und werden manche Eigentümlichkeiten und besondere Züge im Aufbaue und der Anlage des Ganzen einer verständigen und auch befriedigenden Lösung zugeführt werden, und erst dann wird die Handlungsweise der Hauptpersonen bedeutsam motiviert, werden ihre Charaktere vollkommen gerechtfertigt erscheinen; — so bildet der Orakelspruch den Ausgangs- und Schlufspunkt der Handlung unseres Dramas."

Man mufs zunächst das Letzte vollkommen zugestehen; denn das Orakel dient zur Einleitung der Handlung und die Einsicht, in welchem Sinne sich der dodonäische Spruch erfüllt habe, bildet den Schlufs. Man wird auch noch verschiedene andere Punkte der Ausführung mit grofsem Interesse lesen und doch vielleicht in betreff des Grundgedankens von der Ansicht des Verf. abweichen.

Die Untersuchungen über die Idee einer antiken Tragödie gelangen oft zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Das scheint seinen guten Grund zu haben. Aristoteles spricht viel von der Handlung eines Dramas und der Einheit der Handlung; aber von einer leitenden Idee weifs er nichts. Die alten Dichter scheinen also überhaupt sich einer Idee, um deren willen sie die Handlung schufen, nicht bewufst gewesen zu sein. Ihr Augenmerk war einzig und allein darauf gerichtet, eine interessante Handlung zu schaffen und eine tragische Wirkung der Handlung zu erzielen, unbekümmert um das fabula docet. Immerhin legten sie Geist (διάνοια) in die Handlung und wollten dem Zuschauer etwas bieten, was ihn aufkläre und erhebe; aber sie wollten nicht das Drama zur Illustration einer bestimmten Idee machen, und wenn sich eine solche Idee ergibt, so lag sie im Mythus vor und ist nicht erst in denselben hineingetragen worden, höchstens ist sie deshalb von den Dichtern aufgegriffen und herausgearbeitet worden, weil darin das bewegende Moment der Handlung und das Mittel einen dramatischen Konflikt zu gewinnen, gefunden wurde. Darum aber glauben wir auch, dafs nur insofern von dem Grundgedanken eines antiken Dramas die Rede sein darf, als sich daraus die anziehende und abstofsende Kraft für die Motive der handelnden Personen entwickelt. So ergibt sich bei der Antigone aus dem Gegensatz von staatsbürgerlicher und religiöser Pflicht eine leitende Idee; wer aber will etwa bei der Taurischen Iphigenie eine ähnliche Idee nachweisen?

Allerdings nun findet der Verf. in dem Orakelspruch von der λύσις μόχθων auch „das Movens der Handlung unseres Stückes". Können wir aber sagen, dafs darin der Konflikt beruhe und daraus die Katastrophe hervorgehe? Nein, unsere Tragödie ist eine Tragödie der Liebe, wie der Dichter im dritten Stasimon 821 ff. deutlich genug zu erkennen gibt. Das Orakel hat doch auf die Sendung der Jole und auf die dadurch entstehende Eifersucht der Deianira keinen bestimmenden Einflufs. Herakles würde aus Liebe zur Jole Oichalia erobert und die Geliebte nach Hause gesandt haben, wenn er auch von dem dodonäischen Spruche nichts gewufst hätte; und wieder handelt Deianira in ihrer Liebe zu Herakles und in dem Streben, sich dessen Liebe zu erhalten oder vielmehr wiederzugewinnen, ohne Rücksicht auf das Orakel. Die Tragik, dafs die Liebende durch ihre Liebe den Untergang des Geliebten herbeiführt, welche Tragik hier einen weit sittlicheren Hintergrund hat als im Hippolytus des Euripides, bringt zwar die Erfüllung der Prophezeiung mit sich, hängt aber in keiner Weise mit

derselben zusammen. Der Dichter hat dieselbe sehr geschickt zur Einleitung benützt; aber für die Handlung selbst kann man ihr nur einen nebensächlichen Einflufs zugestehen und zwar folgenden. Um die leidenschaftliche Befangenheit, welche zur Katastrophe führt, psychologisch erklärlicher zu machen, läfst der Dichter eine anderweitige Erregung vorausgehen. So redet sich Kreon in der Antigone infolge des falschen Verdachts, dafs politische Gegner und Aufrührer ihre Hand in Spiele haben, in solche Erbitterung hinein, dafs er für eine unbefangene Beurteilung der That der Antigone von vornherein den Gleichmut der Seele verloren hat. In den Trachinierinnen krankt das Gemüt der Deianira von Anfang an durch die beständige Angst um den geliebten Gemahl, so dafs die Erregungen von Freude und Enttäuschung, die auf sie einstürmen, um so leichter alle Ruhe der Überlegung und die schuldige Vorsicht rauben. Doch gestattet der Umstand, dafs die Angst durch die Weissagung des Orakels hervorgerufen ist, nicht, dem Orakel einen wesentlichen Einflufs auf die Handlung beizumessen. Bei Oedipus liegt in dem delphischen Spruch eine gewisse Verführung; denn hätte ihn Oedipus nicht vernommen, so würde er wieder nach Hause gegangen und aller Pein des Lebens entronnen sein; so aber erfüllt er den Spruch gerade dadurch, dafs er ihm entgehen will. Von einem ähnlichen Einflusse des Orakels könnte in den Trach. nur dann die Rede sein, wenn Deianira das verderbliche Gewand schickte, um das nach dem Orakel bedrohte Leben des Gemahls sicher zu stellen.

Wenn wir aber auch in bezug auf den Hauptpunkt dem V. entgegentreten müssen, so können wir doch nicht genug betonen, wie lesenswert die Abhandlung ist und wie über verschiedene Stellen neues Licht verbreitet wird. Denn Schr. behandelt alle Stellen, welche auf das Sellenorakel Bezug haben. Wir wollen hier nur weniges berühren. Die eigentliche Form des Orakels darf man sich nicht wohl so denken: „wenn du jene Zeit erlebst, wird dir die λύσις μόχθων zu teil werden;“ denn wenn Herakles die Zeit nicht erlebte, würde ihm ja die λύσις μόχθων früher zufallen; sondern so: „wenn du nach so und sovielen Jahren alle Mühsale überstanden hast, wirst du eine Erlösung von Qualen finden“. Der V. behandelt ausführlich den Widerspruch zwischen der Zahl der zwölf Jahre in V. 825 und der sonstigen Angabe von 15 bez. 12 Monaten. Man müfste seiner gründlichen Erörterung vollkommen beipflichten, wenn sich eine irgendwie ansprechende Änderung des Textes finden liefse. Die von ihm empfohlene Konjektur Schenkl's, nach der δωδεκάκις für δωδέκατος zu schreiben wäre, bringt einmal ein prosaisches Wort in den Text, zweitens könnte man δωδεκάκις nur mit ἐκφέροι, nicht mit τελεόμηνος verbinden. Ich sehe immer noch keine andere Lösung des Widerspruchs als die Annahme, dafs das Orakel nicht vor 15 Monaten, sondern vor zwölf Jahren gegeben war und bei dem letzten Auszug des Herakles die Erfüllung deshalb nahe erschien, weil von den zwölf Jahren nur noch 15 Monate übrig waren. Der V. kann freilich entgegnen: „woher wufste der Chor von diesem Inhalt des Orakels?“ und wir können ihm keine befriedigende Antwort geben. Indessen kann der Dichter ein den Zuschauern bekanntes Orakel im Auge gehabt haben und die griechischen Tragiker lassen ihre Personen manches sagen, was diese eigentlich nicht wissen können, wenn es nur den Zuschauern bekannt ist. Vergl. z. B. Aesch. Ag. 1445 f.

Besonders wertvoll und beachtenswert erscheint mir, was S. 47 ff. über den Schlufs des Stückes gesagt wird. Die Auffassung und Rechtfertigung der manchen anstöfsigen Szene scheint durchaus das Richtige getroffen zu haben.



Diejenigen, welche sich mit der Litteratur des Stückes noch wenig beschäftigt haben, werden auch deshalb die Abhandlung mit besonderem Nutzen lesen, weil ihnen eine sehr reichhaltige Litteratur vorgeführt wird. Ja manchmal dürfte des Guten sogar zu viel geschehen sein; denn Hypothesen wie die willkürliche und oberflächliche von W. Jordan verdienen nicht widerlegt zu werden.

München. Wecklein.

Josef Wagner, Zur Präparation von Platons ausgewählten Dialogen. Für den Schulgebrauch. I. Einleitung. Apologie. Kriton. Wien. 1886. Alf. Hölder. 80. S.

Das Buch soll, wie es in der Vorrede heifst, auf methodischem Wege dem Schüler eine gründliche Vorbereitung erleichtern, soll infolge dessen einen raschen und sicheren Betrieb der Schullektüre erzielen und ein vernünftiges Privatstudium ermöglichen. Die Einleitung enthält nur solche Mitteilungen, welche den Schüler auf den richtigen historischen und sachlichen Standpunkt versetzen, von wo aus er den geistigen Entwicklungsgang erkennt, in welchen Platos Schriften gehören und von wo er Zustände und Personen im rechten Lichte sehen und beurteilen kann. Die griechische Philosophie ist von Thales bis Sokrates in wünschenswerter Kürze behandelt; insbesondere ist das Leben und der Charakter des Sokrates und seines Schülers Plato dargestellt und zum sachlichen Verständnis der Apologie ein kleiner Exkurs über das attische Gerichtswesen angefügt. Bezüglich der Präparation resp. des Kommentars ist folgendes bemerkenswert: Die Disposition des Dialoges gibt Wagner durch Überschriften. Das erleichtert die Übersicht und erweckt im voraus das Interesse der Lesenden, indem in richtiger pädagogischer Weise das Ziel angedeutet wird, welches zunächst zu erreichen ist. Innerhalb dieser Strecke wird die Selbstthätigkeit der Schüler in nicht geringem Grade in anspruch genommen, und am Schlusse eines jeden Kapitels werden dieselben durch rekapitulierende Fragen veranlafst, das Gelesene inhaltlich zu überschauen, zu gruppieren und zu beurteilen. Diese Einrichtung zeigt den rechten pädagogischen Sinn des Verfassers, indem ihm schliefslich immer der geistige Gewinn für die Bildung angelegen ist. Nicht minder treffend hat Wagner in den sprachlichen und sachlichen Erläuterungen den echten Schulton angeschlagen, indem er das gelehrte und zerstreuende Beiwerk von Citaten, sprachlicher Kritik und anderen Digressionen wegläfst und die Aufmerksamkeit der Schüler auf den Gegenstand konzentriert. Der Kommentar erstrebt eine gründliche Erkenntnis der grammatisch-stilistischen Form und leitet vorzugsweise zu einem guten deutschen Ausdruck der Übersetzung an. Hier ist nicht mit dem Verf. zu rechten, was unnötig oder notwendig, was etwa fehlt oder selbstverständlich ist. Diese Erwägungen beruhen zumeist auf subjektiven Anschauungen und Verhältnissen der Lehrer und Schüler. In den Anmerkungen endlich sammelt der Verf. Zerstreutes über Stil und Grammatik in willkommener übersichtlicher Form, was der Einsicht in den Sprachgebrauch sehr förderlich ist. Das Buch ist besonders in pädagogisch-didaktischer Hinsicht den Gymnasiallehrern zu empfehlen.

Würzburg. Joh. Nusser.

Macaulay's ausgewählte Essays zur Geschichte der englischen Litteratur. Erklärt von Karl Bindel, Oberlehrer a. Realgymn. zu Schalka i. Westf. Drittes Bändchen: Life and Writings of Addison. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Mit Recht sagt der Herausgeber, es empfehle sich dieser Essay wegen der Herzlichkeit des Tones, die in ihm herrscht, und wegen seiner Beleuchtung der Zeitverhältnisse zur Lektüre. Statt die biographische Skizze über Macaulay aus dem ersten Hefte zu wiederholen, werden Briefe des Verfassers über diesen Essay als Einleitung vorausgeschickt. Da aber die Schüler wohl regelmäfsig nur einen Essay im Jahre lesen und demzufolge die anderen Bändchen auch nicht besitzen, so wird die biographische Skizze in der Schule sehr vermifst werden; die als Einleitung dienenden Briefe sind für die Schüler offenbar weniger notwendig. Dagegen sind die als Anhang gegebenen Stücke von grofsem Interesse; so der Brief Addison's an Bischof Hough, der § 32, p. 41 erwähnt wird und auf § 34, p. 47 Bezug hat; dann die Ode auf seine Errettung aus dem Seesturm, welche § 35, p. 48 erwähnt ist und auf welche eine Stelle in § 42, p. 58 hinweist etc. Die Anmerkungen geben zum Teil wünschenswerte Worterklärungen, zum gröfseren Teil aber skizzirte Aufklärungen über die im Essay vorkommenden Eigennamen. Diese Erläuterungen scheinen unumgänglich notwendig, und sind bei einer Lektüre in der Klasse von höchster Bedeutung, da sie sicher dem Schüler, und öfters auch dem Lehrer das zeitraubende Nachschlagen ersparen. So können wir diese Schulausgabe freudig begrüfsen und die ganze Arbeit nicht nur als eine sehr fleifsig durchgeführte, sondern auch als eine vorzüglich gelungene bezeichnen.

Lord Byron, Childe Harold's Pilgrimage. Erklärt von August Mommsen. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Bei der Besprechung der Herausgabe und Erklärung eines so grofsartigen Werkes, wie des hier vorliegenden, müssen wir uns in diesen Blättern natürlich darauf beschränken, nur auf Einrichtung und Anlage der Ausgabe hinzuweisen. Die Einleitung behandelt die Lebensgeschichte des grofsen Dichters und regt in beigedruckten Anmerkungen manche interessante Punkte an, wenn sie auch teilweise bis jetzt Hypothesen sind. Eingeflochten ist selbstverständlich die Entstehungszeit der verschiedenen Cantos des Childe Harold und der übrigen Gedichte. Die Beziehungen des Dichters zu seinem mystischen Freund Shelley und in wie weit C. III. vielfach von dessen Ideen durchdrungen ist, werden kurz angedeutet. Sodann wird der ganz veränderte Charakter der italienischen Periode gegen die frühere Schwermutspoesie entwickelt. Byron's Aufenthalt in Griechenland, wo er starb, wird fast zu kurz erwähnt. Bezüglich der Sprache wird auf die Verse, welche durch Alliteration, Vokalwechsel oder Gleichheit des Suffixes wirkungsvoll sind, hingewiesen und aufserdem werden die sonstigen Eigentümlichkeiten derselben genau besprochen. Die Strophe, deren sich Byron bedient hat, ist bekanntlich die Spenserstanze. Der nächstfolgende Abschnitt sucht klar zu legen, in wie weit des Dichters Schilderungen der Wirklichkeit entsprechen. Der hierauf in Betracht gezogene Plan weist mit Recht darauf hin, wie die Erwartungen des Lesers bezüglich des ausziehenden Ritters und der beiden Knappen in keiner Weise erfüllt werden. Ebenso falsch ist der Titel Pilgerfahrt. Aber bei dem Erscheinen des Werkes zeigte es sich bald, dafs das Publikum nicht

nach Regeln urteilt. Das Liebliche, das Erhabene, namentlich der Schmerz des Menschenlebens hat in Byron's Pilgerfahrt seinen vollen Ausdruck gefunden. Auch der Nationalismus des Dichters kann nicht unerwähnt bleiben. Was er den Hellenen ans Herz legte, was er bei den Bewohnern Italiens anregte, das ist Wirklichkeit geworden. — Die Anmerkungen zu den einzelnen Strophen — natürlich die weitaus schätzenswerteste Arbeit — sind teils sachlich, teils sprachlich. Letztere erklären besonders anfangs die häufig vorkommende alte Ausdrucksweise; auch grammatische Andeutungen fehlen nicht. Die sachlichen Erklärungen sind mit der gröfsten Genauigkeit gegeben. So zeigt demnach die ganze Ausgabe nicht allein eine äufserst fleifsige, sondern auch vollständig gründliche Bearbeitung.

München. Dr. Jos. Wallner.

H. Nissen, Italische Landeskunde. Erster Band: Land und Leute. Berlin, Weidmann. 1883. VIII u. 566 S.

„Wie Italien zur Römerzeit aussah, soll in diesem Handbuch beschrieben werden. Der erste Band versucht ein Gesamtbild des Landes zu entwerfen; der zweite wird die Städtekunde enthalten."

In diesen Worten hat der V. (S. 1) das Programm seines Werkes ausgesprochen. Der bis jetzt vorliegende erste Band enthält in der Hauptsache dasjenige, was man nach gewöhnlicher Terminologie als physikalische Landeskunde und Ethnographie bezeichnen würde.

In einem einleitenden Abschnitte „die Quellen" (S. 1—56) gibt Nissen eine Reihe von scharf und klar gezeichneten Charakterbildern aus der geographischen Litteratur der Vorzeit, worunter besonders die Charakteristiken von Herodot, Polybius, Strabo und Plinius hervorgehoben zu werden verdienen, weil in denselben der Wert dieser Autoren gegenüber mannigfacher Über- und Unterschätzung ins rechte Licht gerückt wird. Beachtenswert sind auch die Bemerkungen über die topographischen Falschmünzer der Renaissancezeit, besonders über Annio von Viterbo, „den Erklärer von Berosus, Xenophon, Fabius Pictor, Cato und anderen selbstverfertigten Schriftstellern, den Entdecker der fabelhaftesten Steinschriften" (S. 50). Ihnen gegenüber erscheint das Verdienst des deutschen Forschers Cluver, welcher in seiner auf sorgfältiger Autopsie beruhenden „Italia antiqua" (1624) jene Phantasmen eines schwindelnden Lokalpatriotismus zerstörte, erst in seiner vollen Bedeutung.

Das erste Kapitel „Name und Grenzen" (S. 57—87) beschreibt die allmälige Ausdehnung des Namens Italien von der brettischen Südwestspitze bis zu den Alpenzinnen und enthält dann im Anschlufs daran eine genaue Fixierung der antiken Nordgrenze Italiens.

Mit dem zweiten Kapitel „Das Meer" (S. 88—135) beginnt die Landesbeschreibung. Es werden zunächst die antiken Benennungen der einzelnen Meeresteile, welche die Halbinsel umspülen, sorgfältig geprüft und genau abgegrenzt, sodann aber die Beziehungen des Menschen zum Meere erörtert, wie sie sich in Fischerei und Schiffahrt äufsern. Für letztere sind damals die Meeresströmungen von Belang gewesen, deren Darstellung unter anderm auch zu den Fluktuationen in der sicilischen Meerenge führt, zu jenem 100 m hohen Gneifsfels mit zahmer Brandung und zu jenen Wasserwirbeln (refoli) im Hafen von Messina, welche beide der V. an der alten Tradition festhaltend und ohne die neuesten anderweitigen Lokalisierungsversuche zu berücksichtigen für die von Homer ins Märchenhafte umgestalteten Urbilder der Skylla und Charybdis erklärt.

Aus dem dritten Kapitel „Die Alpen“ (S. 136—173) heben wir die gründliche Untersuchung über den Namen Alpes hervor, sowie die ausführliche und anziehende Beschreibung der römischen Alpenstrafsen, womit der V. ein sehr dankenswertes Stück historischer Kulturgeographie geliefert hat. Die einleitenden Sätze zu § 2 über die Einteilung des Gebirges möchten wir jedoch einer künftigen Revision empfehlen.

Im vierten Kapitel „Das Poland“ (S. 174—214) finden sich aufser der sorgfältigen Schilderung der vielen Seen und Flüsse wichtige Beiträge zur historischen Geographie, da wo die natürlichen und künstlichen Metamorphosen der Landschaft beschrieben werden, die durch Anlegung von Kanälen und Deichen sowie durch Umgestaltung des Wassernetzes an den Pomündungen hervorgerufen worden sind.

Die nächsten vier Kapitel umfassen die Oro- und Hydrographie der eigentlichen Halbinsel unter folgenden Titeln: „Der Appennin, der Vulkanismus, die Appenninflüsse, die Inseln“ (S. 215—374).

Nach einer sorgfältigen litterargeschichtlichen Erörterung über den Namen „Appenninus“ — denn für diese Schreibweise entscheidet sich der V., nicht für das inschriftliche „Appeninus“ (J. L. I, 199) oder für das griechische 'Απέννινος — handelte es sich in dem Abschnitte über das Gebirge zunächst darum den Anfangspunkt desselben oder dessen Grenzpunkt gegen die Alpen festzustellen. Der V. fixiert ihn mit einer Linie von Savona über den (blofs 450 m hohen) Pafs Col d'Altare, ganz wie es in der Geographie von Guthe-Wagner (II, 173) geschieht. Auch in seiner Einteilung des ganzen Appenninengebirges, worin bekanntlich bis jetzt wenig Einigkeit herrschte, stimmt Nifsen im Wesentlichen mit der vortrefflichen Darstellung jenes Lehrbuches überein.

Indes bin ich beim Studien dieses Appeninnkapitels nicht ganz ohne Wünsche geblieben. Vor allem will es mir nicht zusagen, dafs der V. das Gebirge selbst und seine Flüsse, wie man aus den oben mitgeteilten Überschriften sieht, in seiner Beschreibung von einander getrennt hat, anstatt die letzteren als wichtige Faktoren der Bodenplastik gleich in die Gebirgsabschnitte, denen sie angehören, einzureihen und so einheitliche Terraingemälde zu schaffen. Diese Sonderung der oro- und hydrographischen Partieen erinnert etwas an die veraltete Methode geographischer Darstellung. Ferner wird es einem prüfenden Leser nicht entgehen, dafs die geologischen Bestandteile dieses Kapitels nicht auf der gleichen wissenschaftlichen Höhe stehen, wie die übrigen Partieen, nicht als ob der V. der geologischen Begründung geographischer Thatsachen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätte — in diesem Punkte geschieht in den neuesten geographischen Werken ohnehin häufig des Guten zu viel — aber seine geologischen Erörterungen entbehren zuweilen der notwendigen Klarheit und der Strenge in der Terminologie, ein Mangel, der an unserem Buche auch von fachkundiger Seite schon gerügt worden ist. Endlich verstehe ich nicht, warum der Verfasser, wie er S. 241 bemerkt, bei der Beschreibung des Appennin „darauf verzichten mufste, die Natur der Landschaft in kurzen Zügen anschaulich zu schildern,“ und warum er demgemäfs von den appenninischen Landschaften nur Umrifslinien, aber keine farbigen Vollbilder liefert und es hier fast ganz an jener malerischen Anschaulichkeit fehlen läfst, welche sonst seine Schilderungen auszeichnet und womit er gleich im nächsten Kapitel wiederum die vulkanischen Gebiete ausgestattet hat.

Die Appenninflüsse werden im 7. Kapitel sehr sorgfältig behandelt. Sogar von den kleinsten derselben ist der Umfang ihres Gebietes, sowie der mittlere Abflufs genau ermittelt, die gröfseren Flüsse, wie Arno

und Tiber, werden samt den Verzweigungen ihrer Nebengewässer bis ins Einzelnste kontroliert, und selbst wo die Beschreibung zum blofsen Verzeichnis herabsinken mufs, wie bei den kümmerlichen Wasseradern, die in einförmigem Parallelismus von dem Appenninenjoch zur Adria rinnen, hat der V. das Gerippe der hydrographischen Liste wenigstens mit vergleichenden Reflexionen umkleidet.

In dem Abschnitt über die Inseln beansprucht die auf den vortrefflichen Arbeiten des Albert de la Marmora beruhende sorgfältige Darstellung des sonst wenig bekannten und beachteten Sardiniens (S. 353—362) ein ganz besonderes Interesse. Übrigens hat sich die vom V. beliebte Einteilung des Stoffes, derzufolge die vulkanischen Regionen des Kontinentes und der Inseln im Zusammenhang behandelt werden, hier zu einer mifslichen Zersplitterung desselben ausgewachsen; die Einheit und Überschaulichkeit des Landschaftsbildes wird durch eine solche Absonderung bei der Schilderung Siciliens und der umliegenden Inseln in empfindlicher Weise gestört.

Mit besonderer Neugierde wird wohl jeder Geograph an die Lektüre des neunten Kapitels gehen, welches (S. 372—418) über „das Klima“ handelt, und mit grofser Befriedigung wird er wahrnehmen, wie gewandt sich der V. in diesem schwierigen Thema zu bewegen, wie klar er das verwirrende Detail zu gruppieren und wie allgemein verständlich er es zu erörtern versteht. Von den acht Paragraphen des Kapitels sei nur derjenige hervorgehoben, welcher die neuestens so viel behandelte Frage über klimatische Veränderungen in historischer Zeit bespricht. Der V. hat für deren Lösung meines Wissens zum erstenmale die Verschiedenheit der antiken und modernen Erntezeiten verwendet und das Resultat der ganzen Untersuchung zu dem Satze formuliert: „dafs das heutige Klima im Wesentlichen mit demjenigen des Altertums übereinstimmt, dafs aber auf der anderen Seite Abweichungen sich deutlich nachweisen lassen“ (S. 396).

Das zehnte Kapitel „die Vegetation“ (S. 418—465) gestaltet sich durch das dem V. eigene und jedem geographischen Schriftsteller so notwendige Talent für landschaftliche Schilderung zu einer Glanzpartie des Buches. In sachlicher Beziehung hat Nifsen die grundlegenden Forschungen Hehn's auf diesem Gebiete nicht blofs verwertet, sondern mit Hilfe einer ebenso ausgebreiteten wie gründlichen Kenntnis der alten Litteratur auch vielfach ergänzt und teilweise berichtigt.

Das elfte Kapitel „die Volksstämme“ (S. 468–558) enthält eine zumeist auf die erhaltenen Sprachreste gegründete Betrachtung über ethnographische Herkunft und geographische Verbreitung der zehn Völker Italiens. Neue Resultate werden begreiflicherweise nicht geboten, wohl aber die bisher gewonnenen Ergebnisse sorgfältig zusammengestellt und einer scharfsinnigen Prüfung unterzogen, wobei freilich die Darstellung in ihren linguistischen und historischen Teilen die methodischen Grenzen der Geographie meines Erachtens manchmal überschreitet. Denn, wie ich in meiner „historischen Landschaftskunde“ (S. 200) auszuführen versuchte, der Geograph darf mit der Völkerkunde sich nur von zwei Gesichtspunkten aus beschäftigen; erstens nämlich hinsichtlich der räumlichen Verteilung der Völker auf der Erdoberfläche, insofern diese Verteilung als Grundlage der räumlich abgegrenzten politischen Gebilde erscheint, in welche die Erdoberfläche zerfällt; und zweitens insoweit als die Völker der Erde einen Platz in der historischen Geosophie haben, wo es sich darum handelt, den Einflufs geographischer Verhältnisse auf Thatsachen und Zustände innerhalb der historischen Menschheit nachzuweisen. Auch dieser geo-

sophischen Aufgabe ist Nifsen in seiner Landeskunde gerecht geworden. Ich habe mir etliche zwanzig Stellen notiert wo diese Wechselbeziehungen zwischen Land und Leuten teils in ein paar Sätzen, teils in ausführlicher Diatribe erörtert werden. So wird (S. 256) sehr schön gezeigt, wie die Zerklüftung des vulkanischeu Bodens von Etrurien in das geschichtliche Leben bedeutsam eingegriffen und die Anlage von Städten ungemein befördert hat. Die Insel Sardinien wird (S. 353 ff), wie in geographischer so auch in geosophischer Hinsicht besonders eingehend berücksichtigt. Freilich ist der ganze Gegenstand nicht in erschöpfender Weise behandelt; aber der zweite Band, der ja die Grundlagen menschlicher Siedlung besprechen soll, wird wohl auch unsere geosophische Kenntnis Italiens mannigfach bereichern.

Ich habe das Werk Nissens gerade in diesen Blättern etwas eingehender besprochen, weil ich glaube, dafs es die Aufmerksamkeit meiner philologischen Kollegen in hohem Grade verdient. Diese werden demselben mannigfache Belehrung über Formen und Bedingungen altrömischen Lebens und zahlreiche Winke für das sachliche Verständnis der alten Autoren verdanken. Zugleich ist die Lektüre des Buches höchst genufsreich; denn es ist schön und geistvoll geschrieben. Der V. hat das Langweilige, diese schlimme Klippe der gelehrten Schriftstellerei, überall glücklich vermieden und es verstanden, auch das manchmal trockene Detail unter hohe Gesichtspunkte zu rücken und mit grofsen Gedanken zu beleben.

Landshut. J. Wimmer.

Dr. Max Wildermann, Gymnasial-Oberlehrer. Die Grundlehren der Elektrizität und ihre wichtigsten Anwendungen, für Gebildete aller Stände dargestellt. Freiburg i. B. Herdersche Buchhandlung.

In der Vorrede rechtfertigt der Verfasser das Erscheinen eines neuen Buches über Elektrizität mit der Wahrnehmung, dafs selbst ein grofser Teil unserer gebildeten Laienwelt immer noch eine mangelhafte Kenntnis der Grundgesetze der Elektrizität besitze, wie dies die verschiedenen internationalen elektrischen Ausstellungen zur Genüge bewiesen haben. Der V. hofft nun durch sein Buch, in dem er jede mathematische, den Laien abschreckende Behandlung des Stoffes fernhält, dagegen mehr als dies in anderen Werken bisher geschehen auf dem Wege der Anschauung durch graphische und figürliche Darstellung auf den Leser einwirkt, das Verständnis der Elektrizität und ihrer Anwendungen zu erleichtern. „Für den gebildeten Laien und nicht für den Fachmann ist das Buch geschrieben." Mit diesen Worten schliefst der V. seine Vorrede.

Wer in populärer Darstellung eine wissenschaftliche Disziplin dem Laien zum vollen Verständnis bringen will, der mufs dieselbe vollständig beherrschen und eine aufserordentliche Gewandtheit in der Art der Darstellung haben, das verrathen aber nicht alle Kapitel dieses Buches, wie ich zeigen will.

In § 5 wird die Theorie des Magnetismus besprochen und in einem Zahlenbeispiele gezeigt, wie sich durch Annahme der Molekularmagnete die Abnahme des Magnetismus von den Polen gegen die Mitte hin erklären läfst. Dieses Zahlenbeispiel würde sicher an Durchsichtigkeit mehr gewinnen, wenn gesagt würde, dafs die auf beiden Seiten eines fixirten Querschnittes gelegenen

entgegengesetzten Pole in ihrer Wirkung sich neutralisieren. So heifst es in genanntem § „gegen den Querschnitt b sind 9 molekulare Nordpole und 21 Südpole gerichtet, der Überschufs des Südmagnetismus ist nur noch 12". Auf der einen Seite des Querschnittes b sind aufser den 9 Nordpolen doch auch 9 Südpole und auf der anderen Seite aufser den 21 Südpolen doch auch 21 Nordpole. Nach Art obiger Darstellung könnte die Meinung Platz greifen, dafs bei den 9 Molekularmagneten auf der einen Seite die Südpole und bei der anderen Seite des Querschnittes die Nordpole gar keine Einwirkung besäfsen.

Ein grofser Irrtum findet sich in § 8 bei der Besprechung der Ladung eines Elektroskopes durch Influenz. Wenn der + elektrische Glasstab dem Knopfe des Elektroskopes genähert wird und das Elektroskop nach der bekannten Weise durch Influenz geladen wird, so mufs nach Entfernung der den Knopf berührenden Hand und dann des Glasstabes im Elektroskope — Elektrizität, aber nicht + Elektrizität, wie es in dem oben genannte § heifst, vorhanden sein.

Zum Verständnis der Reibungselektrisiermaschiene wäre es sicher zweckmäfsiger gewesen, wenn bei „Spannung" nicht blos der Blitzableiter, sondern auch die in den Saugarmen der Elektrisiermaschine sich befindlichen Spitzen angeführt worden wären. Das volle Verständis der Elektrisiermaschine erfordert überhaupt, dafs die Besprechung der Wirkung der Spitzen, wodurch auf dem Conductor die Elektrizität hervorgebracht wird, vorausgeht.

Bei Darlegung der Vorgänge in der offenen Voltaschen-Säule heifst es: „Bei der Berührung von Kupfer (Cu) und Zink (Zn) wird in Cu — E in Zn + E erregt, es scheiden sich also in den beiden Metallen die den erregten entgegengesetzten Elektrizitäten aus und zwar bewegt sich vom Cu aus + E an das obere, vom Zn aus — E an das untere Ende der Säule". Nimmt man nun an, dafs in jedem unelektrischen Körper + E und — E in gleicher Menge vorhanden seien, wozu uns andere elektrische Vorgänge zwingen, und baut die Säule auf in der Weise, dafs sich folgen Kupfer-Zinkplatte, Flüssigkeit, Kupfer-Zinkplatte, so mufs, da ja Cu durch Berührung mit Zn — und Zn + wird, der Strom vom Kupfer zum Zink, dann zur Flüssigkeit, dann zum Kupfer und schliefslich zum Zink gehen. Bei dieser Anordnung mufs aber der Zinkpol der + Pol sein. Es ist hier wohl ersichtlich, wie der V. S. 33 ganz richtig sagt, dafs der Strom in der Flüssigkeit vom Zink zum Kupfer geht, dafs aber an den Enden der Säule die Kupferplatte der + Pol ist, leuchtet erst dann ein, wenn man bemerkt, dafs an den beiden Endplattenpaaren die äufsersten Platten weggelassen sind. Denn nur auf diese Weise wird dann die Zinkplatte zum — Pole und die Kupferplatte zum + Pole.

Bei der Versinnlichung des Vorganges in der geschlossenen Säule läfst der V. in Fig. 16 das + Atom im Kupferstabe und das — Atom im Zinkstabe emporwandern; verwahrt sich aber gleich in einer Anmerkung, dafs man dieses nicht so denken dürfe. Warum etwas aufstellen, dessen Richtigkeit nachher negiert werden mufs. Nachdem doch früher das Wort „Fluidum" gebraucht worden ist, hätte man es beibehalten können.

Im § 15 tritt zuerst der Begriff Stromstärke auf, ohne dafs er näher definirt wird. Wenn das Buch auch nur für den gebildeten Laien geschrieben ist, darf man ihm doch die Definition dieses so wichtigen Begriffes nicht vorenthalten. In § 23 wird zwar gesagt, dafs beim Durchgange grofser Elektrizitätsmengen das Voltameter ein vortreffliches Instrument zur Bestimmung der Stromstärke sei, woraus wohl der Leser — aber nur

ein aufmerksamer — die Folgerung ziehen kann, dafs es sich etwa um die durchgegangene Elektrizität handle.

Dafs man zu den Spiegelgalvanometern auch diejenigen zählt, bei welchen der Boden der Boussole mit einem Spiegel belegt ist, ist mir wenigstens neu.

In § 38 soll das Vorhandensein des Extrastromes durch seine physiologische Wirkung konstatirt werden. Dieses ist aber doch nur möglich, wenn die Spirale und der menschliche Körper eine geschlossene Leitung bilden, bei welcher der menschliche Körper gewissermafsen die Rolle des Galvanometers übernimmt. Dieses ist aber nach Anordnung, wie sie Fig. 47. und die dazu gehörende Erläuterung gibt, nicht der Fall. Nach der Erklärung des Extrastromes, wie solche in § 38 gegeben ist, könnte man meinen, die Erregung des Extrastromes finde nur bei Abwesenheit der Nebenspirale statt. Dann hätte man in den Funkeninduktoren keinen Kondensator notwendig.

Einer sehr sorgfältigen Behandlung erfreuten sich die Generatoren der Neuzeit, die dynamoelektrischen Maschinen. Hier findet man auch eine reiche Fülle von Figuren, indem Repräsentanten aller bedeutenderen Systeme aufgenommen sind. Wer hier die verschiedenen Stromläufe und deren Wirkungsweise verfolgt hat, wird mit Leichtigkeit jede andere derartige Maschine beurteilen können. Dasselbe mufs von dem Kapitel „elektrische Beleuchtung“ gesagt werden. Ebenso ist auch das Kapitel über Telephonie sehr eingehend und fafslich behandelt. Man findet hier sozusagen, die ganze Entwicklungsgeschichte dieses jüngsten Zweiges der Anwendung der Elektrizität.

Das ganze Buch, welches von der Verlagshandlung mit allen Mitteln der modernen Typographie und Xylographie hergestellt ist, umfasst 485 Seiten und enthält 263 Figuren.

Freising. **Heel.**

J. Frohschammer, Professor der Philosophie in München, Über die Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung. München, A. Ackermanns Nachfolger. 1885. 461 S.

Wir haben an dieser Stelle nicht ein Urteil abzugeben über das philosophische System des V. und die darauf fufsenden Theorien über Recht, Sittlichkeit, Staat, Kirche und soziales Leben, welche in den beiden ersten Büchern dieses Werkes entwickelt sind; doch dürfen wir anerkennen, dafs vielfach die Betrachtung wohl geeignet ist, das Urteil zu klären, indem die bedeutenden Gesichtspunkte gut herausgehoben sind, so in dem Abschnitt über die Todesstrafe S. 107 ff., über die historische Entwicklung der modernen Gesellschaft S. 158 ff, über den Staatssocialismus S. 191 ff; andererseits gelangt die häufig wiederkehrende Polemik gegen die Glaubenslehre und Ordnung der Kirche nicht immer zur richtigen Würdigung der im menschlichen Wesen begründeten Bedeutung und des historischen Rechtes derselben. Das dritte Buch S. 303—461 handelt von der Erziehung; auf der Schule beruht ja unsere Hoffnung des Fortschritts der menschlichen Kultur und die richtige Bildung des Herzens und Geistes des heranwachsenden Geschlechts allein kann eine friedliche Lösung der schwierigen sozialen Probleme ermöglichen. Die hier gegebene

die Islands, der Tundra, Oberitaliens, des Vesuvs einzuverleiben; wir glauben, der Schüler fände an denselben mehr Geschmack.

Das Wissen der Gegenwart. XLIX. Band. Rufsland, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, geschildert von Friedr. Mayer von Walden. Leipzig und Prag, Freytag und Tempsky. 1886. In dieser zweiten Abteilung behandelt der Verfasser in drei Abschnitten die Staatsverwaltung und Landesverteidigung, Kirche und Geistlichkeit, die Nation und ihre Stände. Beigegeben sind 48 hübsche Illustrationen. Besonderes Interesse dem Leser abzugewinnen, ist namentlich der letzte Abschnitt geeignet, in dem der Verfasser den Landedelmann, Kaufmann und Bauer in durchaus gelungenen Typen vorführt. Nicht minder empfiehlt sich die Schilderung der Klöster und ihrer Insassen durch die Lebhaftigkeit der Darstellung. Für die Leser dieser Hefte dürfte angesichts der pekuniären Wertschätzung, die der Lehrerstand bei uns geniefst, interessant sein, was auf S. 72 mitgeteilt wird. Es heifst da: „Das Lehrfach haben die russischen Gesetzgeber stets als einen ebenso angreifenden wie nutzbringenden Beruf angesehen und demgemäfs die Dienstzeit der Lehrenden aller Kategorien auf 25 Jahre beschränkt, nach welchem Zeitraum sie ihren ganzen Gehalt als Pension beziehen. Dienen sie weiter, so erhalten sie alle 5 Jahre eine Zulage 25 % des früheren Bezugs. Nach 20jähriger Thätigkeit im Lehrfach, 25jähriger in allen übrigen Zweigen des Staatsdienstes kann der Beamte seinen Abschied nehmen und erhält die Hälfte der festgesetzten Pension, stirbt der Beamte, welcher seinen Ruhegehalt verdient hat, so bekommt dessen Wittwe die Hälfte der Pension bis zu ihrem Tode. Hat er Kinder hinterlassen, so beziehen diese die andere Hälfte bis zur Volljährigkeit des Jüngsten." Wem wässert da nicht der Mund nach solchen „russischen Zuständen?"

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. A. Spengel, Gymn.-Prof. am Maxgymnasium in München z. Studienrekt. in Passau; Jos. Huber, Stdl. in Passau z. Gymn.-Prof. daselbst; Dr. Heinr. Ortner, Assistent am Wilhelmsgymnasium in München z. Stdl. in Dillingen; Dr. Georg Hüttner, Assist. in Windsbach z. Stdl. in Ansbach.

Versetzt: Mich. Burger Gymn.-Prof. von Passau an das Maxgymnasium nach München; Seb. Rohrer Stdl. von Dillingen nach Passau; Dr. Joh. Haufsleiter Stdl. von Nördlingen nach Erlangen.

Quiesziert: Christ. Fritz Stdl. in Ansbach für immer; Phil. Sieber Stdl. in Edenkoben auf ein Jahr.

Druck von H. Kutzner in München.

Druck von H. Kutzner in München.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

7. u. 8. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Durch ein unliebsames Versehen wurde das fünfte Heft nicht als Doppelheft bezeichnet.

Inhalt des VII. u. VIII. Heftes.

In Vereinssachen möge man sich an den derzeitigen Vorstand Einhauser, Prof. am Max-Gymnasium (Quaistr. 1/1) oder an den Stellvertreter des Vorstandes Gerstenecker, Prof. am Ludwigs-Gymn. (Helsstr. 10/2) oder an den Kassier Nicklas, Studienl. am Wilh.-Gymn. (Hildegardstr. 1a 3) wenden, in allen Redaktionsangelegenheiten an den Redakteur Roemer, Prof. am Ludwigs-Gymn. (Helsstr. 14 3.

In diesem Hefte sind 2 Beilagen enthalten:

Von Gebr. Henninger in Heilbronn.

Aufruf zur Begründung eines „Deutschen Einheitsschulvereins".

Ludwig I.

König von Bayern

in

seinen Briefen

an

Philipp von Lichtenthaler.

Zum

hundertjährigen Gedächtnistage

König Ludwig I.

verfafst von

Joh. Gerstenecker.

„Klassische Bildung thut Noth.“

König Ludwig I. in einem Briefe vom 22. Mai 1813.

Der 25. August dieses Jahres ist für Bayern einer der bedeutungsvollsten Gedenktage aus der neueren Zeit: an diesem Tage wurde vor 100 Jahren König Ludwig I. in Strafsburg geboren. Was Ludwig I. seinem Lande gewesen, ist auch nach seinem Hinscheiden jederzeit in lebendiger Erinnerung geblieben; daher zeigt sich allenthalben in unserem Vaterlande der Fürst und Volk ehrende Wunsch, bei solchem Anlasse der dankbaren Gesinnung gegen den nie vergessenen und unvergefslichen König auch Ausdruck zu verleihen und so Zeugnis davon zu geben, dafs ein edler Fürst in den Herzen eines treuen Volkes ein Denkmal sich errichtet dauernder als Erz. Auch an dieser Stelle können wir den Gedächtnistag Ludwig I. nicht vorübergehen lassen, ohne des Königs, dessen hochsinniges Wirken durch grofsmütigste Förderung von Kunst und Wissenschaft Unvergängliches für das gesamte geistige Leben seines Volkes leistete, in dankbarer Erinnerung zu gedenken und dem erhabenen Pfleger alles Idealen unsere Huldigung darzubringen.

Es war mir durch die Güte der Frau Rektor Linsmayer, welcher ich auch an dieser Stelle den wärmsten Dank ausspreche, gestattet die an ihren Vater Philipp von Lichtenthaler gerichteten Briefe Ludwigs zu benützen. Lichtenthaler war seit 1808 Gymnasialprofessor in Bamberg; wegen seiner ausgezeichneten Lehrgabe wurde er 1811 auf Anregung des damaligen k. Oberstudienrates von Niethammer, welcher bei einer In-

spektion auf den ihm persönlich nicht bekannten Professor aufmerksam gemacht worden war und seinem Unterrichte beiwohnte, als Professor der Oberklasse an das Gymnasium in München berufen. In diese Zeit fällt sein erstes durch Niethammer veranlafstes Bekanntwerden mit dem Kronprinzen Ludwig, der damals mit ihm seine griechischen Studien zu betreiben anfing.

Als Ludwig seine Residenz in Würzburg nahm, wurde Lichtenthaler 1815 als Hofbibliothekar des Kronprinzen dorthin berufen; später zog ihn der Kronprinz auch bei der Erziehung und beim Unterrichte seiner älteren Kinder in besonders vertrauensvoller Weise bei. Nach Ludwigs Thronbesteigung kam Lichtenthaler wieder nach München und wurde nach Scherers Abgang Direktor der Hof- und Staatsbibliothek; in dieser Stellung wurde er von König Max II. durch Ernennung zum Geheimrat ausgezeichnet. Ein Nekrolog in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 30. Januar 1858 rühmt an Lichtenthaler Geradheit und Offenheit des Charakters, Tiefe des Gemütes, Schärfe des Verstandes, umfassendes Wissen; zugleich wird seine Liebenswürdigkeit im Umgang, sein frischer Humor und treffender Witz hervorgehoben. Lichtenthaler mufs in der That nach Charakter und Begabung ein hervorragender Mann gewesen sein, da ein so scharfer Beurteiler der Menschen wie König Ludwig ihn aufserordentlich hochschätzte, auf sein Urteil grofsen Wert legte, vor allem aber in seine Ergebenheit und Treue stets ein unbegrenztes Vertrauen setzte.

Die vorliegenden Briefe beziehen sich meist auf persönliche Angelegenheiten Ludwigs. Schon aus diesem Grunde kann natürlich an eine eigentliche Charakteristik nach den mafsgebenden grofsen Gesichtspunkten, von denen aus allein das Wollen und Wirken eines Regenten zu würdigen ist, hier nicht gedacht werden. Eine solche Aufgabe wirklich zu lösen läfst sich ja überhaupt erst versuchen, wenn einstens der höchst umfangreiche von König Ludwig selbst geordnete schriftliche Nachlafs, welcher nach ausdrücklicher testamentarischer Verfügung 25, beziehungsw. 50 Jahre lang von des Königs Hingang an im Hausarchiv unter Siegel verwahrt werden mufs, der Forschung sich eröffnet. Übrigens haben Äufserungen in Schriftstücken, bei denen der Gedanke an die Öffentlichkeit durchaus ferne lag, auch wenn sie sich nicht gerade auf die grofsen völkerbewegenden Dinge beziehen, immer einen eigentümlichen Wert. Die eigentliche Persönlichkeit scheint uns da oft gleichsam menschlich näher zu rücken, uns beinahe wie im unmittelbaren Verkehre fafslich entgegenzutreten; und schliefslich waltet ja die nämliche Eigenart des bedeutend ange-

legten Geistes im Kleinen wie im Grofsen. So können Mitteilungen aus diesen bisher noch nicht benützten Briefen — es liegen mir über 80 Schreiben Ludwigs aus den Jahren 1812 bis 1835 vor — uns vielleicht manche Seite der Persönlichkeit des so reich und tief veranlagten Fürsten anschaulich und so zu sagen in urkundlicher Weise vergegenwärtigen.

Die einzelnen Stellen werden in der ursprünglichen Fassung mit Beibehaltung der eigentümlichen Schreibweise und Interpunktion wiedergegeben; gesperrt gedruckte Worte sind im Originale unterstrichen. Die wenigen hier eingesetzten Ergänzungen werden durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Offenbar mufsten die Briefe häufig mit grofser Eile geschrieben werden.

Selbständigkeit erscheint bei Ludwig auch in der Verwaltung seiner umfangreichen persönlichen Angelegenheiten als ein sein ganzes Wesen beherrschender Zug. Alles, was zu geschehen hat, wird bestimmt angeordnet; häufig zerfallen die Briefe in eine lange, mit Nummern versehene Reihe von Punkten — nicht selten sind es 10 bis 20 — in welchen über die Erledigung einzelner Dinge, über abzufassende Schreiben, auch über das Formelle der letzteren, genaue Weisungen gegeben werden. Ohne seine Verfügung darf nichts vorgenommen werden; so schliefst ein Brief vom 6. März 1817 aus München:

„Wie lange brauchen Sie meine Büchersammlung auszupacken u. aufzustellen? Giebt es schon einen geeigneten Ort dazu in der Residenz? Antworten Sie mir, aber thun Sie nichts bis dafs Ihnen nicht die Weisung dazu wird von Ihrem Ihnen sehr gewogenen

Ludwig Kronprinz."

Um selbständig nach eigenem Urteil die Entscheidung treffen zu können, arbeitete Ludwig mit einer bewunderungswürdigen Unermüdlichkeit alles selbst durch. Die allzu stark anwachsende Fülle der Geschäfte veranlafst wohl auch einmal eine klagende Bemerkung; so heifst es in einem Briefe von München am 23. Jänner 1819:

„Ihre Briefe vom 12ten u. 16ten dieses nebst allem dem in ihnen angezeigten habe ich das Vergnügen gehabt zu empfangen. Nirgend werde ich so mit Briefen u. Paketen

heimgesucht wie in München; es giebt demnach wiederum neue Antworten zu schreiben, doch zuvor will ich sie Ihren Anfragen ertheilen."

Ein Brief vom 30. Nov. 1818 aus München schliefst beim 16. Punkt mit den Worten:

„Heute gab's doch genug? von Ihrem Ihnen recht geneigten

Ludwig Kronprinz."

Nachträglich folgt aber hierauf noch ein 17. Punkt.

Bei einer so ausgedehnten, das Kleinste wie das Gröfste umfassenden Thätigkeit war natürlich Vermeidung aller unnötigen Umschweife, Kürze und Bündigkeit Bedürfnis; daher schätzte Ludwig Klarheit und Bündigkeit auch an anderen sehr hoch, wie er z. B. aus München am 26. Februar 1817 schreibt:

„Mit Lichtenthalers gewohnter Deutlichkeit wünschet aller Fragen Beantwortung und Herodots 3 erste Bücher enthaltenden Band der Ihnen vielgeneigte

Ludwig Kronprinz."

Rastlose Thätigkeit zeigte Ludwig auch in seinen eigenen auf die verschiedenartigsten Gebiete sich erstreckenden Studien. Die Lehrjahre galten ihm niemals als abgeschlossen, und die schönen Worte des grofsen athenischen Weisen und Staatsmannes: γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος hätte er mit voller Wahrheit von sich gebrauchen können. Mit besonderem Interesse verfolgt man in den vorliegenden Briefen mancherlei Mitteilungen Ludwigs über seine griechischen Studien, welchen er mit staunenswerter Ausdauer treu blieb, auch wenn veränderte Verhältnisse die höchsten Anforderungen an seine Kräfte stellten. Hier macht sich die Gründlichkeit seines ganzen Wesens sehr entschieden geltend, welche in keinem Lebensalter die oft peinliche Mühe des wahren Lernens scheut. Die folgenden drei Briefe beziehen sich auf diese Studien. Ludwig, welcher bald nach seiner am 12. Okt. 1810 erfolgten Vermählung mit Therese, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, zum Gouverneur des Inn- und Salzachkreises ernannt worden war, residierte damals abwechselnd in Innsbruck und Salzburg. Eine Bemerkung im ersten Briefe zeigt, dafs derselbe auch zu jener Zeit sich angelegentlich mit der Verwirklichung

seiner Pläne bezüglich der Walhalla beschäftigte. In wahrhaft grofsartiger Denkungsweise hatte er bekanntlich gerade zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands während seines Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1807 den Entschlufs gefafst, durch Erbauung eines der Verherrlichung deutscher Gröfse geweihten Ehrentempels für die Neubelebung deutschen Geistes und deutschen Sinnes zu wirken. Dafs der bayerische Kronprinz ohne Rücksicht auf Napoleons gefahrdrohenden Zorn seine deutsche Gesinnung bei den verschiedensten Gelegenheiten mit kühnster Offenheit zum Ausdrucke brachte, mifsbilligte König Max I. aus politischen Gründen. Nach Heigel (Ludwig I., König von Bayern S. 33) begab sich Graf Mercy einmal auf Wunsch des Königs nach Innsbruck, um vom Prinzen das Versprechen zu erwirken sich in seinen Äufserungen zu mäfsigen. Neue heftige Auslassungen des Prinzen gegen Napoleon — so erzählt Heigel S. 35 — nötigten den königlichen Vater, im Juli (1813) den Minister Montgelas nach Salzburg zu entsenden, um dem künftigen Thronfolger wiederholt Vorstellungen wegen seines unvorsichtigen Verhaltens zu machen. Die beiden letzten der folgenden Briefe sind auch wegen einiger Stellen interessant, welche sich offenbar auf diese Verhältnisse beziehen.

Innsbruck 8 Nov 1812.

„An des Arbeitstisches Stelle wo ich mit ihnen täglich stand, Griechisches Heft meine Unterlage, schreibe ich gestern das Vergnügen ihres Briefes Empfang gehabt zu haben, s e h r g e s c h ä t z t e r Herr Professor. Nachdem ich im Neuen-Testament gelesen, Hellenische Zeitwörter schreiben täglich mein erstes Geschäfte seit ihrer zu frühe gewordenen Abwesenheit. Keine Ausnahme, bisherigen November, dafs nicht aus blauem Himmel Sonne leuchte. Vorigen Montag nach Ober-Schönberg gehend habe mich eine Post Italien genähert. Warum nicht vergönnet dafs auch der Körper schnell sich versetze wie die Gedanken! Mit nächster Post wünsche ich ihre Meinung zu erfahren: ob in hundert ausgezeichneter Teutschen, aller Zeiten, eine Stelle Pestalozzi gebühre, ihr ja od. nein entschieden oder noch nicht es ist? Und Schellings Urtheil?

Mit den Gesinnungen die sie mir für sie kennen sehr geneigter

Ludwig Kronprinz.“

Innsbruck 21 April 1813.

„Da ich vorhatte diese Tage des Georgenfestes in München zuzubringen dem Willen S. M. dem Könige gemäfs aber hier zu bleiben habe, kann ich ihnen demnach nicht sagen dafs mir das Vergnügen geworden ist das Blatt Griechischer Grammatik zu empfangen noch mündlich fragen ob des unter andern daselbst angegebenen Wortes τρεπω future u. aoriste im Medium ich richtig geschrieben.“

Die folgende halbe Seite füllt die Abbeugung des genannten Verbums in den verschiedenen Modi jener zwei Tempora; hierauf folgt der Schlufs des Briefes:

„Ich bin sehr mit der Sprache der Hellenen beschäftiget, u. ich leugne es nicht dafs Herodot schriftlich zu übersetzen den ich zuvor selbst in seiner Ursprache nie gelesen, nicht immer sonder viel Mühe geschiehet. Mit den Gesinnungen die sie mir für sie kennen ihnen sehr geneigter

Ludwig Kronprinz.“

Innsbruck 22 May 1813.

„Mit Vergnügen hatte ich ihren Brief mit beigefügtem Griechisch empfangen und bedauerte schon damals jenes sie zu sehen entbehren zu müssen. Auf S. M. des Königs Geburtsfest wollte ich nach München, obgleich ich davon nicht geschrieben, so dieser vorbeugend mir. Durch Grafen Pocci der einige Tage in der Hauptstadt zubringen wird schreiben sie mir, umständlich, offen, wie die Oeffentliche-Stimmung, u. in Ansehung meiner ist, überhaupt alles was mir merkwürdig kann sein, ausführlichst u. aufrichtigst, in Grf. Pocci's Händen ist der Brief treuer Ueberlieferung sicher. Noch in diesem Monate ziehen wir nach Salzburg. Wie auch gespannter Erwartung voll die Zeit beschäftige ich mich doch in ihr eifrig mit dem Griechischen. Klassische Bildung thut Noth. Des Herrn Professors sehr wohlgeneigter

Ludwig Kronprinz.“

Briefe aus späteren Jahren geben Zeugnis von der beharrlichen Fortsetzung dieser Studien, so folgende Äufserung in einem Briefe aus München vom 30. Jänner 1817, die zugleich zeigt, in

welch gründlicher Weise Ludwig für seine Reisen sich vorzubereiten pflegte. Er unternahm nämlich im Herbste 1817 eine gröfsere Reise nach Italien und Sizilien; am Anfang des Jahres war er an einer schweren Lungenentzündung krank gewesen:

„Täglich nehmen meine Kräfte <zu>, und täglich lese ich wieder freylich nur wenig noch Griechisch und Latein; erwarte den von Σικελια handelnden Teil des Διοδορου der ich verbleibe Ihr Ihnen vielgeneigter

Ludwig Kronprinz."

Zeitweise können wir den fürstlichen Leser des ehrwürdigen Vaters der Geschichte förmlich bei der Arbeit belauschen und uns davon überzeugen, dafs er sich die Sache nicht leicht macht, nicht etwa nur rasch den Text durchfliegt. Ein Brief aus Nymphenburg vom 2. Juni 1819 schliefst folgendermafsen:

„Ohngeachtet der langen Reichsrathssitzungen fahre ich mit schriftlichen Uebers. Εροδ. fort u. mit Latein Lesen, dieses meistens auf der Strafse von hier nach München im Wagen. Was heifst am Schlufse des 152 Capit. der Melpomene im Εροδ. φιλιαι συνεκρήθεσαν?

Ihr sehr gewogener
Ludwig Kronprinz."

Selbständigkeit des Geistes, das Bestreben durch eigenes Denken die Dinge zu ergründen macht sich bei Ludwig auch hier stets geltend. Bei Schwierigkeiten sucht er sich die Lösung zuerst selbst durch wiederholtes Durchgehen der Sache zu erarbeiten; er liebt es nicht sofort fremde Beihilfe in Anspruch zu nehmen. So wird ihm dann auch die schöne Freude beschieden, welche beim Gelingen solcher Arbeit alle Mühe aufwiegt. Die folgenden Stellen sind Briefen aus Bad Brückenau entnommen; zunächst heifst es unterm 18. Juli 1819:

„Ihre Briefe vom 11ten 13ten u. 16ten dieses habe ich bekommen. Aufser das Wort εξαπολωλασι (wo mich das ω irre machte, denn das in dem nehmlichen § mit ο geschriebene fand ich gleich) traff ich ohne Ihre Erklärung zu gebrauchen die übrigen befragten. Was aber Εροδ. unter άλος verstehet in seinen 70^{ger} u. 80^{ger} §§ in welchen es oft vorkömmt ver-

mogte mir Schneiders Wörterbuch keine Auskunft zu geben; ἁλς das Meer kann es da nicht heifsen. Gestern als ich mich hinsetzte, etwas Migräne habend, um im Ερoδoτoς schriftlich zu übersetzen, verging mir das Uebel schneller."

Die Stelle mit ἐξαπολώλασι findet sich Her. IV 173, die bald darauf vorkommende Form heifst ἐξαπολομένων; bei ἅλς sind besonders die §§ 181—188 gemeint.

Am 19. Juli schreibt Ludwig:

„Nicht wahr ἁλος κολωνος heifst Salz-Hügel (Berg). Ich hab's.

Lichtenthalers

sehr geneigter

Ludwig Kronprinz."

Eine andere gleichfalls bezeichnende Stelle eines Briefes aus Brückenau vom 26. Juli 1819 bezieht sich auf einen von Libyens Tierwelt handelnden Abschnitt Herodots, bei welchem die Bestimmung der einzelnen Tiergattungen eine schwierige Sache ist:

„In der Melp. Ερoδ. 192 § δικτυες? u. θῶες? was sind das für wilde Thiere? was heifst εγενόμεθα? des § 192 erstes Wort Μαξύων Bey meinem zweytvornehmenden Uebers. werde ich darüber nachdenken, finde ich es nicht selbst, lieb es in Ihrem Briefe zu finden. Meines Lichtenthalers

sehr geneigter

Ludwig Kronprinz."

Ähnliche Herodot betreffende Anfragen finden sich in diesen Briefen noch vielfach. Ludwigs Vorliebe für die klassischen Sprachen und sein besonders eifriges Studium des Herodot lassen noch folgende Äufserungen erkennen, von denen die erste einem Briefe aus Palermo vom 16. Jänner 1824, die zweite einem solchen aus Colombella, einer Villa bei Perugia, vom 22. Mai 1826 entnommen ist; der letztere wurde sieben Monate nach Ludwigs Regierungsantritt geschrieben.

„Von dem Paradiefs in dem ich mich befinde, keine Sylbe jetzt, wo könnte ich aufhören; dieses aber: dafs dennoch nicht viele Tage verfliefsen an denen ich nicht wenig-

stens Griechisch oder Latein gelesen habe; dafs ersteres viel fleifsiger von mir betrieben wird brauche ich Lichtenthalern nicht zu sagen dem ich wünsche dafs er sich so wohl befinden möge wie sein ihm

sehr gewogener
Ludwig Kronprinz."

„Die jetzt geniefsende, in jeder Beziehung mir wohlthätige, Mufse benütze ich auch, Lichtenthaler, mit Uebersetzung Herodot's fortzufahren, wie es als Kronprinz that der Ihnen wohlgewogene

Ludwig."

Während seines Aufenthaltes in Rom im Jahre 1818 fafste Ludwig den Entschlufs auch nach Griechenland zu gehen, dessen Ausführung jedoch damals unterbleiben mufste, und beschäftigte sich deshalb sogleich mit dem Studium der Landessprache, wie aus einer Stelle in einem Briefe aus Rom vom 28. Februar 1818 hervorgeht:

„Da ich nach Hellas wallen werde, lerne ich Neugriechisch (das alte für mich aber übend). Die meisten Worte sind gleich, in den Zeitwörtern grofse Verschiedenheit mit dem weit reicheren u. schöneren Altgriechischen, die Aussprache dieses und jenes in eines Griechen Mund gleich, sehr abweichend von der in Teutschland üblichen. Καλη ήμερε

Ludwig."

Ludwigs hellenisierende Richtung fand als Einseitigkeit wohl auch Tadel. Dafs er aber seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht nicht einseitig nur einem Gebiete zuwandte, zeigen auch die vorliegenden Briefe in verschiedenen Äufserungen; z. B. aus Bad Brückenau vom 16. Juni 1818:

„Was Göthe von seinem Leben herausgegeben befinde sich unter dem Mitgebrachtwerdenden." [nach Aschaffenburg nämlich]

Ferner von ebendort unterm 30. Juni 1818:

„Bestellen Sie mir der Fr. v. Stael hinterlassenes Werk der Denkwürdigkeiten aus der französ. Revolut. und die andern,

wenn es solcher nach ihrem Tode herausgekommenen noch mehrere giebt. In der Sprache in welcher sie geschrieben. Grillenparzer's des Wieners Sapho, Die Ahnfrau und was er sonst Neues herausgegeben will ich bestellt haben."

Aus Brückenau vom 18. Juli 1819:

„Habe ich alle Theile der Cottaschen Herausgabe Schillers? Ist das ganze Werk erschienen?"

Aus München am 8. Jänner 1819:

„Schicken Sie mir Schuberts Nachtseite der Natur, welches Werk durch Ihnen mir bereits angeschafft worden. Ich lese gegenwärtig Ennemoser über den Magnetismus. Ich habe mich innerst davon angezogen gefühlt."

Überhaupt verfolgte Ludwig alles, was auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst vor sich ging, mit der regsten Teilnahme. Hiefür sowie auch dafür, dafs Leben für ihn Thätigkeit und Arbeit bedeutete, sind Stellen eines Briefes aus München vom 27. März 1820 bezeichnend:

„Ich äufserte gegen Sie mehr denn einmal, auf Pergamente welche als Kirchenbücher benützt würden sich wohl verlohrene Klassiker finden, und so hat wirklich ein solches überschriebenes Werk Ciceros: Vom Staate der unermüdliche Angelo Mai wiederum grofsentheils herausgebracht. Dem Professor M. in Würzburg, mündlich m. Dank für dessen mir geschickte Lateinische Abhandlung. Sie wünschten, wenn ich nur lernen könnte im Zimmer auf und ab zu gehen, ohnbeschäftiget; setzten Sie dieses nicht dazu oder dachten es doch? Ich habe es während dieser Krankheit gelernt."

Ludwigs Begeisterung für deutsche Sprache und deutsches Wesen, seine Abneigung gegen das Treiben derer, welchen ihre Muttersprache nicht vornehm genug dünkte, zeigte sich auch in manchen kleinen Zügen. In einem Briefe aus München vom 27. März 1817 schreibt er:

„Auf № I Dafs ich zu Gevatter stehen will mit der Bedingung dafs P.'s Sohn Ludwig u. nicht Louis genannt werde."

In einem Schreiben vom 21. April 1817 aus München bemerkt er:

> „Sie fahren doch fort die unteutschen Benennungen in reines Teutsch zu bringen. Mir wäre gleichfalls sehr angenehm wenn Sie so mit jedem solchen im Regierungsblatte vorkommenden Worte verführen.“

In einem Briefe aus Nymphenburg vom 16. Juni 1819 heifst es:

> „Auf IV nur Teutsch geantwortet und dafs ich mich für dieses Schottenstift verwenden werde.“

Auch dafür, dafs Ludwig schon als Kronprinz den politischen Verhältnissen Bayerns keineswegs fremd oder teilnahmslos gegenüberstand, finden sich in diesen Briefen manche Stellen. Bekanntlich schrieben schon die Zeitgenossen dem Einflusse des Kronprinzen einen hervorragenden Anteil an dem am 2. Februar 1817 erfolgten Sturze des Ministers Montgelas zu; vgl. Heigel a. a. O. S. 71. Als oberste beratende Behörde wurde hierauf ein Staatsrat geschaffen, an dessen wichtigeren Verhandlungen auch der König und der Kronprinz teil nahmen. In einem Briefe aus München vom 23. März 1817 schreibt der letztere:

> „Dem O. H. sagen Sie als von mir aufgetragen dafs ich seinen Brief vom 19ten dieses wie dessen Vorgeher bekommen habe, mich freue über den ihm gewordenen Leopoldsorden, dafs man mit Unrecht glaube dafs was im Staatsrath beschlossen würde mein Werk wäre, dafs ich nicht zwar nicht müfsig und manches Gute schon bewirkt habe. Jeder sagt frey seine Meynung, es ist keine Ministerdespotie mehr, der König entscheidet. (Es soll mir lieb seyn, wenn dieses, doch nicht absichtlich scheinend, verbreitet wird.)“

Im gleichen Briefe wird ein wohl um die hohe Protektion des Kronprinzen sich bewerbendes Gesuch auf sehr sachliche Weise abgewiesen:

> „Auf No. I. Er solle sich an die geeignete Stelle wenden, da ich mich in Dienst- u. Beförderungsgesuch-Sachen nicht mischen könne.“

Derartige Zumutungen in Personalangelegenheiten werden wiederholt als ungehörige Einmischung in den einer bestimmten

Behörde unterstellten Bereich entschieden abgelehnt, so in einem Briefe aus München vom 26. März 1819:

> „Auf IV Sagen Sie Kreutzern ich wolle, er solle dem Herrn schreiben und es unterschreiben, dafs ich mich noch nie hineingemischt habe was Univers. Anstellungen betreffe, er möge sich demnach, nach Belieben, an die geeignete Stelle wenden."

Kreuzer war Ludwigs Hofsekretär.

In allgemeinen Landesangelegenheiten dagegen sucht der Kronprinz nach seiner Überzeugung zum Besten der Sache mitzuwirken; so schreibt er in dem schon erwähnten vorletzten Briefe:

> „Auf N[o] III an den Munizipalrath K., es den andern mitzutheilen dafs in dem Fall dafs noch ein 2[tes] Bisthum in unserm Schwaben errichtet würde, ich gewifs mich bey S. M. dem Könige m. Vater verwenden würde dafs es nach Kempten gelegt werde, dessen traurige Lage mich schmerzt."

Noch manche Äufserungen in diesem Briefe weisen darauf hin, dafs der Kronprinz die politischen Dinge nach verschiedenen Richtungen hin mit andauernder Aufmerksamkeit verfolgte; in einem Briefe aus Bad Brückenau vom 9. Juli 1818 heifst es:

> „Vom 1[ten] July angerechnet wünsche ich auch das Oppositions Blatt zu bekommen. Was kostet es ½ jährig? Zu welcher der andern in Weimar herauskommenden Politischen Schriften würden Sie mir rathen. Vielleicht entgegengesetzter Meynung seyende.
>
> Was der von Ihnen empfohlen werdenden ½ jähr. Preifs?"

In den Verhandlungen des ersten am 4. Februar 1819 eröffneten Landtages bildete einen wichtigen Beratungsgegenstand auch die Umgestaltung der Gerichtsverfassung. Der Kronprinz stimmte im Reichsrat mit der geringen freisinnigen Minorität für das mündliche gerichtliche Verfahren und dessen Öffentlichkeit. Auch diese wichtigen Fragen beschäftigten Ludwig offenbar sehr lebhaft; aus Brückenau schreibt er am 7. August 1819:

> „In Präs. v. Gräbald's Werk sehen Sie gleich nach, wie es mit dem Wagen angekommen ist,

a. Ob er für das mündliche Gerichtliche Verfahren
b. Für die Oeffentlichkeit des ——————
c. Für das Geschworen-Gericht ist

Das Ergebnifs Ihrer Einsehung lassen Sie mir sogleich wissen."

Die Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 bedrohten den Fortbestand der süddeutschen Verfassungen. Kronprinz Ludwig war ein erklärter Gegner dieser Restaurationspolitik Metternichs und war von der segensreichen Einwirkung, welche die bayerische Verfassung auf die Entwicklung des Landes zu üben berufen war, überzeugt. Die Militärrevolution in Spanien im Jahre 1820 giebt dem Kronprinzen in einem Briefe aus München vom 12. März 1820 zu einigen beachtenswerten Äufserungen bezüglich der Verfassungsfrage Anlafs:

„Erinnern Sie sich meines Spanien betreffenden Gedichts. Der Löwe ist erwacht und hat gesiegt. Näher als wir es seither erfahren hatten waren die gegen die Herrschaft der Willkühr Aufgestandenen Madrit gerückt. Regimenter und Regimenter schlugen sich zu diesen, auch das Reiter-Regiment Kaiser Alexander, und als die Artillerie im Begriffe stand sich Buen Retiro's, eines königlichen Lustortes von Bonaparte zu Madrits Citadelle befestiget, zu bemächtigen, da nahm König Ferdinand VII. die Verfassung der Cortes vom Jahre 1812 an. Als er sich hierauf von einer Altane dem zu taufsenden versammelten Volke zeigte, brachte ihm dieses ein Lebehoch wiederhohlt. Solches begab sich am 7ten dieses. Durch unsern Gesandten zu Paris der sie von dem dortigen Sächsischen hat, erfuhren wir heute diese Nachricht, welche der Oester. Curier überbrachte. Es mögen sich das die Ultras aller Länder und Preufsens König wohl bemerken."

Das hier erwähnte Gedicht ist in die von König Ludwig veranstaltete, aus vier Teilen bestehende Sammlung nicht aufgenommen.

Mit den allgemeinen Angelegenheiten und Bedürfnissen Bayerns war Ludwig auch vor seiner Thronbesteigung ununterbrochen beschäftigt. Ringseis bemerkt (Erinnerungen des Dr. J. N. v. Ringseis herausg. von Emilie Ringseis 1886 Bd. 1 S. 483), der Kronprinz habe auf seinen Reisen stets des Vaterlandes gedacht überlegend und besprechend, was für München, was für Bayern brauchbar wäre. Vieles, was er als König ausgeführt, hatte er schon eine lange Reihe von Jahren hindurch nach allen Richtungen hin erwogen; solche

wohlbereifte Entschlüsse hielt er unerschütterlich fest und brachte sie mit bewunderungswürdiger Beharrlichheit zur Ausführung.

Nicht lange nach seinem Regierungsantritt geschah die Errichtung und Eröffnung der Blinden-Erziehungsanstalt in Freising (22. Sept. und 6. Nov. 1826). Am 25. Juli 1836 gab König Ludwig die Stiftungsurkunde für die neuzugründende Blindenbeschäftigungsanstalt in München. Dafs er die Schaffung dieser grofsartigen Anstalten längst ins Auge gefafst hatte, zeigt eine Stelle in einem Briefe aus Wien vom 20. Mai 1817:

> „Sagen Sie Kreutzern dafs ich sein N° 151 empfangen u. dafs er in m. Namen Robertson versichern soll wie sehr ich dessen baldige Rückkehr aus England wünsche, wie dafs sein edles Vorhaben, die Blinden-Anstalt, Wirklichkeit erhalte, er möge Kreutz. bestimmt angeben schriftlich was hiezu nothwendig wäre."

Eine der ersten Regierungsmafsregeln Ludwigs von weittragender Bedeutung war die Verlegung der Universität von Landshut nach München, wo die Vorlesungen zum erstenmal am 15. Nov. 1826 begannen, und die damit zusammenhängende Neugestaltung der Akademie der Wissenschaften durch zwei umfangreiche Verordnungen vom 21. März 1827. Ringseis hat auf der sizilischen Reise, wie er in seinen Erinnerungen Bd. 1 S. 419 erzählt, während einer Unterhaltung mit dem Kronprinzen bei Gelegenheit eines Spazierganges in der Nähe von Girgenti im Dezember 1817 zuerst diesen Gedanken angeregt, welchen Ludwig sofort mit Begeisterung aufnahm und weiterem Nachdenken empfahl. Ringseis bringt über diesen Gegenstand noch manche interessante Mitteilungen, wie Bd. 1 S. 489, Bd. 2 S. 17, nach denen übrigens auch gewichtige Stimmen gegen diesen Plan sich erhoben; vgl. z. B. einen Brief von Röschlaub a. a. O. Auch in den vorliegenden Briefen finden sich Anhaltspunkte dafür, dafs der Kronprinz seit jener Zeit diese wichtige Frage nicht mehr aus dem Auge verlor. In einem Briefe aus München vom 30. Nov. 1818 schreibt er:

> „F. Sch. können Sie schriftlich das ihm von mir hier mündlich gesagte wiederhohlen dafs ich für's erste seine Gedanken über Einrichtung der Universitäten recht ausführlich wünsche, mit dem Zusatze, die der Gymnasien, Liceen hinzufügend, da keines in das andere greift. Auf des Menschen Innern wirkend, das ist das wesentlichste."

Ferner heifst es in einem Briefe aus Nymphenburg vom 23. Mai 1819:

„Schreiben Sie mir frey u. offen, was Sie davon hielten, wenn die Landshuter Universität nach München verlegt das Vermögen der Akademie der Wissenschaften damit vereiniget würde, die Stiftung von keinem soll zu dem einzelnen gehörigen Fortbestehen hinreichend seyn. Ohne eigene Kosten bestehet in Göttingen die viel geleistet habende Societät der Wissenschaften aus, aber nicht aus allen, Professoren. Wenn es so in München gehalten würde, darüber Ihre freymüthigste Meynung, schriftlich, und bald hieher geschickt."

Anregungen, welche eine Förderung der geistigen Interessen Deutschlands hoffen liefsen, fanden bei Ludwig stets begeisterte Aufnahme; in einem Briefe aus München vom 2. März 1819 sagt er:

„Auf F. v. Schlegels, aufzubewahrendes, Schreiben dafs mich sehr freuen würde Kunst betreffende Nachrichten von ihm zu bekommen, aus Italien, dafs ich glühend wünsche seinen Gedanken einer Teutschen Akademie in Rom, welche Einrichtung sie auch immer haben möchte, verwirklicht zu sehen. Nach seiner Rückkehr die für mich begonnenen Arbeiten Vollendung erhalten werden, dafs ich diesem froh entgegen sehe."

Während Ludwig von so vielerlei wichtigen und schwierigen Fragen in Anspruch genommen war, fand er in unermüdlicher Thätigkeit immer noch Zeit auch mit den geringfügigsten Dingen des eigenen Haushaltes sich in eingehendster Weise zu beschäftigen; so schreibt er einmal aus München am 8. April 1817:

„Meine Bibliothek stellen Sie nun auf, w e n n d i e s e s o h n e K o s t e n verbunden ist. Würde es kosten, schreiben Sie mir wie viel desgleichen die etwa nöthigen Schränke u. w e r sie zu bezahlen habe, damit ich mich dann entscheide."

In den vorstehenden Anweisungen kommt auch Ludwigs Sparsamkeit und genaues Haushalten in dem Aufwand für seine persönlichen Bedürfnisse in ganz bezeichnender Weise zur Geltung. Kurzsichtige haben gegen Ludwig wohl den Vorwurf unfürstlicher Knauserei erhoben. Die unwiderleglichsten Beweise dafür, dafs solche Sparsamkeit bei Ludwig niemals Selbstzweck war, sondern nur dazu dienen mufste, mit staunenswerter Konsequenz die Mittel

zu schaffen zur Durchführung wahrhaft königlicher Absichten, liegen in seinen grofsartigen, allen sichtbaren, dem ganzen Lande geschenkten Schöpfungen vor. Erwägt man ferner noch, dafs Ludwig auch als Kronprinz jederzeit im stillen die ausgedehnteste Wohlthätigkeit übte, so kann man nur bewundernde Hochachtung fühlen gegenüber einer Sparsamkeit, welche bei den eigenen Bedürfnissen genau ist, um in echt fürstlicher Weise das Wohl anderer und das Beste des ganzen Landes zu fördern. Auch aus den vorliegenden Briefen ersieht man, wie Ludwig fortwährend für wohlthätige Zwecke spendete; hievon nur ein paar Beispiele. Aus München am 23. März 1817:

> „Wegen N° VI, geben Sie wenn Sie sich genau erkundiget habend diese Wittwe es verdient und bedarf 40 fl. ohne weitere Anfrage an mich."

Aus München am 30. Nov. 1818:

> „Auf VII erkundigen Sie sich u. zahlen soviel als erforderlich an den 50 fl., wenn Noth dazu solche ganz, um die Familie zu retten. Sie sorgen dafs die Hülfe nicht zu spät kömmt."

Aus München am 28. Dez. 1818:

> „An Pfarrer A., bemerkend obgleich ich gar sehr in Anspruch genommen werde fünfzig Gulden für die Wittwe."

Aus München am 23. Jänner 1819:

> „Auf II Wenn der alten Leute Wunsch mit den verlangten hundert Gulden sicher erreicht wird, dann lassen Sie sich solche von Kreutzer geben ohne weitere Anfrage."

Aus München am 19. April 1819:

> „Erkundigen Sie sich ob sehr u. wie viel K. zur Rettung bedarf, thäte es Noth dafs Antwort-Abwartung ohne dessen Untergang nicht abzuwarten, kann der Landrichter das zur Rettung für den Augenblick erforderliche gleich geben."

Dabei ist zu berücksichtigen, dafs Ludwig auch noch durch Vermittlung mancher anderer vertrauter Männer Wohlthaten spendete, wie dies z. B. Ringseis Bd. 1 S. 498 hervorhebt. Erhöhten Wert erhält sein Wirken auf diesem Gebiet dadurch, dafs er mit aller Mühe sich bestrebte, mit Unterstützungen wirklich Gutes zu schaffen und nicht den eigentlichen Zweck zu verfehlen. Mit uneingeschränkter Anerkennung des umsichtigen und sorgsamen Sinnes, welcher das

wahre Gedeihen der zu Unterstützenden im Auge hat, liest man in einem Briefe aus München vom 25. Febr. 1822:

„Oettl lasse mir wissen, ob u. wie viel J. Sp. im letzten Jahre durch ihn Unterstützung von mir bekommen u. erkundige sich gleich auf schleunige Antwort in m. Namen dringend bey dem Landgericht Rothenbuch ob und welchen Beytrag derselbe nöthig hat sich zu retten, ob er es verdient, ob es keine Gelegenheit seyn würde. Trägheit will ich nicht aufmuntern. Namentlich werde angegeben was die erforderliche Saatfrucht kosten würde."

Der Erziehung und dem Unterrichte seiner Kinder widmete Ludwig die gröfste Sorgfalt. Alles hierauf Bezügliche wurde mit peinlichster Genauigkeit erwogen und angeordnet; über den Verlauf und Erfolg des Unterrichtes liefs er sich häufig berichten und überzeugte sich auch persönlich davon. Lichtenthaler erteilte selbst Unterricht, abgesehen von anderen Gegenständen auch im Klavierspiele; ferner nahm er eine besondere Vertrauensstellung in der Leitung und Überwachung des Ganzen ein. In vielen Fällen wurde sein Rat erholt. Heigels Darstellung S. 68 ist in dieser Beziehung nicht ganz zutreffend.

Sailer war im Jahre 1817 beauftragt worden, für den am 28. Nov. 1811 gebornen ältesten Sohn Ludwigs, den nachmaligen König Maximilian II., einen würdigen Geistlichen als Erzieher vorzuschlagen. Die Wahl fiel schliefslich auf den Schotten Mac Iver aus dem Schottenkloster in Regensburg, da der zuerst Bestimmte, wie Heigel erzählt, sich in das Hofleben nicht finden konnte.

Darauf beziehen sich folgende Stellen in Briefen aus München vom 10. und 14. März 1817:

„Ich habe meine, hier allgemein von allen ihn kennenden Gutgesinnten gepriesene, auf Maciver gefallene Wahl niemand noch (nur heute geschieht's) nach Würzburg geschrieben aufser Rebern aus Zahrtgefühl für denselben, nicht wissend ob er vielleicht noch einige Zeit dorten bleiben würde ihm dann unangenehm wäre, wenn meine Entschliefsung schon bekannt geworden."

„Mit Anfang May wird Maciver wahrscheinlich zu Würzburg eintreffen, damit Max bis dahin nicht dem männlichen Umgang entfremdet werde, wünsche ich ihn viel in Ihrer Gesellschaft."

Nicht lange nachher schickte Ludwig in einem Briefe aus Nymphenburg vom 18. Juni 1817 eine von ihm selbst geschriebene Stundenordnung:

„Dafür haltend dafs mein Sohn Max zu wenig Zeit hat spazieren zu gehen, was doch wesentlich für die Gesundheit ist, finde ich es besser dafs erst um 4 Uhr der Nachmittags-Unterricht beginne, und damit dieses möglich werde Unterricht bekomme

Von bis	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Semstag
$^1/_2$8—9	Latein	Latein	Latein	Latein	Latein	Latein
9—10	Erdbschbung	Teutsche Sprache	Erdbschbung	Teutsche Sprache	Erdbschbung	Teutsche Sprache
Nachmittag						
4—$^1/_2$5	Rechnen	Rechnen	Naturgeschichte	Naturgeschichte	Rechnen	Rechnen
$^1/_2$5—5	Klavier	Klavier	Klavier	Klavier	Klavier	Klavier

L. Kpz.“

Ludwigs streng geregelte Erziehungsweise suchte schädliche Einflüsse mit äufserster Sorgfalt fern zu halten. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Stelle in einem Briefe aus München vom 20. Febr. 1819. Damals hatten des Kronprinzen ältere Kinder zur Faschingszeit an den Hof nach München kommen dürfen, und Lichtenthaler hatte sich wohl dafür verwendet, dafs ihnen auch einiges Vergnügen gewährt werde; der Kronprinz schreibt:

„Nun zum Schlufs Lichtenthalerchen, freue Dich. Wir hatten bey Hofe bereits schon zwey Kinderbällchen und ein drittes steht uns in der Fastn<acht> zu geniefsen bevor. Keine Stunde vor Mitternacht fuhren die bis zuletzt gebliebenen Kinder nach Hause, die meinigen verliefsen ihn jedoch viel früher.“

Notwendige Änderungen im Unterrichte infolge des Wechsels des Aufenthaltes u. dgl. sind Gegenstand eingehender Erwägungen. Am 19. April 1819 schreibt der Kronprinz aus München:

„Sobald als thunlich, wenigstens dafs ich noch vor dem 30ten dieses Ihre Antwort empfangen, schreiben Sie mir in welchen Gegenständen dafs Max Unterricht Ihrer Ansicht nach in Würzburg bevor es aufs Land gehet, was wahrscheinlich $\frac{1}{2}$ Juny geschehen wird von meinen Kindern, zu empfangen haben soll u. wie viel Zeit, täglich, von jedem Gegenstand besonders gesagt, darauf zu verwenden. Gedächtnifs fortfahren durch Auswendiglernen zu üben deucht mir

nützlich aber weniger Verse täglich denn bisher, wie viel ohngefähr?"

Am 20. April 1819:

„Schreiben Sie mir, aufrichtig, dies verstehet sich, folgende Frage <meines Briefes> beantwortend den ich Ihnen zu schreiben begonnen während Max allein in m. Stube war nachdem er mit mir im Englischen Garten spazieren gewesen, was Sie meynen dafs für ihn am wenigsten nachteilig, wenn er mit seinen Eltern (u. Mac Iver versteht sich) im Juny nach Brückenau gehet wobei freylich s. Lernen leidet, oder von da bis in den August wo es nach Aschaffenburg gehet von uns getrennt ist, oder wenn er im July nach Brückenau. Beantworten Sie mir's, wenn nehmlich Max allein oder mit s. Geschwistern zurückzubleiben hätte."

In dieser Angelegenheit der Erziehung seiner Kinder legte Ludwig auf die Beobachtungen und Anregungen vertrauenswürdiger Männer hohen Wert; am 23. Mai 1819 schreibt er aus Nymphenburg:

„Schreiben Sie mir frey und offen wie Sie m. Erstgeborenen finden; von allen 3 Kindern ob und welche Veränderung, seit Sie solche nicht mehr gesehen Sie wahrgenommen haben."

Am 2. Juni 1819:

„Ihre Briefe vom 23ten u. 28ten Mai habe ich empfangen u. mit grofser Theilnahme was Sie mir von meinen Kindern schreiben gelesen, auch der Kpzfsin [Kronprinzessin] aufgetragen an m. Erstgebornen u. M. J. das von Ihnen gewünschte in m. Namen auszurichten."

Die Fortschritte werden andauernd mit grofsem Interesse verfolgt und wohl auch persönlich geprüft; aus Brückenau schreibt der Kronprinz am 18. Juli 1819:

„Werktäglich wiederhohlt m. Erstgeborener auf dem Klavier in m. Zimmer das von Ihnen Gelernte, in welchem Lichtenthaler abermals bewährt hat was für eine gründliche vortreffliche Lehrart demselben eigen ist."

Aus Rom am 10. Dezember 1820:

„Wie mich freut, was Sie mir in Ihrem mir vor wenig Stunden gewordenen Brief vom 25 Nov. in Betreff meines Erstgeborenen schreiben, wäre zu versichern überflüfsig, aber ich habe es erwartet, unter Ihrer Pflege mufste er gedeihen. Meinen innigsten Dank dafür.“

Aus Rom am 30. Jänner 1821:

„Was Sie mir in Ihrem, erst am 28ten angelangten Briefe vom 12ten dieses über m. Erstgeborenen glücklichem Fortschreiten schreiben, gewährt mir hohe Freude.“

Aus Rom am 26. März 1824:

„Allen m. Kindern viel Liebes u. Maxen dafs ich mich darauf freue s. Fortschritte im Latein selbst zu hören dem Unterricht beywohnend.“

Heigel teilt S. 65 eine eingehende von Ludwig selbst für Mac Iver entworfenene Instruktion vom 6. Okt. 1817 mit. Als Ergänzung hiezu ist ein an Lichtenthaler gerichtetes Schreiben vom 30. Dez. 1821 beachtenswert, aus dem zu ersehen ist, mit welcher Genauigkeit und Konsequenz Ludwig in dieser ihm so wichtig erscheinenden Sache alles anordnete. In der Instruktion bei Heigel findet sich S. 67 folgende Stelle: „Gehorsam gegen den König, gleichviel wer die Würde bekleidet, ist ihm einzuprägen, Gehorsam, Verehrung und Liebe gegen seine Aeltern. Das fehlte nie, und wird nie fehlen, dafs sich Leute zwischen den regierenden Vater und den thronerbenden Sohn zu stellen trachten; darum kann das herzliche, innige Band zwischen beiden nicht fest genug geschlungen werden, nie des Sohnes Aufrichtigkeit dem Vater zu viel sein.“

Welchen Wert Ludwig auf diese Gedanken legte, zeigt auch der Nachtrag bei dem folgenden Schreiben.

„An Lichtenthaler

Fräulein v. Rottenhoff und Herrn Oettln sogleich zu lesen zu geben.

---

1. Zweymal in der Woche hat m. Sohn Max den Abend bey seiner Schwester zuzubringen; die übrigen wenn

nicht die Brüder in der Turnhalle, abwechslend der eine in des andern Stube, wobey jedoch, der so viel zu thun habende, Lichtenthaler nicht nöthig hat gegenwärtig zu seyn.

2. Zweymal in der Woche sollen die Geschwister wenn es ihre Gesundheit gestattet, miteinander spazieren gehen.

3. Wöchentlich einmal wohne (aber an keinem bestimmten Tage) Lichtenthaler dem Unterrichte in der Französischen Sprache bey.

4. Um Ostern hat Max zum erstenmal zu beichten.

5. Wenn einer meiner Söhne erkranken sollte wird Frlein von Täuffenbach die Gefälligkeit haben, bei demselben, abwechslend mit dem Erzieher, zu wachen.

6. Während meiner Abwesenheit hat in der einen Woche Lichtenthaler einmal, in der andern Oettl mir zu schreiben, in jedem Briefe mich genau von dem Gesundheitszustande meiner Söhne unterrichtend; Lichtenthaler, sowohl von Max als von Otto, wie Oettl von beyden, wenn die Reihe an ihm.

7. Wenn Rath Distlbrunner gesundheitshalber, eine Ortsveränderung für rathsam halten wird, sollen alle meine Kinder, oder jene für welche es Distlbrunner für gut findet, entweder nach Veithöchsheim oder Werneck oder Aschaffenburg, oder wenn keiner dieser Orte zweckmäfsig wäre, nach Rothenburg an der Tauber und sollte es auch dieser nicht seyn, an einen andern, vermöge Distlbrunners Ausspruch. Was davon geschehen sollte, hat anfraglos vor sich zu gehen, mir aber sogleich die Anzeige davon zu machen. Vorsätzlich sage ich Anzeige und nicht Anfrage.

8. Wünscht Lichtenthaler oder Oettl dafs ein neuer Unterricht beginnen möge oder ein dermal statthabender vermehrt oder vermindert werde, oder gar aufhöre, so ist an mir die Anfrage darüber zu stellen, wie sich aber von selbst versteht, nichts abzuändern, ohne meine Zustimmung.

9. Die drey Stunden in der Woche an welchen Max und Otto Schreibübungen halten oder Französisch Max wiederhohlt, auswendig lernt, sollen die Brüder beyeinander, Oettl zugegen sein, in Otto's Stube.

10. Bis ich nicht selbst daran abändere, bleibt das oben gesagte, alles, gültig. Würzburg 30 December 1821.
Ludwig Kronprinz

Nachtrag.

11. Wenn meine Kinder mir oder ihrer Mutter schreiben hat das aufser den Lehrstunden nur zu geschehen. Zum Briefschreiben sind sie nicht anzuhalten, ja nicht einmal zu ermahnen, aber was sie schreiben ihren Aeltern haben sie niemand auch ihrem Erzieher (Erzieherin) nicht zu zeigen. L. Kpz."

Der oben genannte Oettl ist später Bischof von Eichstätt geworden.

Manche kleine Züge beweisen, dafs eine solch sorgfältige Behandlung des ganzen Erziehungswesens mit aller Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Am 8. Jänner 1822 schreibt Ludwig aus München:

„Um 12 Uhr oder zu anderen Ihnen beliebigen freyen Stunde kann Max s. jüngsten Bruder besuchen."

Am 28. Jan. 1822:

„Sie wissen dafs ich gewünscht die Geschichte m. Söhnen von Ihnen gelehrt zu sehen. Sie machten aber mit Gründen belegte Gegenvorstellungen, u. sprachen mir von Oettln dafür. Und nun trage ich Ihnen auf in meinem Namen demselben zu sagen dafs es mir lieb wäre wenn er sich darauf vorbereite, um Falls ich es ausspreche diesen Unterricht m. Söhnen ertheilen zu können."

Am 26. März 1822:

„Mit inniger Freude las ich in Ihrem Briefe vom 20ten was Sie mir von meines Erstgeborenen moralischen und physischen Wohl sagen, dessen ihm von Ihnen gewordene und werdende treue Pflege mir bekannt ist . . . . Meinem lieben Max viel herzlich Väterliches von mir auf seinen Brief vom 21ten und dafs seinem Wunsche gemäfs um während der (hoffentlich nimmer lang dauernden) noch fortgesetzten Abwesenheit seinen Aeltern zu schreiben ihm Papier und Siegellack von Kreutzer gegeben werden soll,

dieses theilen Sie auch letzterem mit, u. dafs ich es vergessen heute zu schreiben, was im nächsten Brief geschehen würde, vom ihm aber gleich obiges gereicht werden sollte.“

Auch für die besonderen Einzelheiten des Unterrichtes behält Ludwig jederzeit ein ungeschwächtes Interesse. In einem Briefe aus München vom 1. Juni 1825 schreibt er:

„Ihren gestern Abend mir gewordenen Brief vom 28ten beeile ich mich zu beantworten, mit Vergnügen in Ihren Vorschlag <einwilligend> die 1 der 3 Teutschen Sprach-Stunden zum lesen, laut lesen z. Th. Teutscher Klassiker zu verwenden, aber auch von den besten, sogar von dem fast immer reinen Schiller dürfen die Kinder nicht alles lesen, z. B. seine *Resignation* nicht, ungeeignet ebenfalls seine Götter Griechenlands bevor er dieses Gedicht veränderte worin der Höchste ein heiliger Barbar genannt wird, und nun gar von Göthe!! Für Max als ein Fürst des Hauses, der öffentlich zu reden, im Reichsrathe, und wenn Gott will, auf dem Throne in den Fall kommen wird, ist Vorübung dazu wesentlich.“

Mit der vollen Kraft seines feurigen Geistes hing Ludwig an seinem Vaterlande. In seinem ganzen Fühlen und Denken ein echter Sohn seines Landes setzte er seinen Stolz darein stets als solcher sich zu zeigen. Nicht allein in begeisterten Worten, auch in seinem rastlosen, die ganze Kraft anspannenden, der Förderung des gemeinsamen Besten geweihten Wirken bethätigte er treueste Liebe zu seinem Lande. Aber des Südens milde Luft und heiterer Himmel übten auf ihn einen wunderbaren Zauber aus. Wie der südliche Himmel auf seinen Körper erquickend wirkte, so fühlte sich dort auch sein Geist freier und gehobener; unwillkürlich drängen sich ihm da Worte voll Wärme und Heiterkeit in die Feder. So schreibt er aus Rom am 10. Dezember 1820:

„Rom mufs man kennen soll dessen Luft wohl bekommen, was bey mir der Fall, aber welche Sorgfalt habe ich auch! Noch mufs der erste sonnenlose Tag kommen. Sie hatten ja recht, nur allzu sehr recht, dafs ich diesen Winter nicht in Teutschland zubringen dürfe. Mein Aussehen wird allgemein selbst besser denn vorigesmal gefunden. Rom schlägt mir recht gut an . . . .
. . . Täglich in der Regel lese ich de Bello Civili und übers.

schriftlich einige mal in der Woche Ἐϱοδ, aber auch darin bin ich mäfsig. Ich kann sagen L. ich habe mich zu m. Vortheil geändert. Schon in den ersten Tagen war ich wieder heimisch in Rom, oft wandle ich allein in dieser Welt, setze mich in dem Forum Romanum (denn so heifst das Campo Vaccino wieder) hinauf in d. Kolosseum, lese in Mach. discorsi sp. la prima deca di T. Livio. Nur wer in Rom ruhen kann geniefset Rom, wer blos arbeitet und arbeitet, der verarbeitet sich das Leben. In Rom läfst es sich selig in Anschauen versunken seyn. Man lebt hier so im Alterthum mit dem Neuen z. Th. verwebt dafs die Kluft von Jahrhunderten und von Jahrtaufsenden verschwindet. Ihr sehr geneigter

Ludwig Kronprinz."

Ferner am 30. Januar 1821 gleichfalls aus Rom:

„Jawohl! m. Lichtenthaler, hatten Sie recht dafs südliche Luft mir wohlthätig seyn würde; wie die Forelle in kaltem klaren Bache, bin ich hier in meinem Element; Wärme ist Leben und Kälte ist Tod. Auffallend mein Gedeihen, es darf nicht der letzte Winter seyn, den ich unter mittäglichem Himmel lebe, ja! hier lebt man, schleppt nicht das dumpfe gedrückte Daseyn durch des Winters lange kalte Oede. Heiter bin ich unter diesem heitern Himmel, trotz dem was meinem lieben Arme begegnet, mit dem es jedoch nach Wunsch des Arztes geht. Mit Brust und Lunge geht es fortwährend trefflich Ihrem auf Ihnen vorzüglich

viel haltenden

Ludwig Kronprinz."

Über den in diesem Briefe berührten Unfall, bei welchem der Kronprinz eine nicht unbedenkliche Verrenkung des Armes erlitten hatte, berichtet Ringseis Bd. II S. 66 ff.

In Ludwigs äufserem Auftreten mochte das Kurzangebundene seines Wesens einem oberflächlichen Beobachter wohl manchmal den Eindruck schroffer Härte machen; auch war sein scharfer Witz gefürchtet. Aber bei alledem besafs er ein Gemüt von seltener Tiefe und Weichheit des Gefühles, ein Herz voll des edelsten Wohlwollens gegen die Menschen. Davon gibt schon die oben berührte in so reichem Mafse geübte Wohlthätigkeit Zeugnis.



Dieses in seinem tiefsten Wesen begründete echt menschliche Wohlwollen gegen andere spricht sich auch in manchen unscheinbaren Zügen aus. Mufs er auf irgend ein an ihn gerichtetes Ansuchen Auftrag zu einer abweisenden Antwort geben, so vergifst er, wenn nicht das Gesuch an sich ein unwürdiges war, nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, dafs der ablehnende Bescheid dennoch höflich und freundlich sein solle. Am 12. April 1817 war seine Tochter Theodolinde (geb. am 7. Okt. 1816) zu Würzburg in seiner Abwesenheit gestorben. Bei dem eigenen Verluste vergifst er nicht, an die in seinen Diensten Stehenden zu denken, welche im Gefühle ihrer verantwortungsvollen Stellung bei einem solchen Falle wohl beunruhigt sein können, und schreibt deshalb in einem Briefe aus München am 15. April 1817:

> „Die Kronprinzessin habe ich diesen Morgen selbst vom dem sie betroffen habenden Unglück benachrichtiget, die es zwar sehr schmerzte, aber doch minder als ich befürchtete auf sie wirkte. Sie wie ich, wir beyde sind überzeugt dafs an Sorgfalt es nicht gebrach, das was Menschen vermögen zur Vermeidung gethan wurde. Dieses sagen sie Allen denen es angehen kann."

Auch in kleinen zarten Aufmerksamkeiten gibt sich bei Ludwig ein an des Mitmenschen Freud und Leid gefühlvoll teilnehmendes Herz kund; in einem Briefe aus München vom 26. März 1819 schreibt er:

> „Kreutzer soll dem alten M. wissen lassen s. Sohn wäre nach Aschaffenburg versetzt. Gleich oder nach und nach dieses beygebracht, auf dafs die Freude dem Greisen nicht schade."

Manche Briefe lassen durch die natürlich herzliche Weise, in welcher sie geschrieben sind, die menschlich fühlende, wohlwollende Art des Verfassers erkennen und haben etwas gemütlich Ansprechendes; so aus München vom 17. Jänner 1820:

> „Heute, lieber Lichtenthaler, schreibe ich vielerley betreffend. Meine Gesundheit gehet seitdem ich gestern vor 8 Tagen an der Migräne sehr gelitten, nun aber täglich bis jetzt dieselbe gelind abführende den Magen zugleich stärkende Arzeney einnehme, welche voriges Jahr mir so wohl gethan, geht es gut. Dieses war ja ihr Wunsch, mein Herr Leibarzt,

der andere mich über den Alpen zu wissen. Den Winter überspringend wird wahrscheinlich im nächsten erfüllt werden, dermalen wo wir schon 18 Grade hier, in Nymphenburg 20 gehabt haben, gehe ich mit Filzüberschuhen über die Stiefel, über den Frack einen übereinandergeschlagenen Spencer, darüber einen Mantel mit Krägen anhabend aus, ein Schnupftuch bis über die Nasenspitze einhüllend vor den Mund halten, auch sind Husten und Schnupfen ganz vorüber, dagegen die Kpzfsin [Kronprinzessin] seit einigen Tagen, jedoch nie Fieber gehabt habend, aber etwas hustend und nicht laut reden könnend das Bett hüten mufs.

. . . .

Auch Kreutzern und Distlbrunner, dem Sie aber von m. Leibmedicus nichts sagen sollen, Grüfse Ihres sehr geneigten

Ludwig Kronprinz."

Medizinalrath Distlbrunner war Leibarzt der kronprinzlichen Familie.

Wie Ludwig überhaupt ein für des Mitmenschen Wohl und Wehe warm fühlendes Herz hatte, so nahm er besonders innigen Anteil an den Schicksalen von Männern, welche ihm in seinem Dienste Treue und Ergebenheit bewiesen. Aus Rom schreibt er am 28. Februar 1818:

„Gestern um 7 Uhr in der Frühe las ich auf meiner über einen grofsen Theil von Rom ragenden Terrasse Ihre Briefe vom 28. Jänn. u. 21ten dieses. Sie glücklich machen zu können, rechtschaffener Lichtenthaler, freut mich, und vergnügt ertheile ich die Bewilligung zu Ihrer Verehelichung und von dem Monate an wo solche vollzogen wird, erhöhe ich Ihre Besoldung von 1000 fl. auf 1500 fl. Dafs ich dieses in einer Zeit thue, in deren Gegenwart nicht nur sondern auch wahrscheinlich viele Jahre lang ihrer Zukunft ich meiner grofsen Unternehmen wegen sehr genau seyn mufs, beweise Ihnen um so mehr meine Gesinnung."

Ein Brief aus München vom 23. Februar 1825 lautet:

„Obgleich, von Aufwartungen, von mir obliegendem lesen und schreiben gedrängt, und die Stunde des Staatsrathes welchem ich vorsitzen werde sich nahet, so kann ich

doch nicht unterlassen Ihnen m. Freude über die mir angezeigte glückl. Entbindung Ihrer Ehehälfte auszudrücken, freylich würde sie gröfser seyn wenn es ein Knäblein wäre, aber hübsche artige Töchterchen sind auch was werth, und ich will hoffen dafs das erste Mädchen welches m. Adelgunde aus der Taufe hebt ein solches wird. Es mufs bey Lichtenthaler seyn dafs ich diese Kleine schon Gevatterin werden lasse. Der Wöchnerin des Freundlichen viel von mir."

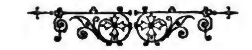
So zeigte Ludwig stets ein warm und lebhaft empfindendes Gemüt. Aber seine Empfindungen waren nicht etwa rasch verfliegende Eindrücke des Augenblicks, sondern aus der Tiefe der Seele kommend waren sie auch stark und nachhaltig. Eines wackeren Mannes Andenken entschwand ihm nicht, wenn er weniger häufig als früher mit ihm in Berührung kam. Lichtenthalers bedeutende Verdienste um die k. Hof- und Staatsbibliothek hatte er schon durch wiederholte Auszeichnungen anerkannt; wenn dann König Ludwig vor Niederlegung der Krone am letzten Tage seiner Regierung noch dieses Mannes durch Verleihung des Komthurkreuzes des Michaelsordens gedachte, so folgte er dabei wohl einem schönen Zuge seines Herzens. Doch es mögen immerhin glänzende äufsere Ehren, die ein König zur Anerkennung thatsächlich bestehender Verdienste verleiht, mehr als Beweise seiner Gerechtigkeit gelten denn als Zeugnisse eines warm und tief empfindenden Gemütes; allein Ludwig verstand es auch als König Männer, denen er sich enger verbunden fühlte, mit feinfühlendem Zartsinne der Gesinnungen seines Herzens in menschlich schöner Weise zu versichern. Dies möge man noch aus dem folgenden Briefe ersehen; unter dem herzgewinnenden Eindrucke der gemütvollen Zeilen seien auch diese dem Andenken des grofsen Fürsten und edelgesinnten Menschen gewidmeten Erinnerungen abgeschlossen:

Athen 12 December 1835.

„In Athen kann ich nicht seyn ohne meinem Lehrer in Hellas classischer Sprache einige Zeilen zu schreiben, wo ich Ihrer, Lichtenthaler, lebhaft denke, auch für sie vorgestern eigens zwey Blumen gepflückt habe auf der Pnix, die ich Ihnen eigenhändig geben will. Fast kein Haus war übrig geblieben, über meine Erwartung viele sind wieder gebaut, für die kurze Zeit kann man mit der quantitaet zufrieden sein, aber die qualitaet!! Doch als Kekrops Athen

gegründet, sah es nicht aus wie es unter Perikles geworden. Zerstört hat die Belagerung kein Gebäude des Alterthums aber einen Theil derselben beschädigt, am ärgsten den Tempel des Erechtheus (auch unter dem Namen der Pallas Polias und des Pandrosiums bekannt) Nebst den Blumen wird Ihnen für des Klimas Milde zeugen dafs noch grünes Weinlaub vorhanden ist und ich noch kein Feuer in meiner Stube gemacht habe. Im Θουκυδιδης liefst täglich der, wie gesagt, lebhaft an Sie denke

Ludwig."



II. Abteilung.

Recensionen.

Ranke Fritz und Julius, Präparation zu Ovids Metamorphosen. Hannover. Goedel 1885 Pr. ℳ 0,50 — Ausgewählte Gedichte des Ovidius von Hermann Günther. Leipzig. Teubner. 1885. Pr. ℳ 1,50 — Ovidii Metamorphoses. Auswahl von J. Meuser. 3. Aufl. Paderborn. Schöningh. 1885. — Die Metamorphosen erklärt v. Hugo Magnus. Gotha. Perthes. 1885. Buch I—V. Pr. ℳ 1,80. Anhang ℳ 0,60. — Wörterbuch zu O. M. v. Siebelis. 4. Aufl. v. Fr. Polle. Leipzig. Teubner. 1885. — Ovidii Metamorphoseon delectus Siebelisianus ed. Fr. Polle. Leipzig. Teubner. 1886. — Ovidi Heroides ed. H. Sedlmayer. Leipzig. Freitag. 1886. ℳ 0,80.

Die Schulpräparationen, wie sie zur Odyssee erschienen, sind nun auch auf die in der Regel den Anfang der Ovidlektüre bildenden Abschnitte ausgedehnt worden. Ihr Vorzug beruht darauf, dafs sie bei jedem Worte die Grundbedeutung anführen und von dieser eine Brücke nach der an der einzelnen Stelle passenden Bedeutung andeuten, dafs sie bei abgeleiteten Wörtern auf schon bekannte hinweisen und so den Schüler anleiten, das Unbekannte mit schon Gelerntem zu verbinden. So werden sie dem schwachen Schüler ein Behelf sein; dafs er freilich nach Gebrauch dieser Präparation im stande sein werde, sich selbst eine ähnliche für andre Abschnitte zu fertigen, ist kaum zu hoffen. Für den besseren Schüler enthalten sie sehr viel Überflüssiges, vor allem mufs die Anführung der Stammzeiten aller Verben der dritten und unregelmäfsigen andern Konjugationen bei dem Schüler den Eindruck hervorbringen, als ob er diese nicht an und für sich wissen müfste. Endlich scheint mir diese Einführung in die poetische Lektüre zu spät zu kommen, da die Schüler, wenn sie an den Ovid herantreten, schon wenigstens ein Semester kürzere Dichterstellen in einem Tirozinium, einer Anthologie kennen gelernt haben, also einigermafsen mit der dichterischen Sprache bekannt geworden sein und einer so elementaren Anleitung nicht mehr bedürfen sollen.

Die von Günther getroffene Auswahl umfafst Abschnitte nicht nur aus den Metamorphosen, Tristien, Briefen aus Pontus, sondern auch aus den Fasten, den amores und der ars amatoria und fafst zunächst die Bedürfnisse der sächsischen Lehrerseminare ins Auge. Die Erläuterungen für den Schulgebrauch bestehen bei den den ersterwähnten Dichtungen entnommenen Abschnitten in einer Paraphrase des Inhalts, bei den andern bleibt diese dem Lehrer überlassen. Diese breite Inhaltsangabe oder freie, auszugsweise Übersetzung soll nicht nur dem Schüler die Präparation erleichtern, sondern auch die Privatlektüre anregen und

fördern. Nun bietet aber bei der Ovidlektüre meistens nicht der einfache Inhalt der Erzählung dem Schüler Schwierigkeiten, sondern die sprachliche Form, und die Präparation der Schüler ist darin mangelhaft, dafs sie sich mit einem allgemeinen Verständnis des Inhalts begnügen und ein genaueres Eingehen auf den sprachlichen Ausdruck unterlassen. Dafs dieser Oberflächlichkeit mit einer Ausgabe, wie die Günther'sche, erst recht Thür und Thor geöffnet ist, entgeht dem Herausgeber wohl selbst nicht, und er verlangt daher „eine mehrere Mitwirkung des Lehrers bei der Präparation als den Auftrag, es mögen so und so viel Verse präpariert werden." Wenn nun anfänglich diese Mitwirkung selbstverständlich ist, so kann sie doch nicht immer dauern, sondern mit der Zeit müssen die Schüler zur selbständigen Lektüre angeleitet werden. Sollen dann sachlich oder sprachlich schwierige Stellen nur mündlich erklärt werden? Dann vergessen nicht wenige Schüler die Erklärung mehr oder minder bis zur Präparation. Oder soll sie diktiert werden? Nun dann ist's besser, sie dem Schüler gedruckt in die Hand zu geben. Dafs die Privatlektüre erst recht eine eingehende Erklärung schon der vielen seltenen, nur in Spezialwörterbüchern zu findenden mythologischen Namen wegen erfordert, ist selbstredend. Aus diesen Gründen dürften Ausgaben mit Anmerkungen an einzelnen Stellen wenigstens an den Gymnasien entschieden den Vorzug verdienen, ob an Lehrerseminarien die Günther'sche Art von Erläuterungen besser am Platz ist, mag dahingestellt bleiben.

Eine dritte Auflage der Meuser'schen Auswahl hat B. Barkholt besorgt. Nach einer kurzen Abhandlung über Ovids Leben und Dichtungen beginnen die Metamorphosen in einer Auswahl, gegen die sich nichts einwenden läfst, als dafs manche Fabel, die anstandslos hätte aufgenommen werden können, und deren Kenntnis am Ende wünschenswert ist, wie beispielsweise die von Pyramus und Thisbe weggelassen ist, andere, die für die Jugend weniger geeignet sind, wie die Erneuerung der Tierwelt nach der deukalionischen Flut I. 416—451 Aufnahme gefunden haben. Jeder Erzählung geht eine Inhaltsangabe vorher, zwischen denselben sind die übergangenen Fabeln im Auszuge angeführt. Es soll das dem Schüler einen Einblick in die Anlage des ganzen Werkes gewähren, mythologische Kenntnisse vermitteln und die kunstvolle Verknüpfung des zusammenhangslosen Materials zeigen. Nun ist die Verbindung hie und da recht lose und läfst sich zur genüge an einigen Beispielen zeigen, die mythologische Kenntnisse, die auf diesem Wege erworben werden, halten wohl nicht lange, sind auch in sehr vielen Fällen ganz überflüssig, in manchen Fällen aber geradezu nicht zulässig. Das zeigen ausweichende, nichtssagende, ja geradezu falsche Angaben wie S. 57, „Tiresias, der in einem Streite des Juppiter und der Juno um die Vorzüge des Mannes oder des Weibes wegen seiner gerühmten Weisheit zum Schiedsrichter erwählt wird und dem Juppiter recht gibt, wofür er von Juno mit Blindheit geschlagen wird!" S. 129, „daran schliefsen sich in lockerer Verbindung noch andere Verwandlungen; wie die der Byblis in eine Quelle, und des Iphis, der die Janthe heiratet." Derartige Angaben können doch unmöglich dem Schüler wünschenswerte Kenntnisse vermitteln, wohl aber sind sie, wenn noch dazu darüber steht: „Inhalt 238—310," für Schüler unlauteren Geschmackes ein Hinweis auf Stellen, die sich für ihre Kenntnisnahme nicht eignen. Sie wären daher besser weggeblieben. Die Anmerkungen beschränken sich auf ein richtiges Mafs, und mir ist keine, zu beanstandende aufgefallen als VI 282 „per funera septem efferor, über 7 Leichen werde auch ich zu grabe getragen." Die Citate beziehen sich auf die Grammatiken von Schultz und Ellendt-Seyffert,

und an Anstalten, an denen diese eingeführt sind, kann das Büchlein wohl verwendet werden.

Magnus trifft keine Auswahl, sondern erklärt die ganzen Metamorphosen, überläfst es also dem Lehrer, die nicht passenden Stücke auszuschliefsen. Da auf diese Weise die 15 Bücher in einem Bande zu umfangreich geworden wären, hat er sie in drei Hefte zerlegt. Dadurch wird, wenn in einer Klasse nur ein Heft gebraucht werden soll, die Auswahl des Lehrers sehr beschränkt. Zu jedem Bändchen gehört dann der Anhang, enthaltend die in einem Register vereinigten, unentbehrlichen, mythologischen und geographischen Erklärungen, eine kurze Abhandlung über Ovids Leben und Werke und endlich allgemeine Bemerkungen über den Sprachgebrauch der römischen Dichter. Diese Bemerkungen enthalten teils Regeln, welche die Schulgrammatik enthält oder enthalten soll, teils Erscheinungen, auf die einmal in den Anmerkungen aufmerksam zu machen genügte. Hier sind sie nun auf 18 Seiten zusammengestellt. Was damit anzufangen ist, darüber ist sich offenbar der Herausgeber selbst nicht klar, denn er bemerkt, dafs er das dem Lehrer überlasse und dafs er an ein Auswendiglernen gar nicht gedacht habe. Die Anmerkungen sind ziemlich zahlreich und teilweise recht überflüssig wie V. 207, „media de plebe. Männer aus dem mittleren, d. i. gewöhnlichen, geringeren Volke. Daraus ergibt sich, ob medius hier den Gegensatz zu nobilis oder zu infimus bezeichnet, ob die vorhergenannten Feinde vornehmen oder niedrigen Standes waren." Eigentümlich berühren mag es den Schüler, wenn er in V. 398 zu ut „kausal" bemerkt liest. Geradezu falsch ist V 522 „si iam mea filia non est d. h. wenn ich sie denn einmal nicht mehr, „mea filia" nennen darf." Warum soll Ceres die von Pluto entführte Proserpina nicht mehr mea filia nennen dürfen? Der Sinn der Stelle ist doch unzweifelhaft: Deine, des Zeus, Tochter ist für einen Räuber als Gemahl zu gut, wenn schon meine Tochter es (dafür zu gut) ist! Diese bei flüchtiger Durchsicht einem engen Raume entnommenen Proben mögen genügen. Da noch dazu das Buch sich im Preise höher stellt als andre dem gleichen Zwecke dienende, so kann es zur Einführung nicht empfohlen werden.

Das Wörterbuch zu den Metamorphosen von Siebelis-Polle steht ohne Konkurrenz auf dem Büchermarkte erklärlicher Weise, denn nicht leicht vermöchte einer ein besseres zu gleich niedrigem Preise anzufertigen. Es sind bei jedem Worte, wenn auch nicht alle Stellen, an denen es überhaupt vorkommt, aber gewifs alle Stellen mit eigentümlicher, charakteristischer Bedeutung angeführt, eine gute Übersetzung dieser Stellen möglichst angestrebt, alle irgendwie schwierigen Stellen erklärt, bei zweifelhaften Lesarten auch dies angegeben, seltene zweifelhafte Wortformen angeführt. Das Buch ist jedem, der sich eingehend mit Ovid beschäftigt, unentbehrlich, auch Schülern, die die Erleichterung eines Speziallexikons wünschen, bestens zu empfehlen, vor allem, wenn der Lehrer eine unkommentierte Ausgabe vorzieht. Eine solche bietet der Herausgeber des Wörterbuches in einem Abdruck des Textes, der sonst reich mit Anmerkungen versehenen Auswahl von Siebelis. Da diese so ziemlich alles enthält, was nur irgend für die Schullektüre sich eignet, ist sie viel reichhaltiger als die ähnliche von Sedlmayer, die dafür auch Abschnitte aus anderen Werken Ovids umfafst.

Für die Schenkl'sche Bibliothek griechischer und römischer Schriftsteller hat Sedlmayer die Besorgung der gewöhnlich den ersten Band bildenden Werke Ovids übernommen, und hiervon ist ein erstes Heft die Heroiden enthaltend erschienen, ein Abdruck der in Wien 1885 erschienenen gröfseren Ausgabe. Nach langjähriger Beschäftigung mit diesen

Gedichten und umfassender Kenntnisnahme von den zahlreichen Handschriften davon ist Sedlmayer an die gröſsere Ausgabe herangetreten und diese reichen Vorarbeiten kommen auch der kleineren Ausgabe zu gute. Für die Beurteilung der Handschriften wird zwar auf die gröſsere Ausgabe verwiesen und der kritische Apparat führt nicht alle abweichenden Lesarten an, aber er gibt doch an allen strittigen und zweifelhaften Stellen den ganzen Bestand an Lesarten und Vermutungen und bietet somit genug, um ein eigenes Urteil zu ermöglichen.

München. Klemens Hellmuth.

J. J. Bäbler, Professor in Aarau, Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter. 206 S. 8. Halle a. d. S. Waisenhaus. 1885.

Gerne bestätigen wir dem Verfasser, daſs er seinen im Vorwort ausgesprochenen Zweck „eine bequeme Einsicht bieten zu wollen in die geschichtliche Entwickelung der grammatischen Begriffe, in die Verwilderung der grammatikalischen Studien und in die beginnende Säuberung des verworrenen Wustes“ im allgemeinen gut erreicht hat. Er hat es verstanden den trockenen Stoff geschickt zu behandeln und ziemlich übersichtlich zu gruppieren; aus mehreren Lehrbüchern des Mittelalters, die für die meisten unzugänglich zu sein pflegen, ist eine zweckmäſsige bündige Auswahl des Wissenswürdigsten sowie angemessene längere Proben des Originaltextes geboten, und wir können nur wünschen, daſs recht viele „klassische“ Philologen, ermutigt durch die handliche Form der Beiträge, Gelegenheit nehmen möchten, sich einen Überblick über eine Disziplin des „barbarischen“ Mittelalters zu verschaffen, welche trotz vieler Ungeheuerlichkeiten und Abgeschmacktheiten doch nicht so unumwunden jene souveraine Verachtung verdient, die noch immer gäng und gebe ist.

Man könnte Bäblers Buch in 2 Hauptteile zerlegen, in einen mehr allgemeinen, welcher die 4 ersten, und in einen besondern, welcher die 5 nächsten Kapitel umfaſst und sich auf genauere Analyse einzelner Lehrbücher einläſst. Wenn im folgenden gegen Einzelnes Bedenken erhoben und auf gewisse Mängel aufmerksam gemacht wird, so beabsichtigt Ref. doch keineswegs dem Verfasser die Freude an seinem Werk zu verkümmern oder den Wert des lehrreichen Buches anzuzweifeln.

Kap. I. (S. 1—27). Übersicht der Geschichte der Grammatik von Plato bis Remigius. Auf S. 12 dürfte als ein Verbreiter grammatikalischer Kenntnisse in Rom Diogenes Babylonius genannt werden, einer der Gesandten des Jahres 155 v. Chr.; Ref hat in seiner Dissert. de soloecismo (Straſsburg 1876) glaubhaft zu machen versucht, daſs der Satiriker Lucilius, dessen 9. Buch viel Grammatisches enthält, von jenem beeinfluſst worden sei. Auf S. 19 muſs unter den 5 Namen des Boethius „Torquatus“ gestrichen werden (trotz Teuffel und Anderer), da dieser Name erst in jüngeren Hss. auftaucht. Zu S. 23 ff war Rud. Schmidt, die Categorien des Aristoteles in St. Gallen. Erlanger Dissert. 1874, zum sog. Cruindmelus, S. 19 und zu Remigius S. 26 waren die neueren Arbeiten von Huemer zu nennen (auch der Anhang zu Huemers Seduliusausgabe S. 316—359 = Remigii expositio).

Kap. II. (S. 28—66). Ars, artes liberales, vox, littera, octo partes. Auf S. 32 ff können die Verse des Theodulf (Poetae aev. Carol. I, 544 ff und Ebert II. 77) und des Froumund (?, s. Würzburger

Gymnasialprogramm 1881, S. 16) über die 7 freien Künste beigefügt werden; vgl. u. a. auch Daniel, die klass. Studien in der christl. Gesellsch. S. 106.

Dafs Kap. III „Das Griechische im Abendlande“ unter so stiefmütterlicher Knappheit zu leiden hat — es füllt nur S. 67—73 — müssen wir, wenn auch Bäblers Titel allerdings nur von lat. Gramm. redet, lebhaft bedauern. Sicherlich liefsen sich (trotz Specht, Gesch. d. Unterrichtswesens in Deutschland, 1885, S. 104) hier mehr Notizen sammeln über die Fortpflanzung griechischen Wissens durch einzelne Gelehrte; auch war die massenhaft, freilich oft nur der Prunksucht dienende Verwendung griechischer Vokabeln bei einzelnen lat. Prosaikern und Dichtern (z. B. bei Ermenrich v. Ellwangen, bei Abbo v. Paris, beim Verfasser des metr. Apollonius Tyrius u. a. m.) in Betracht zu ziehen. Von neueren Arbeiten konnten u. a. die Programme von Giesebrecht, Cramer, ferner Ebert, Litt. d. Mittelalt. II (Index) beigezogen werden, sowie teilweise auch Horawitz' griech. Studien; das neue Werk von Legrand bibliographie hellénique, Paris. 1885, dürfte gleichfalls für dies noch stark vernachlässigte Gebiet von Nutzen sein.

Kap. IV. „de modis significandi“ führt uns in die Kategorien und in den Streit zwischen dem Realismus und Nominalismus hinein und bietet von S. 74—94 eine reichhaltige Übersicht der verschiedenen Doktrinen sowie manche treffende, dem modernen Verständnis angepafste kurze Aufklärung über schwülstige scholastische Ausdrücke.

In Kap. V. (S. 95—115) wird der Graecismus des Ebrardus Bethuniensis besprochen und in weiterer Ausführung der auch sonst gebührend berücksichtigten Arbeiten von Thurot (notices et extraits XXII) auf die vermutlichen Grundbestandteile dieses Lehrbuchs hingewiesen; S. 107 ff stehen Proben aus dem Graecismus. Wenn indessen Bäbler S. 105 die Meinung äufsert, dafs es „dem Verfasser eines Schulbuchs widerspreche seinen eigenen Namen als Beispiel zu verwenden“, so möchte ich einwenden, dafs der schon oben genannte Diogenes Babylonius (bei Laertius Diogenes VII, 58), Lucilius (IX, v. 14 ed. Luc. Müller), Priscian (I, 79, 9 ed. Hertz), Agroecius (ed. Keil VII, 114, 7) ihre eigenen Namen ungescheut als Beispiele verwendeten. — Für die S. 107 stehenden Worte: „in undis apros piscantur . . in silvis lucios venantur et salmones“ scheint Boethius, de cons. phil. S. 66, v. 5—8 ed. Peip. das Vorbild gewesen zu sein. Zu S. 111 „Scire facit mathesis“ vgl. Berliner Philol. Wochenschrift 1884, Sp. 695 Anm.

Kap. VI (S. 116—134) beschäftigt sich mit dem im J. 1209 vollendeten in qualvollen Versen geschriebenen Doctrinale des Alexander de villa Dei, wegen seiner aus den von Bäbler S. 125—134 erbrachten Proben sich schon genugsam verratenden öden Freudlosigkeit von den Schülern scherzend wohl auch de villa Diaboli genannt (s. Colloquia Mag. P. Poponis. Würzburg, Stuber 1882). Auf S. 119 hätte anläfslich der Anekdote vom Kaiser Sigismund und dem „alten böhmischen Schulfuchs“ vergleichsweise auf Sueton de ill. gramm. XXII hingewiesen werden können (Tiberius — Pomponius Marcellus).

Das VII. Kap. (S. 135—169). „Das verbesserte Doctrinale. Perottus. Despauterius“ bietet in der That schon das Bild entschiedener Besserung und namentlich berührt uns das Wirken des Despauterius im ganzen sympathisch; freilich sind die gelehrten Verse und Regeln jener Zeit z. T. noch immer turbulent genug, um einem harmlosen Schüler Entsetzen einzujagen, so dafs er, was nach S. 192 in dem Übungsbuch „Es tu scolaris“ allen Ernstes zu lesen stand, wohl

seufzen mochte: „Latinum dicitur a lateo, quod in tali ydeomate infinita latent".

Zu Kap. VIII (S. 170—188), „Glossatoren" sei bemerkt, dafs von dem S. 176 erwähnten Isidorischen liber synonymorum auf der Würzb. Univ.-Bibl. 3 alte Hss. liegen, die meines Wissens noch nicht ausgenutzt worden sind. Ich vermisse in diesem Kapitel den Hinweis auf Löwes grundlegendes Werk prodromus corporis glossariorum u. auf die im Anschlufs an dasselbe erschienenen Arbeiten. Den S. 171 erwähnten Thesaurus novus latinitatis hat W. Meyer längst dem Osbern zugewiesen. Den so wichtigen Inkunabeldruck des sog. Lexicon Salomonis erwähnt Bäbler nicht. Die albernen Etymologien des Hugutio, der in frömmelndem Aberwitz die Dreistigkeit hat, dem Leser zuzumuten, dafs er als auctor huius operis Gott ansehen solle, — während Hugutio selbst nur das „Instrumentum" dieser wunderlichen Offenbarungen ist —, werden noch überboten durch den oft geradezu schwachsinnigen Gallimathias, den Johannes Januenses in puncto etymologiae zu tage fördert; entsprechende „Proben" s. S. 183 188 (vgl. jedoch schon S. 149 aus Peter Helias die famosen Ableitungen cadaver = caro data vermibus, gladius = gulam dividens).

Das letzte Kap. (IX) bespricht „Elementare Anleitungen, wie Es tu scolaris. Arcubius. Fundamentum scolarium. Modus latinitatis. Welch bedenkliche Fragen manchmal an die kleinen Lateiner gestellt wurden, mag kurz aus folgendem Beispiel (S. 190) klar werden: Ubi es tu scolaris? hic et ubique et in omnibus locis honestis. Quot sunt loca honesta? quattuor: ecclesia, scola, domus propria, convivium peritorum virorum. Quot sunt loca inhonesta? etiam quattuor: corea, lupanar publica strata et taberna. . . . Es tu legitimus? sum. Quare? quod a personis matrimonialiter coniunctis creatus sum. Es tu spurius? Non sum ff. Mit etymologisierenden Spielereien wie homo = *h*abens *o*mnia *m*anu *o*mnipotentis oder deus = *d*ans *e*ternam *v*itam *s*uis mag mehr Zeit als recht war vertragen worden sein. Studierregeln wie sie S. 194 angedeutet werden, findet man häufig, z. B. auch im cod. lat. Monacensis 18910. Bei den Anstands- u. Konversationsregeln, die gleichfalls S. 194 erwähnt werden, hätte ein Hinweis auf des Erasmus Colloquia oder auf Zarnckes Manuale scholarium nicht geschadet, wiewohl letzteres mehr für erwachsene Schüler berechnet ist. Deutlich sehen wir den mittelalterlichen Magister vor uns und beredt tönt längstverhallter Schülerweheruf wieder an unser Ohr, wenn wir lesen S. 195: „Custos, virgas tres valde asperas mihi disponas"; die schöne Entschuldigung „Ich hab die schwein getrenckt. Vadavi sues" wird dem armen Burschen, der zu spät in die Schule gekommen ist, nicht viel helfen. Deutsche Übersetzungen wie sie in Es tu scolaris vorkommen, wurden übrigens auch schon in vielen Ausgaben des Alexander de villa Dei beigegeben, s. z. B. S. 122; durchweg mit deutschem Text versehen ist der 1494 gedruckte Modus Latinitatis, von welchem Bäbler S. 204 ff Proben aushebt.

Zuweilen stofsen wir in Bäblers Buch auf gewisse Ungenauigkeiten und Unebenheiten. Ich vermisse namentlich bei Nennung von Handschriften manchmal die bestimmte Angabe der Nummer, so steht z. B. S. 57 ganz allgemein „eine Hs des 14. Jahrh.", S. 65 „ein Manuscript aus dem 9. Jahrh." Wer S. 171 med. der „Gewährsmann" sei, ist nicht klar. Von Widersprüchen sei notiert, dafs S. 15 Petrus Helias richtig in's XI. Jahrh., dagegen S. 27 „um 1150" angesetzt wird. Auf S. 37 wird für Petrus Hispanus angegeben „† um 1226", S. 132 Anm. dagegen richtig „† 1277". Auf S. 18 unten steht; „Johannes Erigena † um 875", auf S. 26: „Scotus Erigena † 872—875", auf S. 77: „Scotus

Erigena † nach 877"; vgl. den Aufsatz des Ref. im N. Archiv f. ält. d. Gesch. 1885, S. 129. Unnötig wiederholt sind S. 103 die nämlichen 12 Verse des Graecismus, die schon S. 90 ausgehoben wurden. Das herbe Urteil des wackeren Torrentinus „Docebant enim — acceperant" lesen wir sowohl S. 94 als 121 unten; eine Wiederholung s. ferner S. 123 und 132 Anm. Abgesehen von den oben zu Kap. I, III u. VIII schon genannten Werken hätten wir gern auch Eckstein „lat. Unterricht" (in Schmids Encyclopädie), Burckhard de linguae latinae in Germania fatis (1729), Haase de med. aev. stud. phil., sowie die gründlichen Arbeiten Böckings zu den Epistol. obsc. virorum u. a. m. berücksichtigt und citiert gesehen. Anderenteils hätten wir gewünscht, dafs Bäbler nach den langen Reihen der Citate aus den mittelalterl. Originalwerken häufiger sein eigenes Urteil über den Wert oder Unwert der vorgetragenen Doktrinen abschliefsend beigefügt hätte. Freilich dürfen wir, wiewohl sich da u. dort gröfsere Vollständigkeit hätte erreichen lassen, nicht vergessen, dafs der Verf. sein Werk bescheidenerweise nur „Beiträge" genannt wissen will. Bessere Abhebung der lat. Citate vom deutschen Texte (etwa durch Kursivdruck) wäre im Interesse rascheren Überblicks sehr dankenswert gewesen. Indessen ist die sonstige Ausstattung des Buches ansprechend und freundlich.

Würzburg. G. Schepfs.

Homers Odysseus-Lied, in der Nibelungenstrophe nachgedichtet v. J. Engel. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1885. VIII. 357 S.

Wenn der V. bei seiner Übersetzung sich von dem Gedanken leiten liefs, dafs der Versuch bei einer Verdeutschung des alten griechischen Dichters neben dem Rhythmus auch den Reim mitwirken zu lassen immer wieder zu erneuern sei, bis es einmal gelingt eine nach Form und Inhalt befriedigende Nachdichtung zu schaffen, so kann ihm gewifs nur recht gegeben werden; wenn er dagegen meint, vor der seinigen sei noch keine einzige lesbare deutsche Übersetzung vorhanden gewesen, so ist zu bemerken, dafs Schwarzschilds Übersetzung der Odyssee in Stanzen (Frkf. 1886) die Forderungen, die Engel an eine Übersetzung stellt, mindestens ebenso gut, wenn nicht besser erfüllt. Was nun den Gedanken betrifft, gerade die Nibelungenstrophe als Versmafs der Nachdichtung Homers zu wählen, so ist derselbe nicht neu. Mehr oder minder gelungene Versuche mit einzelnen Partien sind von Manchen gemacht worden, die ersten wohl von Rinne (Od. VI.) 1860 und von Schunck (Jl. I.) 1861. Dagegen liegt nun allerdings zum erstenmal die Uebersetzung eines ganzen Epos in diesem Metrum vor. Zu bedauern ist jedoch, dafs nicht das Versmafs der ächten Nibelungenstrophe gewählt, sondern statt des so mannigfacher Abwechslung fähigen Verses mit 7 oder 8 Hebungen die Art vorgezogen wurde, wie Uhland den Vers rein jambisch behandelte. Wäre etwa Geibels König Sigurds Brautfahrt das metrische Vorbild gewesen, so wäre nicht nur eine freiere Bewegung möglich geworden, sondern auch manches Unschöne wie die häfslichen Abkürzungen (z. B. 'nen statt einen) vermieden worden.

Gern mag man dem Übersetzer das Recht einräumen, „an der Hand der modernen Homerkritik" einzelne Partieen auszuscheiden, um womöglich „die Dichtung in der ursprünglichen Gestalt zu reproduzieren". Ebenso wird man von einer gereimten Nachdichtung nicht eine wörtliche Übertragung verlangen, sondern manche Freiheiten gestatten; aber eine Klippe, woran eben die meisten Übersetzer scheitern, ist unbedingt zu vermeiden

Homer darf nicht modernisiert werden; der naive Ton des Epos, die nun einmal ihm allein eigene Sprache und individuelle Dichtungsweise darf nicht verwischt und verändert, es dürfen keine fremdartigen Töne eingemischt werden, mögen diese auch andern ähnlichen Dichtungen anderer Zeiten noch so gemäfs sein; Homer mufs auch in der Übersetzung Homer bleiben. Dies ist in der uns vorliegenden Nachdichtung keineswegs der Fall, wenn schon eine ziemlich grofse Gewandtheit in der Behandlung des Reims und in der Überwindung zahlreicher anderer Schwierigkeiten sich darin kundgibt. Wenn wir Stellen finden, wo die Rede ist vom Sternenzelt, von Rebenblut, von Herzenswunden, von Golde rot, von der reinsten Blütelese von Helden hochgemut, wenn es von dem Wald auf der Insel Circes heifst: ganz still wars dort, kein Vögelein mir seinen Grufs entbot, so ist in solchen Wendungen Homer nicht mehr zu erkennen. Da manchmal kürzer zu verfahren ist als im Original, so ist gewifs manches Unwesentliche, selbst solches, was als Schönheit empfunden wird, wenn man eine Stelle für sich allein betrachtet, dem Ganzen zu liebe zu opfern; wo aber des Metrums wegen zu erweitern oder ein Ausdruck mit dem andern zu vertauschen ist, darf der Übersetzer die Grenzen nicht überschreiten, die ihm durch die Sprache Homers gezogen sind. Mit Recht wird in dem sehr beherzigenswerten Artikel von Klaucke (Neue Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1885 Heft IX. S. 438 ff.) selbst bei einem sentimentalen Dichter, wie Horaz, bei dem es doch weit weniger zu sagen hat, davor gewarnt, das Original durch die Übersetzung zu verschönern. Man lese aber diese Nachdichtung der Odyssee, und man wird auf Schritt und Tritt solchen Verschönerungen und Veränderungen begegnen, die meist noch an irgend einen modernen Dichter erinnern. Da wird z. B. das Schiff zum „Meeresrappen, zu neuer Fahrt gezäumt“, der Rachen der Scylla ist „des grausenvollen Todes entsetzlich Arsenal“, Odysseus unter den gemordeten Freiern stehend ist „schön und schrecklich wie blutiger Nordlichtschein“, Circe ist eine „minnigliche Fee“, von ihr heifst es, dafs sie „die Freunde in Schweine verhexte vom Scheitel bis zur Zeh, die Helden „halten Einzug durch König Tods Portal“ u. s. w. Dahin gehören auch die zahlreichen mit Hei! beginnenden Ausrufe, z. B. gleich im Anfange:

Hei! wie der Held den Stürmen allzeit die Stirne bot,
Sich und die Heergesellen zu schirmen wider Not.

Es ist keine Frage, dafs man manchmal im Nibelungenlied und in anderen epischen Dichtungen einen adäquaten Ausdruck für ein homerisches Wort findet, trotzdem ist wohl zu erwägen, wie weit man dabei gehen darf, um nicht fremdartig Berührendes zu entlehnen. Auch Jordan, der doch Treue der Übersetzung zum ersten Grundsatze macht, geht hierin zu weit. Erst wenn der Übersetzer sich wohl bewufst ist, dafs er nicht nach dem Reim modeln, sondern den Reim nur in den Dienst des richtigen Gedankens stellen darf, werden wir eine dem Bedürfnis und Geschmacke unserer Zeit entsprechende Nachdichtung erhalten können.

Wir schliefsen diese Zeilen damit, dafs wir erwähnen, dafs der leider zu früh verstorbene H. Stadelmann, dessen Meisterschaft in gereimten Übersetzungen der Alten allgemein anerkannt ist, im J. 1875 in dem letzten Winter vor seinem Tode sich mit Vorliebe damit beschäftigte, Teile der Odyssee in der ächten Nibelungenstrophe zu übersetzen. Diese meist recht gelungenen Bruchstücke sind leider bisher ungedruckt geblieben, da sie noch der Nachbesserung und Ergänzung bedürfen.

Speier. A. Nusch.

Dr. Franz Krebs, die Präpositionsadverbien in der späteren historischen Gräcität I. und II. Teil. München. Lindauer 1884—1885. Preis ℳ 6.—.

Obschon die historische Betrachtung seit lange der deutschen Wissenschaft einen eigentümlichen Stempel aufgedrückt hat und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, die Erscheinungen aus ihrer Entstehung und Entwickelung zu begreifen, ganz allgemein geworden ist, läfst die praktische Bethätigung dieses Prinzipes noch häufig zu wünschen übrig. Langsamen, wuchtigen Schrittes gehen die Pioniere der deutschen Wissenschaft vorwärts; hiedurch wurden zwar die gröfsten Erfolge erreicht; allein die Beweglichkeit und Selbständigkeit des Einzelnen erscheint vielfach behindert. Erst wenn das Gros der fleifsigen Bebauer angekommen ist, wird der Angriff gutgeheifsen. So erklärt es sich, dafs grofse fruchtbare Gebiete noch unbebaut sind, während auf den schon längst gepflegten eine fast fieberhafte Emsigkeit fortdauert. Wie lange hat die Sprachwissenschaft und die Archäologie mit dieser konservativen Gesinnung, die nur das Altgewohnte und längst Vorhandene als berechtigt anerkennen will, zu kämpfen gehabt! Der endliche Sieg hat Kampf und Arbeit reichlich gelohnt. Ähnliche Bewegungen vollziehen sich im engeren Rahmen unserer Fachwissenschaft. Auf dem Gebiete der lateinischen Sprache und Litteratur hat sich schon vor längerer Zeit das Bedürfnis einer ausgedehnten historischen Beobachtung gezeigt, und eine Fülle scharfsinniger Arbeiten hat unsere Erkenntnis hier in ungeahnter Weise gefördert. Leider hat das gute Beispiel der Latinisten die Gräzisten noch nicht genügend zu erwärmen vermocht; nach wie vor halten sich ihre Bestrebungen viel zu sehr innerhalb eines willkürlich abgegrenzten Gebietes. Selbst die unleugbare Thatsache, dafs dieses längst bebaute Feld in gewissem Sinne etwas erschöpft ist, vermag nicht abzuschrecken. Nur da und dort wagen sich einzelne im Vertrauen auf eigene Kraft in die avia loca späterer Epochen. Die litterarhistorische Forschung ging der sprachlichen voran. Freilich konnte aus den manchmal unklaren, zuweilen beschränkten Plänen das Gesamtbild einer Geschichte des griechischen Geistes und seiner Offenbarung in Sprache und Litteratur noch nicht deutlich genug als Endziel hervortreten.

Die sprachliche Forschung mufste von Polybius ausgehen, dem Autor, welcher mit seinem ganzen Wesen noch in die alte Zeit hineinreicht und gleichzeitig an der Spitze einer neuen Sprach- und Litteraturperiode steht. So hat denn Dr. Fr. Krebs in einer früheren Schrift eines der wichtigsten Themen, die Präpositionen bei Polybius, mit gewissenhaftester Anwendung der zuerst von Tycho Mommsen erprobten statistischen Methode untersucht. (Die Präpositionen bei Polyb. Würzburg, 1882. Beitr. zur hist. Syntax der griech. Spr. herausgeg. von M. Schanz, Heft I). Der Erfolg dieser Arbeit hat den V. ermutigt, seine Forschungen auf die spätere Gräzität auszudehnen. In der vorliegenden Schrift behandelt er das für die griechische Sprache ebenfalls hochwichtige Thema der Präpositionsadverbien bei Polybius, Diodor, Dionys von Halikarnass, Josephus, Plutarch, Arrian, Appian, Dio Cassius, Herodian und Aelian. Aufserdem zieht er bei wichtigen Punkten auch den Prokop und Zosimus in betracht.

Aus diesem weiten Kreise umfangreicher Schriftsteller ist ein reiches Material zusammengetragen, und die sprachlichen Thatsachen sind mit einer Sorgfalt festgestellt, die bisher auf diesen entlegenen Gebieten unerhört war. Infolge dessen mufs die Arbeit als einer der hervorragendsten Beiträge zur Geschichte der späteren Gräzität bezeichnet werden, die wir überhaupt besitzen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, dafs solche Monographien uns allmählich lehren, die κοινή bestimmter vom Attischen zu scheiden. Dafs bei der Behandlung eines bisher fast gänzlich unbebauten Gebietes nicht immer das Richtige gefunden wird, kann nicht verwundern. Der Raum erlaubt dem Ref. nicht, seine Bedenken hier näher darzulegen; da er auf ähnlichen Gebieten thätig ist, bietet sich ihm wohl später an einem passenderen Orte dazu Gelegenheit. Doch möge einiges berührt werden und zwar zuerst ein prinzipieller Punkt. V. spricht öfter so, als halte er die griechische Schriftsprache der ganzen späteren Zeit bis Zosimus für etwas Lebendiges, in organischer Entwickelung Begriffenes, andrerseits aber führt er doch wieder vieles, was seinen Grund in der lebendigen Sprache hat, auf individuelle Willkür und auf Nachahmung älterer Autoren zurück. Er meint z. B. (I 30), der Dativ habe infolge der veränderten Entwicklung der Sprache bei den späteren Autoren erheblich an Lebenskraft gewonnen. Die Wahrheit ist, dafs der Dativ seit des Polybius Zeit an unheilbarem Siechtum leidet; dem thut keinen Eintrag, dafs mehrere spätere Schriftsteller unter dem Einflusse der attizistischen Richtung ihn künstlich wieder zu Ehren bringen.

Die ungeheure Wirkung, welche die energischen und geistvollen Bestrebungen der Attizisten ausübten, berücksichtigt V. viel zu wenig. Er ist einerseits zu sehr geneigt, alles als lebendige Entwicklung aufzufassen, andrerseits führt er manche Erscheinungen zu einseitig auf den Einflufs des Rhetorismus und auf individuelle Willkür zurück. So glaubt er (I 30 f.) die Zusammensetzung von Präpositionen mit Adverbien wie ἐπάνω ὑπεράνω ὑποκάτω sei späteren Autoren ein Mittel gewesen, die Übergriffe des Acc. einzuschränken; „dieses wurde zunächst dadurch erreicht, dafs man für die Accusativ-Präpositionen neue Ausdrucksmittel gewann und die Tragweite und Bedeutungsfähigkeit der bereits vorhandenen steigerte; zu diesem Zwecke setzte man die eigentlichen Präpositionen mit Adverbien zusammen und gesellt ihnen den Gen. bei, wie z. B. ἐπάνω . . , was schliefslich von einzelnen Byzantinern ins Geschmacklose und Bizarre getrieben wurde“; ähnlich sagt er (I 46) mit Rücksicht auf die Doppelpräpositionen, schon die ältere Litteraturepoche habe solche Zusammensetzungen, wo dieselben freilich die sinnlich frische Phantasie geschaffen habe, während die Bildungen der κοινή meist auf dem Wege der Überlegung und Reflexion entstanden seien. Aber es leuchtet doch ein, dafs diese Vergröberung des Ausdrucks ihre eigentliche Quelle in der Volkssprache hat; die einfachen Präpositionen erschienen dem Sprachgefühl allmählich zu körperlos; man verstärkte sie durch allerlei Zusätze oder ersetzte sie durch Neubildungen. Daher sagt man in der neugriechischen Volkssprache ἀποκάτω, ἀποπάνω μέσα εἰς und Ähnliches. Bekanntlich bietet das Vulgärlatein bezw. das Romanische für diese Verstärkung der Präpositionen eine Reihe der trefflichsten Analogien. Man sieht, dafs die Forscher auf dem Gebiete der späteren Gräzität gut daran thun würden, eine genaue Umschau im Vulgärgriechischen nicht zu versäumen. Einige Beispiele können das noch deutlicher machen. II 56 erklärt V. den besonders häufigen Gebrauch von κατόπιν bei Polybius „aus der Individualität des Schriftstellers und dem Charakter seines Werkes“. Allein auch dieses wohlklingende Wort ist volksmäfsig und Polybius wie die folgenden Autoren haben es aus der lebendigen Sprache in die Schrift eingeführt. In der präpositionalen Verwendung von πρίν statt πρό sieht V. (I 45) eine Reminiszenz an Pindar; auch diese Ansicht wird durch die Vergleichung des Vgr. hinfällig. Ebenso unrichtig wird die Geschichte der Präposition ἕως aufgefafst. Polybius und die ihm folgenden Autoren wie Diodor verwenden ἕως massenhaft als Präposition; bei den

Autoren der „zweiten Gruppe“, also bei Arrian, Appian u. s. w., „hat sich ἕως nur als Reminiszenz in einigen wenigen Stellen erhalten“ (II 14). Allein die Sache verhält sich vielmehr also. Das präpositionale ἕως ist rein volksmäfsig. Polybius, der in unzähligen anderen Dingen sich auf die lebendige Sprache stützt, verbraucht dieses Vorwort im reichsten Mafse; ihm folgen Diodor und andere. Dann kommt die Reaktion der Attizisten und ἕως wird geflissentlich gemieden; da die Natur sich aber nie ganz unterdrücken läfst, entschlüpft das präpositionale ἕως da und dort auch Autoren jener strengen Observanz.

Wie nützlich wäre die Vergleichung des Vulgärgriechischen bei der Besprechung von χωρίς, δίχα und anderen Synonymen! So wenig man gegenwärtig spätlateinische Schriftsteller sprachlich behandeln darf, ohne auf das Vulgärlateinische und Romanische rücksicht zu nehmen, ebenso wenig kann man die spätere Gräzität verstehen, ohne die griechische Volkssprache des Mittelalters und der neueren Zeit zu vergleichen.

Zum Schlufs noch zwei einzelne Fälle. II 38 vergleicht V. die Bildung von μακράν mit τὴν πρώτην, τὴν ταχίστην; allein die Fälle decken sich nicht, da diese mit dem Artikel verbundenen Ausdrücke keine Adverbia sind; auf gleicher Stufe wie μακράν steht vielmehr das Adverb ἀκμήν. Dafs V. II 61 aus einer Inschrift auf den Accent von παρεὶ schliefsen will, beruht offenbar auf einer augenblicklichen Zerstreutheit und brauchte von Hr. Wilamowitz von Möllendorff nicht so ungeheuer übel genommen zu werden, um so weniger, als der fleifsige Forscher ja selbst bemerkt, dafs die Lage seines Wohnortes ihm nicht gestattet, die Inschriften eingehender herbeizuziehen. Schlimmer ist freilich, dafs ein „gelehrter“ Recensent, H. Ph. Weber, den Fall nicht nur nicht bemerkt, sondern sogar noch lobend als eine besondere Errungenschaft erwähnt. (Philol. Rundschau 1885, Nr. 43).

Nicht weniger als die Sprachgeschichte gewinnen durch solche Monographien die Texte selbst. Wir erhalten in unserem Schriftchen eine Reihe wichtiger Belehrungen für die Kritik der behandelten Autoren. Es war bisher fast allgemeine Sitte die späteren Schriftsteller nach einer gewissen attischen Durchschnittsschablone zu behandeln. Gegen diese Unmethode wendet sich der V. mit entschiedenem Glücke; besonders weist er nach, wie oberflächlich Cobet, Naber und Dindorf, deren Gelüste nach attischer Alleinherrschaft keine Grenzen fand, in diesen Dingen verfahren; ihnen gegenüber stellt er mit Recht die besonnenen Ausführungen von C. Jacoby (zum Dionys. Hal.) und den verständigen Konservatismus von Büttner-Wobst (in der Ausgabe des Polybius). Von ganz hervorragender Wichtigkeit ist für die Kritik z. B. das Hiatusgesetz. Gegenwärtig zweifelt wohl kein Stimmberechtigter mehr daran, dafs Polybius, Diodor, Dionys und einige andere den Hiatus mit peinlicher Strenge vermieden. Cobet, der hievon keine Ahnung hatte, brachte z. B. im Dionys unzähligemal durch ein ὑπὲρ für περὶ einen Hiatus in den Text. Schon Polybius aber gebraucht περί und ὑπέρ ganz promiscue und wählt zwischen beiden Präpositionen nur mit Rücksicht auf die Vermeidung des Hiatus.

München. Dr. K. Krumbacher.

Max Schiefsl, k. Realschulrektor, System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der „stilistischen Entwicklungstheorie“. Straubing. 1884. Attenkofer XIII u. 376. S.

Zunächst gibt der Verfasser die Definition des Begriffes „stilistische Darstellung“ mit den Worten: „Eine stilistische Darstellung ist eine schrift-

liche prosaische Gedankenauseinandersetzung über irgend einen Gegenstand behufs Realisierung irgend eines bestimmten Zweckes." Diese Definition wird (S. 7) als Prinzip der Lehre von der stilistischen Darstellung bezeichnet. Im weiteren Verlauf der Untersuchung wird dann aus der mitgeteilten Definition die Notwendigkeit der Disposition abgeleitet. Für deren Herstellung werden folgende 6 Grundsätze aufgestellt: 1) Der zu erreichende Zweck mufs den ganzen Aufbau der Darstellung von Anfang an bestimmen. 2) Der Weg, den der Stilist von Anfang an einschlägt, mufs zweckmäfsig sein, d. h. Aussicht auf Erfolg gewähren. 3) Alle Gedanken (Auseinandersetzungen), die der Stilist vorbringt, müssen Mittel zur Erreichung des gesetzten Zweckes sein. 4) Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Ausführungen (die Anordnung) mufs eine zweckmäfsige sein. 5) Was nicht genügend zweckmäfsig in der Disposition erscheint, mufs durch Zweckmäfsigeres ersetzt werden. 6) Das Dispositionsgeschäft ist erst dann als beendigt anzusehen, wenn der beabsichtigte Aufbau der Darstellung dem zu erreichenden Zweck entspricht und begründete Aussicht auf Erfolg gewährt. Mit Rücksicht auf diese Punkte wird sodann (S. 31) dem Stilisten die Anleitung gegeben: 1) Frage dich zunächst: Was ist der Gegenstand, was der Zweck meiner Darstellung? und halte dir fortwährend bewufst, auf welches Ziel du mit deiner Darstellung hinauswillst! 2) Frage hierauf: Was kann oder mufs ich nun alles vorbringen, um meinen Zweck zu erreichen? und zwar: was zunächst? was dann? was hierauf? was weiterhin? was endlich noch? 3) Notiere sofort in Kürze, was du auf diese Fragen Schritt für Schritt findest. 4) Revidiere hierauf die gefundene Disposition und verbessere, was verbesserungsbedürftig ist. 5) Führe dann die einzelnen Punkte Schritt für Schritt näher aus! Hält man den Schüler an, dieser Anleitung zu folgen, so wird, meint der Herr V., zu dem Thema: „die steinerne Donaubrücke zu Regensburg" die auf S. 40 mitgeteilte Disposition entstehen, welche vom Erbauer, der Länge und Breite, den Wahrzeichen, dem früheren Aussehen derselben u. dgl. handelt. Ich glaube, dafs mit Hilfe der vorher mitgeteilten Fragen allein der Schüler jene Dispositionspunkte n i c h t finden wird. Er mag sich Stunden, ja Tage lang fragen: Was mufs ich zunächst vorbringen, was dann, was hierauf etc: er wird das nötige Material meiner Überzeugung nach nicht beibringen, wenn man ihm nicht andere Anhaltspunkte gegeben hat. Und der Herr V. scheint auch fast mein Bedenken zu teilen, wenn er S. 35 sagt: „Man darf von der fragenden Meditation sich nicht allzu hochfliegende Erwartungen machen", ein Satz, der freilich zu den sonst mit so vielem Selbstbewufstsein vorgetragenen Vorzügen der „Entwicklungstheorie" nicht recht stimmen will. So stellt S. 33 der Herr V., um den Vorzug seiner Lehre vor der bisher geübten Methode zu beweisen, den Satz auf: „Mancher Schüler scheint gedankenarm . . . weil er das, was er wufste, für seine Darstellung nicht zu verwerten verstand. Lenken wir ihn nun durch Fragen auf seine früheren Gedanken hin, so wird sich zeigen, dafs er in der That viel mehr wufste, als er schrieb; aber er schrieb es nicht, weil es ihm nicht einfiel, weil er sich nicht zu helfen wufste. Wie man aber nun durch zweckmäfsig gestellte Fragen aus anderen herauslocken kann, was für die Bearbeitung eines im Gesichtskreis des Betreffenden liegenden Themas notwendig ist, so kann man dies durch Fragen auch aus sich selbst herauslocken, weil eben die Frage alle vorhin angeführten Eigenschaften und Wirkungen hat". Der hier ausgesprochene Gedanke wäre meines Bedünkens nur dann richtig, wenn der Lehrer durch die Fragen: was zuerst, was dann, was hierauf u. s. w. seinen Zweck erreichte. Er wird aber dem scheinbar gedankenarmen

Knaben nur dann einen Gedanken z. B. über die Zeit der Erbauung der Brücke abgewinnen, wenn er ihn etwa fragt: War denn die Brücke von Ewigkeit her da? Kurz, ich glaube, man wird dem Schüler auch in Zukunft sagen müssen, wenn er etwas zu beschreiben habe, müsse er an die Entstehung, die Ausdehnung u. s. w. denken. Der Herr V. entzieht, wie mir scheint, dem Gebrechlichen die Krücken und bietet ihm dafür — nichts.

Indem ich mich anschicke, über den weiteren Inhalt des Buches zu berichten, bemerke ich zunächst, dafs ich mich, um Mifsverständnisse zu vermeiden, darauf angewiesen sehe, den Herrn V. meist selbst sprechen zu lassen, während die Kritik des Vorgetragenen nur einen geringen Raum in Anspruch nehmen kann, da sonst das Referat eine für diese Blätter ganz ungewöhnliche und wegen des der Redaktion vorliegenden reichlichen Materials ganz unstatthafte Ausdehnung gewinnen würde. Sein Kompositionsverfahren, meint der H. V., unterscheide sich wesentlich von dem bisher empfohlenen S. 31: „Ein Fehler ist es bereits, dafs gleich mit der Gedankenerfindung begonnen wird, als ob man die zur Realisierung des gesetzten Zweckes dienlichen Mittel finden könnte, ohne sich vorher den Zweck selbst klar gemacht zu haben.“ Aber hat man denn bisher nicht auch eine Definition des Themas verlangt, die in angemessener Form auch in den Handbüchern der Schulstilistik erwähnt wird? So sagt Buschmann: „In dem Thema liegt eine Frage, die beantwortet, eine Aufgabe, die gelöst werden mufs.“ Von jeher hat man doch dem Schüler klar zu machen gesucht, dafs er in dem einen Fall etwas zu erzählen, in dem anderen etwas zu beschreiben, im dritten Fall etwas zu beweisen habe u. dgl. Und jeder ältere Lehrer hat wohl unzähligemale an den Rand der Aufgabenblätter die Worte geschrieben: Bezug aufs Thema!? — Wenn nun der V. im Schlufswort so sehr betont, dafs er stets von dem Zweck der Darstellung, die bisherige Stilistik aber immer vom Thema ausgehe und darin den „Kardinalpunkt der ganzen Streitfrage“ erblickt, so ist das ein eitel Spiel um das Wort, kein ernster Streit um die Sache. — Als der verhängnisvollste Fehler der bisherigen Stilistik wird S. 16 die Auseinanderreifsung von „Stoffsammlung und Anordnung“ bezeichnet. Dem gegenüber wird S. 31 gesagt: „Die Entwicklungstheorie sucht vielmehr die einzelnen Dispositionspunkte Schritt für Schritt gleich in der Ordnung, in der sie ausgeführt werden sollen, und verbindet so, was die bisherigen trennten“. Dieser Satz findet S. 35 eine nähere Erklärung in den Worten: „Die fragende Meditation lehrt aber nicht blofs Gedanken finden, sie lehrt auch Gedanken ordnen, und beides mufs, wie ich schon wiederholt sagte, mit einander verbunden werden. Nichts aber ist einfacher als das: man braucht nur die Gedanken, die man ausführen will, gleich von Anfang an in der Ordnung aufzusuchen, in der sie vorgebracht werden sollen, indem man frägt: Was mufs ich denn zunächst vorbringen? was dann? etc. Dabei mufs man darauf sehen, dafs die Ordnung eine zweckmäfsige wird.“ Wenn ich diese Sätze prüfe, so will es mich fast bedünken, als ob ich die Fragen: was zunächst, was dann etc. nur beantworten könnte, wenn ich überhaupt weifs, über welche Gedanken ich zu verfügen habe. Die passenden Gedanken sofort in der zweckmäfsigsten Ordnung gewinnen ist schwer, ich glaube sogar in den meisten Fällen unmöglich, und so wird man denn sehr häufig nachträglich noch Umstellungen und Ausscheidungen vornehmen müssen, wie der V. an verschiedenen Stellen ja ausdrücklich zugibt; vgl. z. B. S. 29 (in der oben angeführten fünften Hauptdispositionsregel), S. 31 (an zwei Stellen), S. 52, S. 54 („Es ist daher jede Disposition nur als eine provisorische zu betrachten, die jederzeit noch abgeändert werden kann etc.“ S. 60.) Mit

den eben mitgeteilten Sätzen des V. vergleiche man noch S. 31 u. 32: „Hiezu nur noch die Bemerkung, dafs man durch die Frage: Was kann oder mufs ich nun alles vorbringen, um meinen Zweck zu erreichen, und zwar was zunächst? auf verschiedene mögliche Wege kommt, die zum Ziele führen können, und dafs man mit der Antwort auf diese Frage bereits einen bestimmten Weg einschlägt, der dann für den weiteren Aufbau der Disposition mitbestimmend wird; denn ob ich so oder so weiterfahre, das hängt wesentlich von dem ersten Punkt ab, den ich zur Sprache bringe. Man braucht daher über den einzuschlagenden Weg eigentlich gar nicht speziell zu meditieren; diese Frage wird vielmehr durch das Kompositionsverfahren so zu sagen von selbst praktisch gelöst".

Auf die oben erwähnte Disposition: „Die steinerne Donaubrücke zu Regensburg" folgen noch einzelne erläuternde Bemerkungen (z. B.: Doch mufs man sich hüten, Dispositionsfragen aufzustellen, die man nicht beantworten kann. Wem z. B. die Länge und Breite der Brücke nicht bekannt wäre, der müfste es eben unterlassen, in seiner Disposition die betreff. Frage aufzuwerfen) und dann die verschiedenen Dispositionsformen (Satzform, Schlagwörterform, Disposition in Form von Gesichtspunkten, die gemischte Dispositionsform). In diesem Abschnitt schildert der V. auch, wie er bei Herstellung seines Buches verfahren sei. Die Schilderung schliefst mit den Worten: „Wie erwähnt bin ich allerdings nicht gleich von Anfang an in dieser Weise verfahren, sondern erst verhältnismäfsig spät auf diese Praxis gekommen. Es blieb eben auch mir nicht erspart, die ganze Misere der bisherigen Stilistik zu kosten, ratlos auf gut Glück zu operieren und alle schlimmen Konsequenzen eines solchen Kompositionsmodus persönlich zu erfahren.[1]) Erst wie ich nach vielen vergeblichen Versuchen endlich auf die eben beschriebene eigentlich so nahe liegende Praxis kam, da ging es nun rasch vorwärts, ich brauchte keinen Schritt mehr rückwärts zu machen, und nachdem mich der Stoff schon fast zu erdrücken drohte und keine der vielen Umarbeitungen mich befriedigt hatte, ward ich nun auf einmal von dem Alp befreit, der mich bis dorthin gefesselt hielt. In diesem Dispositionsverfahren aber habe ich zuerst unbewufst, später mit vollem Bewufstsein ein weiteres Kompositionsgesetz beobachtet, das oben noch nicht ausgeführt ist, weil dort nur von der Herstellung einer Disposition überhaupt die Rede ist: es ist das sog. Gesetz der Teile. Handelt es sich nämlich darum, einen Teil einer stilistischen Darstellung (also einen Dispositionspunkt) für sich wieder zu disponieren, so gilt dafür folgendes Gesetz:

Da jeder Teil einer Zweckrealisierung selbst wieder eine Zweckrealisierung ist, so mufs jeder Teil einer stilistischen Darstellung nach denselben Grundsätzen disponiert und ausgeführt werden, die für das Ganze gelten".

Ich knüpfe an diese Citate vorläufig nur die Frage: Wenn es mit Hilfe der neuen Methode so rasch vorwärts geht und sie jeden Schritt nach rückwärts erspart, warum denn die stets wiederkehrenden Mahnungen, dafs man immer ändern solle, bis die Disposition zweckmäfsig ist?

Nachdem im 1. Kap. von dem Thema und der Zwecksetzung und im zweiten von der allgemeinen Dispositionslehre gehandelt ist, bespricht das dritte Kapitel die Ausarbeitung der Disposition. Den letzten Abschnitt dieses Kapitels bildet „Ein Wort über Logik im Aufsatz". Schon früher

[1]) Auffallend scheint es, dafs der V. den Weg zu einer unfehlbaren Disposition, den er in seinem Werke beschreiben wollte, erst während der Arbeit fand.

S. 51 war die Bemerkung gemacht worden: „Was die logische Gliederung betrifft, so mufs sich eine solche insofern in der Darstellung finden, als man z. B. wenn man A gesagt hat, auch B sagen mufs, weil sonst eine Lücke in der Darstellung wäre, die jeder, der logisch zu denken gewohnt ist, sofort als solche empfinden würde. Wer ferner eine Einteilung (Partitio) aufstellte, sich dann aber um sie nicht weiter kümmern, alles durcheinander werfen, den einen oder anderen Punkt vielleicht ganz vergessen würde — der würde ebenfalls eine Darstellung liefern, deren Komposition als tadelhaft erschiene. Das Gleiche gilt, wenn der Stilist eine unvollständige Disjunktion aufstellt etc." Diese Forderung — der alten Rhetorik füge ich bei — wird nun in dem Schlufswort des 3. Kapitels näher präzisiert durch folgende Sätze: Ihm (d. h. demjenigen, der glaubt, man müsse jedes Thema nach logischen Gesichtspunkten zergliedern) sei gesagt, dafs es im grofsen und ganzen für den Stilisten eine sehr sekundäre Frage ist, ob etwas logisch sei oder nicht, wenn es nur zweckmäfsig, d. h. geeignet ist, auf den Leser die beabsichtigte Wirkung zu machen; denn um die Erreichung eines bestimmten Zweckes, nicht um logische Auseinandersetzung des Themas handelt es sich bei jeder stilistischen Darstellung. S. 61 wird ferner der Begriff Logik im Aufsatz dadurch erläutert, dafs gesagt wird: „Eine stilistische Darstellung hat Logik heifst nichts anderes als: es ist alles, was in derselben vorkommt, sorgfältig auf die Realisierung des gesetzten Zweckes berechnet." Diese Ersetzung der Logik durch Zweckmäfsigkeitsrücksichten wird S. 65 noch entschiedener ausgesprochen: „Der Praktiker wirft sofort die ganze Logik über Bord und greift zu anderen Mitteln, wo der Fall so gelagert ist, dafs nur durch wohlberechnete Ausnützung der in Frage kommenden Verhältnisse oder durch eine rein subjektiv-individuelle Behandlung des Lesers ein Erfolg erzielt werden kann. Daher ist auch manches stilistisch ungemein wirkungsvoll und doch . . . gar nicht oder nicht sonderlich logisch; aber es wirkt, es packt die Massen, es verhilft dem Stilisten zu einem durchschlagenden Erfolg. Man betrachte nur unsere Parteipresse, die Mittel, die sie anwendet, und die Wirkungen, die sie erzielt, und erwäge andererseits, wie ungeeignet rein logische Zergliederungen und objektiv abstrakte Beweisführungen wären, um auf das grofse Publikum Eindruck zu machen!" Überraschend klingt auch der Satz S. 63, dafs jeder Praktiker auch ohne theoretische Einsicht, da wo es der Fall verlangt, instinktiv den Anforderungen der philosophischen Logik mehr oder minder gerecht wird, eben weil ihn der konkrete Fall selbst auf die successive Anwendung der gerade zweckdienlichen logischen Operationen führt.

Der Gedankengang der nun folgenden Auseinandersetzungen von S. 65 ab[1]) ist folgender: Da sich bei stilistischen Gebilden alles nicht um das dreht, was logisch ist, sondern um das, was zweckmäfsig ist, so darf man die Rhetorik oder Stilistik nicht auf den „unverjährbaren Gesetzen der Logik" aufbauen und soll deshalb auch keinen Abrifs der Logik in die Stilistik aufnehmen, dagegen mufs man das besprechen, was dem Stilisten hilft, im praktischen Leben Erfolge zu erzielen und sich vor den Gefahren, denen er sich aussetzt, möglichst zu schützen, d. i. die Lehre von den gegebenen Verhältnissen. Gegebene Verhältnisse, heifst es S. 69, nennt man die Gesamtheit all jener Faktoren, welche für eine bestimmte Zweckrealisierung von Wichtigkeit sind, mit denen der Handelnde daher im konkreten Fall rechnen mufs. Auf S. 73—84 werden sodann die

[1]) Hier beginnt der II. Teil, der von der Logik der Thatsachen handelt.

wesentlichen Eigentümlichkeiten der gegebenen Verhältnisse in Form von 19 Axiomen festgestellt. Ich führe ein paar an, um möglichst deutlich zu berichten. 3. A. Manche Faktoren werden bedeutungsvoll durch ihr Vorhandensein, andere durch ihr Nichtvorhandensein, manche durch ihre Thätigkeit, andere durch ihre Unthätigkeit, manche durch aktives förderndes oder hemmendes Eingreifen, andere durch ihren passiven Widerstand. 6 A. Jeder Faktor repräsentiert eine Macht; die einen Faktoren erscheinen schwach, andere stark, wieder andere überlegen. 16. A. Die Umgestaltung der gegebenen Situation kann sich allmählich vollziehen und auch durch eine plötzliche Wendung od. auch einen sog. Zufall u. dgl. mit einem Schlage herbeigeführt werden. Mit Hilfe dieser Axiome wird nun ein System der Lehre von der Logik der Thatsachen aufgebaut. Das Resultat der Erörterungen S. 85—132 wird in 61 Deduktionen niedergelegt, von denen ich der Deutlichkeit wegen wieder einige hieher setzen will: 1. D. Die Veranlassung zu einer Zwecksetzung liegt stets in den jeweiligen gegebenen Verhältnissen, in denen wir uns momentan befinden. 8. D. Sind die gegebenen Verhältnisse einer Zweckrealisierung günstig u. bleiben sie derselben fortwährend günstig, dann mufs die Handlung einen raschen Verlauf nehmen, und das gesetzte Ziel mufs erreicht werden. 22. D. Bei jeder Zweckrealisierung kann noch im letzten Augenblick ein Umschlag zum Besseren oder Schlimmeren eintreten, der dann einen unerwarteten Ausgang herbeiführt. 30. D. Die Folgen einer Handlung lassen sich teilweise voraussehen, teilweise nicht; in gewissem Sinne und in ihrer Totalität sind sie stets unberechenbar. — Ich verkenne keineswegs, dafs mit diesen Untersuchungen und deren Verwendung für stilistische Zwecke der H. V. etwas Eigenartiges geleistet hat. Es kommt nur darauf an, ob es gelingt, die gewonnenen Axiome u. Deduktionen für stilistische Zwecke als praktisch verwendbar zu zeigen. Als Theorie hat ja die Logik der Thatsachen keinen andern Wert als die eigentliche Logik, deren praktischen Nutzen der H. V. leugnet: „Mit der Logik, heifst es S. 64, sagt ein drastisches, aber, wie jedem Praktiker bekannt ist, ebenso wahres Sprichwort, lockt man keinen Hund vom Ofen.“

Der Nachweis nun, wie der Stilist mit den Verhältnissen rechnen müsse, wird S. 135 angetreten. Leider lauten die ersten Worte nicht sonderlich tröstlich: „Nicht leicht ist es, in dieser Kunst Meister zu werden. So mancher erlernt sie sein Lebtag nicht. Solchen Leuten gegenüber hilft auch alle Belehrung nichts. Verkehrte Natur bleibt verkehrt, und wenn man ihr ein Loch in den Bauch predigt. . . . Wohl läfst sich die Lehre vom Rechnen mit den gegebenen Verhältnissen in ein System bringen und wird somit demonstrierbar; allein das hilft sehr wenig: denn nicht das Wissen, sondern die praktische Anwendung der Imperative am rechten Platz und zur rechten Zeit zeigt den Meister. . . Ein Querkopf aber wird trotz aller theoretischen Belehrung in der Praxis tolles Zeug treiben, ja man sagt sogar: Je gelehrter, desto verkehrter. Die Gelehrten, die Verkehrten. Darum geht ein Erfahrner über einen Studierten. Ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte. Ein Quintchen Mutterwitz ist besser als ein Centner Schulwitz.“ S. 136 heifst es weiter: Der Versuch zu zeigen, wie der Stilist mit den gegebenen Verhältnissen rechnen könne und müsse, habe in erster Linie nur einen theoretisch-wissenschaftlichen Zweck. Aber das semper aliquid haeret gelte auch hier. Das Kapitel dürfe doch in einer Stilistik, die sich einen weiteren Zweck gesetzt als Schulstilistik zu sein, nicht fehlen und habe immerhin seinen praktischen Zweck; manches behalte der Leser und erinnere sich daran, aufserdem biete eine derartige Auseinandersetzung dem Leser eine statt-

liche Anzahl Sprichwörter u. s w. — Ich weifs nicht, ob man die Hoffnung auf die Enthüllung des mit so ungewöhnlichem Selbstgefühl angekündigten Geheimnisses der Entwicklungstheorie besser herabstimmen oder vielmehr gänzlich zerstören kann als es mit diesen Worten des Vs. geschieht. Sehen wir nun, welche praktische Anleitung dem Stilisten zur Anwendung jener Axiome und Deduktionen gegeben wird. Als erster Imperativ für das Rechnen mit gegebenen Verhältnissen wird bezeichnet: Überlege reiflich, was du vorhast, ehe du es beginnst; erst besinns, dann beginns. Weiterhin wird alsdann gefordert zu erwägen, ob es schicklich, passend, zweckmäfsig sei, auf die Veranlassung zu reagieren, ob es schicklich etc. sei, gerade den schriftlichen Weg zu wählen, ob der Zweck an sich und so, wie er gesetzt ist, realisierbar sei, ob der gesetzte Zweck von uns erreicht werden könne, ob der Leser von der Art sei, dafs wir bei ihm unseren Zweck erreichen können, ob nicht sonstige gegebene Verhältnisse der Realisierung unseres Zweckes hinderlich seien. Andere Regeln sind: Bei allem, was du thust, bedenke das Ende! Fürchte die Folgen, fürchte die fortwährende Kausalität. Erwäge, was deiner Sache nützen und was ihr schaden könne, erwäge die Gefahren und Folgen, überlege ruhig, halte Mafs, halte dir endlich den Rückweg frei; lasse dir einen Ausweg offen. Wer klug ist, richtet daher seine Darstellung so ein, dafs ihm verschiedene Rückzugsmöglichkeiten offen bleiben. Der Fuchs weifs mehr als ein Loch. Es ist ein armer Fuchs, der nur ein Loch weifs.

Diesen Auseinandersetzungen gegenüber drängt sich mir zunächst die Wahrnehmung auf, dafs des V.s Logik der Thatsachen doch mehr für eine beschränkte Anzahl von Stilgattungen Geltung hat, vor allem — beinahe hätte ich gesagt ausschliefslich — für publizistische und Streit-Schriften. — Zweitens finde ich es recht sonderbar, wenn wir Lehrer von unserem idealen Standpunkt soweit herabsteigen, dafs wir unmoralische Kniffe kalten Blutes als Regeln und Imperative aufs Papier schreiben und drucken lassen. In dieser Beziehung wird namentlich in dem Kapitel einiges Merkwürdige angeführt, das vom Leser und seinen Verhältnissen handelt, genauer gesagt von der Rücksicht, die der Stilist auf den Leser zu nehmen habe, ebenso in jenem, wo von den Verhältnissen des Stilisten und von dritten Personen und ihren Verhältnissen gehandelt wird. S. 183 heifst es z. B.: Ebenso ist jeder Leser bis zu einem gewissen Grade eitel... Der Stilist mufs sich daher sorgfältig hüten, diese Eitelkeit des Lesers zu verletzen. . . Er kann diese Schwäche des Lesers aber auch als Mittel benutzen, um demselben Interesse für seine Person oder Sache einzuflöfsen. . . . Das Verfahren hiebei ist höchst einfach. Da jeder Eitle gelobt sein will, so braucht man der Eitelkeit des Lesers nur ein wenig zu schmeicheln, man braucht ihn nur zu loben: Mit Worten fängt man die Leute. Süfser Gesang hat schon manchen Vogel betrogen. . . Es gibt Leute, welche das plumpste Lob vertragen können und alles für bare Münze nehmen. Ähnlich S. 199: Darum wer als litterarischer Schriftsteller gut auskommen will, der vergesse seine Vorgänger nicht und lobe sie . . aber nicht alle, sondern nur die besten und diejenigen, die zu fürchten sind. . . Wer den Teufel zum Freund haben will, der zünde ihm eine Fackel an... Wer gut schmiert, fährt gut. Dann S. 197: Gib dich, wie du bist, so fällst du nicht aus der Rolle. Bist du aber so, dafs du dich nicht mit Anstand im wahren Lichte sehen lassen kannst, dann gib dich so, wie es schön wäre, wenn du so wärest.

Dafs die mitgeteilten und noch andere Regeln in praxi von Parteischriftstellern, Rednern u. s. w. benützt wurden und, wie wir wissen, auch im Altertum, das ist ja richtig. Aber etwas anderes ist es, die Kniffe und

Schliche der Publizisten und Volksredner aufzudecken, etwas anderes, ihr Verfahren als Regel aufzustellen. Da waren die alten Rhetoriker doch etwas anders. Jede der vom V. so sehr verachteten Rhetoriken führt in Fülle Beispiele dafür an, welch ideale Forderungen die Alten aufgestellt haben. Denn — und das mufs dem Verf. gegenüber, der ja eine ganz neue Theorie aufstellen zu wollen mit allem Selbstgefühl verheifst, sehr betont werden — es haben ja auch die Alten über diese Punkte schon gehandelt! Indes ist zu konstatieren, dafs auch der V. S. 200 das ausdrücklich anerkennt, an der Stelle nämlich, wo er von der Zeit handelt und im Schlufswort. Allerdings haben die Alten nicht bemerken können, dafs „man auf eine Visiten- oder Postkarte, einen Briefbogen etc. nicht eine ganze Abhandlung schreiben könne, dafs ein Feuilleton-Artikel nicht zu lang, eine Brochüre nicht zu kurz sein dürfe", aber etwas haben die Alten auch zu sagen gewufst, s. z. B. Quintilian: et loco publico privatone, celebri an secreto, aliena civitate an tua, in castris denique an foro dicas interest plurimum. Ähnliches gilt von den Mitteln zur Erregung der Affekte und deren Beschwichtigung, wovon der V. S. 206—231 handelt. Es bedarf keiner Erwähnung, dafs hierüber die Alten sehr gründlich gehandelt haben und der V. sagt — freilich erst im Schlufswort — selbst, dafs er das betreffende Kapitel nach Aristoteles bearbeitet habe.

Hierauf folgt die Lehre von der Dreigliederung der Darstellung, d. h. die Lehre von der Einleitung und dem Schlufs und der Durchführung selbst. S. 233 wird hierüber im allgemeinen bemerkt: „Die Entwicklungstheorie ist nun durch ihren wissenschaftlichen Apparat in der Lage, über die Entstehung dieser Dreigliederung, über das Wesen eines jeden der drei Teile sowie über die Gesetze, nach denen dieselben komponiert werden müssen, die bündigsten Aufschlüsse zu geben, und es mufs ihr dieser Umstand zu nicht geringer Empfehlung gereichen, da alle diese Punkte für die bisherige Stilistik ein unlösbares Rätsel waren". Nach diesen vielversprechenden Worten wird dann weiter gesagt, dafs, da die Dreigliederung eine Erscheinung sei, die nicht zum Wesen einer stilistischen Darstellung gehöre, das System der Stilistik von ihr nur Notiz zu nehmen und die Ursache der Dreigliederung zu erklären habe. Da ferner die Erklärung des Problems der Dreigliederung und die Lösung der einschlägigen Streitfragen die Kenntnis des ganzen Systems, insbesondere auch der ästhetischen Kompositionsgesetze voraussetze, verspricht der V., das ganze Problem in einer eigenen Monographie zu behandeln. Allerdings, meint er, lasse er durch dieses Verfahren manche Wünsche unbefriedigt; aber „ein höherer Zweck hindere ihn, diesen Wünschen schon jetzt entgegen zu kommen." Vor allem müsse ein einheitliches wissenschaftliches System der allgemeinen[1]) Kompositionsgesetze geschaffen werden. Habe er sich seiner „höheren wissenschaftl. Pflicht, (eine solche basis zu schaffen) entledigt, so werde er in der erwähnten Monographie und in seiner Schulstilistik den übrigen bestehenden Wünsche nach Möglichkeit nachkommen." Unter diesen Umständen darf das über die Einleitung und den Schlufs Gesagte auch nicht von dem Referenten geprüft und beurteilt werden. — S. 247 folgt das Kapitel: „Vom Rechnen mit den gegebenen Verhältnissen und mit der Logik der Thatsachen bei der Erneuerung der stilistischen Darstellung." Was der V. damit meint, wird sofort durch die S. 257 mitgeteilte Vorschrift klar: „Tritt in der gegebenen

[1]) Dafs aber des Herrn V. Werk diese allgemeinen Gesetze berücksichtigt, gerade das habe ich oben geleugnet.

Situation unmittelbar nach Absendung eines Schriftstückes unerwartet eine wesentliche Änderung ein, dann stürze, sofern dies angeht, der ersten Darstellung sofort eine zweite nach, die den neuen Verhältnissen angepafst ist.“ Hierauf folgt die Lehre vom Angriff und der Verteidigung. Die in diesem Kapitel mitgeteilten Klugheitsregeln, die den oben angeführten ähnlich sind, (z. B. Ist der Gegner dir überlegen, so sieh zu, wie du möglichst glimpflich aus dem Handel kommst) übergehe ich, um sofort über den Inhalt des nächsten Kapitels zu berichten, das den Titel führt: „Vom ethischen Korrektiv für das Rechnen mit den gegebenen Verhältnissen“ S. 296 u. ff. Zunächst wird behauptet, dafs, „je raffinierter jemand mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen verstehe, desto sicherer er seinen Zweck erreichen werde“, denn, „je gröfser der Schelm, desto gröfser das Glück“; hierauf wird dem Stilisten ans Herz gelegt, gleichwohl den Gesetzen der Ethik zu folgen, denn die Logik der Thatsachen lehre, dafs man durch Nichtbefolgung dieses Imperativs (nämlich die Gesetze der Moral zu respektieren) doch nicht weit komme.“ Dies wird auch durch ca. 19 Sprichwörter bewiesen. Weiterhin heifst es: Die Wichtigkeit des ethischen Imperativs kann nicht genug betont werden u. s. w. S. 303 ff. folgt sodann ein Paragraph, der etwas befremdet. Der H. V. sagt, dafs manchem seiner Leser der Gedanke aufgestiegen sein mag: „Ja, was soll denn all dieses Zeug in einer Stilistik?“ und entschliefst sich nun plötzlich („da er noch während des Druckes von befreundeter Seite stark gedrängt wurde“) einiges für die Schulstilistik Wichtiges in bezug auf Einleitung und Schlufs mitzuteilen. Das Mitgeteilte enthält jedenfalls nichts, was nicht schon aus der — alten Rhetorik bereits sattsam bekannt wäre. Freilich sagt der V.: „Wohin käme ich, wollte ich die ganze Theorie der Einleitung eingehender, insbesondere auch ästhetisch begründen etc.“ Schliefslich wird wieder auf die Monographie über diesen Gegenstand verwiesen.

S. 315 folgt der III. Teil, der den Titel führt: Deduktion der ästhetischen Kompositionsgesetze oder von der stilistischen Darstellung als Kunstwerk. Als erstes Entwicklungsgesetz stellt der V. den Satz auf: Jede Entwicklung mufs ihren Inhalt in einem successiven Nacheinander zur Entwicklung bringen. Hieran reihen sich die Bestimmungen, dafs an jeder Entwicklung sich mehrere Teile (Phasen) und zwar mindestens drei unterscheiden lassen müssen, eine Anfangs- und eine Schlufsphase sowie eine oder mehrere Mittelphasen; endlich wird erörtert, dafs jede Phase selbst wieder eine Entwicklung ist und demnach sich das Gesetz entwickle: Jeder Teil einer Entwicklung mufs selbst wieder eine Entwicklung sein, also nach denselben Gesetzen gestaltet werden wie das Ganze. Man erinnert sich, dafs schon früher der V. dieses Gesetz der Teile als etwas neu Entdecktes verkündigt hat. Aber auch in Hoffmann — Schusters Rhetorik steht Buch III, I. 6. der Satz: „Der Begriff des Ganzen und des Einzelnen ist an sich ein relativer, der sich auf jeder Stufe der Disposition wiederholt.“ Im weitern Verlauf der Auseinandersetzung wird dann hervorgehoben, dafs die Entwickelungstheorie uns den Schlüssel gebe zu dem Rätsel, warum die Dreigliederung seit den ältesten Zeiten in den stilistischen Darstellungen eine so grofse Rolle spiele, wenn man bisher auch einen tieferen Grund hierfür nicht angeben konnte. S. 333 u. 338. Als Beispiel, wie man etwa der ästhetischen Aufgabe des Anfangs genüge leisten könne, wird S. 336 angeführt: Handelt es sich um eine Abhandlung über ein Sprichwort, so werden wir zunächst etwa den Sinn desselben erklären oder von Verhältnissen reden, welche die Entstehung derselben veranlafsten, von Verhältnissen, in denen es in der Regel angewendet wird u. s. w.

Als ob dies eine neue Forderung der Stilistik oder Rhetorik wäre! Ebenso wenig neu ist, was der V. auf S. 340—346 über die Einheit des Themas etc. vorbringt. Am Schlusse der Erörterungen über die ästhetischen Kompositionsgesetze wird erläutert, weshalb dieselben den fundamentalen Grundsätzen so ähnlich oder vielmehr mit diesen identisch seien: „Die Ursache des ganzen Phänomens ist in dem Umstand zu suchen, dafs der Auf- und Ausbau einer Zweckrealisierung und einer Entwicklung nach den gleichen Gesetzen gestaltet werden mufs, da jede Zweckrealisierung nichts anderes als eine bewufste freie Entwicklung ist." Infolge dessen bezeichnet der H. V. S. 347 die von ihm entwickelten Kompositionsgesetze als „aus einem einheitlichen Prinzip entwickelt", während die bisherigen Kompositionsgesetze nur dogmatisch aufgestellt waren.

Im „Rückblick und Schlufswort" wird nochmal gegen die „Logik" zu Felde gezogen und das bisherige System aufs neue verdammt. Die verschiedenen Schablonen, Kategorientafeln zu bespötteln ist freilich leicht, aber da der H. V. dies thut, war es auch seine Aufgabe, zu erläutern, wie er nach der neuen Entwicklungstheorie den Schüler anleitet, die auf S. 50 mitgeteilte Disposition: „körperliche, geistige, moralische" Hinsicht zu finden. Oder findet man sie „instinktiv?" Oder etwa mit der Zauberformel: Was zuerst, was dann, was hierauf? Und ist denn die Theorie über die Logik der Thatsachen etwas anderes als auch eine Kategorientafel? —

Wir haben oben schon gesehen, wie der H. V. bei Besprechung von zwei Dingen, die von prinzipieller Bedeutung für sein System sind, die erregten Erwartungen in der überraschendsten Weise herabgestimmt hat. Ähnlich verfährt er im Schlufswort. Nachdem nämlich wiederholt die Originalität der Entwicklungstheorie betont wurde, wird S. 373 wieder das Zugeständnis gemacht, dafs „sich Anklänge an Bekanntes finden," dafs „die fragende Meditation und die Frageform bis hinein in die Sprachbücher für Volksschulen gelegentlich bereits angewendet werden," dafs „die Entwicklungstheorie sich aus der Rinneschen Lehre herausgebildet" hat. Dagegen nimmt Herr Rektor Schiefsl den Aufbau des Systems für sich in anspruch. Leider habe ich Veranlassung gehabt, die Stützen desselben nicht als glückliche Bereicherung der Wissenschaft bezeichnen zu müssen, und bin deshalb auch von dem Wert des Systems noch nicht überzeugt, um so weniger als ja, wie wir gesehen haben, der V. selbst zugibt, dafs man von der neuen Theorie nicht alles Heil erwarten dürfe u. s. w. Diesen Zugeständnissen des H. V. gegenüber ist es um so unbegreiflicher, dafs er mit so ungewöhnlicher Heftigkeit (vgl. z. B. S. 35) die bisherigen Lehren der Stilistik nicht nur angreift, sondern geradezu völlig verdammt und die stolze Erwartung ausspricht, „dafs seiner Theorie die historische Mission zufallen dürfte, regenerierend in die stilistische Korruption einzugreifen und neues, frisch pulsierendes Leben auch da zu erzeugen, wo Schüler wie Lehrer bisher unter dem Druck unpraktischer doktrinärer Schablonen seufzten." Diesem stolzen Ausspruch gegenüber mufs ich leider mein Urteil über das Buch dahin zusammenfassen, dafs es dem H. V. nicht gelungen ist, neue hilfreiche Wege für den stilistischen Unterricht aufzufinden. Wer etwas Altes stürzen will, mufs etwas Besseres an dessen Stelle setzen, und dies ist dem H. V. nach meinem Urteil nicht geglückt.

Speier. A. Brunner.

H. Breitinger, Studium und Unterricht des Französischen. Ein encyklopädischer Leitfaden. Zweite vermehrte Auflage. Zürich. Schulthess. 1885. ℳ 3.—

Eine vermehrte betitelt der Verfasser diese neue Auflage seines Buches und gibt ihm damit die richtige Bezeichnung, denn eine verbesserte könnte man sie nicht nennen. Die erste Auflage des Buches war eine recht verdienstliche Veröffentlichung, denn damals (1877) stand uns als encyklopädisches Hülfsmittel einzig das in manchen Einzelheiten und in seiner ganzen Anlage mangelhafte, umfangreiche Werk des verdienten Prof. Schmitz zu Gebote, so dafs geradezu das Bedürfnis nach einem guten, zusammenfafsenden, auch die wissenschaftliche Seite etwas mehr betonenden Leitfaden bestand; Beweis dafür ist der Umstand, dafs nach verhältnismäfsig nicht langer Zeit eine zweite Auflage notwendig wurde. Dafs aber bei den wesentlichen Fortschritten, welche auf allen Gebieten des Studiums der französischen Sprache vom wissenschaftlichen Betriebe des Altfranzösischen bis zur Methodik des Anfangsunterrichtes gemacht wurden, eine sorgfältige Überarbeitung des ganzen Buches angezeigt gewesen wäre, bedarf nicht der Begründung. Freilich würde dies sehr viel Mühe verursacht haben, denn einzelne Kapitel, wie z. B. die über „die Aussprache", „Methoden", „Elementarkurs", hätten so gut wie neu zusammengestellt werden müssen. Dieser Arbeit hat sich Prof. Breitinger leider nicht unterzogen; mit Ausnahme des in seiner ersten Hälfte S. 149—154 ganz umgearbeiteten Abschnittes Nr. 13: „Die französ. Laute und Formen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen", ist die gegenwärtige Auflage ein nahezu wortwörtlicher Abdruck der ersten; Kapitel 16 der früheren Auflage blieb weg, dagegen wurde eine einleitende, bibliographische Übersicht über die Jahre 1877—1884 hinzugefügt S. 3—22. Der kompilatorische Charakter derselben bedarf in einem solchen Buche nicht der Rechtfertigung, auch hat V. zumeist die Aufgabe, welche er sich stellte, das Beachtenswerte zu erwähnen und das Entbehrliche zu übergehen, gut gelöst; doch blieb aber an mehreren Stellen Wesentliches unerwähnt. Unter den seit 1877 gegründeten, wichtigen Zeitschriften S. 4 fehlt das „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie" herausgeg. von Prof. Behagel und Prof. Neuman. Henninger. Heilbronn. In der nächsten Rubrik jener Zeitschriften, die in Zusammenhang mit dem behandelten Gegenstande stehen, dürften nicht fehlen: „Zeitschrift für romanische Philologie" herausgegeben von Prof. Gröber, Niemayer, Halle, sowie „Romania. Recueil trimestriel consacré à l'etude des langues et des littératures romanes". Publié par P. Mayer et G. Paris, Vieweg, Paris. Zu den allerwichtigsten Hülfsmitteln gehören ferner der in diesen Blättern besprochene „Bibliographische Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen" herausgegeben v. Dr. Eberling, Twietmeyer, Leipzig und die als Supplement zur Gröberschen Zeitschrift erscheinende „Bibliographie". In dem Verzeichnis der gegenwärtigen Universitätslehrer vermifst man Prof. A. Neumann in Freiburg. Bei den Übersetzungsbüchern dürften die sehr beachtenswerten: „Lamprecht, Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische im Anschlufs an Lückings Grammatik für den Schulgebrauch, Weidmann, Berlin und „Sonnenburg grammatisches Übungsbuch der franz. Sprache, Springer, Berlin", nachgetragen zu werden verdienen. Zu den Schulausgaben ist die „Dickmannsche Sammlung, Renger, Berlin", zu den sonstigen Ausgaben S. 21 die vortreffliche: Molières Werke mit deutschem Kommentar etc. herausgeg. von Dr. A. Laun, welche jetzt in zweiter, von Dr. Knörich bearbeiteter Auflage erscheint, (Leiner, Leipzig), zu ergänzen.

Mahomet von Voltaire. Erklärt von Dr. Sachs. Berlin. Weidmann. 1881. ℳ 1.—. — Zusätze zu demselben 1884. ℳ —.60 ₰.

Diese Ausgabe reiht sich den besten bei Weidmann erschienenen franz. Dramen würdig an. Einleitung, Gestaltung des Textes und Bemerkungen sind gleich vorzüglich. Besonders werden die unter dem Titel „Zusätze" beigegebenen eingehenderen Bemerkungen und Untersuchungen über den Dichter, das Drama und einzelne Stellen desselben sich für Studierende und Lehrer als wertvoll erweisen. Dafs Dr. Sachs sie von der Schulausgabe trennte, ist anzuerkennen, da sie in dieser als hinderndes Zuviel hätten angesehen werden müssen.

Augsburg. G. Wolpert.

Brodbeck Ad. Münzen aus der römischen Kaiserzeit nach den Originalen im britischen Museum abgebildet von der Londoner Autotype-Company und mit erläuterndem Text versehen von A. B. Stuttgart. Metzler 1885. 2 pp. 1 Tafel. Querfol. 1.50 ℳ

Seit der Anwendung des Lichtdruckverfahrens zur Darstellung von Münzen wurde zu wiederholten Malen unternommen, die Kenntnis antiker Münzen in Abbildungen auf Flächen in weitere Kreise zu tragen. Es möge hier nur an die Veröffentlichungen der Herren Gardner, Head (zumeist aus dem brit. Museum) dann aber an die Arbeiten eines Archegeten auf dem Gebiet der griech. Münzkunde, des H. Dr. Fr. Imhoof-Blumer, erinnert sein. — Das vorliegende Heft ist offenbar für solche bestimmt, die sich in den Anfangsgründen der antiken, insbesondere der römischen Münzkunde unterrichten wollen. Es enthält auf S. 1 kurze Bemerkungen über die Münzen als Geldstücke, als geschichtliche Denkmäler und als Kunstwerke. In diesem Text dürfte der Satz: „Der Senat, als höchste Behörde, konnte Münzen schlagen" in dieser Form bedenklich scheinen, da nach Mommsens und früherer Gelehrter Forschungen das unbeschränkte senatorische Prägerecht sich nur auf Kupfermünzen erstreckte; vom J. 15 v. Ch. an ist die goldene und silberne Reichsmünze niemals anders geschlagen worden als im Namen und Auftrag des Kaisers (Vgl. Gruter Thes. p. 74,1 Mommsen r. M.-W. p. 742 s., r. S.-R. II, 2[2] p. 985). Die Abbildungen (von 15 Münzen) sind durchweg gelungen. Nr. 3 scheint wegen der verhältnismäfsigen Seltenheit trotz der minder guten Erhaltung des Originals gewählt worden zu sein. — Da die Vorzeigung von dergleichen Abbildungen erfahrungsgemäfs die Einbildungskraft der Schüler stärkt und die Lernbegier anreizt, dürfte auch diese Zusammenstellung als Hilfsmittel wohl geeignet sein. Imhoof's Buch: Porträtköpfe auf röm. Münzen der Republik und der Kaiserzeit für den Schulgebrauch zusammengestellt (16 pp. und 4 Tafeln vortrefflicher Abbildungen (122 Bildnisse)) kostet kartonn. 3 Mk. 20. Ob auch in Bezug auf den Preis das angezeigte Heft mit dem ebengenannten in Wettbewerb treten kann, wage ich nicht zu entscheiden.

Kempten. L. Bürchner.

On the mining operations of the ancient Romans by the Rev. Jos. Hirst of Wadhurst. Reprinted from the Journal of the Royal Archaeological Institute of Great Britain and Ireland vol. 42. p. 20. 1885.

(Über die Bergwerksarbeiten der alten Römer von Rev. Jos. Hirst von Wadhurst. Abdruck aus dem Journal des archäologischen Instituts von Grofsbritannien und Irland B. 42, S. 20. 1885.)

Den Verfasser dieser neuen 23 S. starken Brochüre, einen mit wahrem Bienenfleifs sammelnden philologischen Privatgelehrten Englands, kennen die Leser dieser Blätter schon aus B. 20, H. 1 u. 2 S. 72, wo seine Brochüre; „Über die Existenz eines britischen Volkes auf dem Continent, welches den Römern im ersten (christlichen) Jahrhundert bekannt war" besprochen nnd empfohlen wurde. Seitdem hat dieser unermüdliche Sohn Albions mehrere andere Brochüren über das Thun und Treiben der alten Römer, zunächst in seinem Vaterlande, veröffentlicht z. B. über die Rekrutierung der Römer in den unterworfenen Ländern, über das röm. Feuerlöschwesen im alten Britannien u. s. w., besonders aber scheint mir das neueste, oben angezeigte Schriftchen auch die Beachtung der deutschen Philologenwelt zu verdienen, da diese Arbeit, obwohl nach dem eigenen Geständnis des V. auf Borekh's Abhandlung über die Silberminen in Laurium fufsend, vgl. S. 20, doch noch viele Einzelnheiten für das interessante Thema geliefert hat. Für England hat dieses Werkchen noch eine gröfsere Bedeutung, da dort über diesen Gegenstand bisher noch keine besondere Abhandlung in englischer Sprache erschienen ist.

Der V. beschränkt sich in vorliegender Brochüre nicht auf sein Vaterland, dem freilich viele Seiten zufallen, sondern hat überhaupt alles zusammengesucht und kurz zusammengefafst, was die antike Litteratur und Inschriftenkunde über den Bergbau der Römer darbietet. Er bezeichnet denselben als eine Hauptquelle des römischen Nationalreichtums, obwohl in den sittenstrengen Zeiten der Republik die Ausbeutung der Bergwerke oder vielmehr der bergmännische Raubbau zunächst in Italien gesetzlich eingeschränkt war. In der Kaiserzeit jedoch wurde diesem Zweig des öffentlichen Einkommens alle Aufmerksamkeit geschenkt. Besonders war Spanien unerschöpflich an edlem und unedlem Metall, aber auch in Macedonien, Dalmatien, Pannonien, Dacien, Südgallien, Cypern und besonders in Britannien blühte in diesen Jahrhunderten das römische Bergwesen und lieferte ungeheure Reichtümer nach Rom, dessen Schlund freilich unersättlich war.

Nur den kleineren Theil dieser Bergwerke liefsen die alten Römer auf Staats-Regie durch die Censores oder Publicani betreiben, den gröfseren verpachteten sie an Privatunternehmer, weil dies gröfseren Gewinn eintrug, ein Verfahren, welches das heutige Czarenreich auch im Altai einhält. — Die Bergarbeiter waren ausschliefslich Sklaven oder schwere Verbrecher (ad metalla damnari war ja die nächst schwerste Strafe von der Todesstrafe), besonders wurden viele Christen diesem harten Loos überantwortet. H. schildert das grauenhafte Schicksal der römischen Bergwerksklaven nach Angabe alter Schriftsteller und besonders Tertullians mit lebendigen Farben. Ob die englischen Kohlenarbeiter und die Deportierten im Altai um vieles besser daran sind?

Sodann geht H. auch auf die Werkzeuge der römischen Stollenarbeiter und auf die Art des damaligen Stollenbaues selbst näher ein. Solche Werkzeuge hat man überall in grofser Menge gefunden, besonders Eisenkeile, womit allein damals die Felsen gesprengt werden mufsten, und Pumpräder, wodurch das Wasser aus den meistens senkrecht eingeschlagenen Stollen heraufgepumpt wurde. In der Nähe des Stollens wurde auch gleich der Schmelzofen, freilich meistens nur 4—5 F. hoch und unten eben so weit, in Konusform gebaut und mit Holz, aber auch schon

mit Steinkohlen geheizt. Die Ausscheidung des Metalles war sehr unvollkommen, so dafs die jetzt noch vorhandenen Schlacken manchen einer neuen Ausbeute wert zu sein scheinen.

Eine längere Beschreibung wiedmet H. einer in Süd-Portugal 1876 aufgefundenen Broncetafel (3' l. und 4' br.), deren beide Seiten die doppelte Abschrift des Verpachtungsreglements hinsichtlich des bezüglichen Bergwerkes enthält, ein Dokument, welches uns das ganze Tageswerk deutlich vor Augen stellt. Darauf sind auch die bisher unbekannten lat. Wörter recisamen und ostilis zu lesen; das erstere macht wohl keine Schwierigkeit; wenn H. aber dem Archäologen de Vit folgend ostilis = hastilis (hastile) erklärt, so bin ich damit nicht einverstanden. Es ist nämlich auf der Tafel gesagt, dafs kein Holz, welches zu einem ostilis pafst, als Feuerungsmaterial genommen werden darf. Mir scheint vielmehr ostilis das latinisierte einheimische Wort zu sein, das noch im französischen outil (Werkzeug) vorhanden ist. Man durfte also mit „Werkholz" die Öfen nicht heizen.

Möge dieses Schriftchen auch bei uns jene Beachtung finden, die es ob seines interessanten Inhaltes und seiner klaren Diktion wohl verdient.

Amberg. W. Liebl.

A. Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. B. das Altertum. 6. Aufl. 1886. Prag. Tempsky. II. B. das Mittelalter. 6. Aufl. 1885.

Bald nach dem Erscheinen der österreichischen Instruktionen unternahm A. Gindely eine Umarbeitung seiner geschichtlichen Lehrbücher, welche nach Geist und Stoff den dort gestellten Forderungen vollauf entsprechen. Zwei Bände, die das Altertum und das Mittelalter behandeln, sind bereits dem Buchhandel übergeben. Die Geschichte der orientalischen Völker fand in dem ersten Bande nur eine gedrängte Darstellung, um eine um so eingehendere Bearbeitung und Vertiefung der griechischen und römischen Geschichte zu ermöglichen, ohne dafs aber der Verfasser bei aller Kürze versäumt hätte, die Wechselwirkung zwischen Land und Volk, welche gerade bei den asiatischen Kulturvölkern so lebendig zu tage tritt, dem Schüler in anschaulicher Weise klar zu machen. Die Geschichte des Wachsens und Sinkens hellenischer Gröfse ist mit besonderer Berücksichtigung der Kulturentwicklung dargestellt; die minderwichtige verworrene nachalexandrinische Periode hat der Verfasser mit Recht auf das Notwendigste beschränkt, dagegen in einem abschliefsenden Kapitel über alexandrinische Kultur und Litteratur die Zersetzung der griechischen Welt durch den Einflufs des Orients näher beleuchtet. — Die sagenhafte römische Königszeit gehört auf die Unterstufe und erscheint darum hier nur in aller Kürze. In der Darstellung der Republik aber wächst die Ausführlichkeit mit der Entwicklung der Geschichte und dauert durch die Kaiserzeit fort bis zu Marc Aurel. Die Prätorianerherrschaft ist ganz summarisch behandelt, aber der Zeit Diokletians und Constantin und der Ausbreitung des Christentums ist eine eingehende Besprechung gewidmet.

Mit Recht hat der Verfasser die Schilderung der alten Deutschen und ihrer Kultur in die Zeit des Augustus verlegt. Wenn schon mit der Darstellung der politischen Geschichte die der geistigen Kultur innig verknüpft erscheint, so wird dieser Vorzug des Werkes noch gesteigert durch die dem Texte folgenden „Erläuterungen zur Kunst- und Kulturgeschichte

im Altertum“ mit 89 Illustrationen. Sie stammen aus der sachkundigen Feder des Dr. A. Schulz in Prag.

Auch in der Umarbeitung der Geschichte des Mittelalters hat sich Gindely die Vorschläge der Instruktionen zur Richtschnur genommen. Anschaulich wufste er die zeitbestimmenden Persönlichkeiten auf dem kaiserlichen und dem päpstlichen Throne herauszuheben und in ihrem Wirken die treibenden Ideen der Zeit zu zeichnen. Die Entwicklung des geistigen Lebens ist trefflich in die äufseren Vorgänge verwoben.

Dem zweiten Band folgt ebenfalls ein Abschnitt mit kunst- und kulturgeschichtlichen Erläuterungen mit 77 Abbildungen, wie man sie so vorzüglich nicht in Schulbüchern zu finden gewohnt ist. Jeder Lehrer wird auch die beigegebenen historischen Karten willkommen heifsen. Das kräftige Papier und der übersichtliche Druck mit grofsen bequem lesbaren Typen entsprechen allen Anforderungen, welche die Gesundheitspflege zum Schutze des Auges stellen mufs. Ein Vergleich mit dem an bayerischen Gymnasien üblichen „Pütz“ würde eine Einführung des Buches gewifs nur befürworten.

Lindau. S. Röckl.

Dr. Peter Münch. Lehrbuch der Physik. Mit einem Anhange: Die Grundlehren der Chemie und der mathematischen Geographie. gr. 8 XV. 443 S. (4 ℳ) Achte Auflage. Freiburg. Herder.

Die Zahl brauchbarer Lehrbücher der Physik ist eben nicht zu grofs, zumal solcher, welche ihrer Bestimmung gemäfs auf den Apparat der sogenannten höheren Mathematik verzichten müssen; sie sind fast ausnahmslos entweder zu breit angelegt oder wiederum zu knapp. Das oben erwähnte Buch hält hierin die goldene Mitte; es ist ohne Zweifel eine reife Frucht des lebendigen Unterrichtes in der Schule und bietet all die Vorzüge, welche dieser mit sich bringt. Die Anordnung des Stoffes ist klar und übersichtlich, die Definitionen sind kurz gefafst, ohne dabei der Deutlichkeit zu entbehren, die Beweise mehrfach nur angedeutet, was ich für einen grofsen Vorzug eines Lehrbuches halte, weil dadurch der Lernende zu eigenem Denken veranlafst wird, aber doch wieder soweit durchgeführt, dafs nicht übermäfsige Forderungen an denselben gestellt werden. Wer sich mit den Sätzen der Geometrie, Trigonometrie und Algebra vertraut gemacht hat, wird dieselben ohne Schwierigkeiten verstehen. Auf Beweise, welche sich mit diesen Hilfsmitteln nicht durchführen lassen, hat der Verfasser und — auf dieser Stufe — mit Recht verzichtet. Die experimentellen Beweise sind mit Hilfe der zahlreichen guten Figuren selbst denen verständlich, welche nicht Gelegenheit haben, die Experimente ausgeführt zu sehen.

Als ganz besondere Vorzüge des Buches möchte ich hervorheben einmal die vielfach im Texte eingestreuten historischen Notizen, welche sich in solcher Zahl wohl in keinem ähnlichen Werke finden dürften; dieselben sind so geschickt eingeflochten, dafs nirgends die Einheit der Darstellung Schaden leidet. Ferner gibt der Verfasser — und das ist gar nicht genug zu loben — für jeden terminus technicus, deren es ja in der Physik mehr als genug sind, kurz die Abstammung desselben an, was dem Verständnisse nicht minder als dem Gedächtnisse zu gute kommt. Ausgezeichnet sind endlich die Vergleiche, welche Münch, wo es nur möglich ist, zwischen Naturgesetzen aufzustellen bestrebt ist. Nichts erleichtert das Erfassen neuer Lehren so sehr, als ihr Vergleich mit bereits

bekannten. Und dafs jedem Gesetze ein paar Beispiele praktischer Anwendung angefügt sind, gewährt dem Lernenden sofort eine lebendige Vorstellung desselben, zeigt aber auch von der reichen Lehrerfahrung des Autors. Kurz, das Buch ist so geschrieben, dafs jeder unserer Gymnasiasten, denen ja leider bis heute die Lehren der Physik eine terra incognita sind, dasselbe ohne grofse Schwierigkeiten studieren kann. Ja selbst Hörern an der Hochschule, welche sich nicht speziell mit physikalischen Studien beschäftigen, sondern denen Physik nur Mittel zum Zweck ist, wie Chemikern, Medizinern, Pharmazeuten wird das Buch als Leitfaden neben der Vorlesung von grofsem Nutzen sein, zumal dasselbe vollständig auf der Höhe der Zeit steht und die neuesten Entdeckungen sowohl, als auch die Nomenklatur, welche sich insbesondere in der Lehre der Elektrizität und des Magnetismus erst in unseren Tagen herausgebildet hat, enthält.

Nur macht mir das Werk den Eindruck, als ob es nicht in allen Teilen gleichmäfsig ausgeführt wäre; während die Mechanik etwas zu breit angelegt sein dürfte, was sich insbesondere in der für diese Stufe zu weit getriebenen Unterabteilung der Begriffe zeigt. So spricht Verfasser von absoluter, relativer, rückwirkender Drehungs-Elastizität und Festigkeit, von Hebeln erster, zweiter, dritter Art. So scheint mir namentlich die Lehre von der Interferenz, Beugung und Polarisation des Lichtes etwas zu kurz gekommen zu sein. Ferner vermisse ich eine übersichtliche Zusammenstellung der Lehren der Meteorologie; sie sind zwar in dem Buche der Hauptsache nach enthalten, aber weit und breit zerstreut, was dem heutigen Stande dieses Zweiges der Physik nicht entspricht. Die Erklärung S. 125 dürfte für Anfänger nicht klar genug sein. Auch scheint es mir etwas gewagt, zu behaupten, dafs die Geifslersche Luftpumpe einen „vollkommen luftleeren“ Raum gibt S. 120. Man mufs sich nach meiner Ansicht gerade Neulingen gegenüber in solchen Dingen sehr vorsichtig ausdrücken, weil diese sonst in die Gefahr kommen, die Wirkungen unserer Instrumente zu über- und die Schwierigkeit der Experimente zu unterschätzen. Die Figuren sind, wie erwähnt, zumeist sehr gut; nur die Bilder der Zungen an Orgelpfeifen S. 151 wollen mir nicht gefallen. Ob statt des Gegensatzes „physische, optische“ Bilder nicht besser der mehrverbreitete „reelle, virtuelle“ zu setzen wäre, möchte ich dem H. Verfasser zur Erwägung anheimstellen. Warum übrigens im ganzen Buche nur einige wenige Aufgaben gestellt sind und gerade diese, ist nicht recht ersichtlich. Zu den Anhängen möchte ich nur bemerken, dafs es mir unerläfslich scheint, auch den Sinn anzugeben, in welchem Rektascension, Stundenwinkel u. s. w. gezählt werden; denn diese Begriffe pflegen dem Schüler, gerade weil dieser Punkt in den meisten Büchern übersehen ist, mehr Schwierigkeiten zu bieten, als in ihnen liegen. —

Die hier bemerkten Schwächen des Buches sind jedoch gegenüber den unleugbaren Vorzügen desselben so verschwindend klein, dafs dasselbe Lehrern und Lernenden der Physik mit vollem Recht zu empfehlen ist. Ganz besonders wäre zu wünschen, dasselbe möchte sich — zumal bei dem billigen Preise — recht vielfach in den Händen unserer Gymnasiasten befinden. Zwar ist Physik in dem hier behandelten Umfange heute noch nicht Lehrgegenstand unserer Gymnasien; das sollte aber den Schülern desselben kein Hindernis sein, sich mit den Grundlehren derselben vertraut zu machen. Freilich wäre an der Hochschule hinreichend Gelegenheit geboten, eine Vorlesung über diese Wissenschaft zu hören; aber wie wenige sind willens oder mit Rücksicht auf Fachstudien

in der Lage, davon Gebrauch zu machen, während doch bei der immensen Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in unseren Tagen erlangt haben, ein Mensch ohne ihre Kenntnis — mag er einen Beruf wählen, welchen er will — nimmermehr im stande ist, eine richtige Auffassung unserer Existenz zu gewinnen und somit eine segensvolle Thätigkeit im praktischen Leben zu entfalten.

München. Dr. M. Zwerger.

Dr. F. Wallentin, Prof. am Kommunal-Real-Obergymnasium im VI. Bezirke in Wien. Maturitätsfragen aus der Mathematik, zum Gebrauch für die obersten Klassen der Gymnasien und Realschulen zusammengestellt. Zweite Auflage. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1885. VIII. 200 S. Pr. 3,60 ℳ.

Diese Sammlung, deren Nützlichkeit sich durch die sehr rasch notwendig gewordene zweite Auflage zur Genüge dokumentiert, leistet für Österreich dasselbe, was Martus für die preufsische Monarchie geleistet hat. Wenn wir beide mit einander vergleichen, so finden wir, dafs das Buch von Martus an feinen und anregenden Aufgaben reichhaltiger ist, dafs aber eben deshalb dasjenige von Wallentin den Bedürfnissen einer Durchschnittsklasse — und solche bilden doch die weitaus überwiegende Mehrheit — vielleicht noch besser entspricht. Was die algebraischen Gleichungen anlangt, so wird in diesem Spezialfach in Österreich anscheinend weniger verlangt, als bei uns, denn es ist kaum eine unter den vorgelegten, deren Lösungsmodus einem geübten Schüler nicht ohne weiteres Besinnen sozusagen in die Augen springen müfste. Sehr viel und teilweise nicht ganz einfaches Material wird dagegen in der Zinseszins- und Rentenrechnung geboten. Auch für die Stereometrie ist reichlich und gut gesorgt, während in der Planimetrie das konstruktive Element auffällig gegenüber dem rechnerischen zurücktritt. Dafs dem Schulplan des Nachbarreiches entsprechend auch kubische Gleichungen und analytische Geometrie der Ebene ihre Vertretung gefunden haben, kann der Sammlung wohl auch in den Augen eines bayrischen Lehrers, der von diesen Bestandteilen keinen unmittelbaren Gebrauch zu machen in der Lage ist, gewifs keinen Eintrag thun. — Herr Prof. Wallentin hat sich die Mühe gegeben, allenthalben die Resultate beizufügen, wofür man ihm Dank wissen wird. Referent gebraucht das Werkchen seit vier Jahren regelmäfsig in der Oberklasse und kann es zum gleichen Zwecke allen Kollegen mit gutem Gewissen empfehlen.

Dr. Carl Gufserow, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Gymnasium zu Berlin. Leitfaden für den Unterricht in der Stereometrie mit den Elementen der Projektionslehre. Mit 45 in den Text gedruckten Figuren. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1885. VIII. 96 S.

Die vorliegende Darstellung des elementarstereometrischen Pensums beschreitet in mehreren Hinsichten neue Wege und verdient deshalb die volle Beachtung aller Lehrer der Mathematik. Der V. stellt den Begriff des Projizierens und der Projektion an die Spitze und gelangt hierdurch zu einer sehr einfachen Veranschaulichung jener Eingangssätze über die gegenseitige Lage von Punkten, Linien und Ebenen, welche stets den Anfängern Schwierigkeiten zu bereiten pflegen. Zugleich ist damit eine gute Vorschule für die deskriptive Geometrie gegeben. Die Lehre von den

Polyedern wird von Anfang an dadurch erweitert, dafs auch Obelisk und Prismatoid einer eingehenden Betrachtung unterstellt sind. Ref. kann nicht leugnen, dafs er mit Rücksicht auf die knappe Zeit, welche der Stereometrie an unseren Gymnasien gewidmet werden kann, bisher in eigener Praxis es nicht wagte, auch diese allgemeineren Körperformen mit in den Unterricht hereinzuziehen; nachdem jedoch in der Vorlage mit wirklich recht einfachen Mitteln die bezüglichen Lehrsätze und Aufgaben ihre Erledigung gefunden haben, sind ihm seine Bedenken so ziemlich geschwunden. Der V. hatte sich den Weg zu der Methode, mit welcher er seine Inhaltsbestimmungen durchführt, bereits früher in seinem inhaltsreichen Schulprogramm von 1882 gebahnt; das Verfahren ist wirklich höchst instruktiv und gestattet, einer Fülle von polyedrischen Formen gerecht zu werden, wie sie namentlich bei Erdarbeiten vorkommen, Formen, für welche die übliche Zerlegung in Prismen und Pyramiden zwar auch, aber nur in weit weniger eleganter Weise, zum Ziele führt. Wir erblicken in diesem die Kubatur behandelnden Abschnitte eine wirkliche Bereicherung der Methodik. Nunmehr sind auch die Vorbedingungen zu einer allgemeineren Auffassung des Kubierungsproblems gegeben; allerdings gehen die betreffenden Erörterungen insoferne schon etwas über den Rahmen des Elementaren hinaus, als diese Körper (Paraboloid, Durchdringungsgebilde von Zylindern u. s. w.) nur von gut ausgebildeten Schülern der höheren Klassen so verstanden werden können, wie es der V. verlangt. Daran reiht sich ein ausführlicher Abschnitt über Schwerpunktsbestimmungen. In einem besonderen Anhang finden wir vereinigt einen neuen Beweis für die Gleichheit zweier an Grundfläche und Höhe übereinstimmender Tetraeder, den Eulerschen Satz und die Berechnung der regelmäfsigen Polyeder nebst einigen Hilfssätzen aus Planimetrie und Reihenlehre. — Das wirklich geschmackvolle Gewand, in welchem die Schrift erscheint, scheint uns besonderer Hervorhebung würdig zu sein.

V. Adam, k. k. n. ö. Landesschulinspektor in Wien, Bruchstücke aus der mathematischen Geographie mit besonderer Berücksichtigung einiger Beleuchtungsverhältnisse. Wien. 1885. Bermann und Altmann. 50 S. 3 Tafeln.

Die kleine Schrift wird als Materialiensammlung für den Unterricht in der astronomischen Geographie bei uns in Bayern willkommen sein. Irgend neues bietet sie in sachlicher Beziehung nicht; der V. geht auch sehr elementar zu werke und hält es für notwendig, gewisse Formeln der sphärischen Trigonometrie im Detail auseinanderzusetzen, welche bei uns ohneweiters vorausgesetzt werden. Gerade durch dieses Verweilen bei einfachen Dingen gibt aber der V. dem Lehrer manch schätzbaren Fingerzeig an die Hand, denn man kann die Elemente der Sphärik kaum gründlich genug durchnehmen. Nachdem die Berechnung der Tageslänge gelehrt worden ist, wendet sich der V. der Aufgabe zu, zu ermitteln, wie lange eine unter beliebigem Azimut aufgeführte vertikale Wand der direkten Bestrahlung durch die Sonne ausgesetzt sei, einer Aufgabe, die in der That sehr dazu geeignet ist, den Lernenden in der Aneignung der theoretischen Begriffe fest zu machen. Auch ist diese Frage nicht ohne ein gewisses allgemeineres Interesse, denn es ist, wie der V. ausführt, wohl denkbar, dafs die Höhe der Schneegrenze an einer Bergkette von der Axenrichtung der letzteren einigermafsen beeinflufst wird. Insbesondere scheint der Himalaya, dessen Nord- und Südseite hinsichtlich der Schneeverhältnisse

bekanntlich eine grofse Verschiedenheit bekundet, zum Studium der hier aufgeworfenen Frage — deren Bedeutsamkeit doch aber hier wohl etwas überschätzt wird – herauszufordern. Die mühsam berechneten Tabellen endlich eignen sich sehr gut dazu, ihnen numerische Angaben zur Berechnung von Beispielen zu entnehmen.

Ansbach. S. Günther.

Dr. Wilhelm Volkmann, Ritter von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode. II. Bd. Cöthen. O. Schulze. 1885. 570 und V Seiten.

Der I. Band ist S. 334 ff. im XXI. Band (1885) dieser Blätter besprochen.

Der vorliegende II. Bd. enthält die Lehre vom Vorstellen des Zeitlichen und Räumlichen (5. Hauptstück), von der Vorstellung des Ich, der inneren Wahrnehmung und dem Selbstbewufstsein (6. Hauptstück), vom Denken (7. Hauptstück), vom Gefühle (8. Hauptstück), vom Begehren (9. Hauptstück) und vom Wollen und den darauf beruhenden Phänomenen (10. Hauptstück). Von S. 541—563 ist ein Verzeichnis der im ganzen Werk zitierten Schriftsteller und Schriften geboten, und die letzten 7 Seiten enthalten ein Sachregister zu beiden Bänden. Beide Zugaben lassen den grofsen Reichtum des behandelten Stoffes und die Fülle der aufgewendeten Gelehrsamkeit erkennen. Im ganzen Werke sind von mehr als 600 Schriftstellern etwa 900 Werke zitiert, welche, wenn man sie vollständig auch nur durchlesen wollte, sicherlich einen Zeitraum von 20 Jahren erforderten. Die zu jedem der 159 §§ des Werkes gefügten Anmerkungen mit ihrer sorgfältigen Zusammenstellung der über den betreffenden Gegenstand bis jetzt zu tage getretenen Ansichten sind auch jedenfalls das Ergebnis eines langjährigen Sammelfleifses. Die vom Herausgeber der 3. Aufl. (Prof. Cornelius in Halle) zu diesen Anmerkungen gelieferten Zusätze mögen im II. Bande etwa 12 Seiten füllen. Am bedeutendsten sind sie zu § 111 (Apperception) und § 114 (Aufmerksamkeit).

Um die Rätsel des Seelenlebens zu lösen, kann man von der inneren und von der äufseren Erfahrung ausgehen. Bisweilen kommt mir die auf den gleichen Zweck gerichtete Arbeit der Psychologen und Physiologen wie ein von zwei Seiten gleichzeitig in Angriff genommener Tunnelbau vor, bei welchem es sich darum handelt, dafs man auf halbem Wege richtig zusammentrifft und sich gegenseitig die Hand reichen kann. Ob nun Herbarts Art, die Psychologie als Theorie der Vorstellungen zu behandeln, ein solches richtiges Zusammentreffen mit den physiologischen Arbeitsergebnissen gestattet, scheint eben doch zweifelhaft. Früher selbst ein Anhänger Herbarts, bin ich durch physiologische Studien anfangs stutzig und zuletzt abtrünnig geworden. Der Bau des Nervensystems und Gehirns zeigt nämlich eine überaus entwickelte Arbeitsteilung, so dafs es nicht nur besondere Nerven für Gesicht, Gehör, Geschmack und Geruch, sondern auch eigene für die Empfindung des Druckes, der Wärme, Kälte, des Schmerzes und Kitzels gibt, während jeder Teil des Gehirns mit einer besonderen Aufgabe betraut erscheint und z. B. die willkürlichen Bewegungen der Glieder von ganz bestimmt abgegrenzten Orten der Gehirnrinde ausgehen. Demnach ist es höchst unwahrscheinlich, dafs im Seelenleben die Vorstellungen alles machen, wie die Herbartianer wollen vielmehr gewinnt die alte, von Herbart geradezu perhorreszierte Vermögens-

theorie an Wahrscheinlichkeit. Herbart möchte das Gefühl lediglich aus einer „Spannung" der Vorstellungen, das Wollen aus einem „Streben" derselben ableiten. Allein von einer solchen Spannung und einem solchen Streben der Vorstellungen sagt uns unser Bewufstsein durchaus nichts. Dieses sagt uns blofs, dafs wir selbst gespannt sind und streben, aber nicht unsere Vorstellungen; auch wird uns bewufst, dafs zwischen uns und unseren Vorstellungen ein Unterschied ist. So scheint denn Herbarts Theorie von der Bewegung der Vorstellungen eine schöne Vermutung, aber kein festes Ergebnis wissenschaftlicher Beobachtung zu sein. Das Fühlen und das Wollen sind wahrscheinlich anderen Organen übertragen als das Vorstellen, und es ist mithin kein Verbrechen, von verschiedenen Seelenvermögen zu reden.

S. 18 Anm. 2 steht eine interessante sprachphilosophische Bemerkung. „Das augmentative ε des griechischen Imperfekts — eine Abschwächung des α im Sanskrit — hat zunächst nur eine negative Bedeutung: es negiert die Gegenwärtigkeit dessen, was da war, das Futur hingegen nimmt durch sein σ die Charakteristik eines Losgehens auf etwas, eines Hinstrebens an."

Die Zusätze des Herausgebers wenden sich auch zuweilen gegen Ansichten des V., z. B. bei § 132, wo Cornelius bemerkt, dafs das Streben zur Verschmelzung nicht, wie Volkmann meine, von dem den Vorstellungen Gemeinsamen völlig unabhängig sei.

Der Druck ist durchaus recht sorgfältig. Nur S. 336 Z. 3 v. r. habe ich einen sinnstörenden Druckfehler gefunden. Dort steht, dafs im Dur-Akkord c e g die Schwingungszahlen nicht wie 4 : 5 : 6, sondern wie 4,80 : 5,04 : 5,99 verhalten. Es mufs offenbar 4,08 heifsen.

Bayreuth. Ch. Wirth.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Halm-Laubmann, Ciceros ausgewählte Reden. III. B.: Die Reden gegen L. Catilina und für den Dichter Archias. 12. Aufl. Berlin, Weidmann 1886. In der Gestaltung des Textes ist eine Änderung eingetreten, indem der neue Herausgeber die von Halm als unecht ausgeschiedenen Worte meist in Klammern in den Text gestellt hat, wie er sich denn überhaupt strenger an die Überlieferung gehalten hat. Doch wird hierin, abgesehen von der Richtigkeit dieses Verfahrens im einzelnen, nicht der besten Handschriftenklasse, soweit sie einmal als solche anerkannt ist, ausschliefslich und konsequent gefolgt. Im Kommentar bemerkt man eine sorgfältige Feile, indem Bemerkungen, die als unnütz erschienen, gestrichen wurden, andere eine bestimmtere, genauere Fassung erhielten. Das „Richtigere" hat aber noch nicht immer die falsche Ansicht zu verdrängen vermocht. Cat. II. 12 paruit atque vivit statt ivit scheint eine Konjektur des Setzers zu sein.

Cornelii Nepotis vitae. Post C. Halmium recognovit Alfr. Fleckeisen. Lips. Teubn. 1884. 8. VII. u. 118 S., 0,30 ℳ. Fleckeisens Ausgabe ist dazu bestimmt, die Halm'sche Textrezension in der Bibliotheca Teubneriana zu ersetzen. Sie unterscheidet sich aber von der letzteren

dadurch sehr merklich, dafs der neue Herausgeber die Überlieferung mit weit gröfserer Freiheit behandelt hat als sein Vorgänger. Während dieser verhältnismäfsig nur an wenigen Stellen Konjekturen in den Text aufnahm, hat Fleckeisen den Forderungen der modernen Kritik in ausgiebiger Weise rechnung getragen. Daher weicht seine Rezension — Kleinigkeiten nicht gerechnet — an etwa 250 Stellen von der Halm'schen ab. Am meisten Berücksichtigung haben die Vermutungen von Cobet und Pluygers gefunden; ebenso zahlreich finden sich die eigenen Konjekturen des Herausgebers vertreten; aber auch die Vorschläge anderer, unter den Neueren besonders die von Andresen, haben Beachtung gefunden. An mehreren Stellen wurde mit Recht die Lesart der besseren Handschriften, besonders das codex Parcensis, wiederhergestellt, so Milt. 3, 1 qua copias traduceret, Them. 1, 1 sed ab initio est ordiendus, 10, 4 multimodis, Alc. 4, 6 qui eidem hostes essent civitati, Dat. 4, 5 quem dum speculatur, Epam. 4, 2 Diomedonti coram, 9, 1 instaret hostes, ebenso Eum 4, 2 sed acrius hostes institit, Epam. 10,3 quod neque defendere malos, Ages. 2, 5 conciliare. Ebenso ist Fleckeisen mit Recht zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt: Them. 1, 2 is uxorem Acarnanam civem duxit und Epam. 4, 2 pro patriae caritate. Weit häufiger dagegen hat er die handschriftliche Tradition und zwar nicht selten ohne zwingenden Grund verlassen. So liest er z. B.: Hann. 3, 3 ut saltum Pyrenaeum transiit, 5, 1 Romam profectus nullo resistente in propinquis urbi montibus moratus est, 6, 2 inde colloquium convenit, 7, 6 ad Antiochum perfugit. Doch würde die Aufzählung aller hieher gehörigen Fälle den dieser Anzeige gegönnten Raum überschreiten. Ref. schliefst mit der Versicherung, dafs die Ausgabe trotz der vielen oft sehr gewagten Neuerungen für den Gebrauch in der Schule empfohlen werden kann.

Schulwörterbuch zu G. Andresens Cornelius Nepos. Von K. Jahr. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, G. Freytag. 1886. 8. 203 S. Preis 1,40 ℳ. Das Schulwörterbuch von Jahr ist zweckentsprechend eingerichtet. Es ist speziell zu der tüchtigen in gleichem Verlage erschienenen Ausgabe von Andresen bearbeitet. Mit Recht ist auf die Phraseologie eine besondere Sorgfalt verwendet. Ein Vorzug des Büchleins sind die beigegebenen Abbildungen; es sind teils Portraits bedeutender Männer wie Agrippa, Antonius, Brutus, Cäsar, Octavianus, Cicero, Hortensius, Perikles, Pompejus, teils Situationspläne (griech. und römisches Wohnhaus, Gymnasium, Häfen von Athen), teils restaurierte Ansichten von der Akropolis in Athen, der Via Appia, von Olympia, teils Abbildungen von Waffen und Gerätschaften, welche bei Cornelius Nepos erwähnt werden.

Nepos-Vokabular von Ernst Schäfer. Erster Teil. Leipzig, Teubner. 1885. 8. 38 S. 0,40 ℳ. Das Nepos-Vokabular von E. Schäfer zu empfehlen, ist aus bewährten pädagogischen Grundsätzen nicht ratsam. Hervorgerufen durch das Bestreben, dem Quartaner die Arbeit des Präparierens zu erleichtern, gibt dasselbe von Kapitel zu Kapitel die Bedeutung aller dem Schüler etwa unbekannten Vokabeln und Phrasen an, eher eine zu viel als zu wenig, und gleicht also in seiner Einrichtung den bekannten Präparationen zum Pentateuch und zu anderen alttestamentlichen Schriften. Ref. ist aber überzeugt, dafs durch ein derartiges Hilfsmittel nur der Trägheit und Bequemlichkeit des Schülers Vorschub geleistet wird, dem dadurch das Nachdenken über die Ableitung und Herkunft einer Verbal- oder Nominalform erspart wird. Ref. gibt zu, dafs ein Quartaner noch wenig Uebung im Gebrauch eines grofsen Wörterbuches besitzt; deshalb gebe man ihm ein wenig umfangreiches und handliches Spezialwörterbuch, wie die bekannten

von Koch, Haacke oder Jahr, in die Hand, nicht aber eine gedruckte Präparation!

M. Juniani Justini epitoma historiarum philippicarum Pompei Trogi ex recensione Francisci Ruehl. Accedunt prologi in Pompeium Trogum ab Alfredo de Gutschmid recensiti. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXXVI. LXII, 315 p. 8 min. Auch in diesen Blättern Bd. XIX S. 362 ist es angedeutet, wie sehr eine neue kritische Ausgabe des Justinus ersehnt war. Indem F. Rühl seine seit vielen Jahren betriebenen Untersuchungen der Überlieferung in der jetzt vorliegenden Rezension des Textes zum Abschlusse gebracht hat, gewinnt er den Dank der Philologen und Historiker in gleichem Masse. Niebuhrs Klage, dafs der Historiker im Texte des Justin festen Boden vermisse, war auch durch J. Jeeps verdienstliche Ausgabe nicht erledigt. Und dafs für philologische Forschungen eine sichere Grundlage fehlte, haben noch C. Paucker und Fr. Seck empfunden. Nunmehr ist der Text im Wesentlichen methodisch festgestellt. Abgesehen von dem Laurentianus (aus Monte Cassino) C, der eine Sonderstellung einnimmt, gruppieren sich die zahlreichen von Rühl untersuchten Handschriften in 3 Klassen. Für die Bücher, in welchen der (fragmentarische) Laur. C fehlt, mufs die Übereinstimmung der italischen (I) Klasse mit der transalpinen (T) oder der dritten (II) den Archetypus repräsentieren, dessen Lesart oft auch im Texte des Orosius erhalten ist. In den Büchern XVI bis XXVI 1, 8 und XXX 2, 8 bis XLIV 4, 3 ist zunächt die Übereinstimmung von C mit einer der 3 Handschriftenklassen für die Rezension des Textes mafsgebend. Wo die äufsere Autorität kein entscheidendes Gewicht hat, bedarf es eines konsequenten Eklektizismus. Der Emendation bleibt doch ein ziemlich weites Feld; eigene Emendationsversuche des Herausgebers und zahlreiche von A. v. Gutschmidt, E. Bährens, Th. Nöldeke und E. Rohde ihm mitgeteilte, sind dem Texte zu gute gekommen. Konjekturen anderer Kritiker verzeichnet die Adnotatio critica (p. XVIII—LI). Vollständigkeit wird hier nicht erstrebt; Irrtümer (wie wenn p. XXX Harant statt L. Havet genannt ist) sind selten. Die Prologe des Trogus hat Gutschmidt recensiert und mit einem kritischen Kommentar (p. LII—LXII) ausgestattet. Ein neuer Index („historicorum usui accommodatus") ist besonders dankenswert. Wer wird sich nunmehr das Verdienst erwerben, einen brauchbaren Index latinitatis herzustellen? —

Ovids Metamorphosen. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von L. Englmann. Dritte vermehrte Auflage. Bamberg. 1886. Buchner. 2 Bl., 192 S. Wie die 2. Auflage, welche in diesen Blättern Bd. XV S. 274 f. besprochen wurde, von der ersten, so unterscheidet sich die vorliegende Dritte von der zweiten besonders durch Erweiterung des Textes. Hinzugekommen sind die Erzählungen vom Haupte der Medusa, von Pegasus, Phineus, Prötus, Polydectes, Hippocrene, von Cäneus, vom Streit um die Waffen des Achilles und vom Tode des Aiax, von Hecuba, Polydorus, Polyxena, Aurora und Memnon, endlich Cäsars Apotheose. Den Text hat der neue Herausgeber Clemens Hellmuth mit Benützung der Ausgaben ,von Korn und Zingerle mehrfach verändert, auch durch Aufnahme eigener Konjekturen zu Met. I 343 f., III 642, VI 27, IX 164, XI 465, XIV 848. Die Anmerkungen sind revidiert, ergänzt, mit Verweisungen auf K. Welzhofers Bearbeitung der Englmann'schen Grammatik versehen. Druck und Ausstattung sind vorzüglich, nur leider das schöne Heft — lucus a non lucendo — nicht geheftet.

Dr. Friedr. Umlauft, Geographisches Namenbuch von Österreich-Ungarn. 6. Lieferung. Wien 1886. Alfred Hölder. Dieses

interessante Werk, welches eine lexikalisch geordnete Namenerklärung der Länder, Völker, Gaue, Berge, Flüsse und Orte der österreichisch-ungarischen Monarchie enthält, ist mit vorliegender 6. Lieferung abgeschlossen. Von den etwa 8000 im Buche enthaltenen Namen trifft der weitaus gröfste Teil auf die Ortsnamen, denen sich naturgemäfs das gröfste Interesse zuwendet und für deren Ableitung das meiste urkundliche Material zu gebote steht. Auch diese letztere Lieferung zeigt, mit welcher Geschicklichkeit und Sorgfalt der V. seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden versuchte. Beigefügt ist dem Schlufsheft das eingehende Litteraturverzeichnis. Über die vorausgehenden Hefte ist Bd. XXI, S. 10 eingehender gesprochen.

Beiträge zur Landeskunde Bayerns. Zusammengestellt von der Subkommission für wissenschaftliche Landeskunde Bayerns der Geographischen Gesellschaft in München. 1.20 M. München. Th. Ackermann. 1885. II. Folge. Über den Zweck und die Veranlassung dieser wichtigen Arbeit (Versuch der Bearbeitung einer wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland), sowie über die Organisation derselben (durch Bildung zahlreicher Subkommissionen in den einzelnen Ländern Deutschlands) ist in Bd. XXI, 3. und 4. Heft eingehender gesprochen worden. Vorliegendes Heft enthält als Fortsetzung der Publikationen die Litteraturnachweise über: 1) die Moore Bayerns, bearbeitet von Chr. Gruber, 2) die Bevölkerungsstatistik von Bayern (die Bewohner Bayerns nach Zahl, Geschlecht und Konfessionen, Bewegung der Bevölkerung, Beschäftigung und Wohnplätzen — eine Anzahl von Schriften hierüber aus der älteren und neueren Zeit) und als 2. Beitrag zur Landeskunde selbst die Abhandlung von Chr. Gruber: Die Heidelandschaft um München und ihre Entstehung. Aus den einleitenden Worten Dr. Rohmeder's geht hervor, dafs der Kreis der Mitarbeiter aus Bayern sich bedeutend vermehrt hat und dafs auch in anderen Teilen von Deutschland und Deutsch-Österreich (Pommern, Thüringen, Hessen, Salzburg, Steiermark u. s. w.) bereits zahlreiche Litteraturnachweise für die Landeskunde der betreffenden Gebiete schon veröffentlicht oder in der Veröffentlichung begriffen sind.

Erdkunde. Ein Hilfsbuch für den geogr. Unterricht v. Heinrich Matzat. 2. umgearbeitete Auflage. Mit 28 Figuren im Texte. Berlin. Paul Parey. 1886. Als „Hilfsbuch" kann dieses Werk dem Lehrer der Geographie ohne Zweifel recht gute Dienste leisten, da der V. alles Wissenswerte in aufserordentlicher Fülle zusammengestellt hat. Wie sich aber der Unterricht nach diesem Hilfsbuche gestalten würde, ist eine Frage, die zu untersuchen für diese Blätter umsoweniger Anlafs gegeben ist, als bei dem den bayerischen humanistischen Anstalten gesteckten geogr. Lehrziele und der hiezu zur Verfügung stehenden Zeit an eine Einführung dieses Buches mit seinen 800 § von vorneherein nicht gedacht werden kann.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: M. Kobler, Gymn.-Prof. in Neuburg a/D. z. Lyzeal-Prof. in Freising; Dr. Wilh. Zipperer, Stdl. in Würzburg z. Gymn.-Prof. am neuen Gymn. in Würzburg; zu Studienlehrern am neuen Gymn. in

Würzburg: Dr. Joh. Sturm, Ass. in Würzburg, Dr. Remig. Stölzle, Ass. in Augsburg, Dr. Max Zwerger, Ass. am Max-Gymn. in München, Hans Modlmayr, Ass. in Kempten; Dr. Gg. Weber, Stdl. in Würzburg z. Gymn.-Prof. in Amberg; Joh. Bapt. Backmund, Stdl. zu Neuburg a/D. z. Gymn.-Prof. daselbst; Dr. Osc. Hoppichler, Ass. in Landshut z. Stdl. in Neuburg a/D.; Max Hergt, Ass. am Ludw.-Gymn. in München z. Stdl. in Landshut; Alb. Kennel, Ass. in Speier z. Stdl. daselbst; Ant. Ueblein, Ass. in Hammelburg z. Stdl. in Amberg; Georg Wild, Ass. am neuen Gymn. zu Regensburg z. Stdl. daselbst; Dan. Kennerknecht, Ass. am Max.-Gymn. in München z. Stdl. in Bamberg; Herm. Köbert, Ass. am Ludw.-Gymn. in München z. Stdl. in Bayreuth; Rud. Wölffel, Ass. bei St. Anna in Augsb. z. Stdl. in Nürnberg; Gg. Griesmaier, Ass. bei St. Stephan in Augsburg z. Stdl. in Dillingen; Ludwig Schiller, Ass. in Bamberg z. Stdl. in Edenkoben; Dr. Ludw. Bergmüller, Ass. in Nördlingen z. Stdl. daselbst; Dr. Mich. Zink, Gymn.-Prof. in Bamberg z. Studienrektor in Amberg; Max Miller, Stdl. in Amberg z. Gymn.-Prof. in Speyer; Karl Vonlohr, Ass. in Amberg z. Stdl. in Annweiler; Karl Dietsch, Stdl. in Hof z. Gymn.-Prof. daselbst; Joh. Friedr. Hildenbrand, Ass. in Frankenthal z. Stdl. daselbst; Dr. Friedr. Schmitt, Stdl. in Bayreuth z. Gymn.-Prof. am Max-Gymn. in München; Ludw. Scheuer, Stdl. am Wilh.-Gymn. in München z. Gymn.-Prof. am Ludw.-Gymn. in München; Joh. Gerstenecker, Stdl. am Max.-Gymn. in München z. Gymn.-Prof. am Ludw.-Gymn. in München; Fr. Schierlinger, Ass. z. Würzburg z. Stdl. in Schweinfurt; Aug. Hopf, Stdl. in Erlangen z. Gymn.-Prof. in Nürnberg; Dr. Karl Fromann, Stdl. in Nürnberg z. Gymn.-Prof. daselbst; Karl Herm. Zwanziger, Stdl. in Würzburg z. Gymn.-Prof. in Neustadt a/H.; Wilh. Kalb, Ass. in Nürnberg z. Stdl. daselbst; Franz Prestel, Ass. in Speier z. Stdl. in Kaiserslautern; Peter Schmit, Ass. in Nürnberg z. Stdl. am alten Gymn. in Würzburg.

Versetzt: Ad. Bergmann, Gymn.-Prof. u. Studienrekt. von Amberg an das neue Gymn. in Würzb.; die Gymn.-Professoren. in Würzburg: Dr. Al. Baldi, Dr. Nik. Feeser, Dr. Georg Schramm, sowie Jos. Gallenmüller, Gymn.-Prof. in Regensburg an das neue Gymn. in Würzburg; die Studienlehrer in Würzburg: Dr. Barth. Baier, Mich. Drechsler, Dr. Joh. Nusser, Friedr. Lanzinger, sowie Dr. Leonh. Dittmeyer, Stdl. in Landshut und Dr. Leonh. Lutz, Stdl. in Neustadt a/H. an das neue Gymn. in Würzburg; Heinr. Weber, Gymn.-Prof. von Amberg nach Bamberg; Joh. Ev. Huber von Ingolstadt an das alte Gymn. in Regensburg; Jos. Stadler, Stdl. von Landstuhl nach Ingolstadt; Heinr. Hauch Stdl. von Homburg nach Kitzingen; Ad. Lorenz, Gymn.-Prof. von Speier nach Bamberg; Ant. Reiter, Stdl. von Annweiler nach Amberg; Max Zorn, Gymn.-Prof. von Hof an das alte Gymn. in Regensburg; Konr. Schumm, Stdl. von Frankenthal nach Hof; Dr. Gust. Landgraf, Stdl. von Schweinfurt an das Wilh.-Gymn. in München; Jos. Fürtner, Stdl. von Landshut an das Max-Gymn. in München; Dr. Em. Renn, Stdl. von Lindau nach Landshut; Ludw. Kraufs, Gymn.-Prof. von Neustadt a/H. nach Nürnberg; Dr. Christ. Schoener, Stdl. von Hof nach Erlangen; Franz Siefsl, Stdl. von Kaiserslautern nach Speier.

Quiesziert: Leonh. Matthäus, Stdl. in Kitzingen für immer.

Druck von H. Kutzner in München.

Litterarische Anzeigen.

Inhalt des IX. Heftes.

An **Vereinsmitglieder** werden frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift (mit Ausnahme von Jahrg. I 1865, II 1866 und VI 1870) um den ermäfsigten Preis von à 2 *M.* abgegeben, soweit der Vorrat reicht. Aufträge, Geldsendungen oder Anfragen wolle man in dieser Angelegenheit an Adalb. Iptelkofer, Ass. am Ludwigsgymn. in München (Jägerstr. 6/2) richten.

In diesem Hefte sind folgende 4 Beilagen enthalten:

Von Herrn L. Ehlermann in Dresden.
" " G. Freytag in Leipzig.
" " Velhagen und Klasing in Bielefeld.
" der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Der neusprachliche Unterricht an den bayerischen Studienanstalten.

Über die Notwendigkeit, an den humanistischen Gymnasien auch neuere Sprachen zu lehren, will ich mich in dieser Abhandlung nicht weiter verbreiten; ich will nicht mit denjenigen Kollegen streiten (wenn es bei uns noch welche geben sollte), welche so sehr an der alten überlieferten Form der Mittelschule festhalten und so tief von der alleinseligmachenden Kraft des lateinischen und griechischen Unterrichts überzeugt sind, dafs sie alle übrigen Fächer, besonders Mathematik und Französisch, als Eindringlinge betrachten, die nur die Einheit des ursprünglichen Lehrplans stören und deshalb möglichst schnell wieder entfernt werden müssen. Ich stelle mich vollkommen auf den Boden der gegebenen Verhältnisse, wonach das Französische unter die obligatorischen Fächer eingereiht ist, und mein Bestreben geht dahin, nach meinen schwachen Kräften etwas dazu beizutragen, dafs es unter den übrigen Fächern auch wirklich eine würdige Stellung einnehme. Wer könnte behaupten, dafs das gegenwärtig der Fall sei? Es hat sich zwar vieles gebessert gegen früher, die Zeit der französischen Sprachlehrer alter Ordnung, die man ohne jede wissenschaftliche Vorbildung und mit oft recht zweifelhafter Vergangenheit an den Gymnasien anstellte, und in deren Stunden natürlich nichts als Unfug getrieben wurde, ist — Gott sei Dank! — für immer vorüber, und wohl überall wirken akademisch gebildete Lehrer, welche ihren Beruf ernst auffassen und eifrigst bemüht sind, ihr Fach zu heben. Ist es aber zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dafs noch immer die Spuren und Nachwirkungen jener traurigen Zeit bemerkbar sind, dafs noch immer das Französische als ganz unbedeutendes Nebenfach angesehen wird, dafs noch immer sehr viele Schüler, indem sie ihre Gleichgültigkeit offen zur Schau tragen, wiederholte Versuche machen, den Unterricht zu stören? Und werden die Schüler nicht geradezu von vielen kurzsichtigen Vätern zu solchem

Verhalten angeleitet, wenn diese ihnen rühmend erzählen von all dem Ulk, von all den gelungenen Streichen, welche man zu ihrer Zeit „dem Franzosen“ zu spielen pflegte? Wird etwa der eben erwähnte Spitzname, dessen wir uns bei Eltern und Schülern, ja mit Bedauern habe ich es oft bemerkt, auch bei vielen Kollegen erfreuen, nur der Abkürzung wegen gebraucht, oder liegt nicht vielmehr entschieden etwas Geringschätziges darin?

Es ist gewifs anzuerkennen, dafs von den Leitern des Unterrichtswesens viel für unser Fach geschehen ist und noch geschieht. Nach den Bestimmungen der Schulordnung kann wegen eines einzelnen Faches eine Nachprüfung gegeben, und wenn sie nicht entsprechend gemacht wird, der Schüler zurückgewiesen werden, und es ist dementsprechend schon vorgekommen, dafs ein Schüler nur wegen ungenügender Leistungen im Französischen zum Repetieren verurteilt worden ist.

Auch die äufsere Stellung der Lehrer der neueren Sprachen hat man in dankenswerter Weise gegen früher gehoben, indem man sie zu Studienlehrern ernannte und zu wirklichen stimmberechtigten Mitgliedern der Prüfungskommission beim Absolutorium machte. Und warum nimmt trotz alledem das Französische an den Studienanstalten noch nicht eine befriedigende Stellung ein, warum mufs sich der Vertreter dieses Faches, um es kurz und deutlich zu sagen, immer noch als fünftes Rad am Wagen vorkommen? Nur deshalb, weil schon durch die ganze äufsere Einrichtung das Fach so sehr in den Hintergrund gedrängt ist, weil man ihm unter allen wissenschaftlichen Fächern die geringste Stundenzahl zugeteilt hat. Als Beispiel für die ganz eigentümlichen Zustände, zu denen man infolge des jetzigen Stundenplans an den überfüllten Gymnasien gekommen ist, mögen hier die Verhältnisse an der Studienanstalt Würzburg etwas genauer besprochen werden. Dort hatte ich, vor meiner Versetzung hierher, im W.-S. 84/85 aufser 4 englischen 18 französische Stunden wöchentlich in 9 Klassen mit mehr als 300 Schülern. Ich reichte ein Gesuch um einen Hilfslehrer ein, worin ich eingehend darlegte, dafs ein Lehrer zwar nach der Schulordnung zu 22 wöchentlichen Stunden angehalten werden könne, dafs dies aber in diesem Fall, da der Unterricht sich auf soviele Klassen verteile, eine aufserordentlich starke Belastung sei, besonders da hiemit die Korrektur von 9 Hausaufgaben in jedem Monat und 35 Schulaufgaben mit der Prüfungsarbeit beim Absolutorium verbunden sei.

Vor allem machte ich auch den pädagogischen Gesichtspunkt geltend, dafs beim besten Willen unter solchen Umständen der

Unterricht leiden müsse, da es dem Lehrer bei einer so hohen Schülerzahl nicht mehr möglich sei, die Einzelnen auch nur einigermafsen kennen zu lernen. Ohne auf alle diese Gründe einzugehen, hielt man sich in der abschlägigen Antwort, die ich bekam, nur an den Buchstaben der Schulordnung, wonach jeder Studienlehrer zu 22 Wochenstunden verpflichtet sei. Ich behaupte nun, dafs eine Schulordnung, welche, auch nur nach dem Buchstaben betrachtet, zur Aufrechterhaltung eines solchen Zustandes führen kann, in diesem Punkte fehlerhaft ist.

Es ist nicht recht und wohlgethan, an einen gewissenhaften Lehrer hohe Anforderungen zu stellen und ihm doch die Zeit nicht zu gewähren, welche auch bei den bescheidensten Ansprüchen zur Erfüllung jener Anforderungen nötig ist. Auch die Vertreter anderer Fächer klagen gelegentlich über zu geringe Stundenzahl, z. B. die Mathematiker; aber diese haben doch wenigstens 4 Wochenstunden in jeder Klasse, und es war mir sehr interessant, in dem Aufsatze von Sickenberger über „Mathematik und Physik an den österreichischen Gymnasien“ (Band 21, Heft 9 dieser Blätter, S. 495) zu lesen, dafs im Rahmen des bisher der Mathematik zugewiesenen Stundenmafses der unabweisbaren Forderung, mehr Experimentalphysik zu treiben als bisher, ohne Schädigung der mathematischen Ausbildung der Schüler, entsprochen werden könne. Damit ist doch ausgesprochen, dafs sich in der Mathematik mit der bisherigen Stundenzahl etwas machen läfst, und dafs nicht von vornherein ein erfolgreicher Betrieb des Unterrichtsgegenstandes ausgeschlossen ist wie bei den zwei Stunden des Französischen. Oder bedarf es wirklich erst eines Beweises, dafs in noch dazu oft überfüllten Klassen eine Sprache in dieser Zeit ganz unmöglich gründlich gelehrt werden kann, zumal da jetzt bei den neueren Sprachen mit vollem Rechte nicht blos auf das Übersetzen, sondern auch auf die Erwerbung einer möglichst guten Aussprache Gewicht gelegt wird, deren sorgfältige Beachtung übrigens auch die Schulordnung v. J. 1874 verlangt? Man mufs nur aus eigener Erfahrung wissen, welche unendlichen Schwierigkeiten sich hier gleich im Anfang des neusprachlichen Unterrichts zeigen, da beispielsweise unsere Schüler, wenn sie in die I. Gymnasial-Klasse kommen, noch gar keinen Begriff davon haben, dafs es stimmhafte und stimmlose Laute gibt, dafs b und p, d und t u. s. w. nicht blos verschiedene Schriftzeichen sind, sondern wirklich auch ganz und gar von einander verschiedene Laute ausdrücken. Wie schwer ist es, ihnen diese Unterschiede deutlich zu machen und sie beständig darauf achten zu lassen, besonders weil sie nicht nur im gegenseitigen Verkehr

und im Elternhause, sondern leider meist auch in der Schule in den übrigen Lehrstunden nicht darauf merken und nichts davon hören. Wie jämmerlich trotz aller Bemühungen des Lehrers die Aussprache unserer Schüler ist, weifs ja jeder Sachverständige, und fürwahr, es wäre ein Wunder, wenn es unter den gegenwärtigen Umständen anders wäre; es ist einfach nicht möglich. Nehmen wir einmal an, es treffe in I. von den zwei französischen Stunden die eine auf Montag, die andere auf Donnerstag oder Freitag, und zwar von 8—9 oder 9—10. Und das ist die günstigste Annahme; denn von 10—11 ginge von der karg zugemessenen Zeit noch eine Viertelstunde verloren, und nachmittags, besonders etwa von 3—4, sind die Schüler nicht mehr frisch genug, um die leider infolge der alten Überlieferung jetzt noch unter ihnen weitverbreitete Abneigung gegen dieses Fach zu überwinden und wirklich gespannt aufzumerken. Werden nun in der Montagsstunde beim Anfangsunterricht verschiedene wichtige Dinge in bezug auf die Laute erörtert, von denen der Schüler bis jetzt noch nichts gehört hat, werden ihm etwa Musterwörter, welche die hauptsächlichsten einzelnen Laute veranschaulichen, vorgesprochen, die er sich sorgfältig einprägen soll, oder wird später irgend eine etwas verwickeltere Spracherscheinung erklärt, wie sollen besonders die mittelmäfsig begabten Schüler im stande sein, diese Dinge, von denen sie bis Donnerstag oder gar Freitag nichts mehr hören, gründlich zu lernen? Hätten sie mehr französische Wochenstunden, und träfe am Dienstag wieder eine solche, so könnte man das am Montag Erklärte gleich wieder vornehmen und mehr in ihren Geist befestigen; aber so wie es jetzt ist? Ja, wenn sie nur wenigstens am Montag zu Hause sich alles gleich wieder vergegenwärtigten, was ihnen in der Schule gesagt wurde! Wie wenige jedoch thun das! Man mufs nur die leidige Gewohnheit der Mehrzahl der Schüler kennen, das was für einen Tag trifft, immer erst am Abend vorher oder gar erst am Morgen desselben Tages vorzunehmen. Was ist aber die notwendige Folge? Die meisten erinnern sich am Mittwoch abends oder am Donnerstag früh nicht mehr dessen, was man ihnen am Montag genau vorgesprochen und erklärt hat, und prägen sich die einzelnen Worte oder Regeln falsch ein, und das ist, zumal für die Aussprache, das Allerschlimmste; denn bekanntlich ist es ein wahres Verhängnis, dafs das Falscherlernte viel fester haftet als das Richtige.

In der Schulordnung steht ferner, es sei hauptsächlich auf Beschaffung eines reichen Wörter- und Phrasenschatzes zu merken und, dies möchte ich besonders hervorheben, zur Übung im Sprechen sei die Inhaltsangabe oder freie Reproduktion gelesener Stücke zu

verlangen, das heifst so ziemlich das höchste Lehrziel, das man überhaupt für die Schule aufstellen kann. Und das soll in zwei Wochenstunden erreicht werden? Weifs denn nicht jeder erfahrene Lehrer, wie ungeschickt sich der Durchschnittsschüler überhaupt, selbst in seiner Muttersprache, dazu stellt, in geordneter Rede über irgend einen Gegenstand sich auszudrücken, und nun soll er das in einer fremden Sprache thun, in der er nur ab und zu einmal eine Stunde erhalten hat? Wahrlich, es klingt wie Hohn, so etwas zu verlangen, ohne dafs man auch die Stundenordnung darnach einrichtet!

Zwei Wochenstunden für ein Fach zu bestimmen, das, ordentlich betrieben, gar nicht so leicht ist, als diejenigen meinen, welche meist nur sehr wenig davon verstehen, ist und bleibt eben ein Unding, und auch die Schüler können eigentlich vor einem Unterrichtsgegenstand keine besondere Achtung haben, den man so spät erst anfangen und doch mit einer so ungenügenden Stundenzahl behandeln läfst. Derselbe mufs ihnen ja notwendig schon durch diese Anordnung als etwas ganz Nebensächliches, Unbedeutendes erscheinen. Stimmt das aber mit den oben erwähnten erhöhten Anforderungen überein? An und für sich stellt die Schulordnung mit vollem Recht, wie den andern Fächern, so auch dem Französischen ein hohes Lehrziel auf; denn es wäre doch gewifs einer Studienanstalt ganz unwürdig, irgend einen Gegenstand nur zum Schein in den Kreis der obligatorischen Fächer aufzunehmen und gar nicht zu beabsichtigen, dafs er nun auch mit allem Eifer und mit wirklichem Ernst betrieben werde. Der richtige Grundsatz wird hier gewifs der sein: entweder tüchtig oder gar nicht! Ein Fach nur so nebenbei zu behandeln, vielleicht nur, um in ganz äufserlicher, oberflächlicher Weise den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, wäre weiter nichts als ein Schwindel, der nicht zu dem Ernst eines Gymnasiums pafst. Wir nehmen also sicher mit Recht an, dafs die Bestimmungen der Schulordnung über den Unterricht im Französischen auch wirklich so gemeint sind, wie sie lauten. In welchem Widerspruch steht aber hiezu, diesem Fach, in dem soviel geleistet werden soll, nur zwei armselige Stunden einzuräumen? Wenn es, wie jeder Einsichtige zugeben wird, und wie ja schon so und so oft von verschiedenen Seiten hervorgehoben,[1]) und auch eben in dieser Abhandlung wieder erwähnt wurde, eine reine Unmöglichkeit ist, in zwei Stunden wöchentlich gründlichen Klassenunterricht in einer Sprache zu erteilen, so stellt man durch

[1]) Am häufigsten und eindringlichsten von Prof. Breymann in München.

dieses Verlangen nicht nur an den Lehrer eine unbillige Zumutung, sondern man begeht auch den Schülern gegenüber ein grofses Unrecht, dadurch, dafs man von ihnen verlangt, dafs sie, trotz der für das Fach viel zu gering angesetzten Stundenzahl, strengen Anforderungen entsprechen, und sie repetieren läfst, wenn das nicht geschieht. Und doch, der Fachlehrer mufs auf der Anwendung dieses Paragraphen der Schulordnung bestehen, wenn er sich nicht alle Waffen entreifsen lassen und sich nicht wehrlos der gröblichsten Vernachlässigung seines Faches fügen will! Ich mufs gestehen, es hat mich oft gewundert, dafs die Eltern sich diese Übelstände so ruhig gefallen lassen und sie nicht schon längst öffentlich zur Sprache gebracht haben. Denn ohne Zweifel, gar mancher Schüler wäre auch im Französischen nicht zurückgeblieben, wenn es dem Lehrer durch gröfsere Stundenzahl ermöglicht gewesen wäre, sich mit dem Einzelnen eingehender zu beschäftigen, was jetzt geradezu ausgeschlossen ist.

Wir sehen, wenn wir den ganzen Entwickelungsgang des französischen Unterrichts am Gymnasium überblicken, wie man schon vor langer Zeit zur Einsicht gekommen ist, es sei notwendig, neben den klassischen Sprachen auch eine neuere zu lehren, wie man in der neuesten Zeit den verschiedenen Mifsständen, die sich bei diesem Unterricht herausgestellt hatten, abzuhelfen suchte, wie man besonders in der Schulordnung v. J. 1874 sich bemühte, dem Irrtum vorzubeugen, das Französische brauche als Nebenfach nicht eben so gründlich wie die anderen Gegenstände behandelt zu werden. Aber man hat übersehen, dafs ein hochgestecktes Lehrziel allein ein Fach noch nicht heben kann, und hat die notwendigen Schlufsfolgerungen nicht gezogen und ihm nicht die nötige Zeit zur freien Bewegung gewährt. Und so steht, wie aus der Schrift von G. Uhlig (die Stundenpläne für Gymnasien, Realgymnasien u. s. w., Heidelberg, Karl Winter) hervorgeht, von allen deutschen Staaten Bayern allein da mit seinen acht französischen Wochenstunden (alle Klassen zusammengenommen!), während die in der Reihenfolge die dritt- und vorletzte Stelle einnehmenden Anstalten immer noch 16 und 14 Stunden aufweisen! Preufsen hat nach der Zirkularverfügung vom 31. März 1882 21 Wochenstunden, es beginnt den französischen Unterricht schon in Quinta (2. Lateinklasse) mit 4 Stunden, worauf in Quarta (3. Lateinklasse) 5 und in jeder der übrigen Klassen je 2 Stunden folgen.

Eine so vollständige Umgestaltung, wie sie die Einführung dieses in Preufsen geltenden Stundenplans bei uns hervorrufen

würde, halte ich gar nicht für nötig. Nicht mit Unrecht wird zwar von vielen Seiten gefordert, — auch von Breymann in seiner Schrift: Wünsche und Hoffnungen, S. 25 — den französischen Unterricht möglichst früh zu beginnen, weil nur im Kindesalter die Sprachwerkzeuge die zur Aneignung einer guten Aussprache notwendige Geschmeidigkeit hätten; doch nimmt auch Breymann an einer andern Stelle (Über Lautphysiologie, S. 8) als äufserste Grenze der Möglichkeit, sich eine reine Aussprache zu erwerben, erst das 17. bis 20. Lebensjahr an. Nach meiner Ansicht ist es für den eben erwähnten Zweck nicht zu spät, mit dem 14. oder 15. Jahr anzufangen. Wenn also auch an und für sich ein früheres Beginnen wünschenswert wäre, so ist es doch vor allem mein Bestreben, allzu weitgehende Forderungen, die zu einer völligen Umwälzung des gegenwärtigen Lehrplanes führen würden, zu vermeiden und nur wirklich leicht und sofort Erreichbares zu verlangen. Aufserdem habe ich gegen die neue preufsische Stundenordnung auch das Bedenken, dafs zwar im ganzen 21 Stunden dem Französischen zufallen, von der Untertertia (4. Lateinklasse) an aber wieder nur je 2 Stunden wöchentlich, wodurch die Schüler nie ordentlich in den Gegenstand hineinkommen und dafür warm werden können, überhaupt manche der früher erwähnten Übelstände, da der Lehrer zu selten in die einzelnen Klassen kommt, sich wieder zeigen müssen. Mein Vorschlag ginge dahin, das Französische in der 5. Lateinklasse mit 4 Stunden zu beginnen und in der I. Gymnasialklasse mit gleichfalls 4, in den 3 übrigen mit je 3 Stunden fortzusetzen. Der Anfang des französischen Unterrichts in 5. stünde sehr gut im Einklang mit der Schulordnung, welche sagt, dafs derselbe, wo sich hiefür ein Bedürfnis geltend mache, schon in der (3. oder) 5. Klasse der Lateinschule begonnen werden könne. Freilich darf man dieses Bedürfnis nicht etwa blos als ein lokales auffassen. Dafs sich, richtig betrachtet, an allen Anstalten das dringendste Bedürfnis, mehr Stunden für das Fach zu verwenden, gezeigt hat, das kann keinem Zweifel unterliegen. Sollte es übrigens, was ich Sachverständigen zu beurteilen überlasse, unmöglich sein, schon in 5. mit 4 Wochenstunden anzufangen, — und in einer geringeren Zahl als 4 Stunden für den Beginn kann eine neuere Sprache in der Schule nicht gründlich gelehrt werden! — weil die Schüler, welche erst ein Jahr vorher mit dem Griechischen angefangen und in 5. viel mit der Wiederholung der lateinischen Syntax zu thun haben, dadurch zu sehr belastet würden, so wären wenigstens in I. und II. je 4, in III. und IV. je 3 Stunden für Französisch einzusetzen. Dies aber

wäre das niedrigste Mafs, bei welchem der Unterricht dann noch wirklich gedeihen könnte!

Dafs es in Bayern auf die Dauer bei der den andern deutschen Staaten gegenüber geradezu lächerlich kleinen Zahl von zusammen 8 Stunden nicht wohl bleiben kann, davon sind ja aufser den Fachlehrern viele Kollegen, welche diese Dinge ruhig und unbefangen beurteilen, überzeugt. Um die zu einer Änderung nötige Zeit zu finden, könnte vielleicht doch eine kleine Beschränkung des Lateinischen und Griechischen eintreten. Ich gehöre durchaus nicht zu den Neuerern, welche die klassischen Sprachen fast ganz verdrängen wollen. Allerdings wird man sich genötigt sehen, wie überall sonst, auch in Bayern endlich einmal die gegenwärtig unzweifelhaft zu einer wirklich allgemeinen Bildung gehörigen Naturwissenschaften in den Lehrplan aufzunehmen; doch müssen nach meiner Überzeugung am Gymnasium — auch an der Einheitsschule der Zukunft, wenn es je zur Erfüllung dieses schönen Traumes kommt — Latein und Griechisch, in der richtigen Weise betrieben, stets eine hervorragende Stellung einnehmen. Dafs aber andererseits der Verlust gar mancher Stunde, die jetzt zur Qual für Lehrer und Schüler auf Stilübungen, besonders griechische, verwendet wird, als ein wahres Unglück, als ein Zeichen des Hereinbrechens der Barbarei zu betrachten sei, das vermag ich allerdings nicht einzusehen. Zum Glück stehe ich mit dieser Ansicht nicht allein, viele Vertreter der klassischen Philologie haben sich schon ähnlich geäufsert, die gewifs ebenso im stande sind, über das wahre Wesen der gymnasialen Bildung und den wirklichen Wert der klassischen Studien zu urteilen, als diejenigen, welche in ihren einseitigen Anschauungen so sehr befangen sind, dafs sie jeden, der es wagt, einmal eine etwas abweichende Meinung auszusprechen, sogleich als Ketzer verschreien. Es kann mir zum Trost gereichen, dafs ich mich bei dieser Ketzerei, wenn es eine ist, wenigstens in sehr guter Gesellschaft befinde. Zu meiner lebhaften Freude habe ich auch in diesen Blättern (Bd. 21, Heft 5, S. 256) die Bemerkung des früheren Herausgebers, jetzigen Rektors der Studienanstalt Burghausen, Dr. Deuerling gelesen, welcher offen zugesteht, dafs die bisher dem Französischen gewidmete Stundenzahl ganz ungenügend sei, und unter anderem ausdrücklich auch die Opferung einer oder der andern Stunde des altklassischen Unterrichts zu Gunsten des Französischen empfiehlt.

Sollte übrigens trotz alledem eine Verminderung der lateinischen und griechischen Stunden durchaus nicht zu erreichen sein, und hätte demnach nur mein zweiter Vorschlag Aussicht auf Annahme, so könnte, obwohl die Schüler dann in I. und II. je 2, in III. und

IV. je 1 Stunde wöchentlich mehr erhalten würden als bisher, doch mit Unrecht und mit nur geringer Sachkenntnis etwa von einer Überbürdung derselben gesprochen werden. Da das Lehrziel genau dasselbe bliebe wie jetzt, so würde vielmehr eine Erleichterung für die Schüler eintreten, von denen auch die weniger Begabten viel besser im stande wären, bei einer in 4 resp. 3 Wochenstunden möglichen gründlicheren und häufigeren Durchnahme des Stoffes dem Unterricht zu folgen, und vieles, was jetzt nur dem häuslichen Fleifs überwiesen werden kann, bei einiger Aufmerksamkeit schon in der Schule zu lernen, worauf man jetzt mit Recht in allen Fächern so grofses Gewicht legt. Damit wäre es dann möglich, sich mit dem vorgeschriebenen Lehrziel nicht auf oberflächliche Art abzufinden, was, ich wiederhole es, eines Gymnasiums unwürdig ist, sondern es wirklich ohne allzugrofse Mühe zu erreichen. Von einer Überbürdung kann bekanntlich bei der grofsen Masse der leichtsinnigen Schüler überhaupt nicht die Rede sein. Wäre es aber für die wackeren und gewissenhaften Schüler, von denen viele bei der bisherigen ungenügenden Stundenzahl trotz des besten Willens im Französischen, sofern man es ernst nimmt, zurückbleiben müssen, wirklich so schlimm, wenn sie ein paar Schulstunden mehr hätten, dafür aber zu Hause sich viel weniger plagen müfsten? Und wenn mir etwa entgegengehalten wird, es könnte doch mancher Kollege bei gröfserer Stundenzahl auch höhere Anforderungen stellen, als sie im Lehrziel der Schulordnung niedergelegt seien, so erwidere ich einfach, dafs hier natürlich die Rektoren einzutreten hätten, und durch sie jeder Übereifer in dieser Beziehung leicht auf das richtige Mafs zurückgeführt werden könnte. In Ansbach besteht, abweichend von allen übrigen Studienanstalten, schon lange die Einrichtung, dafs Französisch in I. und II. mit 3 Wochenstunden gelehrt wird. Gewifs fühlen sich aber die dortigen Schüler denen andrer Gymnasien gegenüber nicht besonders belastet, sondern könnten ohne Schaden noch eine Stunde mehr erhalten, und ebenso ginge es ohne Zweifel auch anderswo. Von allen deutschen Staaten haben ohnedies nach der Zusammenstellung bei Uhlig die bayerischen Gymnasien die geringste Zahl obligatorischer Stunden, sodafs sie wohl ohne Nachteil eine kleine Vermehrung ertragen könnten. Oder glaubt man vielleicht, dafs die Abiturienten der aufserbayerischen Anstalten weniger gesund und kräftig auf die Hochschule kommen als die Bayern? Ein Blick auf die Universitätsstudenten wird uns sicher nicht zu dieser Ansicht kommen lassen.

Man wird mir bei einigermafsen wohlwollender und gewissenhafter Prüfung wohl nicht den Vorwurf machen können, dafs ich

in meinen Wünschen zu weit gehe und die ganze Schulordnung v. J. 1874 umstürzen will. Ich verlange ja weiter nichts, als dafs sie in einem Punkt, der entschieden grofse Mifsstände herbeiführt, etwas abgeändert werde. Ganz unberührt ist sie ohnehin nicht mehr. Ebensogut als man durch ministerielle Verfügung vom 2. August 1880 der III. und IV. zwei wöchentliche Religionsstunden zugeteilt hat, weil man einsah, dafs die im ursprünglichen Plan vorgesehene eine Stunde zu wenig sei, könnten auch die französischen Stunden vermehrt werden, wenn man nur einsehen will, dafs die bisherige Stundenzahl zu gering ist.

Es bleibt mir noch übrig, einiges über die andern neueren Sprachen anzuführen, welche fakultativ in den Studienanstalten gelehrt werden. Das Italienische würde ich, so gern ich selbst längere Zeit darin unterrichtet habe, ganz vom Lehrplan entfernen. Denn wenn einer gründlichen lateinischen und französischen Unterricht genossen hat, ist es ihm leicht, noch auf der Hochschule, sofern er Lust dazu hat, für sich Italienisch zu lernen. Die Aussprache z. B. bietet hier für den schon im Französischen tüchtig Geschulten gar keine Schwierigkeiten und kann ohne Lehrer leicht aus dem Buch erlernt werden. Das Englische aber, das gerade wegen der Aussprache nicht ohne Lehrer zu lernen ist, möchte ich unter allen Umständen als fakultativen Gegenstand beibehalten wissen, und zwar in 2 Kursen: einem unteren mit 3 und einem oberen mit 2 Wochenstunden. Abgesehen von ganz gut begabten Schülern wäre dabei, um Überbürdung zu vermeiden, ein gleichzeitiges Anfangen des Französischen und Englischen nicht zu gestatten, sondern es dürften die Schüler, erst nachdem sie schon ein Jahr lang Französisch getrieben haben, mit dem Englischen beginnen. —

Eines mufs ich noch erwähnen, nämlich dafs meine Vorschläge zunächst nicht einmal besondere Geldmittel erfordern. Denn an sehr vielen Gymnasien hat man schon längst Studienlehrer für neuere Sprachen. Während diese aber jetzt, da die Zahl ihrer Fachstunden nicht ausreicht, zu allen möglichen Stunden anderer, ihnen oft recht fernliegender Fächer beigezogen werden, würden sie nach meinem ersten Vorschlag 17, nach dem zweiten 14 französische und dazu noch 5 englische Stunden, d. h. zusammen entweder 22 oder 19 Fachstunden haben, für die sie wirklich geprüft sind; und nur für überfüllte Gymnasien mit Parallelkursen müfste ihnen noch ein Hilfslehrer beigegeben werden, wodurch eben so eigentümliche, unhaltbare Zustände, wie sie eingangs dieser Abhandlung von Würz-

burg erwähnt wurden, einfürallemal ausgeschlossen wären. Bei einer Zahl von 22, beziehungsweise 19 Stunden wäre aber dann kein Grund mehr vorhanden, in dem höchst dankenswerten Bestreben, die äufsere Stellung der neusprachlichen Lehrer zu bessern, auch den notwendigen, von der Billigkeit geforderten zweiten Schritt zu thun und sie nach einer entsprechenden Zahl von Jahren, wenn ihre Kollegen der klassischen Philologie und der Mathematik, mit denen sie die gleiche Vorbildung geniefsen, befördert werden, gleichfalls zu Gymnasialprofessoren zu ernennen, und damit eine Ungerechtigkeit zu beseitigen, welche in den Augen des Publikums und der Schüler notwendig zur Geringschätzung ihres Standes und Faches führen mufs. —

Zum Schlufs möchte ich meine Ansichten und Wünsche in folgenden Sätzen nocheinmal zusammenfassen:

1. Glaubt man, dafs die neueren Sprachen im Lehrplan der Studienanstalten eigentlich nichts zu thun haben, so entferne man sie vollständig daraus. Dann sind wenigstens die traurigen, eines Gymnasiums unwürdigen Zustände einfürallemal vermieden, wie sie früher in ausgedehntestem Mafse überall herrschten und auch jetzt noch vielfach vorhanden sind. Das bifschen Französisch, das ein Schüler unter den gegenwärtigen Verhältnissen wirklich lernen kann, könnte er ohne allzugrofse Mühe später auf der Universität noch nachholen.

2. Hält man aber den obligatorischen Unterricht im Französischen für notwendig — und die Thatsache, dafs man ihn überall eingeführt und in andern deutschen Staaten die dafür bestimmten Stunden beträchtlich vermehrt hat, spricht gewifs für diese Annahme — so mufs man auch wollen, dafs dieses Fach gleich den übrigen gründlich gelehrt, und dafs wirklich etwas Tüchtiges darin geleistet werde.

3. Man hat eingesehen, dafs dies mit den ungenügend vorgebildeten und in den Lehrkörper eines Gymnasiums nicht passenden Sprachlehrern der alten Zeit nicht möglich war, und stellt deshalb jetzt nur wissenschaftlich für ihr Fach geschulte Lehrer an. Allein auch der tüchtigste Lehrer kann unmöglich nennenswerte Erfolge haben, wenn man seinem Unterrichtsgegenstand zu wenig Zeit einräumt. Daher wird auch jetzt gegen früher nicht um soviel mehr erreicht, dafs es zu den infolge der ordentlichen Lehrstellen vermehrten Kosten im Verhältnis stünde, so dafs sich, auch vom rein praktischen Standpunkt aus betrachtet, diese Mehrausgaben gegenwärtig nicht einmal lohnen.

4. Daher helfe man, wie sich auch die Gymnasialreform, in der noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist, in Zukunft

gestalten möge, vorläufig wenigstens den schreiendsten Mifsständen sofort ab, indem man dem Französischen, statt der bisherigen armseligen 8 Wochenstunden, entweder, in 5. beginnend, 17 (je 4 in 5. und I., je 3 in den übrigen Klassen) oder zum allermindesten 14 Stunden zuweist (je 4 in I. und II., je 3 in III. und IV.).

Nachschrift: Wie ich nachträglich erfahre, ist die obenerwähnte Einrichtung in Ansbach inzwischen aufgehoben worden.

Nürnberg. Chr. Eidam.

Zu Aesch. Ag. 937.

An dem überlieferten Texte

καὶ τοῖσδέ μ' ἐμβαίνονθ' ἁλουργέσιν θεῶν
μή τις πρόσωθεν ὄμματος βάλοι φθόνος

ist zweierlei störend. Einmal und am meisten befremdet das substantivisch gebrauchte ἁλουργέσιν. Zweitens verbindet man unwillkürlich θεῶν τις und erfährt erst hinterher, dafs τις zu φθόνος gehört, und θεῶν von ὄμματος abhängig ist. Die Häufung der Genetive, welche Nägelsbach mit der unstatthaften Erklärung „Purpurteppiche, wie sie den Göttern zukommen" zu beseitigen sucht, findet Keck lästig. Dieser erwartet auch ὀμμάτων und beseitigt die eine Schwierigkeit mit φθόνῳ. Aber wir werden eine Änderung bevorzugen, welche die beiden Übelstände hebt. Augenscheinlich ist θεῶν Glossem zu φθόνος (φθόνος θεῶν) und hat das vermifste πέπλοις verdrängt (ἁλουργέσιν πέπλοις). Was Keck gegen φθόνος τις einwendet, dafs es nicht verschiedene Arten des φθόνος gebe, trifft nicht zu; denn τὶς ὄμματος φθόνος ist soviel als ὄμματός τινος φθόνος.

Zu Aesch. Ag. 1214.

Die handschriftliche Überlieferung

ὑπ' αὖ με δεινὸς ὀρθομαντείας πόνος
στροβεῖ ταράσσων φροιμίοις ἐφημένους

ist noch nicht vollständig in Ordnung gebracht. Man hat erkannt, dafs ἐφημένους aus dem folgenden Verse stammt, und Weil hat mit Recht das in 1213 überhängende ὦ ὦ κακά der Lücke zugewiesen. Nun fehlt aber noch eine nähere Bestimmung zu φροιμίοις. Dazu genügt δεινοῖς, wie Weil für δεινός schreibt, nicht. Man verlangt πόνων φροιμίοις, wie es Suppl. 842 ὁρῶ τάδε φροίμια πόνων heifst. Da aber nach der Schreibweise des Med. δεινός auch δῖνος bedeuten kann, woran schon M. Schmidt gedacht hat, so werden wir dieses zu στροβεῖ trefflich passende Wort um so mehr festhalten,

als eben nach dem Übergang von δῖνος in δεινός auch πόνων in πόνος geändert werden mufste. Also lauten die beiden Verse:

ὑπ' αὖ με δῖνος ὀρθομαντείας πόνων
στροβεῖ ταράσσων φροιμίοις. ὢ ὢ κακά.

Wecklein.

Zu Polyän III, 11, 13.

Von dem Athener Chabrias wird bei Polyän an der citierten Stelle folgendes Strategem überliefert:

Χαβρίας πρὸς τὰς ἐπιβολὰς τῶν κυμάτων ὑπὸ τὴν παρεξειρεσίαν ἑκατέρου τοίχου δέρρεις κατελάμβανεν καὶ κατὰ μόνας ἀρτίους τῷ καταστρώματι κατὰ τὸ ὕψος φράγμα κατελάμβανεν αὐτὸ πρὸς τὰς παρεξειρεσίας. τοῦτο δὲ ἐκώλυε τὴν ναῦν ὑποβρύχιον φέρεσθαι καὶ τοὺς ναύτας ὑπὸ τῶν κυμάτων βρέχεσθαι· καὶ τὰ ἐπιφερόμενα κύματα οὐχ ὁρῶντες διὰ τὴν τοῦ φράγματος πρόσθεσιν οὐκ ἐξανίσταντο διὰ τὸν φόβον οὐδὲ τὴν ναῦν ἔσφαλλον. Die erste Hälfte der Erzählung ist schwer verderbt, und obwohl schon mehrfache Versuche zur Herstellung des richtigen Textes gemacht worden sind, ist es bisher noch nicht gelungen, die Schäden der Überlieferung zu heilen.

Der Sinn der Stelle ist klar: da die Griechen ein glattes Deck, das von vorn nach hinten in einer Ebene fortlief, nicht kannten, so mufste der nicht vom Verdecke geschützte Raum (ἡ παρεξειρεσία, ὁ ἔξω τῆς εἰρεσίας τόπος) mit einer Brustwehr versehen werden einerseits, um das Hereinspritzen der Wogen zu verhindern und andrerseits, um auf Kriegsschiffen eine Deckung gegen feindliche Geschosse zu haben. Die Brustwehr (φράγμα) war nach aufsen, da sie durchbrochen war, mit Brettern oder Häuten verkleidet, welche aber nur bei schlechtem Wetter oder in der Schlacht befestigt wurden; bei gutem Wetter konnten sie abgenommen werden. Um die geschickte Benützung dieser δέρρεις (oder παραρρύματα, παραβλήματα) handelt es sich in der obigen Erzählung von Chabrias. Demnach mufste zunächst die Präposition ὑπὸ in ὑπὲρ verbessert werden, wie schon Maasvicius und Reiske gethan haben; dafs eine weitere Verderbnis in dem zweimal nach einander gebrauchten κατελάμβανεν liegt, die durch Dittographie entstanden ist, sah schon Casaubonus, der für das erste κατελάμβανεν zu schreiben vorschlug παρέβαλεν oder παρελάμβανεν. Ich meine nun, dafs man sich bestimmt für das erstere entscheiden müsse; denn παραρρύματα παραβάλλειν war der technische Ausdruck für dieses Manöver, wie sich aus Xenoph. Hell. I, 6, 19 ergibt, wo von Konon gesagt wird: τῶν νεῶν τὰς ἄριστα πλεούσας δύο ἐπλήρωσε πρὸ ἡμέρας. ἐξ ἁπασῶν τῶν νεῶν τοὺς ἀρίστους ἐρέτας ἐκλέξας καὶ τοὺς ἐπιβάτας ἐς κοίλην ναῦν μεταβιβάσας

καὶ τὰ παραρρύματα παραβαλών. Aber mit dem παραβάλλειν allein ist es nicht gethan; denn die δέρρεις mufsten auch festgemacht werden. Der technische Ausdruck hiefür steckt in dem ganz verderbten κατὰ μόνας. Nun lesen wir einerseits bei Pollux I, 120: τὰ δὲ ὅπλα τὰ μὲν τῆς νεὼς δέρρεις, διφθέραι . . ., τὰ δὲ τῶν ἐμπλεόντων δορυδρέπανα, χεῖρες σιδηραῖ· πρὸς δὲ τὰς ἐπιβολὰς αὐτῶν ἀντεσοφίζοντο βύρσας προσηλοῦντες πρὸς τὰ τοιχίσματα τῶν νεῶν, ὅπως ὁ σίδηρος ὀλισθαίνῃ, πρὸς τὸ ἀντίτυπον ἀντιλαβὴν οὐκ ἔχων: noch näher aber kommt unsere Überlieferung C. I. A. II, p. 791, v. 31 (Boeckh, Seeurkunden II, 1, 22) παραβλήματα κατ[η]λῶσ[αι].

Ich schreibe daher für das corrupte κατὰ μόνας κατηλώσας, welches als technischer Ausdruck unbedingt erforderlich ist. Wenn man nun noch, was schon Maasvicius vorgeschlagen, das grammatisch zu δέρρεις nicht passende ἀρτίους in ἀρτίως ändert, so dürfte die Stelle in folgender Fassung klar und verständlich sein:

Χαβρίας πρὸς τὰς ἐπιβολὰς τῶν κυμάτων ὑπὲρ τὴν παρεξειρεσίαν ἑκατέρου τοίχου δέρρεις παρέβαλεν καὶ κατηλώσας ἀρτίως τῷ καταστρώματι κατὰ τὸ ὕψος φράγμα κατελάμβανεν αὐτὸ πρὸς τὰς παρεξειρεσίας.

München. Dr. I. Melber.

Zu Livius XXI 62,10 und XXIII 17,6.

Nach der Niederlage der Römer am Ticinus und an der Trebia herrschte in Rom gewaltiger Schrecken. Zahlreiche Prodigien ängstigten die Gemüter: eine Reihe von diesen zählt Livius XXI 62 auf und berichtet, wie sie gesühnt wurden. Am Schlusse dieses Kapitels heifst es: C. Atilius Serranus praetor vota suscipere iussus, si in decem annos res publica eodem stetisset statu. Da der Wunsch nicht lauten konnte, dafs der Staat in dem gegenwärtigen Stande bleibe, wo man zwei Niederlagen erlitten hatte und der Feind im Lande stand, so ist klar, dafs die nähere Bestimmung zu eodem statu ausgefallen ist und dafs ergänzt werden mufs: eodem stetisset, ⟨quo ante bellum fuisset,⟩ statu. Diese Ergänzung ergibt sich aus XXII 9,10: ver sacrum vovendum, si bellatum prospere esset resque publico in eodem, quo ante bellum fuisset, statu permansisset.

XXIII 17 wird erzählt, wie Hannibal Acerrä belagerte und wie die Bewohner dieser Stadt bei Nacht flüchteten: ceterum Acerranis plus animi quam virium erat; itaque desperata tutela urbis, ut circumvallari moenia viderunt, priusquam continuarentur hostium opera, per intermissa munimenta neglectasque custodias silentio noctis dilapsi per vias inviaque — perfugerunt. Statt neglectasque

custodias ist natürlich neglectaque custodiis zu lesen; vgl. VII 36,1 und XXIV, 35,8 per intermissa custodiis loca, XXI 14,2 nudatam stationibus custodiisque — urbem, V 46, 9 per — neglectum hostium custodia saxum, XXIV 46,1 neglectam custodia.

München. C. Meiser.

II. Abteilung.

Recensionen.

Dr. Jwan Müller. Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disziplinen. In Verbindung mit Dr. Autenrieth (Nürnberg), Prof. Dr. Ad. Bauer (Graz) etc. etc. herausgegeben. II. Band: Griechische und lateinische Sprachwissenschaft. Bearbeitet von Dr. K. Brugmann, Friedr. Stolz, J. G. Schmalz, G. Autenrieth, F. Heerdegen, Rich. Volkmann und Hugo Gleditsch. Nördlingen. C. H. Beck. 1885. 2 Halbbände, gr. 8 XX und 624 S. Pr. ℳ 11.—.

Im Jahre 1604 liefs zu Hamburg ein nicht unbedeutender Staatsmann und einer der hervorragendsten Gelehrten aus dem Hamburger Philologen-Kreise, Johann van Wouweren (Wowerius), seine umfangreiche „Tractatio de polymathia", das erste Werk erscheinen, das bis zu einem gewissen Grade die Bezeichnung einer philologischen Encyclopädie verdient. Freilich griff es über diesen Rahmen, der dem Polyhistor allzueng gesteckt schien, hinaus, wie es sich denn selbst als integri operis de studiis veterum ἀποσπασμάτιον bezeichnete. Nach 60 Jahren noch erlebte das vielbenutzte und angestaunte Werk eine neue Auflage durch Jac. Thomasius und wiederum hundert Jahre später finden wir auf noch breiterer Basis aufgebaut ein Buch des als Lehrer wie als Schriftsteller gleich hervorragenden J. M. Gesner: Primae lineae isagoges in eruditionem universalem, nominatim philologiam, historiam et philosophiam, in usum praelectionum ductae, die sein Schüler J. N. Niclas später getreulich und weitläufig näher ausgeführt hat. Ein solches Beginnen erschien in jenen Zeiten grofs und das Werk schwierig. Und doch wie wenig entsprechen solche Arbeiten den Anforderungen, die unsere Zeit an Methode und Systematik der Behandlung des Materials stellt, und vor allem, bis zu welchem Grade hat sich von dort ab bis in unsere Jahrzehnte herein das gesamte Wissensgebiet der Philologie, und könnte man auch die klassische für sich allein abgetrennt betrachten, verbreitert und vertieft! Wie völlig anders stellt sich schon das erste wahrhaft wissenschaftliche System der gesamten Altertumswissenschaft dar, wie es, jetzt gerade vor 100 Jahren, Fr. Aug. Wolf in seinen Vorlesungen über „Encyclopädie und Methodologie der Studien des Altertums" und in authentischer, wenn auch ziemlich konziser Form in der 1807 von ihm geschriebenen Abhandlung „Darstellung der Altertumswissenschaft" (in Wolf und Buttmann's Museum

der Alt. Wiss. I. Bd.) weiten Kreisen vor Augen geführt hat! Was kann es frommen darüber zu streiten, ob Wolf mit seiner Einteilung in 24 Hauptkapitel, die wieder zu gröfseren Gruppen, mit einem Appendix, sich zusammenordnen, durchaus das Richtige getroffen? Das Wichtige und Dauernde dieser seiner Arbeit beruht jedenfalls darin, dafs er bemüht und befähigt war, alle diese Einzelgebiete zu umfassen und zusammenzufassen um den festen Kern- und Krystallisationspunkt des antik-klassischen Lebens der Griechen und Römer und die bedeutsamsten Fäden festzuhalten, die wir bei allem Zurseitegehen und Suchen nach Spezialitäten nie aus den Händen verlieren dürfen, wenn uns nicht die Rückkehr zum Hauptgange, der Blick ins grofse Ganze und Hauptsächliche verloren gehen soll. Manch treffende Bemerkung findet man nach dieser Richtung hin in dem für jeden Freund des Altertums unentbehrlichen opus postumum des Altmeisters Boeckh, das uns Bratuscheck in erster, Rud. Klussmann jetzt in zweiter Auflage in seiner „Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften“ vermittelt hat. Fast scheint es uns, dafs gerade auch für unsere Zeit wiederum einmal so ein zusammenfassender Griff sich als recht notwendig oder doch im höchsten Grade geeignet erweist, wie ihn das Eingangs genannte Handbuch der „Altertumswissenschaft“ nun unternimmt. Wie hundertfältig ist doch nachgerade die Verästlung unserer philologischen und antiquarischen Studien, besonders in den letzten 4 Dezennien geworden; wie unübersehbar die Masse der Spezialforschungen minutiösester Art auf den verschiedenen Gebieten; mit welcher Wucht sind vergleichende Studien philologischer und kulturgeschichtlich-religionswissenschaftlicher Art ins philologische Gebiet seit Mitte unseres Jahrhunderts hereingebrochen und haben zu neuer Arbeit neue Bahnen gewiesen! Archäologie und Mythologie, Epigraphik und Numismatik haben den erfreulichsten Aufschwung, Grammatik und Wortforschung einen kaum geahnten Umschwung in dieser Zeit erfahren. Angesichts dieser Entwicklung und der damit unbestreitbar verknüpften Gefahr einer allzugrofsen Zersplitterung, die den angehenden Jünger dieser Geisteswissenschaften eher abzuschrecken als anzulocken geeignet sein könnte, und dem Fortgeschritteneren wohl auch dann und wann ein Verlangen nach einer sammelnden Umschau um den gegenwärtigen Stand der Forschung und einer gewissen Conzentration aufnötigen dürfte, begrüfsen wir das bezeichnete Unternehmen aufs Wärmste. Es hat sich die Aufgabe gestellt „auf dem Grunde der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen philologischen Disziplinen eine Gesamtdarstellung der klassischen Altertumswissenschaft nach ihrem damaligen Stande aufzubauen, welche, wenn auch in gedrängtester Fassung, doch alles Wesentliche erschöpfen und dem Leser und Nachschlagenden für alle wichtigen Probleme eine zuverlässige Direktive an die Hand geben soll.“ Das Werk ist in die besten Hände gelegt. Wird auch das Fehlen von manchem illustren Namen, wir nennen nur den zu einem solchen Werke vor Allem tüchtigen Bursian, eine schmerzliche Lücke bilden, die gerade die letzten Jahre der Unerbittliche leider in zu rascher Abfolge hervorgerufen, so bieten doch auch die Verbliebenen die volle Garantie für das Gelingen der umfassenden und schwierigen Arbeit. Aufser J. Müller wollen wir hier nur auf Autenrieth, v. Christ, Heerdegen, Reifferscheid, Schanz, Unger und Urlichs hinweisen. Das Ganze ist auf 14 Halbbände (à 5,50 M.) berechnet und soll bis Schlufs 1887 zur Vollendung gefördert sein. So sehr wir das Letztere wünschen, möchten wir es nach dem bisherigen Verlaufe doch etwas bezweifeln; bedauern würden wir es, wenn etwa der Termin nur auf Kosten der Sorgfalt und gründlichen Durcharbeitung eingehalten werden könnte.

Aus dem ausführlichen Prospekte wollen wir nur die Haupttitel der zu erwartenden sieben Bände hier namhaft machen, zur Kennzeichnung des Gesamtunternehmens: I. Band Grundlegung und Geschichte der Philologie, nebst Hilfsdisziplinen II. Griechische und lateinische Sprachwissenschaft (Grammatik, Lexikographie, Rhetorik und Metrik) III. Geographie und politische Geschichte des Altertums IV. Die Lehre von den Altertümern V. Geschichte der antiken Philosophie und Naturwissenschaft, sowie klassische Mythologie, Religion und Kultus VI. Klassische Kunstarchäologie VII. Griechische und römische Litteraturgeschichte. Wo es der Inhalt wünschenswert erscheinen läfst, wird durch die Beigabe von Abbildungen und Plänen der instruktive Zweck des Werkes noch besonders gefördert werden.

Gehen wir zu dem uns bis heute vorliegenden zweiten Teile über! Ein lediglich äufserlicher Umstand scheint es verursacht zu haben, dafs zunächst der II. Hauptband in zwei Abteilungen erschienen ist, „die griechische und lateinische Sprachwissenschaft“ umfassend. Wir vermifsten anfangs zwar ungerne die zu erwartende Haupteinleitung in das Gesamtwerk, die eine encyclopädische Einführung in das gesamte philologische Wissensgebiet und wohl auch eine kurze Charakteristik der in der Durchführung der einzelnen Bände auf den verschiedenen Gebieten einzuhaltenden Normen und Grundzüge zu bieten haben dürfte; auch in sachlicher Beziehung hätte eine solche Anordnung manchen Vorzug gehabt. Doch da diesem zweiten Bande in rascher Aufeinanderfolge wenigstens die erste Hälfte des ersten Teils bereits gefolgt ist, so ist damit hauptsächlich diese Klage erledigt, bevor noch unser Bericht den Lesern vor Augen kommt.[1]) In dem zweiten Bande selbst sind nun folgende Einzeldisziplinen behandelt: a. Griechische Grammatik (Laut = Flexionslehre und Syntax) von Brugmann b. Lateinische Grammatik (inclus Stilistik) von Dr. Stolz und Dr. Schmalz c. Griechische und lateinische Lexikographie von Dr. Autenrieth und Heerdegen d. Rhetorik von Dr. Volkmann und Metrik von Gleditsch.

Den Hauptanteil haben wie billig die griechische und lateinische Grammatik (S. 1—411 umfassend).

Brugmann, rühmlich bekannt durch seine zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachvergleichung, zumal der vergleichenden Lautlehre, hat seiner „griechischen Grammatik“ eine zweckentsprechende orientierende Einleitung vorausgeschickt über den dermaligen Stand der grammatischen Forschung über die antiken Sprachen, mit besonderer Betonung der Lautlehre. Legion ist die Zahl der griechischen Grammatiken und doch entspricht vielleicht nur G. Meyers 1880 erschienene Grammatik[2]) in allen Stücken dem heutigen Stande der Wissenschaft; doch auch diese behandelt die Syntax nicht und weiter noch steht bei dem raschen, vielleicht dürfen wir sagen überraschen Fortschreiten dieser Studien besonders durch unsere „junggrammatische Schule“ zu befürchten, dafs selbst diese schon wieder in wesentlichen Punkten überholt ist. Br. verwertet das volle und ganze reiche Material nach dieser Richtung hin; die Litteraturangaben in allen einzelnen Abschnitten, bis herab in die letzten Monate sich erstreckend, bekunden des Verfassers seltenen Sammelfleifs. Es liefse sich freilich da und dort noch eine kleine Nachlese halten und der Berg noch höher auftürmen, besonders in den Abschnitten über Laut-

[1]) Während des Druckes dieses Berichtes ist der I. Band vollständig erschienen. D. R.

[2]) Vgl. unsere eingehende Besprechung dieses Buches in diesen Bl. 1881, S. 256 ff.

und Flexionslehre. Beispielsweise war neben Blass und Brambach über Orthoepie auch auf Bouterwek-Tegge „Die altsprachliche Orthoepie und die Praxis“ (Berlin 1878) hinzuweisen; zur Lautlehre verdient Einhausers sorgfältige Programmschrift „Die drei Spiranten der griechischen Sprache“ (Landshut 1880) Erwähnung; sie eignet sich für den Lehrer zur Heranziehung zum Unterrichte im Griechischen.

Wer nun Brugmanns Grammatik, wie sie uns hier vorliegt, nach Rücksicht der Methode ihrer Bearbeitung und des Verhältnisses ihrer einzelnen Hauptteile zu einander sich näher betrachtet, dem werden bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge doch einige wesentliche Mängel nicht entgehen können. Vor Allem, welch ein schreiendes Mifsverhältnis besteht zwischen Laut- und Flexionslehre einerseits und Syntax andrerseits! Die letztere hat nicht einmal dieselbe Ausdehnung wie die Lautlehre und ist in der That in mehr als einem Kapitel dürftig zu nennen, während die Lautlehre schwelgt inmitten der minutiösesten Theoreme der Junggrammatiker. Dieses Mifsverhältnis war in Ansehung des Zweckes des Werkes absolut zu vermeiden; es ist unseres Erachtens auch J. Müller in seinem Vorworte zum II. Bande nicht gelungen, diese stiefmütterliche Behandlung der griechischen Syntax zu rechtfertigen. Ferner will es uns, wie angedeutet, doch bedünken, dafs einer einzelnen Richtung innerhalb der grammatischen und lautlichen Forschung etwas zu viel Spielraum gelassen und der Verfasser zu selten ein bestimmtes Urteil über die verschiedenartigen Hypothesen zum Ausdruck gebracht hat. Ob auf solche Weise für dieses spinose Gebiet immer die versprochene, „zuverlässige Direktive“ an die Hand gegeben sei, möchten wir sehr bezweifeln. Es ist ganz zutreffend schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, dafs die Flexionslehre oft recht befremdlich aussehende hypothetische Grundformen biete, aber die wirklich bezeugten Spracherscheinungen der historischen Zeit nicht mit der erforderlichen Genauigkeit und relativen Vollständigkeit, bezw. planmäfsigen Auswahl zur Darstellung bringe.[1]) Vielleicht hätte sich überhaupt eine glücklichere Vereinigung der streng sprachvergleichenden mit der historisch-kritischen Methode finden lassen, als sie Br. beliebte; sicherlich hätte dabei die Überwucherung der Lautlehre vor der Syntax vermieden werden können, wenn wir uns ja auch recht wohl bewufst sind, dafs gerade auf ersterem Gebiete unsere Zeit den tiefstgreifenden Umschwung der Auffassungen hervorgerufen hat. Jüngere Freunde dieser philologischen Studien, fürchten wir, schreckt eine solche Behandlung eher ab, als sie dieselben anzieht. Im Übrigen sollte unter den Litteraturangaben zur griechischen Syntax der Hinweis auf die unter Leitung von M. Schanz erscheinenden „Beiträge zur Syntax der griechischen Sprache“ nicht fehlen; recht übersichtlich und belehrend sind Autenrieths „Grundzüge der Moduslehre im Griechischen und Lateinischen“ (2. Aufl. Erlangen 1878), wenn auch zunächst nur für den Schulgebrauch bestimmt;[2]) zur Lehre vom genit. absol. (S. 105) war auch auf die einschlägige Darstellung bei Jolly (Geschichte des Infinitivs) S. 243 ff. zu verweisen, zur Kasus- und Präpositionslehre nachzutragen: Krebs „Zur Rektion der Kasus in der späteren historischen Gräcität“ (Regensburg, Programm 1885). Zum letzten Kapitel, „Satzverbindung,“ das freilich recht dürftig ausgefallen ist, vergleiche man über das ursprüngliche Verhältnis von Para-

[1]) Dittenberger, Deutsche Litteraturzeitung 1886 (Nr. 8) S. 257.

[2]) Nach dieser Richtung ist auch zu empfehlen: F. Baur, Sprachwissenschaftliche Einleitung in das Griechische und Lateinische. Für obere Gymnasialklassen. Tübingen 1874.

taxis und Hypotaxis auch Jolly: Ein Kapitel vergleichender Syntax. Der Konjunktiv und Optativ in Nebensätzen (München 1872). In vorzüglicher Weise findet sich dieses Kapitel behandelt in der sehr empfehlenswerten „Griechischen Schulgrammatik" von Dr. A. Kägi (Berlin 1884). Die Syntax des Pronomens ist mit einer Seite, die der Präpositionen mit nicht ganz drei Seiten abgethan, während die „Kasuslehre" doch mit drei Blättern bedacht wird! —

In die Bearbeitung der lateinischen Grammatik (S. 128—411), die an Umfang die griechische wesentlich übertrifft, teilten sich Professor Stolz (Innsbruck) und Direktor Schmalz (Tauberbischofsheim); letzterem verdanken wir die Syntax und die Stilistik. Auch hier sind die Resultate der Sprachvergleichung in der ausgiebigsten Weise verwertet, wie sich besonders in der sehr umfangreichen Bearbeitung der Lautlehre (S. 137 bis 197) zeigt. Der Verfasser berücksichtigt die reiche einschlägige Litteratur und bietet uns davon besonders in dem eben genannten Abschnitte der Proben vielleicht eher zu viel als zu wenig. Einiges allerdings missen wir ungern; so war in der Einleitung aufser auf Vaniček entschieden auch auf die grofse und verdienstliche Arbeit G. A. Saalfelds „Tensaurus Italograecus" (Wien 1884) hinzuweisen, die als Materialiensammlung unbestreitbaren Wert besitzt, abgesehen von der etymologischen Seite, wovon weiter unten die Rede sein soll. Für die Lautlehre hat sich der Verfasser an die neuesten Ausführungen Seelmanns („Die Aussprache des Lateins nach physiologisch-historischen Grundsätzen," Heilbronn 1885) gehalten und auch dessen Termini technici angenommen, worüber wir mit demselben nicht rechten wollen. Allein wir besorgen doch, dafs dadurch, um uns gelinde auszudrücken, manche Verdunklungen in der Darstellung der Lautlehre für alle die entstehen, die nicht die Gelegenheit oder den Mut gefunden haben, jeweils mit raschem Schritte diesen Entwicklungen der Lautphysiologen zu folgen; so wird S. 143 zur Aussprache der Konsonanten wörtlich gesagt: „c und g Klapplaute, c eine einfache explosiv oder implosiv auftretende vor dunklen Vokalen postpalatale, vor hellen medio- oder präpalatale dorsal gebildete fortis, g die entsprechende plosiv-explosiv bez. implosiv-plosiv stimmhafte vor dunklen Vokalen mediopalatale, vor hellen präpalatale dorsal gebildete lenis." Diese Rätsel löst auch die treffende Anmerkung schwerlich, wenn sie beifügt „Implosion, Verschluss- oder Engenbildung, Plosion Ruhelage, Explosion Oeffnung zur Bildung von Lauten". Erwähnung hätten in diesem Kapitel verdient: Thurot „Notices et extraits des Manuscripts" (Paris 1869), wo S. 419 ff. sehr bemerkenswerte Mitteilungen über mittelalterliche Grammatiker und ihre Quantitätsbezeichnungen u. A. sich finden, ebenso Ritschl „Zur Geschichte des lateinischen Alphabets" (Rhein. Mus. XXIV. Bd.); derselbe: „Unsere heutige Aussprache des Lateinischen" (ebenda N. F. XXXI. Bd.), A. Spengel „Deutsche Unarten in der Aussprache des Lateinischen" (Sitz.-Ber. d. Münch. Ak. 1874), ebenso wie die einschlägigen Arbeiten von Perthes, Wiggert und Schweisthals „Essai sur la valeur phonétique de l'alphabet latin" (Paris 1882). Wie später Schmalz in seiner Syntax gethan, so hätte wohl auch schon in der Formenlehre zu § 93 (Komparation) Ziemers treffliche „Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparation" erwähnt werden sollen. Im Einzelnen könnte man ja wohl mit dem Verfasser über manche Auffassung rechten, auch manche kleine Versehen notieren, was aber bei einem so umfassenden Materiale, wie es hier verwertet erscheint, kaum von Belang ist. Nur das eine wollen wir bemerken, dafs S. 218 die Notiz „septuaginta sei eine Analogiebildung nach octuaginta für ursprüngliches septmmēkonta gr. ἑβδομήκοντα" uns an

einen der häufigsten Schulschnitzer in der Sexta erinnert; wir wissen recht wohl, dafs die Sprachforscher, wie Corssen, Schweizer-Sidler und Curtius über die Erklärung dieser Form nicht einig sind, aber die hier vorgeschlagene Lösung des Rätsels wird kaum allgemeinen Beifall finden. Mit der Erklärung der Form des Infin. Pass. laudarier u. A., worüber man auch die ausführlichen Auseinandersetzungen Jollys in seiner „Geschichte des Infinitivs" (S. 193 ff.) nachsehe, hat sich der Verfasser (S. 238 ff.) die Sache doch wohl auch etwas zu leicht gemacht, wenn er meint, es sei einfach an die gewöhnliche Infinitivform laudari noch das weitere Infinitivsuffix unthematischer Verba: er (e) (cf. leg-er [e]) angefügt worden, das dann sein auslautendes e eingebüfst habe. Das halten wir für ebensowenig erwiesen, als dafs „Formen wie amarī, monerī mit laudarĕ, monerĕ dem Ursprunge nach identisch seien." Zum mindesten mufste bei dieser crux grammaticorum auch noch die eine oder andere der vielen Erklärungen, die sich bei Schleicher und Wilhelm zusammengetragen finden, angedeutet werden. —

Die lateinische Syntax und deren Anhang, die Stilistik, hat Schmalz in eingehender (S. 240—411), lichtvoller und äufserst sachkundiger Weise behandelt. Er bezeichnet in der Einleitung seine Darstellung der Syntax und Stilistik selbst als eine „historische" und bemerkt in dieser Beziehung (S. 244) ganz zutreffend, dafs man in der Behandlung der Syntax heute die völlig ausgetretenen Geleise der früheren Grammatiker in Einzwängung des doch historisch Gewordenen in fertige Denkformen und logische Kategorien verlassen und die Bahnen der historischen Grammatik einschlagen müsse." Eine reiche Fülle sprachlicher Thatsachen, wie sie die stets lebendige Entwicklung der Sprache gestaltet hat, ist in dem nicht allzu ausgedehnten Rahmen in übersichtlicher und dem Stande unserer heutigen Wissenschaft der Sprache entsprechender Form zur Darstellung gebracht. Die Resultate der Sprachvergleichung, die sich besonders mit der Kasuslehre viel und eingehend befafst hat, sind dabei in besonnener und allgemein verständlicher Weise zur Verwertung herangezogen. Ein Verzeichnis einer Reihe von Litteraturwerken allgemeinen Inhalts ist dem Ganzen vorangestellt, eine sehr ausgebreitete Detaillitteratur ist jeweils vor den einschlägigen Abschnitten verzeichnet. An Vollständigkeit kann freilich nicht gedacht werden. Zum Dativ dürfte vielleicht noch nachgetragen werden: Knös: De dativi finalis qui dicitur usu Taciteo commentariolum. Upsalae 1878; die Arbeiten von Dräger und Kraut zu Plinius erfuhren eine willkommene Ergänzung durch E. Remy: De Subjunctivo et Infinitivo apud Plinium minorem. Lovanii 1884; vgl. auch die Programmschrift Prauns: Bemerkungen zur Syntax des Vitruv. (Bamberg 1885). Als besonders gelungen möchten wir die Kasuslehre und die Lehre von der „Unterordnung" bezeichnen; die ältere Litteratur hätte hiebei vielleicht etwas mehr Erwähnung verdient für den, der sich über die Entwickelung der Lehre über ein einzelnes dieser Kapitel näher zu orientieren wünscht.

Die der Syntax angefügte Stilistik hat selbstredend nicht zunächst oder gar ausschliefslich praktischen Zweck in dieser Darstellung, wie sie einem Handbuche der Altertumswissenschaft zukömmt, sondern sie hängt, da sie historisch zu behandeln ist, aufs engste mit der historischen Behandlung der Syntax zusammen. Daher bleibt für sie an diesem Platze zu untersuchen, welche Besonderheiten sich im Gebrauche der Redeteile von der ältesten Periode an ergeben haben. Damit wird es zusammenhängen nachzuweisen „wie die einzelnen lateinischen Schriftsteller sich gegenüber den stilistischen Postulaten der Reinheit und Angemessenheit

der Sprache verhalten". Auf dem verhältnismäfsig knappen Raum von 45 Seiten ist auch hier eine Fülle der scharfsinnigsten Beobachtungen und lehrreichsten Hinweisungen enthalten, die das Studium manches umfangreichen stilistischen Werkes entbehrlich macht und wohl kaum ein wesentliches Moment unberührt läfst.

In das Pensum der griechischen und lateinischen Lexikographie haben sich Autenrieth und Heerdegen mit ziemlich gleich knappem Ausmafse geteilt (S. 413—451). Autenrieth hat einen übersichtlichen und doch ziemlich vollständigen Abschnitt zur „Geschichte und Litteratur der griechischen Lexikographie" mit einem zweiten über die „Aufgabe der heutigen Lexikographie" verbunden. Die einschlägigen Arbeiten, von den ältesten Zeiten angefangen bis herab zu den Lexikographen Pape, Passow und Benseler sind kurz und zutreffend charakterisiert und steckt der Verfasser sodann die Ziele fest, die ein Thesaurus graecitatis nach den Anforderungen der heutigen Wissenschaft zu erreichen die Aufgabe hätte; in wenigen Sätzen nur ist letzteres skizziert und doch so viel damit gefordert, dafs wir besorgen, es wird noch mehr als eine Generation hinschwinden, bis die Philologie dies erreicht haben wird. Richtig ist, dafs A. alle Mängel, auch die der besten unserer Lexika vollständig getroffen hat. Er wünscht also einen Thesaurus, der nicht berücksichtigt die Barbarismen, das Mittel- und Neugriechische, wohl aber alle Worte umfafst, die sich in der Litteratur oder anderen Denkmälern sonst vorfinden, dialektologisch vollständig, etymologisch angeordnet, nach Stämmen, Derivaten und Compositen, Neben- und jüngere Bedeutungen aus Haupt- und älteren Bedeutungen systematisch abgeleitet, dazu Quantitätsbezeichnungen, Berücksichtigung der Synonymik, Phraseologie und Terminologie, Belege zwar nicht vollzählig, aber die ganze Reihe der Bedeutungsentwicklung repräsentierend und die seltenen oder ἅπαξ λεγόμενα vollständig umfassend. Ein alphabetischer Index müsse den Schlufs bilden (S. 424 ff.). Leider dafs wir noch soweit davon sind! Ein solches Werk wäre die Krone all unserer griechischen grammatisch-etymologisch-vergleichenden Studien.

Über lateinische Lexikographie verbreitet sich Heerdegen in zwei inhaltsreichen Abschnitten. Die reiche Menge lexikographischer Arbeiten wird einer knappen Besprechung unterzogen; manches scheint indessen nicht aufgenommen zu sein, was ungern vermifst wird; so verdienen Pauckers umfangreiche Nachträge zu dem unübertroffenen Georges, auch einige ausführlichere Besprechungen zu diesem selbst, wir erinnern an die von Allgayer, sicherlich eine Erwähnung. Auch Krebs-Allgayer „Antibarbarus der lateinischen Sprache" sollte nicht fehlen. Dem Tensaurus Italograecus Saalfelds ist unseres Ermessens eine gar zu bescheidene Stelle zugewiesen (S. 436). Dafs der Verfasser der „Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie" eines Buches, das ihm nach der ganzen Anlage und Tendenz viel Sympathie abgewinnen müfste, nur so ganz nebenbei und nur in einem halbverborgenen Winkel gedenkt, ist uns ernstlich aufgefallen; wir meinen Zehetmayrs „Analogisch-vergleichendes Wörterbuch", das keineswegs nur als „ein fleifsiges Werk" hier kurz zu registrieren war, das vielmehr wegen seines eigenartigen Wertes und der vollständig neuen Gesichtspunkte, nach denen es ausgearbeitet ist, in einer „Geschichte der lateinischen Lexikographie" näher charakterisiert werden mufste.[1]) Autenrieth hat (S. 425), wenn auch nur in kurzer Andeutung,

---

[1]) Es sei uns an dieser Stelle eine persönliche Bemerkung gestattet. Z.'s Arbeiten haben seitens dieses Berichterstatters stets die beste Auf-

auf das Verdienstliche des Buches hingewiesen. Auch ein kurzer Verweis auf Vaničeks „Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache" darf an dieser Stelle nicht fehlen, wie auch dessen umfangreiches und sorgfältig ausgearbeitetes „Griechisch-lateinisch etymologisches Wörterbuch" (2 Bände) teilweise hier einschlägig ist. — Die Ausführungen Heerdegens über die Gestaltung eines künftigen mustergiltigen und vollständigen „Thesaurus linguae latinae" gehen zum teile noch weiter als die von Wölfflin aufgestellten Grundsätze; die Semasiologie mufs den Mittelpunkt bilden, wie „doch immer die Bedeutung eines Wortes und ihre erschöpfende Interpretation im Mittelpunkte aller lexikographischen Thätigkeit steht", wie der Verfasser (S. 451) mit vollem Rechte bemerkt. Im dritten Hefte seiner „Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie" hat Heerdegen am Verbum orare einen sehr weitgedehnten lexikalischen Beitrag zur lateinischen Bedeutungslehre, Syntax und Stilistik gegeben, dessen Quintessenz hinwiederum einen Musterartikel in einem thesaurus l. l. zu bilden geeignet wäre, wie H. ihn sich vorstellt.

Die Rhetorik der Griechen und Römer hat Volkmann (S. 453—489) bearbeitet, wozu ihn seine früheren Schriften über Hermagoras und die antike Rhetorik überhaupt in hervorragender Weise berufen erscheinen lassen. Freilich ist die Bearbeitung des reichen technischen Materials an sich und die Durchforschung der einzelnen Hauptvertreter der antiken Litteraturzweige nach dieser Richtung hin vielleicht noch am weitesten im Rückstande. L. Spengel ist als kundiger Führer vorangegangen.

Den letzten Teil des ganzen Bandes bildet die Metrik der Griechen und Römer (S. 491—607) mit einem Anhange über Musik der Griechen (S. 608—619), bearbeitet von Hugo Gleditsch. Nach einer Einleitung, welche sich über Begriff und Einteilung, über die rhythmische und metrische Theorie der Alten und deren Bearbeitungen durch die Neueren verbreitet, wird in einem ziemlich ausführlichen Kapitel eine rhythmisch-metrische Fundamentaltheorie gegeben und darnach die eigentliche Metrik der Griechen und sodann die der Römer kurz behandelt. Die Litteraturnachweise im allgemeinen und bei den einzelnen Abschnitten werden an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig lassen; vielleicht hätte (S. 572) zum „Drama" auch noch auf W. Christs Abhandlung „Wert der überlieferten Kolometrie in den griechischen Dramen" hingewiesen werden können, ebenso (S. 607) zu Horaz auf desselben Verfassers „Die Vers-Kunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung" (S.-B. d. Ak. Mchn. 1868. I. 1); die Schrift ist auch neben H. Schillers und C. Bocks ein-

nahme und die allergünstigste Besprechung auch in diesen Blättern erfahren, letzteres geschah so ziemlich ausschliefslich durch ihn. Eine Anzeige von Z.'s Programm „Die analog vergleichende Etymologie" nebst Nachtrag hiezu, ein „Wortregister" umfassend, die im Vorjahre ebenda (S. 421 ff.) aus seiner Hand erschienen ist, gab einem bekannten Münchner Pressorgane, das sich freundschaftlicher Beziehungen zu Prof. Z. zu rühmen scheint, Anlafs zu einem auf vollständiger Verdrehung und absichtlicher Verkennung der Wahrheit beruhenden Angriff gegen uns als einen Schüler Z.'s. Trotz unseres Ansuchens erfolgte eine Richtigstellung nicht. Was uns aber an der ganzen Sache mit schmerzlichem Befremden erfüllte und was wir hier ausdrücklich aussprechen zu müssen glauben, ist der Umstand, dafs auch Prof. Z. trotz Ersuchens es unterliefs, einer solchen lügnerischen Entstellung gegenüber der Wahrheit das Zeugnis zu geben!

schlägigen Arbeiten noch von Wert. — Über die Bearbeitung der Metrik selbst wagen wir kein Urteil auszusprechen. — Eine lange Reihe von „Berichtigungen und Nachträgen“ zu dem gesamten II. Bande macht den Schlufs. Uns sind trotz der grofsen Schwierigkeiten, die sich bei einem solchen Werke dem korrekten Drucke entgegenstellen, doch nur wenige Versehen aufgestofsen, wie denn die ganze Ausstattung des Buches volles Lob verdient. Leider fehlt dem Bande der gerade hier so notwendige abschliefsende Sach- und Wortindex. Ob der Preis der ganzen Sammlung (77 M.). der an sich keineswegs als zu hoch gegriffen bezeichnet werden kann, der zu wünschenden allgemeinen Verbreitung derselben nicht doch einigen Eintrag thun wird, mag angesichts der „Not der Zeit“ mit gutem Grunde besorgt werden. Wir schliefsen mit dem lebhaften Wunsche, dafs das schöne Werk unter so vielen rüstigen und geschickten Händen rasch seiner Vollendung entgegenschreite; es wird wiederum einmal ein standard work, würdig deutschen Fleifses und deutscher Gelehrsamkeit.

München. Dr. Georg Orterer.

Dr. L. Bolle, Amor und Psyche. Lateinisches Lesebuch für Sexta. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Unter Anwendung dieses Titels hat der Verfasser den originellen Versuch gewagt, die Lektüre eines zusammenhängenden Stückes zum Mittelpunkt des lateinischen Unterrichts in Sexta zu machen. Er hat zu dem Zwecke das bekannte reizende Märchen von Apulejus mit gewissen vom Standpunkt der Schule erheischten Änderungen in 20 Nummern zerlegt, in einem begleitenden Vokabular die einzelnen in der Lektüre vorkommenden und zu lernenden Vokabeln angegeben und nach jeder Nummer die in derselben vorkommenden neuen Wortformen (Pronomina, Präpositionen, Konjunktionen und Adverbia), sowie die syntaktischen Erscheinungen (nach Nr. 1 Subjekt, nach Nr. 2 Prädikat, nach Nr. 3 Objekt) zusammengestellt, woraus dann der Schüler allmählich den ganzen in Sexta verlangten Lehrstoff sich zusammenstellen und einüben soll. Der Verf. ist nämlich, wie aus der Vorrede hervorgeht, ein Feind der herrschenden Methode, durch einzelne Sätze dem Sextaner die Kenntnis der Grammatik beizubringen, welche, wie er sagt, für Schüler und Lehrer höchst langweilig sind, ihn zur Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit verleiten und an das Nachdenken des Knaben viel zu geringe Ansprüche stellen. Dagegen behauptet er, dafs diese zusammenhängende Lektüre die Denkkraft der Schüler in weit höherem Grade übe und zugleich die Fähigkeit, in die fremde Sprache zu übersetzen, in einem Mafse fördere, welches bei einzelnen Sätzen auch nicht annähernd zu erreichen sei. Letztere Behauptung hat gewifs vieles für sich, und jeder vernünftige Lehrer wird in den Klassen, welche schon eine zusammenhängende Lektüre des Nepos, Cäsar, Xenophon etc. ermöglichen, viele Regeln der Grammatik an dem Klassiker selbst zu erklären und deutlich zu machen suchen; ob aber schon in den untersten Klassen und gar in Sexta, wie Verfasser behauptet, eine Sicherheit in der Grammatik durch eine die Basis des Unterrichtes bildende Lektüre erreicht werden kann, möchte ich doch sehr bezweifeln, und dieser Punkt ist in den unteren Klassen doch die Hauptsache. Das scheint übrigens der Verfasser selbst zu fühlen; denn er verlangt, dafs vor der Lektüre ein Gerippe der Formenlehre eingeübt werden soll, nämlich die 5 regelmäfsigen Deklinationen mit den Hauptgenusregeln, die Indikative des Präs., Imperf.

Futurs, Perf. etc. Aktiv und Passiv und der Inf. und das Part. Präs. und Perf. aller 4 Konjugationen (!), endlich die Indikative von sum. Zu diesem Zwecke gibt er im Anfange des Buches 5 Seiten voll Vokabeln, welche von den Schülern erlernt und in der Schule flektiert werden sollen, was in zwei bis drei Monaten geschehen könne, „Sätze aber sollen auf dieser Stufe noch nicht gebildet werden, sondern blofs Formen.“(!) Also der Verf. zieht es vor, statt den grundlegenden Teil der Formenlehre in einzelnen Sätzen tüchtig zu üben, die doch auch schon auf dieser Stufe grofsenteils recht inhaltvoll gestaltet werden können und zwischen die von Zeit zu Zeit zusammenhängende Stücke eingeschoben werden können, monatelang die Schüler mit blofsen Formen zu quälen, um die übrige Zeit des Jahres zusammenhängende, aber den gleichen Stoff behandelnde Lektüre treiben zu können. Doch das liefse sich noch hören. Kann man aber in Wirklichkeit das noch eine Lektüre nennen, wenn jedes einzelne Kapitel Wort für Wort zerzaust und an demselben in fortgesetzter bis zum Überdrufs sich steigernder Wiederholung Wort- und Satzformen herausgesucht und eingeübt werden müssen? Damit kommen wir genau wieder auf den unseligen Standpunkt, wo man den göttlichen Homer als ein passendes Operationsfeld zur Einübung der griechischen Grammatik betrachtete. Incidit in Scyllam etc.! Wie sollen ferner bei dieser Methode die Numeralia geübt werden? Doch nur wieder durch einzelne Sätze. Übrigens hat der Verf., dem es um die Sicherheit seiner Schüler in der Formenlehre doch etwas bange zu werden scheint, am Schlufs des Buches auch eine ganze Reihe von einzelnen Sätzen zur Einübung aus dem Deutschen ins Lateinische angefügt, die aber alle wieder nur eine Variation der Lektüre bilden und z. T. recht inhaltlos sind. Aufserdem werden die Schüler bei dieser Methode einen grofsen Teil des Jahres über gleichsam im Finstern tappen, da z. B. gleich beim ersten Satz: Erant in quadam civitate rex et regina der Lehrer eben alles und jedes erklären mufs: in Präpos. m. Abl., quadam Pronomen indef., civitas Feminin. nach der 3. Dekl. etc., wobei nur unnötigerweise kostbare Zeit vergeudet wird; denn der Schüler wird diese Dinge erst verstehen und merken, wenn er sie paradigmatisch aus der Grammatik gelernt hat.

Soviel gegen die Methode überhaupt, an der allerdings einzelnes Gute, wie z. B. die Erklärung einzelner syntaktischer Regeln aus der fortschreitenden Lektüre, nicht zu verkennen ist. Was nun das Stück selbst betrifft, so scheint, wenn auch das Märchen an und für sich für diese Stufe geeignet ist, doch gerade die Wahl dieses Märchens, so genufsreich auch die Lektüre desselben für Erwachsene ist, nicht besonders glücklich zu sein. Denn der Inhalt ist, wenn auch die anstöfsigen Stellen geändert wurden, doch im ganzen sinnlich und die Form stellenweise zu schwer und unklassisch. Einige Sätze werden dies beweisen:

Puellae (Psyche) supplicat populus, per plateas commeantem floribus sertis et solutis precantur. Haec honorum caelestium ad puellam mortalem immoderata translatio verae Veneris animos incendit. — Virgo illa amore flagrantissimo hominis vilissimi teneatur, ut non inveniat parem miseriae suae. — Interea Psyche cum sua pulchritudine decoris sui nullum fructum percipit. — Nec est quidquam, quod ibi non est. — „At ego (sagt die eine der Schwestern) misera maritum habeo, qui senior est patre meo. Deinde cucurbita calvior est et minor puero. Totas aedes semper seris et catenis clausas custodit“ (wie sehr wird der Sextaner diese arme Schwester bedauern!). Altera respondit: „Ego vero maritum morbo curvatum habeo. Digitos duros eius perfricans sordidis pannis non reginae voluptates, sed medici laborem habeo.“ — „Non quaeram (sagt Psyche zu Amor) de vultu

tuo, satis est te tenere et amare." — Sic Psyche magis quam antea in Amoris amorem ceciderat. Tum osculandi cupida os ad eum flexit....

Was wird bei der Erklärung solcher Sätze der Lehrer für eine komische Rolle spielen?

München. G. Biedermann.

Dr. Joh. Jos. Schmitt, (Subrektor in Edenkoben) Lateinische Sprichwörter, Redensarten, Musterstellen und Musterverse zum Memorieren für Schüler. Edenkoben. 1886. Kreifelmeier.

Der V. des Büchleins, welches Hrn. Rektor Dr. Markhauser in Speier gewidmet ist, bemerkt im Vorwort, dafs dasselbe seine Entstehung dem § 10 der Schulordnung verdanke, welcher vorschreibt, dafs ein lat. Wörterschatz anzueignen, Verse und Sprüche zu memorieren seien. Er gibt nun in der ersten, gröfseren Hälfte des Werkchens (S. 7—82) Sprichwörter, Redensarten und Musterstellen; dieselben sind unter sachliche Überschriften vereinigt (Gott, Mensch, Zeit, Anfang und Versuch, Arbeit etc.); beigegeben ist ein Anhang von Stellen aus der griechischen, römischen und deutschen Geschichte, der Litteratur- und Kunstgeschichte, der Geschichte der Philosophie, der Geographie und Naturgeschichte. In dieser Ordnung, welche bei manchen in der Sache begründeten Schwierigkeiten im allgemeinen recht gut durchgeführt ist, liegt ein Vorzug des Buches vor der sonst ähnlichen Sammlung, welcher Herr Koll. P. B. Sepp in Augsburg unter dem Titel Lanx Satura (früher Varia) gegeben hat; an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Beziehungen freilich ist die letztere überlegen, wie sie sich auch durch eine grofse Zahl wirklich treffender Übersetzungen und Parallelen auszeichnet. Die zweite Abteilung (S. 83—106) enthält eigentliche Versus memoriales, in gleicher Weise sachlich geordnet; sie tritt den „Frustula" von Döderlein und Sepp zur Seite, ist aber weit reichhaltiger als diese. In beiden Abteilungen sind überall, soweit möglich, die Fundstellen angegeben.

Der V. hat sich der Aufgabe, wie er sich dieselbe gestellt, mit unverkennbarem Fleifs entledigt: das Büchlein wird neben den vorhandenen gewifs zahlreiche Freunde finden. Es ist nicht unsere Absicht in der Beurteilung desselben auf Einzelheiten einzugehen, dagegen möchten wir für eine etwaige neue Auflage zwei Wünsche aussprechen. Zunächst ist es ein offenbarer Übelstand, dafs in der ersten Abteilung bunt durcheinander 1. Vokabeln und Phrasen, 2. historische Notizen, 3. Sentenzen vorgeführt werden. Als Beispiel mag herausgegriffen werden S. 15: Bona fide, Mala fide. Fida terra, infidum mare. Attica fides (wird gerühmt) Graeca fides — nulla fides. Punica fides. Rara fides. Nusquam tuta fides. Nulli mortalium armis aut fide ante Germanos sunt. (Tac. A. 13, 54) Es liegt wohl auf der Hand; dafs bei diesem Verfahren, welches die genannten drei Zwecke gleichzeitig erreichen will, keinem sein Recht wird; hier wie anderwärts gilt der unter No. XXIII „Lehren und Lernen" angeführte Spruch: Qui bene distinguit, bene docet. Zweitens wünschten wir aus den Sprüchen und Versen alle diejenigen ausgeschieden, die nicht einen in sich geschlossenen runden Sinn ergeben. Wirklich geeignet für den Zweck sind nur solche Stellen, welche einen bemerkenswerten Gedanken in klassischer Form fraglos und fertig vorführen und dadurch die unverlierbare Einprägung ebensosehr herausfordern als unterstützen. Sprüche dagegen, die ihre Bedeutung erst aus dem Zusammenhang empfangen, können zur Einprägung nur empfohlen werden, wenn dieser ganze

Zusammenhang dem Schüler vorgeführt wird; dann brauchen sie freilich ohnehin nicht besonders ausgehoben zu werden. Kennt der Schüler den Zusammenhang nicht, mufs ihm erst gesagt werden, dafs der und der, den er vielleicht auch nicht kennt, bei der und der Gelegenheit die ebenfalls nur annähernd klar gemacht werden kann, sich so geäufsert habe (Sed me mea fata trahebant S. 8, Sic itur ad astra S. 13, Hoc erat in votis S. 14, Di melius fecere. Bene est. Nil amplius oro S. 95, Quidquid tentabam dicere, versus erat S. 93 u. v. a.): so ist der Wert derartiger rein äufserlich an den Lernenden gebrachter Stellen nicht nur für das Nachempfinden und Behalten sehr gering, nur auf notizenmäfsige Kenntnis des Citats hinauslaufend, sondern es liegt auch eine sittliche Gefahr darin; denn wenn unter denen, welche die betr. Stelle im Zusammenhang kennen, das Citat als eine Anspielung auf ein als bekannt vorausgesetztes gröfseres Ganze und somit als Würze gebildeter Rede seine gute Berechtigung hat, so widerstreitet es dem Sinn für Wahrheit, durch derartige Citate den Schein zu erregen, als ob man aus jener Kenntnis heraus spräche, und wenn dergleichen im Leben oft genug vorkommen mag, so sollen doch unsere Schulen dazu nicht anzuleiten scheinen.

N. a/H. M.

Christus patiens, tragoedia Christiana, quae inscribi solet Χριστὸς πάσχων, Gregorio Nazianzeno falso attributa. Rec. Dr. J. G. Brambs. Lipsiae. Bibl. Teubn. 1885. 172 S.

Der Sinn für dramatische Gestaltung hat zwar bei den späteren und byzantinischen Griechen von Jahrhundert zu Jahrhundert abgenommen, ist aber bei diesem sprecherischen und schnell fafsenden Volke niemals gänzlich erstorben. Manche Nachrichten über den Zustand der Schaubühne von der hellenistischen Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters finden sich in einem leider zu wenig bekannten Werke des unermüdlichen Konst. Sathas (Ἱστορικὸν δοκίμιον περὶ τοῦ θεάτρου καὶ τῆς μουσικῆς τῶν Βυζαντινῶν. Venedig 1879). Der gröfste Stein des Anstofses, der jene späteren Generationen von den klassischen Dramen abschrecken mufste, war die ihnen zu grunde liegende Weltanschauung. Es kann uns daher nicht verwundern, dafs ein frommer Mann auf den Gedanken kam, Geschmack und Bedürfnis seiner Zeitgenossen durch ein christliches Drama zu befriedigen. Das Wagnis war nicht gering; die Alleinherrschaft der attischen Bühne schien für alle Zeiten unumstöfslich festzustehen. Um die Konkurrenz mit ihr aufzunehmen, mufste ein reichhaltiger Ersatz geschaffen werden. Ein wohlgebrautes Ragout von dem leckeren Schmause der Altvorderen schien den Zweck am besten zu erfüllen. Daher dichtete der christliche Epigone im verwegensten Sinne des Wortes nach berühmten Mustern, indem er eine ganze Reihe alter Werke „mit der Scheere“ bearbeitete. Ein Drittel seiner Verse ist fremdes Eigentum. Vor allem verwertete er 7 Stücke des Euripides; hiebei ist es von besonderem Interesse, dafs einige Verse wahrscheinlich den verlorenen Partien der Bakchen entnommen sind. Aufserdem benützte er den Agamemnon und den Prometheus des Äschylus und die Kassandra des Lykophron; natürlich dienten ihm auch die heiligen Schriften, selbst apokryphe Apostelakten. Zur Aufführung war dieser verkünstelte Cento schwerlich bestimmt.

Die Wichtigkeit, welche das Stück für die Texteskritik der benützten Vorbilder gewinnt, ist längst erkannt, und sie war es namentlich, welche den Chr. pat. in die Kreise der Philologen einführte und die unaussprech-

liche Zeit seiner Entstehung vergessen liefs. Von dem Werte, welchen das Drama an sich besitzt, von seiner Bedeutung für die kultur- und literarhistorische Erforschung der dunkeln Jahrhunderte ist bis jetzt weniger die Rede.

Die älteren Ausgaben des Chr. pat., so die von den Benediktinern veranstaltete, waren für die philologische Kritik kaum brauchbar; erst Dübner gab einen kritisch gesichteten Text, welchen der geschäftige Elissen in seinen Analekten zur mittel- und neugriechischen Literatur fast wörtlich nachdruckte. Es ist gewifs ein glücklicher Gedanke, dafs die um die Förderung unserer Wissenschaft so hoch verdiente Verlagshandlung von Teubner allmählich auch Texte aus später und mittelalterlicher Zeit in ihre bibliotheca aufnimmt und hiedurch weiteren Kreisen zugänglich macht. Die Bearbeitung des Chr. pat., welche H. Brambs, Studienlehrer in Eichstädt, übernommen hat, bezeichnet den früheren Arbeiten gegenüber in dreifacher Beziehung einen Fortschritt: durch Erweiterung des kritischen Apparates, durch eine genauere Feststellung der Lehnverse und durch eine selbständige Untersuchung über die Zeit und den Autor des Werkes. Der Herausgeber hat drei bisher nicht verwertete Handschriften herangezogen, einen Monacensis, der aus derselben Quelle stammt wie der in Paris befindliche Hauptkodex des Werkes, und zwei Wiener codd., welche der geringeren (interpolierten) Handschriftenklasse angehören. Die fremden Bestandteile des Dramas hat Brambs vollständiger als seine Vorgänger verzeichnet und in der Vorrede übersichtliche Tabellen sämtlicher Stellen gegeben, welche aus Äschylus, Euripides und Lykophron entnommen sind. Über die Chronologie und den Verf. des Stücks hatte Br. schon früher eine Untersuchung angestellt („De auctoritate tragoediae Christianae quae inscr. solet Χρ. π. Gymnasialprogramm. Eichstädt. 1881), deren Quintessenz in der Praefatio der Ausgabe wiederholt ist. Dafs unmöglich G r e g o r v o n N a z i a n z für das Drama verantwortlich gemacht werden kann, war längst zugegeben; doch hat Verf. dieses negative Wissen durch weitere Argumente gesichert. An Stelle des Gregor setzte August Döring in seiner Abhandlung über den Χρ. π. (Jahresbericht des Progymnasiums zu Barmen 1864) den J o h a n n e s T z e t z e s und hält diese Ansicht noch neuerdings aufrecht (Philol. Rundschau 1885, S. 424). Auch Br. fafste den kühnen Entschlufs aus dem wirren Gedränge mittelgriechischer Literaten den Verf. unseres Stückes herauszugreifen. Seine Wahl fiel auf P t o c h o p r o d r o m o s. So sehr wir uns auch bemühten die neue Botschaft mit frommer Denkart zu erwägen, so wenig konnten wir den Glauben an sie finden. Daran hindert vor allem e i n e Erwägung. Verf. beweist allerdings, dafs Χρ. π. und Prodromos in etlichen Punkten übereinstimmen. Leider aber ist die mittelgriechische Literatur nicht so genau erforscht, dafs wir jene Punkte auch nur mit einiger Sicherheit auf Prodromos und unser Drama beschränken könnten. Niemand wird sich gegenwärtig vermessen wollen, die ungeheuren Flächen jener Literatur zu übersehen; und wir fürchten sehr, dafs durch eine weitere Umschau auf dem genannten Gebiete die wenigen Stützpunkte, welche Verf. für seine Ansicht beizubringen vermag, einer nach dem andern hinsinken werden. Obschon es aber keinem der beiden Forscher gelungen scheint, den Vaterschaftsbeweis glaubwürdig zu erbringen, so sind ihre Untersuchungen doch nicht fruchtlos geblieben. Sie ergaben nämlich wenigstens über die Z e i t, in der das Werk entstand, festere Anhaltspunkte. Früher gingen die Ansichten auch hierin weit auseinander; während die einen an's 4. Jahrhundert dachten, rückten andere das Stück bis in's 13. Jahrhundert herab. Durch die Bemühungen von Döring und Brambs wird es sehr wahrscheinlich, dafs die Entstehung des

Dramas ins 10.—12. Jahrhundert zu setzen ist. Der Rahmen einer Besprechung erlaubt nicht auf die ganze Frage näher einzugehen; doch sei eine Bemerkung gestattet. S. 71 der erwähnten Abhandlung De auctoritate etc. erwähnt Verf., dafs Prodromos mit dem Χρ. π. in der Neigung zur Vulgärsprache übereinstimme; besonders geschehe das in den Gedichten des Pr., welche Korais Atakta vol. I herausgegeben habe. Dieselbe Ausgabe wird auch S. 70 citiert. Allein die vulgären Gedichte des Prodromos dürfen heute nicht mehr nach Korais, sondern nur nach Legrand. bibl. gr. vulg. vol. I (1880) angeführt werden, wo nicht nur die 2 schon von Korais edierten Reimereien besser wiederholt, sondern noch 3 weitere erst neuerdings gefundene Vulgärgedichte des byzantinischen Bettelpoëten herausgegeben sind. An derselben Stelle führt Verf. für seine Hypothese die Thatsache an, dafs Prodromos und der Chr. pat. im Gebrauche des Wortes ἡ κάρα (st. τὸ κάρα) übereinstimmen. Allein dieser Usus ist nicht auf Prodromos und die von Brambs aus dem Thes. H. Steph. zitierten Autoren beschränkt, sondern in der mittelgriechischen Literatur weit verbreitet z. B. Βίος 'Αλεξάνδρου (W. Wagner, trois poëmes du moyen-âge) V. 1216. 1625. 1973. 2525. 2530. 2695, 2885. 3137. 3357. 4312. 4319. 4516. 5566. 5927. Digenis Akritas ed. Sathas Legrand. V. 12 etc. Dig. Akritas ed. Lambros V. 2756.

Ob der Χρ. π. in irgend einem Zusammenhange steht mit den mysterienspielartigen Aufführungen des byzantinischen Mittelalters (s. Legrand, bibl. gr. vulg. I S. XXV) ist eine Frage die Ref. mit dem einfachen Hinweise für die Zukunft anregen möchte.

München. Dr. K. Krumbacher.

H. Kamp, der Nibelungen Not in metrischer Übersetzung nebst Erzählung der älteren Nibelungensage. Berlin. Mayer und Müller. 1885.

Die Lektüre mittelhochdeutscher Werke gehört nach den preufsischen Lehrplänen vom 31. März 1882 nicht mehr zur „Lehraufgabe der deutschen Sprache", indem vorausgesetzt wird, dafs die Schüler aus guten Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationalliteratur gewinnen. Dieser Voraussetzung will der Übersetzer des Nibelungenliedes gerecht werden, der mit Recht von der Ansicht ausgeht, dafs das Nibelungenlied den Schülern noch etwas mehr bieten soll, als einen blofsen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationalliteratur. Der Übersetzung selbst ist der Lachmannsche Text mit einigen Veränderungen zu grunde gelegt, womit man im ganzen einverstanden sein kann, besonders wenn man den Zweck im Auge hat, dem Schüler eine möglichst gedrungene, den Gang der Handlung nicht aufhaltende Darstellung zu bieten; die Form der Übersetzung ist metrisch von jambischem Rythmus mit Trochäen, aber auch mit Anapästen gemischt, wodurch der Charakter der alten Nibelungenstrophe fast gänzlich verwischt wird. Die Aufnahme des klingenden Reims statt des ausschliefslich stumpfen mag man zu gunsten einer bequemeren Übertragung des Originals und zur Vermeidung der Eintönigkeit gut heifsen, weniger die vollständige Regellosigkeit in der Abwechslung klingender und stumpfer Reime, die mit der Absicht einer genauen Wiedergabe des Originals sich kaum überzeugend wird begründen lassen. Die Übersetzung gibt das Original in sehr freier Weise wieder, auch öfter da, wo eine mehr wörtliche Übersetzung den Sinn und Geist desselben besser zum Ausdruck gebracht hätte. Der Druck

des Liedes in zwei Kolumnen scheint für Schüler der Altersstufe, für welche das Buch bestimmt ist, eher nachteilig als vorteilhaft zu sein.

Eine dankenswerte Beigabe ist die einzelnen Abschnitten angefügte ältere Sage, welche die einer Aufklärung bedürftigen Punkte erläutert und überhaupt zum Verständnis des ganzen Gedichtes dient; dasselbe gilt auch von den am Fufse des Textes hinlaufenden historischen und topographischen Bemerkungen. Weniger notwendig ist die am Schlusse beigegebene „mutmafsliche Entwicklung der Sage", die zu viel Mutmafsliches bietet, als dafs sie den Schülern auf dieser Altersstufe nützlich sein könnte, da für derlei Fragen ein reiferes Verständnis erfordert wird, als selbst von Schülern in Unterprima vorausgesetzt werden kann; ein gedrängter Hinweis auf die verschiedenen Sagenkreise des Nibelungenliedes und auf ihr Verhältnis zu einander würde dem Zwecke wohl genügen, da die Lektüre des Liedes selbst die Hauptsache sein und bleiben mufs.

Würzburg. A. Baldi.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar. Paderborn und Münster. 1886. Bd. I. Lessings Laokoon von Dr. J. Buschmann 3. Aufl. ℳ 1.20. — Bd. II. Goethes Hermann und Dorothea von Dr. A. Funke, 4. Aufl. ℳ 1. — Bd. IV. Schillers Wilhelm Tell von dems. 3. Aufl. ℳ 1.20. — Bd. V. Lessings Minna von Barnhelm von dems. 2. Aufl. ℳ 1.20. — Bd. VII. Schillers Wallenstein von dems. ℳ 1.80. — Bd. VIII. Lessings Emilia Galotti von Dr. H. Deiter ℳ —.80.

Die ersten vier der oben angeführten Bändchen sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen und auch schon mehrfach in diesen Blättern besprochen worden. Der Anerkennung, welche Buschmanns Ausgabe des Laokoon allerorten gefunden, schliefsen auch wir uns voll und ganz an. Die Einleitung zu derselben ist trefflich geeignet, die Schüler auf die Lektüre des Werkes vorzubereiten. die Anmerkungen unter dem Texte, sowie die am Ende beigegebenen Fragen bilden ein ebenso treffliches Mittel für die Präparation und das Verständnis, so dafs wir diese Ausgabe für die Schule sowohl, wie für das Privatstudium aufs beste empfehlen können.

Nicht in gleichem Mafse kann sich Ref. mit den Ausgaben Funke's (Bd. II, IV, V) befreunden. Gegen die Anmerkungen läfst sich zwar im ganzen nichts einwenden, sie sind knapp, aber genügend — eigentümlich berührt es nur, dafs der Herausgeber es für nötig erachtet, Wörter wie „frisieren" = „das Haar kräuseln, aufkämmen", oder „parlieren" = „plaudern" (Bd. V. S. 49) u. ä. m. zu erklären — wohl aber gibt das am Schlufs der genannten Bändchen beigefügte Frage- und Antwortspiel zu einigen Bemerkungen Anlafs. Die Fragen zerfallen in zwei Partieen, in solche „über die einzelnen Aufzüge und Auftritte" und in solche „über das ganze Drama". Wem sollen dieselben dienen? Dem Lehrer? Es wäre schlimm, wenn derselbe deren bedürfte. Dem Schüler also, der privatim die Dramen liest? Gut. Aber dann müssen wir es für verfehlt halten, wenn die Fragen durchweg auch gleich beantwortet sind. Das heifst doch wohl, dem faulen Schüler die Sache leicht machen, dem strebsamen die Freude des Findens verderben. Wenn einmal die katechetische Form überhaupt beliebt wird, so wäre es nach Ansicht des Ref. das Richtige, beispielsweise in einem Akte einige Fragen mit Beantwortung oder mit

Andeutungen, wie die Antwort zu finden sei, zu geben, damit der Schüler, speziell der privatim lesende, lernt, wie man Dramen zu lesen hat, und damit er sich für die übrigen Akte die Fragen selbst stellen kann — oder aber wenigstens lediglich die Fragen zu stellen und die Beantwortung dem Schüler zu überlassen. Abgesehen von diesen Erwägungen nimmt sich das Frag- und Antwortspiel manchmal fast komisch aus z. B. Minna von Barnhelm S. 120: „Wozu hat der Dichter Justs Erregtheit zu Anfang des folgenden Auftritts benutzt?“ Antwort: „Zu einem komischen Übergange“, oder ebendaselbst S. 138: „Welche Wirkung macht es auf den Leser, dafs Minna nur andeutungsweise von dem Streiche als Heilmittel redet?“ „Es macht den Leser gespannt“, u. ä. m. — Aufserdem vermissen wir bei Funke überall eine litterarhistorische Einleitung, die unseres Erachtens um so weniger fehlen darf, als eben die Ausgaben auch für Privatstudierende bestimmt sind. Die Fragen und Antworten „über das ganze Drama“ bieten für eine in sich abgerundete Einleitung nur einen mangelhaften Ersatz, wie dies schon M. Koch in diesen Blättern (XXI S. 323) richtig bemerkt hat.

Neu erschienen sind die beiden letzten Bändchen VII und VIII, enthaltend Schillers Wallenstein von Dr. Funke und Lessings Emilia Galotti von Dr. Deiter. Was das erste der beiden Bändchen anlangt, so sind die Anmerkungen in demselben vollkommen zweckentsprechend. Auch bezüglich der Fragen unterscheidet sich diese Ausgabe Funkes von den anderen desselben Herausgebers insoferne zu ihrem Vorteile, als über die einzelnen Aufzüge nur Fragen gestellt sind. Dagegen hat der V. wohl des Guten wieder zu viel gethan, wenn er die Disposition des Prologs, die Inhaltsübersichten über die einzelnen Szenen und Akte der drei Stücke abgedruckt hat; das sind doch Arbeiten, deren Anfertigung dem Fleifs und der Thätigkeit der Schüler überlassen werden sollen. Eine Einleitung fehlt auch hier. Deiters Ausgabe endlich hat sich — und das kann unserem Erachten nach derselben nur zum Lobe gereichen — nicht nach dem Vorbild der Funke'schen gerichtet. Mit richtigem Takte hat D. eine zwar recht knappe, aber immerhin genügende Einleitung vorausgeschickt, das Frage- und Antwortspiel ganz vermieden, dagegen am Ende das Urteil Nicolai's über das Drama beigefügt. Da auch die Anmerkungen im ganzen dafs richtige Mafs halten, so läfst sich dieses Bändchen wohl empfehlen.

Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Karl Tumlirz. Wien. Alfred Hölder. 1886. 8° X und 100 S. ℳ 0,64. (Aus der Sammlung von „Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch“).

Die allzu kurze Einleitung (kaum 4 Seiten) genügt nicht, um dem Schüler die nötigen Vorkenntnisse zum Verständnis dieser für die Lektüre so schwierigen Abhandlung zu geben; so ist z. B. die Entstehung derselben kaum angedeutet, ihr Verhältnis zu den anderen philosophischen Schriften oder Gedichten gar nicht berührt. Dankenswert dagegen ist die sorgfältig ausgearbeitete Uebersicht über den Gedankengang. Die Anmerkungen dürften etwas zahlreicher und ausführlicher sein, sind aber sonst gut gewählt und dazu geeignet, durch Citate aus Kant, Anführung von Parallelstellen aus Schiller und anderen Autoren zum Verständnis der Schrift beizutragen.

Emil Brenning, Geschichte der deutschen Litteratur. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. 1885. 5—10 Lief. à 1 *M.* m. Illustr.

Brennings Litteraturgeschichte, deren fünf erste Lieferungen in diesen Blättern (XXI S. 176 ff.) angezeigt waren, liegt nunmehr vollendet vor. Die fünf neuen Hefte enthalten in sieben Büchern (9—15) die Zeit von 1700 bis auf unsere Tage. Die Anerkennung, welche wir jener ersten Hälfte zollten, können wir zu unserer Freude uneingeschränkt auf das ganze Werk ausdehnen. Beherrschung des Stoffes nach allen Seiten hin, lichtvolle Gruppierung und geschickte Übergänge zwischen den einzelnen Gruppen, sicheres ästhetisches Urteil, das bei aller Wärme der Begeisterung sich von einseitiger Bewunderung fernhält, und eine anmutige, geistvolle Darstellungsweise machen die Lektüre dieser „zusammenhängenden Erzählung“ unserer Litteraturgeschichte zu einer ebenso fesselnden als lehrreichen. Dafs auch die neueste Litteratur bis auf die jüngste Zeit (die Vertreter des jungen Deutschland sind wenigstens angedeutet, doch ihr „Hauptheld“ Bleibtreu nicht genannt) in den Kreis der Betrachtung hereingezogen ist, mag auf der einen Seite vielleicht Tadel finden, weil dem Ganzen dadurch ein harmonischer Abschlufs fehlt, wie ihn z. B. Scherer hat, und Ref. hätte es auch seinerseits für geeigneter gehalten, wenn jener letzte Abschnitt, der ohnehin von dem Fortgang der litterarischen Strömung rasch überholt wird, gesondert, als Anhang zum Ganzen erschienen wäre, ähnlich, wie z. B. Adolf Stern eine Fortsetzung der Vilmar'schen Litteraturgeschichte gegeben hat; allein auf der anderen Seite wird man dem Verf. für den im Verhältnis zur Schwierigkeit des Stoffes trefflich gelungenen Versuch, eine Überschau auch über die neueren und neuesten Erzeugnisse unserer Litteratur zu geben, reichlichen Dank wissen, zumal da dieser Abschnitt die gleichen Vorzüge aufweist, wie die übrigen Partieen des Werkes.

Die Illustrationen, die dem Ganzen zur schönen Zierde gereichen, beschränken sich diesmal zumeist auf Bildnisse der Dichter; aufgefallen ist dem Ref., dafs Lessing nur als Knabe dargestellt ist; wir würden ihn aufser auf dem interessanten Knabenbild auch gerne als Mann sehen, vielleicht an Stelle des Nicolai'schen Bildes.

Dafs sich bei einem so umfangreichen Werke einzelne Versehen finden, ist wohl entschuldbar; so ist z. B. Klopstock nicht am 14. Mai, sondern am 14. März gestorben, Hebel nicht 1829, sondern 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen, Schubart nicht 1743, sondern 1739 geboren u. a. m. Auch von Druckfehlern ist das Werk nicht ganz frei, so z. B. S. 421 Z. 6 v. u. „bei einem“ statt „bei keinem“ oder S. 722, wo die Titel der Stieler'schen Gedichte teilweise unkorrekt gedruckt sind, („Bergbloameln“ statt „Bergbleameln“, „Hobts a Schneid“ statt „Habts a Schneid“); das letzte dichterische Werk Stielers „ein Winteridyll“ scheint der V. nicht mehr gelesen zu haben, da dasselbe während der Herausgabe der Litteraturgeschichte erschien, sonst hätte er es einerseits nicht eine „Gedichtsammlung“ genannt, andrerseits diese Perle der Stieler'schen Dichtung auch besser gewürdigt. — Doch dergleichen kleine Ausstellungen können der Trefflichkeit des Werkes keinen Abbruch thun, und wir wünschen demselben die wohlverdiente Anerkennung und Verbreitung auch in den Kreisen der Schule.

Das Goethesche Gleichnis. Von Prof. Dr. Hermann Henkel, Direktor des Gymnasiums zu Seehausen i. A. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1886. 147 S. ℳ 1.60.

Untersuchungen über das Gleichnis bei einem Dichter sind gewifs von grofsem Wert; bieten sie doch einen schätzenswerten Beitrag zur Charakteristik desselben, als Mafsstab seiner Originalität. Während wir nun in bezug auf diesen Gegenstand eine ganze Reihe eingehender Spezialuntersuchungen über Dichter aus dem klassischen Altertum haben (wie z. B. mehrere über das homerische Gleichnis, dann über das Gleichnis bei Virgil, Statius, Valerius Flaccus, Silius Italicus u. a.), fehlen uns solche über neuere Dichter so ziemlich ganz. Darum war es ein glücklicher Gedanke des V. obengenannten Büchleins, sich das Gleichnis bei Goethe, den „das Bedürfnis figürlich und gleichnisweise zu reden durchs ganze Leben begleitete“, der sich selbst den „ewigen Gleichnismacher“ nennt, zum Vorwurf einer eingehenden Darstellung zu machen. Ebenso glücklich aber als der Gedanke, ist die Durchführung der Arbeit vortrefflich. Der V. hatte seine Abhandlung zuerst den Schulprogrammen von Seehausen in der Altmark (1883 und 1884) beigegeben; ermuntert durch den Beifall, den dieselbe überall fand, hat er sie nunmehr „verbessert, vermehrt und vervollständigt“ einem gröfseren Leserkreis vorgelegt und sich damit gewifs den Dank und die Anerkennung aller Goethefreunde verdient.

Das Wort Gleichnis nimmt der V. im weiteren Sinn und begreift darunter nicht nur das ausgeführte, welches Sache und Bild nebeneinander stellt (das eigentliche Gleichnis), sondern auch das verkürzte, das beide ineinander verschränkt (das metaphorische Gleichnis). Das Büchlein zerfällt nun in zwei Hauptteile; während der zweite (S. 59—147) die eigentliche Sammlung der prägnantesten Gleichnisse, geordnet nach den zur Vergleichung herbeigezogenen Gegenständen, umfafst, enthält der erste (S. 1—58) zunächst eine Zusammenstellung der Äufserungen Goethes über das Wesen des Gleichnisses, ferner eine kurze, aber äufserst treffende Charakteristik der Gleichnisse bei Homer und Shakespeare, jenen Dichtergenien, die auf Goethe den mächtigsten Einflufs geübt; damit hat der V. eine Art theoretische Grundlage gewonnen und einen Untergrund gegeben, auf dem sich die Eigenart des Goetheschen Gleichnisses (S. 22—58) schärfer und deutlicher abhebt. Die Charakteristik desselben ist ebenso gründlich als geistvoll. „Der Dichter greift nach Bildern, nicht weil er unvermögend wäre, seine Gedanken exakt in Worte überzutragen, noch um der Rede einen überflüssigen, äufseren Schmuck zu verleihen, sondern aus innerer Nötigung, aus dem Bedürfnis seiner harmonischen Natur, die Einzelerscheinung im Zusammenhang des Weltganzen zu schauen und zur Anschauung zu bringen“. — „Sein Gesichtskreis war von einer Weite, dafs seinem Bedürfnis, die Sache selbst im Reflex verwandter Erscheinung zu zeigen, eine unerschöpfliche Menge zuströmender Bilder entgegenkam, und dafs das Weltbild, welches seine Gleichnisse wiederspiegeln, einen Umfang und Reichtum besitzt, wie er kaum wieder angetroffen wird. Der Kosmos der Natur und des Geistes, Himmel und Erde, das Kulturleben in seinen einfachsten und verwickeltsten Erscheinungen, Kunst und Wissenschaft, Sage und Geschichte, die Bibel und das Evangelium der Natur, Orient und Occident, Altertum und Gegenwart sind ihm dienstbar und zu augenblicklicher Verwendung bereit“. — Mit Nachdruck weist der V. auch darauf hin, dafs die Sturm- und Drangperiode sich auch in den Gleichnissen bei Goethe ausprägt, wie er denn z. B. im ersten Entwurf des Götz sein Vorbild Shakespeare schier noch zu überbieten sucht, dafs er aber gar bald

auch hierin das schöne Mafs gewann, das seine klassischen Werke in jeder Hinsicht auszeichnet. Des weiteren bemerkt der V., wie der Dichter bei den aus der Natur entlehnten Gleichnissen sich zumeist an das hielt, was er gerade vor sich sah. Ebenso finden wir in dem Büchlein eine Reihe treffender Bemerkungen und Beobachtungen über den mafsvollen Gebrauch, den Goethe, im Gegensatz zu Shakespeare, auf poetischem Gebiete von Gleichnissen macht, während er im Gespräch und in Briefen von Tropen überflofs, dann über das Vermeiden des unruhigen Wechsels der Bilder, über die Ausführung, die Wahrheit und Kongruenz derselben, über die von ihm eingehaltene richtige Grenzlinie, bis zu welcher eine Vergleichung geführt werden darf, ohne das ästhetische Gefühl zu verletzen u. s. w. Damit glauben wir den reichen Inhalt des Schriftchens einigermafsen angedeutet zu haben. Wenn wir zum Schlufs noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, dafs der V. bei einer neuen Auflage — eine solche wird gewifs nicht fehlen — eine Übersicht der Kategorien, nach welchen die Gleichnisse geordnet sind, beigeben möge.

Regensburg. L. Bauer.

Morceaux Choisis de Buffon ou Recueil de ce que ses écrits ont de plus parfait sous le rapport du style et de l'éloquence. Brème. Heinsius. 1885.

Diese von Oberlehrer Bertram für die Zwecke der Schule herausgegebenen Stylproben aus Buffons Werken sind der Abdruck einer alten, von anonymen Kompilatoren herausgegebenen Anthologie. Da die Auswahl der Stücke ohnehin eine vortreffliche ist, hat der Verfasser nur an die Stelle der alten Orthographie die neue der Academie gesetzt. Den Morceaux ist in einem eigenen Büchlein ein Supplément beigegeben, in welchem der Herausgeber erklärende Noten zum Texte und zwar in französischer Sprache gibt. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die Lektüre dieser Morceaux dem Schüler nicht blos Muster eines glänzenden Stils vorführt, sondern auch seine Beobachtungsgabe entwickelt und seinen Geist ans Nachdenken gewöhnt. In diesem Sinne möchten wir das Buch den Kollegen angelegentlichst empfehlen.

In gleichem Verlage und von der Hand des gleichen Herausgebers erschien 1884 auch Le Fablier classique de la Jeunesse. Dieses Fabelbuch enthält 84 Fabeln Lafontaines, 42 aus Florian, und 26 aus der Feder anderer Dichter wie Gaudy, Lachambeaudie etc. Den Fabeln ist ein doppelter Anhang in französischer Sprache beigegeben. Anhang I enthält eine kurz gefafste Verslehre; Anhang II untersucht 2 der schönsten Fabeln Lafontaine's und gibt so Musterbeispiele einer litterarischen Analyse. Der in einem eigenem Heft beigegebene Supplément au Fablier classique enthält erklärende Noten in französischer Sprache. Sowohl die reiche Auswahl an Fabeln, als auch die in weisem Mafse gegebenen Noten, welche sachliche Erklärungen geben und nur wirkliche sprachliche Schwierigkeiten heben wollen, empfehlen das Büchlein zur Einführung in Schulen.

Dr. W. Steuerwald, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. München. Druck und Verlag von Ernst Stahl sen. 1886.

Der Herausgeber, dem wir schon ein vortreffliches „Lehrbuch der englischen Aussprache nebst Vocabular, München und Leipzig. R. Oldenburg. 1883“ verdanken, hat sich die dankenswerte Mühe genommen, aus

dem reichen Schatze der englischen Litteratur ein Lesebuch für höhere Lehranstalten zusammenzustellen. Das Gebiet der englischen Schulanthologien ist ein noch wenig bebautes. Der Wunsch nach einem praktisch eingerichteten Lesebuch, das den Übergang zur Lektüre eines Klassikers bilden sollte, war ein berechtigter. Diesem Wunsche kommt Steuerwalds Buch für das nächste Schuljahr entgegen und wird um so mehr den Beifall der Kollegen erringen, als es ganz vorzügliche Eigenschaften besitzt. Dasselbe zerfällt in 6 Abschnitte, deren Aufzählung einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Inhaltes gestattet. 1. Human Life, Nature, God. 2. History, Mythologie, Tradition mit den Unterabteilungen a) General History, b) English History, c) History of English Literature. 3. Geography, England and the English. Amerika. 4. Speeches 5. Miscellaneous Readings, Letters etc. 6. Poetry. Der ausgewählte Stoff ist ein mannigfaltiger, anziehender und durchaus würdiger. Einen besonderen Vorzug des Buches ersehe ich in der Aufnahme zahlreicher Stücke, welche die britische Nation, ihre Sprache, ihr Land, ihre Sitten und Eigentümlichkeiten und ihre staatlichen Einrichtungen behandeln. Der Schüler hat bei der Lektüre solcher Stücke neben der sprachlichen Übung noch den Vorteil, dafs er Land und Leute, deren Sprache er studiert, kennen lernt. Ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren ist nur im ersten Abschnitte beobachtet worden, da in den übrigen Partien des Lesebuches schon die Rücksicht auf den Stoff eine solche Anordnung verbietet. Einen willkommenen Anhang bildet die Aussprachebezeichnung der Eigennamen. Da die Wörterbücher in dieser Beziehung gewöhnlich den Schüler im Stiche lassen und da gerade die Aussprache der Eigennamen sehr oft von den allgemein gültigen Regeln abweicht, so ist dieser Anhang ein sehr dankenswerter. Die erläuternden Anmerkungen sind meist sachlicher Natur und beschränken sich auf das Notwendigste. (In der Anmerkung zur Seite 53 halte ich den Genitiv „of the sham besiegers“ für einen subjektiven.) Da das Lesebuch auch in seiner äufseren Erscheinung (guter Druck, gefälliger und dauerhafter Einband) wesentliche Vorzüge besitzt, kann es mit gutem Gewissen den Kollegen zur Einführung empfohlen werden.

München. Joseph Steinberger.

Georg Weber. Allgemeine Weltgeschichte. Band 5—8. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet. Leipzig. Engelmann. 1883—1885.

Die Bände 5—8 der allgemeinen Weltgeschichte Webers enthalten die Geschichte des Mittelalters. Welchen Standpunkt der Verf. bei der Behandlung dieser Geschichtsperiode einzunehmen gedenkt, hat er in seiner ersten Auflage in der Vorrede zum fünften Band deutlich ausgesprochen. Er werde bemüht sein, allen Bestrebungen und Errungenschaften der Kulturvölker rechnung zu tragen, doch sollten diejenigen Völker und Staaten, welche auf den Bildungsgang und die geistigen Anschauungen späterer Geschlechter einen vorwiegenden Einflufs gehabt haben, auch eine umfassendere Behandlung erfahren. Wie im Altertum den Hellenen, so wolle er im Mittelalter und in der neueren Geschichte dem deutschen Volke den Ehrenplatz einräumen und seine Thaten und Schicksale wie sein geistiges Leben eingehender und umfassender behandeln, aber auch den anderen Nationen die ihnen gebührende Stellung anweisen. Zu dieser Behandlung drängt schon der Lauf der Geschichte selbst. „War denn nicht das Altertum vorzugsweise vom hellenischen Geiste und Wesen getragen,

und bildete denn nicht das deutsche Volk, sobald es sich einmal als Ganzes fühlen gelernt und zu einem Reiche geeinigt hatte, den Kern und Mittelpunkt, an den sich die übrigen Nationen anlehnten, das Zentrum, um das sich das geschichtliche Leben im Mittelalter und in der Reformationszeit bewegte? Die Stellung des deutschen Reiches in der Mitte von Europa, sein Streben nach universaler Bildung, sein angeborner kosmopolitischer Hang, der auch an das Fremde und Feindliche den Mafsstab der Humanität, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe anlegt, scheinen es besonders zum Hüter und Verwalter der historischen Schätze zu befähigen." So schrieb Weber sehr resigniert im Jahre 1863. Das deutsche Volk aber scheint sich mit der ihr von Weber vindicierten Rolle eines Universalhistorikers, dem nur der immerhin ehrenvolle Beruf zufalle, das geschichtliche Leben zu beobachten und die eigenen wie die fremden Errungenschaften genau und gewissenhaft im grofsen Grundbuche zu verzeichnen, nicht begnügen zu wollen. Schon sieben Jahre nach diesem prophetischen Ausspruch Webers hat das deutsche Volk es vorgezogen, statt nur Geschichte zu schreiben selbst Geschichte zu machen und hat sich unter einem erblichen Kaiser zur ersten Grofsmacht emporgeschwungen.

Um nun zu den einzelnen Bänden überzugehen, so enthält der 5. Band zwei grofse Abschnitte, von denen der erste die mohammedanische Welt, der zweite das Zeitalter der Karolinger und das oströmische Reich schildert. Die Seitenzahl ist genau dieselbe, wie in der ersten Auflage (765), und die Veränderungen bestehen nur in kleinen Zusätzen und Auslassungen auf Grund neuerer Forschungen, die einzeln aufzuführen mir der Raum fehlt. Die Literatur ist vermehrt durch: A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams und Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im 12 u. 13. Jahrhundert. Fr. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber. Ich vermisse Krehl: Über die Religion der vorislamitischen Araber und Ibn Ishak, den ältesten Biographen Mohammeds. Statt Webers Muhammed (V, 13) schreibt Ranke Mohammed (Weltgeschichte V, 52), was ursprünglich eine appellative Bedeutung hat und mit Messias ziemlich gleich bedeutend ist. Ob dies der ursprüngliche Name war oder etwa nur das ben Abdallah, Sohn des Abdallah, verdrängt hat, nachdem er als Prophet anerkannt wurde, ist zweifelhaft. Eine weitere Abweichung ist, dafs Ranke nicht in den Mai 569, wie Weber, sondern auf den 20. August 570 das streitige Geburtsjahr Mohammeds verlegt. Die Literatur des Zeitalters der Karolinger fand Vermehrung durch Jaffés bibliotheca rerum Germanicarum und durch die neu erschienenen Jahrbücher der deutschen Geschichte von Breysig, Ölsner, Abel und Simson. Zahlreiche Monographien über einzelne Persönlichkeiten und Zustände sind am Ende aufgeführt. Unter anderen fehlen die trefflichen Werke von Kaufmann und Arnold.

Der 6. Band umfafst im ersten Teil die Vorherrschaft des deutschen Reiches, im zweiten das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen (erste Abteilung bis zu Kaiser Heinrichs VI. Ende). Die Seitenzahl ist in der neuen Auflage wesentlich kleiner als die in der ersten 825 gegen 866, da verschiedene ergiebige Abstriche zum Vorteil des Ganzen erfolgt sind. Beim Wormser Konkordat VI. S. 410 hat Weber den in der ersten Auflage fehlenden, aber geradezu entscheidenden Zusatz „und dann erst geweiht werden dürfe" angefügt.

Der 7. Band behandelt auf 914 Seiten die zweite Abteilung des Zeitalters der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, ferner den Verfall der Lehnsmonarchie, des Pontifikates und die Herausbildung ständischer Verfassungen. (Erste Abteilung bis zu Ludwigs des Bayern Ausgang.)

Hier vermisse ich in der benützten Literatur E. Winkelmann, (Jahrbücher der deutschen Geschichte) Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, ferner Kaiser Friedrich II, von andern Autoren Abel, König Philipp; Schirrmacher, Kaiser Friedrich II; Nitzsch, deutsche Studien u.s.w.

Band 8 enthält die zweite Abteilung des Verfalls der Lehnsmonarchie und des Pontifikates sowie die Herausbildung ständischer Verfassungen. Am Schlufs schildert Weber den Sieg des monarchischen Prinzips über den Feudalismus. Ausgang des Mittelalters. Erste Abteilung bis zur Mitte der Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. Beigegeben ist dieser vierbändigen Geschichte des Mittelalters ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Register.

Was die Beurteilung von Personen und Thatsachen in der soviel umstrittenen Geschichte des Mittelalters anlangt, so gibt sich Weber sichtlich Mühe sich stets in die Zeitverhältnisse zu versetzen, unter deren Einwirkung jene handelten, diese zur Erscheinung kamen, und nimmt nicht den Mafsstab des Urteiles aus den Parteistellungen der Gegenwart, was bei Schlosser z. B. manchmal störend wirkt. Frei von konfessioneller oder politischer Orthodoxie strebt Weber das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkt zu erfassen und mit unbefangenem Sinn ohne vorgefafste Meinung an die Erscheinung heranzutreten.

Wie die Geschichte des Altertums, so kann auch die vorliegende umfassende Darstellung des Mittelalters, welche ihren besonderen Reiz durch die vielen und eingehenden Schilderungen der Kulturverhältnisse in dieser Periode erhält, allen Kreisen auf das beste empfohlen werden.

München. Gruber.

Aug. von Edlinger, Kleines etymologisch-geographisches Lexikon. München. L. Finsterlin's Verlag. 1885.

Über den Nutzen, den die etymologische Erklärung charakteristischer Namen für die Anschaulichkeit des Geographieunterrichtes gewährt, ist schon wiederholt gesprochen worden. Nun kann man aber von einem Lehrer, der aufser Geographie auch noch in anderen Fächern Unterricht zu geben hat, nicht verlangen, dafs er sich das Material dazu aus den vielen Spezialwerken, wie Daniel, Förstemann, Miklosich, Zeufs etc. mühsam zusammenhole, und andererseits gewährt auch die Benützung von Egli's grofsem etymologisch-geographischen Lexikon keinen genügenden Aufschlufs, da es trotz seines grofsen Umfanges doch für die einzelnen Länder, speziell Deutschland, nur sehr geringe Ausbeute liefert. Um so erwünschter kommt uns vorliegendes Werkchen, welches „ein kurzes und im Preise billiges Büchlein sein soll, in welchem die wichtigsten geographischen Namen der alten und neuen Zeit eine genügende Erklärung finden, und das so ein Hilfsmittel beim Unterrichte in der Geographie an Mittelschulen werden soll.“ Es sind vorwiegend deutsche Orts- und Flufsnamen berücksichtigt und auch unbedeutendere Orte unseres engeren Vaterlandes aufgenommen. In Rücksicht darauf sollten übrigens Orte, wie Freising, Speier, Schweinfurt etc. nicht fehlen, während andererseits Namen, wie Manitoba, Motye, Ouro Preto etc. wegfallen dürften. Bei Ortsnamen, deren Herkunft nicht zweifellos feststeht — und es gibt deren manche — würde es sich vielleicht empfehlen, ein Fragezeichen oder eine zweite Erklärung beizufügen. Die Darstellung ist, der Bestimmung des Büchleins entsprechend, knapp, enthält aber im ganzen das Notwendige. Möge sich der Verf. durch den, wie wir wünschen, günstigen Erfolg des Büchleins bestimmen lassen,

ähnlich wie es vor kurzem Umlauft für Österreich that, so auch für Deutschand eine eingehende geographische Namenkunde zu schaffen!

R. Trampler's Mittelschul-Atlas. Grofse Ausgabe. 2. Auflage. Wien 1885. Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Preis 3 fl. 30 kr.

Der vorliegende in 2. vermehrter und verbesserter Auflage erscheinende Atlas ist hauptsächlich zu empfehlen wegen seiner Reichhaltigkeit. Er enthält 3 Karten von Europa, 19 von Österreich-Ungarn (je 1 physikalische, politische, Höhenschichten-, Konfessions-, Regen-, Sprachenkarte etc., sowie die Darstellung der einzelnen Kronländer), 5 Karten von Deutschland, 10 Karten vom übrigen Europa, 11 Karten von den anderen Erdteilen (physikalisch und politisch) und aufserdem noch Karten zur Darstellung der horizontalen und vertikalen Gliederung, der Terrainlehre, der Verbreitung von Pflanzen und Tieren etc. — im ganzen 60 Haupt- und 77 Nebenkarten. Aus dieser Verteilung ersieht man, dafs der Atlas vorwiegend für österreichische Schulen bestimmt ist. In den rein politischen Karten ist, abweichend von anderen Atlanten, auch das Terrain aufgenommen, meines Dafürhaltens keine glückliche Neuerung; denn entweder mufs, um die politisch-topographischen Verhältnisse nicht zu stören, die Farbe des Terrains sehr abgetont werden, dann wird die Karte matt und verschwommen, oder das Terrain ist scharf und bestimmt, dann tritt die politische Einteilung zurück und wir haben wieder die physikalisch-politische Darstellung der Länder, wie sie früher üblich war. Wozu dann 2 Karten? Auch die Auswahl der Farben auf den physikalischen Karten scheint mir nicht besonders günstig: vollgrün für Ebenen bis 150 m, mattgrün für Hügelland bis 300 m, hellbraun für Bergland über 300 m und weifs für die Schneeregion. Das Vollgrün ist nämlich so giftig, dafs es auf Kosten der anderen mehr gebrochenen Farben ungewöhnlich hervortritt, und das Braun sollte viel dunkler und satter sein, um dem Schüler gleich beim ersten Blick die Bodenerhebung deutlich zu machen. Man vergleiche damit die dem Auge so wohlthuende graue Farbe für Ebenen und das Braun für Hügelland, wie es im Atlas von Diercke und Gaebler angewendet ist, und man wird sofort den gewaltigen Unterschied empfinden. Hiebei kommt mir aber noch ein anderer Gedanke. Man findet nämlich fast in jedem Atlas andere Farben für die Bezeichnung von Ebenen, Hügel- und Bergland, und was noch schlimmer ist, fast jeder Atlas und fast jedes Geographiebuch setzt eine andere Höhengrenze für die Bezeichnung dieser Begriffe, z. B. für Tiefebene bis 150 m, 200 m, 300 m; die einen machen 3 Abteilungen, die andern unterscheiden blofs Tiefland und Hochland u. s. f. Es wäre wünschenswert, dafs sich über den 1. Punkt die Kartographen, über den 2. die Geographen baldmöglichst einigten; denn bei dem häufigen Erscheinen neuer Atlanten und bei der Anwendung von oft ganz entgegengesetzten Farben für dieselbe Höhenbezeichnung wird in den Köpfen der Schüler allmählich eine Verwirrung und Unsicherheit hervorgebracht.

Die äufsere Ausstattung des Atlas ist sauber und solid, der Preis für das Gebotene mäfsig. An Einzelheiten wären zu bemerken: Phaleros, Tripolica, Legnago . . . Auch die technische Ausführung der Karte dürfte, obgleich sie gegen die 1. Auflage besser ist, an einigen Stellen noch sorgfältiger sein. So fliefst z. B. die Etsch ganz gemütlich in ihrem Oberlauf über Berge und Gletscher; einigemale hat sich die Schrift abgedruckt; der Aufdruck der Farbe stimmt nicht immer mit der Grenzlinie (s. besonders

K. 36), Dinge, die bei einer 3. Auflage leicht zu verbessern sind und der Brauchbarkeit des Atlas keinen Eintrag thun.

München. G. Biedermann.

Dr. Willkomm, Das Wissen der Gegenwart. 43. Bändchen. Die pyrenäische Halbinsel, 3. Teil. Verlag von Freytag und Tempsky. Leipzig u. Prag.

Der Verf. führt uns in diesem letzten Teile durch die östlichen und südlichen Provinzen, wie auf die Inselgruppe der Balearen und Pithyusen und schildert mit grofser Anschaulichkeit und in lebhaften Farben Land und Leute nach Charakter, Sitten, Gewohnheiten und Trachten, die uns oft sehr sonderbar anmuten. Man sehe z. B. die Trachten der balearischen Bauern. Gebührende Rücksicht wird auf die Geschichte des Landes im Altertum und zur Zeit der Maurenherrschaft genommen und deren Einflüsse auf Kunst und Architektur nachgewiesen. Besonders liebevoll und farbenreich ausgeführt sind die Städtebilder von Saragossa, Valencia, Sevilla und Cordoba; dafs auf diese Glanzpunkte die etwas trockenere Besprechung der übrigen Städte weniger anmutend wirkt, ist erklärlich, wenn auch der Verf. bestrebt ist, durch Schildernng landschaftlicher Reize etc. das Interesse wachzuhalten, so dafs dem wohlthuenden Eindruck des Ganzen kein Abtrag geschieht. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dafs diese Sammlung mehrere Bändchen enthält, die der Schilderung fremder Erdteile gewidmet sind und zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sich empfehlen, da sie recht geeignet erscheinen, bei vorgerückteren Schülern das Interesse für eine tiefergehende geographische Kenntnis jener Länder zu beleben und zu weiterer Beschäftigung mit der Erdbeschreibung einzuladen.

Fr. K.

Dr. W. Braun, Rechenbuch für die unteren Klassen von Mittelschulen. I. Teil, das Rechnen mit ganzen Zahlen[1]). 88 S. II. Teil, das Rechnen mit gemeinen Brüchen. 90 S. Augsburg. Kommission der Math. Riegerschen Buchhandlung. 1885.

Der Rechenunterricht an Lateinschulen hat neben der Ausbildung für das praktische Leben die wichtige formale Aufgabe, für den mathematischen Unterricht vorzubereiten. Dieser zweifache Zweck des Rechnens wird nicht immer in gleichem Mafse beachtet. Während manche Verfasser von Rechenbüchern es für genügend halten, dafs der Schüler sich Gewandtheit und Sicherheit im Lösen praktischer Aufgaben nach althergebrachten mechanischen Formeln aneigne, betrachten andere das angewandte Rechnen als Nebensache, als Hauptsache dagegen die Darbietung der arithmetischen Lehrsätze „in streng systematischer Ordnung und in fester organischer Verbindung". Diese übersehen, dafs der Durchschnittsschüler der ersten Lateinklasse für die abstrakten arithmetischen Gesetze noch nicht die nötige Reife hat, dafs erst durch den Rechenunterricht das Abstraktionsvermögen entwickelt werden soll. 9—10 jährige Knaben lernen die Sätze zwar auswendig, erfassen aber nicht ihre Allgemeinheit, so dafs sie dieselben auch anwenden und daraus den Mecha-

[1]) Die beiden Teile sind durch höchste Entschliefsung vom 29. Juli 1885 und 16. Juli 1886 in das Verzeichnis der für Lateinschulen gebilligten Lehrmittel aufgenommen.

nismus der Rechenoperationen ableiten könnten. Weil ein solcher Unterricht unzeitig vorausnimmt, mufs er, um nicht ohne Resultate zu bleiben, auf die Einprägung der Gesetze unverhältnismäfsig viel Zeit verwenden und das angewandte Rechnen vernachlässigen. Und doch bildet dieses ein treffliches Mittel zur formalen Ausbildung. Der Schüler mufs die vorgelegte Aufgabe sprachlich und sachlich genau zu erfassen suchen, das Gegebene als Ausgangspunkt und das Gesuchte als Zielpunkt klar auseinander halten, die Zahlenverhältnisse der gegebenen Gröfsen bestimmen und so verbinden, dafs daraus die gesuchte Zahl hervorgeht. Der Rechenunterricht, welcher den Schüler zu einer klaren Beurteilung der in einer Aufgabe enthaltenen Sach- und Zahlenverhältnisse, sowie zu einer knappen und präzisen Darstellung der Schlüsse anleitet, bereitet für den Mathematikunterricht vor. Diese Aufgabe löst er vollständig, wenn er die Klarstellung der Grundbegriffe und des Zusammenhanges der vier Spezies, die Begründung der Operationen in einer der Entwicklungsstufe des Schülers entsprechenden Form und die Förderung des Abstraktionsvermögens sich zum Ziele setzt.

Ein treffliches Lehrmittel für einen in diesem Sinne zu erteilenden Rechenunterricht ist das Braunsche Buch, eine methodisch geordnete Aufgabensammlung, in welche die Erklärungen und Sätze in kurzer, präziser Form eingefügt sind. Es leitet den Verfasser das didaktische Prinzip, dafs jeder Unterricht vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Anschauung zum Begriffe fortschreiten müsse. Diesem Grundsatze widerspricht die in unseren Rechenbüchern gebräuchliche Behandlung des Rechnens mit benannten Zahlen nach demjenigen mit unbenannten Zahlen. Hr. Braun bricht mit diesem Herkommen. Er entwickelt durch ein geschicktes heuristisches Verfahren die Begriffe und Operationen zunächst an benannten Zahlen. An die einfachen Aufgaben über die Grundrechnungsarten reiht er auf allen Stufen zahlreiche und mannigfaltige praktische Beispiele, deren Stoff dem Erfahrungskreise des Schülers entnommen ist. Auf die Anordnung ist alle Sorgfalt verwendet. Jede Rechnungsart, jede Schlufsform wird in ihre Elemente zerlegt und das Einfache stets vor dem Zusammengesetzten gründlich geübt. Klammerrechnungen finden sich in dem Buche nur wenige; dagegen wird das Anschreiben einfacher Zahlenausdrücke besonders gepflegt. Viele geometrische Aufgaben bieten Gelegenheit, die Raumanschauung des Schülers zu fördern und ihn für den Geometrieunterricht vorzubereiten; werden sie in dem Sinne des Verfassers behandelt, so wird man das Fehlen einer besonderen geometrischen Propädeutik in dem Lehrplane unserer Lateinschulen weniger vermissen.

Über den ersten Teil, welcher den Lehrstoff der ersten Lateinklasse, die vier Spezies mit ganzen Zahlen und die Teilbarkeit der Zahlen, enthält, dünkt mir noch erwähnenswert, dafs bei der Subtraktion und Division die Ergänzungsmethode (österreichische Methode) gelehrt wird und dafs beim Dividieren das Messen und Teilen strenge auseinander gehalten werden. Auf diese Unterscheidung legt der Verfasser mit Recht grofses Gewicht; würde nicht das Messen vielfach vernachlässigt, so könnten die Klagen über die Schwierigkeit des Verhältnisbegriffes nicht immer wieder erhoben werden (cf. Bd. 21, d. Bl.). Nur in einem Punkte möchte ich mit dem V. rechten: er hat von den arithmetischen Gesetzen mehr aufgenommen als das Rechnen unbedingt erfordert. So anschaulich die hier gegebene Ableitung auch ist und so grofse Vorzüge sie besitzt vor dem Verfahren anderer Lehrbücher, welche die Gesetze meist als an Beispielen verifizierte Erfahrungssätze hinstellen, so glaube ich doch, dafs

das Buch hier an den Schüler zu grofse Anforderungen stellt. Die Lateinschule wenigstens wird aus den oben angeführten Gründen mehrere Sätze übergehen müssen.

Der zweite Teil zerfällt in zwei Abschnitte von fast gleichem Umfange. In dem ersten wird der Bruch als benannte Zahl, in dem zweiten als Quotient behandelt. Der Einführungskursus macht den Schüler mit dem Begriffe des Bruches vertraut und entwickelt in anschaulicher Weise die vier Grundrechnungsarten mit gebrochenen Zahlen. Der Bruch kann auf der Rechenstufe nur als benannte Zahl erklärt werden. Er ist auch anfangs als solche zu schreiben, um die Schwierigkeit, welche für den Knaben die Bezeichnung des Bruches bildet, zu überwinden. Wenn der Schüler sich durch einleitende Übungen, wie sie Hr. Braun zusammenstellt, die Definition des Bruches erarbeitet und verarbeitet hat, wenn er einsieht, dafs, wie die ganzen Zahlen Vielfache der Einheit sind, der Bruch ein Vielfaches einer kleineren Einheit ist, dann kann ihm die Gleichheit des Bruches mit einem Quotienten leicht zum Verständnis gebracht werden. Die hier gegebene Darstellung der Bruchlehre ist ein grofser Schritt vorwärts in der Methode des Rechnens. Für die gebräuchliche formale Ableitung der Rechengesetze ist der zehnjährige Knabe nicht reif. Was soll er sich z. B. bei der in Bd. 21 empfohlenen Definition: „Ein Bruch ist ein Quotient, dessen Wert man nicht durch eine einzige Zahl darstellen kann, z. B. $\frac{3}{4}$,“ denken? Diese Erklärung sagt nur aus, was der Bruch nicht ist. Sie bleibt dem Schüler vollständig unverständlich, wenn ihn das beigefügte Beispiel nicht an Bekanntes erinnert.

Hiemit sei dieses Buch allen Kollegen auf das Wärmste empfohlen. Ein hiernach erteilter Unterricht wird den Schüler zum denkenden Rechner erziehen und für die Mathematik bestens vorbereiten.

Nachtrag. Soeben ist der dritte Teil dieses Rechenbuches erschienen. Derselbe enthält das Pensum der dritten und vierten Lateinklasse, nämlich das Rechnen mit Dezimalbrüchen und mit ungenaueren Zahlen, die Regel de Tri und die Verhältnisrechnungen (Verhältnisse, Teilungs- und Mischungsrechnungen). Indem ich mir eine eingehendere Besprechung für später vorbehalte, bemerke ich nur, dafs der dritte Teil die Hoffnungen, welche die beiden ersten Bändchen erregten, vollständig erfüllt.

München. J. Lengauer.

Dr. Friedr. Erismann, Professor der Hygiene an der Universität Moskau. Gesundheitslehre für Gebildete aller Stände. III. vermehrte und verbesserte Auflage. München. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. 467 pg. 8⁰.

Das hübsch ausgestattete mit Inhaltsverzeichnis versehene, schon mehrfach übersetzte Buch, welches die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Hygiene berücksichtigt, wird bei seinem sehr billigen Preis mehr und mehr in Europa sich einbürgern. Es eignet sich vor allem zur Anschaffung für Schüler- und Lehrerbibliotheken. Behandelt sind die Themata: Luft, Boden, Klima, Gemeinwesen, Wohnhaus, Kleidung, Hautpflege, Ernährung. Speziell für Schulkreise wichtig sind die vorzüglich durchgeführten Kapitel über erste Kindheit, Schule (Schulkrankheiten), ferner Berufsthätigkeit (nebst Anhang über die Volkskrankheiten). Der Verf., von dem wir eine eigene Schulhygiene besitzen, hat sehr beachtenswerte Winke gegeben über die Mangelhaftigkeit der bestehenden Schuleinrichtungen

(S. 319), über die Dunkelheit und schlechte Luft in den Schullokalen; auch die schlechte Heizung ist berührt. Schlechte Öfen, Mangel an Heizmaterial, nachlässige Wartung der Öfen verursachen Krankheiten; es sollte, sagt er S. 340, eine möglichst gleiche Temperatur von 18—20° Cels. in allen Räumen des Hauses sein; fleifsige Zufuhr frischer Luft ist nötig, aber bei Vermeidung von Zug. Die Unzweckmäfsigkeit der Schulutensilien, aber auch die ungünstigen Verhältnisse zu Hause sind ins Aug gefafst; die bestehende Zahl der Schulstunden wird kritisiert; „man kann sich überzeugen, heifst es S. 324, wie kleine Knirpse von 12—14 Jahren bis tief in die Nacht hinein mit ihren Vorbereitungen für die Schule nicht fertig werden können.“ „Trotz der grofsen Fortschritte in der Methode des Unterrichts herrscht sowohl bei den Lehrern, als bei den höheren Schulbehörden immer noch eine zu geringe Einsicht in das, was der jugendliche Organismus ohne Gefährdung seiner Gesundheit zu leisten vermag, eine zu geringe Rücksicht auf die Bedingungen seiner normalen Entwicklung.“ (S. 326) Auch die Überbürdungsfrage wird gestreift und besonders die auf die häusliche Vorbereitung aufzuwendende Zeit als zu hoch bezeichnet; „übrigens sind fünf Schulstunden im Tag für ein Kind von 14 Jahren nur dann eine schwere Last, wenn es aufserdem noch einige Stunden zu Hause für die Schule zu arbeiten hat.“ Man soll eben durch zweckmäfsige Unterrichtsmethode den gröfsten Teil der Hausaufgaben ersparen. (S. 354) Für die untersten Klassen mag sich das durchführen lassen, in den mittleren Stufen schon werden umfangreichere häusliche Pensa nicht zu entbehren sein, am wenigsten im Deutschen.

Speier. Josef Sarreiter.

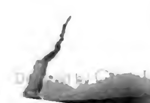
III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Cornelius Nepos erklärt von Karl Nipperdey. Neueste Auflage von B. Lupus. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1885. 190 S. Cornelii Nepotis vitae edidit Gustavus Gemfs. Paderbornae. Sumptibus et typis Ferd. Schöningh. 1885. 111 S. Die lezten Jahre haben uns eine Reihe von neuen Cornel-Ausgaben gebracht, die aus der Hand bewährter Forscher hervorgegangen, der Kritik und Erklärung dieses Schriftstellers sehr förderlich gewesen sind. Der Freytag'sche Verlag brachte gleich zwei Textausgaben auf den Markt, von Weidner und Andresen, bei Schöningh erschienen die beiden Ausgaben von Gemfs, dem bekannten Verfasser der Jahresberichte über Cornel. Nepos. Fleckeisen edierte in neuer Auflage den Halm'schen Text der Teubneriana und Lupus besorgte die neueste Auflage des Nipperdey'schen Schulkommentars. Von dieser reichen Litteratur liegen uns die beiden oben angeführten zur Besprechung vor. Über beide können wir uns kurz fassen. Die neue Auflage des Nipperdey'schen Nepos zeigt keine wesentlichen Verschiedenheiten von ihren Vorgängern. Doch wurde der Text an c. 43 Stellen gegenüber der letzten Ausgabe geändert; wir finden Konjekturen von Neueren, wie Cobet, Pluygers, Weidner, Eufsner, Ortmann, Wölfflin, Fleckeisen u. a. aufgenommen. Auch in den Anmerkungen läfst sich in Einzelheiten die bessernde Hand erkennen. Die Citierung der Grammatik von Ellendt-Seyffert ist ungemein häufig, meist mit erläuterndem Zusatz, zuweilen aber auch ohne einen

solchen. Ref. ist überhaupt kein Freund von Grammatik-Citaten in einer Schulausgabe. Wird eine erläuternde Bemerkung hinzugefügt, so ist die Citation überflüssig; wird nur der betreffende Paragraph citiert, so wird dieser erfahrungsgemäfs nur von einem Bruchteil nachgeschlagen, abgesehen von denen, die überhaupt nicht in der Lage sind dieses zu thun, weil sie die Grammatik von E.-S. nicht besitzen. Aus demselben Grunde dürften z. B. auch in den Halm'schen Kommentaren zu Ciceros Reden die so häufig begegnenden Verweisungen auf die Zumpt'sche Grammatik, die ganz gewifs in keines Schülers Hand mehr sich befindet, endlich einmal wegfallen. Doch genug von diesem Punkte. Die Vorzüge des Nipperdey'schen Kommentars sind zu bekannt, als dafs wir hier sie neu anzupreisen nötig hätten. Die Textausgabe von Gemfs empfiehlt sich schon durch ihre nette Ausstattung, der Druck ist deutlich, das Papier gut, der biegsame Leinwand-Einband solid. Der Text ist, wie nicht anders zu erwarten, sorgfältigst konstituirt, doch fehlt eine adnotatio critica und mufs man sich darüber in der kommentierten Ausgabe Rats erholen. Diese selbst ist bereits im vorjährigen Jahrg. unserer Blätter S. 314 f. besprochen, so dafs wir, da der Text in beiden Ausgaben derselbe ist, darauf verweisen können. Mit dem dort ausgesprochenen Urteil stimmen wir, wenigstens was den Text anlangt — und dieser kommt hier allein in Betracht — vollkommen überein. Die Ausgabe nimmt einen ehrenvollen Platz ein unter ihren Konkurrenten und ist zum Schulgebrauch sehr zu empfehlen.

Q. Curti Rufi Historiae Alexandri Magni In breviorem formam redegit et scholarum in usum edidit Max C. P. Schmidt. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, Pragae s. f. F. Tempsky. XII, 176, XIV p. An die Besprechung dieses zur Schenkl'schen Bibliothek gehörigen Bändchens bin ich offen gestanden, mit zwiefachem Vorurteile gegangen: ich erwarte nichts Gutes von der Verschneidung schriftstellerischer Werke für Schüler, die sich mit einem Autor selbst befreunden können, wie Tertianer mit Cäsar; und Gutes erwarte ich von Max C. P. Schmidts Beschäftigung mit Curtius, so gering er auch meine Beiträge anschlägt. Da jedoch jenes ungünstige und dieses günstige Vorurteil sich die Wage halten, durfte ich einen Bericht übernehmen. Versuche ich vom Standpunkte Schmidts die Aufgabe zu betrachten, die er sich stellte, oder von dem Herausgeber der Xenophontischen Chrestomathie stellen liefs, so erscheint mir seine Behandlung geschickt und wohlgelungen. Ausgeschieden sind Erzählungen, welche anstöfsige Dinge berühren, dann Episoden über Antipaters Thaten in Europa und über Unternehmungen anderer Feldherren in Asien, um den Umfang des Werkes zu beschränken und die Teilnahme ganz auf den Helden Alexander zu lenken. Eingefügt sind Ergänzungen des Zusammenhangs, meist nach Freinsheim, und einzelne Worte zur Erläuterung des Satzbaues (Subjekte: is, rex, se) und der Satzverbindung (Konjunktionen). Geändert sind gewisse Wortformen, um Regel und Gleichmafs durchzuführen, unklassische Worte und Wendungen, um die guten Lehren der Grammatikstunde nicht durch böse Beispiele zu gefährden. Wichtiger sind die Änderungen in der Anordnung und Gliederung des Inhalts. Der Stoff wird in drei Bücher geteilt: I. Liber pugnarum (bis zum Tode des Darius: Granicus, Jssus, Arbela), II. Liber coniurationum (Philotas, Clitus, Hermolaus, Callisthenes), III. Liber Jndicus (bis zu Alexanders Tode). Die Übersicht wird dem Schüler, den auch ein erklärendes Namenverzeichnis, eine Zeit- und Stammtafel unterstützen, erleichtert durch Hervorhebung der Stationen des Alexanderzuges im Druck und durch ein sauber ausgeführtes Kärtchen, erschwert durch das Fehlen von Kolumnenüberschriften.



Dem Texte ist die Teubnersche Ausgabe von Vogel zu Grunde gelegt; ob unter den von Schmidt vorgenommenen Korrekturen auch einzelne als Beiträge zur philologischen Emendation des Textes zu betrachten sind, habe ich noch nicht geprüft.

Titi Livi ab urbe condita liber IV. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Leipzig, B. G. Teubner 1886. 1. Bd., 116 S. Nachdem Luterbacher sich zunächst als Erneuerer und Fortsetzer der Wölfflin'schen Kommentare zum XXI. und XXII. Buch an der erklärenden Livius-Ausgabe des Teubner'schen Verlages beteiligt hatte, ist er als Bearbeiter der ersten Dekade an die Stelle von M. Müller getreten, von welchem nur das I. u. II. Buch erläutert worden waren. Buch III in Luterbachers Bearbeitung erschien 1885; jetzt ist Buch IV gefolgt. Der Text wurde wieder sorgfältig behandelt; an Neuerungen fehlt es nicht, z. B. 2, 14; 4, 7; 6, 2; 8, 2; 9, 3; 21, 6 (tantum morbus); 27, 10 Aequorum); 32, 2; 42, 4; 43, 4 (duo et crearentur, qui); 44, 2; 51, 6; 58, 9 (arces cum periculo). Der Kommentar ist in sachlicher Beziehung knapper als der von Weifsenborn-Müller, in sprachlicher bisweilen ausführlicher, für Schüler durchaus bequemer, da er weniger Verweisungen enthält; an wissenschaftlichem Gehalte steht er diesem nach. Eine kurze Einleitung orientirt über die im IV. Buche behandelte Geschichte der Jahre 309—350 d. St. (445—404 v. Chr.), die besonders für die inneren Verhältnisse Roms und deren Auffassung bei Livius wichtig genug ist, um öfter, als es bisher wohl geschah, in der Schule gelesen zu werden.

Dr. Herm. Strack, Vollständiges Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. 4. vielf. verb. Aufl. Leipzig. Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1884. gr. 8. VI u. 134 S. ℳ 1,20. Auch wenn man die Verwendung von Spezialwörterbüchern bei der Vorbereitung der Schüler nicht billigt, behält das vorliegende einen selbständigen wissenschaftlichen Wert. Es sind in wichtigen Fällen die verschiedenen Lesarten unter Berücksichtigung der Ausgaben von Hug (Dindorf), Rehdantz-Carnuth, Krüger und Kühner, manchmal auch der Haupthandschriften angegeben; Wörter, bei welchen alle in der Anabasis vorkommenden Stellen angeführt werden, sind mit einem Sternchen bezeichnet. So ist das sorgfältig bearbeitete Buch ein gutes Hilfsmittel zur raschen Orientierung über Xenophons Sprachgebrauch in der Anabasis. Nachzutragen ist bei δορκάς noch die Stelle 5, 3, 10; bei ἔμπροσθεν ist von der Zeit die Stelle 3, 4, 2 angeführt, während hier die Lesart in Wirklichkeit ἐν τῇ πρόσθεν προσβολῇ heifst; bei κινδυνεύει c. inf. pafst die Übersetzung: jemand ist in Gefahr zu .... für die dort auch angeführte Stelle 5, 6, 19 nicht; hier verlangt der Zusammenhang die Übersetzung: es besteht Gefahr, dafs.

Martin Greif, Gedichte. 4. durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Cotta. 1886. Was Greif in einem seiner Epigramme sagt: „Seitdem ich zum Drama mich wandte, gelt ich, sonst niemals genannt, plötzlich als lyrische Kraft“, wird er wohl selbst nicht mehr aufrecht erhalten; denn seine dichterische Bedeutung, und zwar nicht blofs für die lyrische Gattung, ist schon seit längerer Zeit zur allgemeinen Anerkennung gekommen. Auch die neue um 98 Gedichte vermehrte Ausgabe seiner lyrischen Gedichte enthält manche hübsche Perlen der melischen Kunst. Es seien davon genannt das wahrhaft rührende Gedicht „Der alte Wandkalender“, das so tief und wahr empfundene „Der Zweifler“, „Der Gewitterhymnus“, ein Gemälde voll Kraft und Milde. Die neuen Sinngedichte bezeugen, dafs es unserem Dichter nicht an der satirisch-heiteren Ader fehlt. Die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Empfindung und die wahrhaft klassische Form sind Eigenschaften, welche die Greif'schen

Dichtungen allen Freunden echter Poesie zum Gegenstande wirklicher Herzenserquickung machen.

Anleitung zum Kartenlesen von Dr. J. R. Ritter von Lorenz-Liburnau. Mit 58 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. Wien. Ed. Hölzel 1885. Auf nur 18 S. gibt der V. an der Hand passend gewählter kartographischer Darstellungen in sehr zweckmäfsiger Weise eine instruktive Anleitung zum Verständnisse der Kartenbilder und zeigt die Verwendung der verschiedenen Darstellungsmethoden mittels Schraffierung, Schimmerung und Höhenschichtenanlagen an dem gleichen Objekte aufs anschaulichste. Die schön ausgestattete Schrift empfiehlt sich somit von selbst aufs beste.

Dr. H. Pick, k. k. Gymnasialdirektor i. P. Beiträge zur Statistik der österreichischen Mittelschulen. Salzburg. 1885. Verlag von H. Kerber. 27 S. Neue Beiträge zur Statistik der österreichischen Mittelschulen. ibid. 41 S. Der Berichterstatter glaubt die bayerischen Kollegen auf diese fleifsige Arbeit eines verdienten österreichischen Schulmanns aufmerksam machen und dabei zugleich den Wunsch aussprechen zu sollen, dafs eine ähnliche Zusammenstellung auch für Bayern unternommen werde. Der V. hat sich die Programme sämtlicher Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen aus jenen Ländern verschafft, welche im Reichsrat Zisleithaniens Vertretung finden, hat aus denselben, sowie aus offiziellen Mitteilungen anderer Art die für seine Zwecke wichtigen Daten und Zahlen ausgezogen und führt uns dieselben in trefflich geordneter Zusammenstellung vor. Das erste Heft liefert das eigentlich schulmäfsige Material, Notengebung, Nachprüfungen u. dgl., und es ergibt sich dabei das für einen Staat von der Gröfse und verschiedenartigen Zusammensetzung Österreichs natürliche Ergebnis, dafs trotz der Uniformität der Schulordnung in den einzelnen Kronländern eine ziemlich ungleichförmige Handhabung der Vorschriften stattfindet. Wir erblicken hierin keine Gefahr für das österreichische Schulwesen; läfst man doch auch in dem strammen Preufsen den einzelnen Provinzen einen ziemlich freien Spielraum. Im zweiten Hefte finden wir die Statistik der Maturitätsprüfungen vor; auch hier begegnen uns Divergenzen, welche der V. sorgfältig vermerkt. Wir geben demselben darin recht, dafs gerade für ein minder homogenes Land das vereinigende Band des staatlich geleiteten Abiturientenexamens nicht entbehrt werden könne.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Nekrolog.

Anton Linsmayer,

Rektor des Kgl. Maximiliansgymnasiums in München,
Mitglied des obersten Schulrates.

Geb. am 12. Juni 1827, gest. am 13. April 1886.

Mit Anton Linsmayer schied ein Mann aus dem Leben, der in seinem Wirkungskreise in mehrfacher Hinsicht eine hervorragende Stellung einnahm. Den folgenden Blättern, welche dem Andenken des den Seinigen und seinem Berufe zu früh Entrissenen gewidmet sind, sei die Bemerkung

vorausgeschickt, dafs ich mir über Dinge, über die ich nicht aus eigener Kenntnis berichten konnte, die erforderlichen Aufschlüsse erholte; zugleich spreche ich allen, welche mich mit zweckdienlichen Mitteilungen unterstützten, den schuldigen Dank aus.

Linsmayer, geboren am 12. Juni 1827 in Deggendorf, war der Sohn eines Bäckermeisters. Im väterlichen Hause erhielt er, der schon als Knabe unter mehreren Geschwistern seine Eltern durch Aufgewecktheit und Anstelligkeit erfreute, eine sorgfältige Erziehung. Vom elften Lebensjahre an besuchte er mit dem günstigsten Erfolge die damals in Deggendorf bestehende zweikursige Lateinschule. In der Musik (im Violinspiele) erteilte ihm der Vater selbst den ersten Unterricht; dafs er dabei anfänglich kein besonderes Geschick bewies, bereitete ihm bei dem strengen Vater manche schlimme Stunde. Übrigens wufste er mit der Zeit die Schwierigkeiten gut zu überwinden, ja während der folgenden Studienjahre wurde ihm das Musizieren mit vertrauten Freunden, besonders in Ferienzeiten, eine reiche Quelle der Freude und des Genusses. Sinn und Verständnis für Musik bewahrte er sich das ganze Leben hindurch, wie er auch in seiner Stellung als Schulvorstand nach Kräften die Pflege der Musik von seiten der studierenden Jugend begünstigte. Vom Jahre 1840 an setzte er das Studium am Gymnasium in Straubing fort, wo er in allen Klassen erfreuliche Fortschritte machte und das Gymnasialabsolutorium im Jahre 1846 mit der Note „vorzüglich“ bestand. Fleifsige und ausdauernde Thätigkeit war ihm schon in jener Zeit zur zweiten Natur geworden; erregte er doch, wenn er bis Mitternacht fortstudierte, nicht selten bei den zwei Freunden, welche das gleiche Zimmer mit ihm teilten, ein gewisses Mifsfallen, was freilich nur in haushälterischen Rücksichten begründet war, da die Auslagen für das armselige Kerzenlicht aus den gemeinsamen, knapp zugemessenen Mitteln der drei Studiengefährten bestritten werden mufsten. Damals zog ihn das Studium der Mathematik, in welchem Fache er auch durch Zuerkennung von Preisen ausgezeichnet wurde, in besonderem Grade an, so dafs seine Freunde erwarteten, er werde auf der Universität sich dieser Wissenschaft widmen. Tieferen Eindruck machte auf ihn während der Gymnasialstudien Rektor Reuters Persönlichkeit, von dessen Tüchtigkeit in der Leitung der Anstalt er mit hoher Achtung zu sprechen pflegte. Schon in den Jugendjahren bekundete sein ganzes Thun eine ernste, von wahrer Religiösität bestimmte Richtung; ein noch überlebender Zimmerkamerad versichert, er habe in den langen Jahren des Beisammenseins nie ein unsittliches Wort von ihm gehört. Im Vergleich mit den Altersgenossen häufig mehr in sich gekehrt entwickelte er sich frühzeitig zu einem scharf ausgeprägten Charakter.

Als er auf die Universität nach München kam, fühlte er bald entschiedene Neigung für das philologische Studium, dem er sich nun ausschliefslich widmete. Dies brachte ihm, da sein Vater die Wahl des geistlichen Standes wünschte, harte Kämpfe, welche für den Sohn, der mit zärtlicher Liebe an den Eltern hing, doppelt schmerzlich waren. So lernte er früh den bittern Ernst des Lebens kennen; der Charakter des jungen Mannes, der es nicht über sich gewinnen konnte in der wichtigsten Lebensfrage gegen die eigene Überzeugung zu handeln, mufste sich schon damals in seiner Festigkeit und Gediegenheit erproben. Doch kam es später wieder zu vollständiger Aussöhnung, als der Vater von den tüchtigen Leistungen des Sohnes Kenntnis erhielt. Noch vor wenigen Jahren äufserte der Verstorbene zu seinem Bruder, er würde sich dem geistlichen Stande gewidmet haben, wenn er nicht der Überzeugung gewesen wäre, dafs er

nach seiner ganzen Charakteranlage in dem selbstgewählten Berufe erfolgreicher wirken könne.

Mit dem Eifer wahrer Begeisterung für sein Fach betrieb er das philologische Studium und unterzog sich im Jahre 1849 mit bestem Erfolge der Staatsprüfung für das philologisch-historische Lehramt am Gymnasium. Thiersch, der erste Vorstand des philologischen Seminars, hatte ihm das Zeugnis ausgestellt, dafs er sich durch sein Bestreben um wissenschaftliche Bildung den Vorständen des philologischen Seminars in jeglicher Weise empfohlen habe. Er selbst hatte sich insbesondere an Leonhard Spengel angeschlossen, welcher auf den strebsamen und begabten Schüler allezeit sehr viel hielt; er zog ihn sogar zu einem engeren Kreise auserwählter Schüler bei, mit denen er mehrere Jahre hindurch an den Mittwochen und Samstagen im eigenen Heim Autoren wie Lucretius, Catullus, Plautus, Varro, Aristoteles las, sicherlich die gröfste Auszeichnung, welche von unserem allverehrten Altmeister der Philologie, dem abgesagten Feinde alles oberflächlichen Treibens, einem tüchtigen jüngeren Fachgenossen zu teil werden konnte.

Stets ein Freund der belebenden Anregung, die aus engerem Aneinanderschliefsen gleichgesinnter Berufsgenossen für den einzelnen entspringt, gehörte Linsmayer zu den Begründern einer solchen Vereinigung, welche während der letzten Zeit seiner Universitätsstudien unter dem Namen „philologischer Klubb“ oder „philologisches Kränzchen“ gebildet wurde. Auch wichtige Punkte des Gymnasialunterrichtes, z. B.: die Methode der Schriftstellerlektüre, die Behandlung des deutschen Unterrichtes, kamen hier zur Erörterung, indem man das schriftliche Referat eines Mitgliedes gemeinsam besprach. Viele dieser Klubbgenossen sind nun schon heimgegangen, unter ihnen der treffliche, mit Linsmayer eng befreundete Friedlein, der 1875 als Rektor des Gymnasiums in Hof starb. Die Vereinigung löste sich wieder auf, als die meisten Mitglieder infolge ihrer Verwendung im Staatsdienste an andere Orte übersiedeln mufsten.

Linsmayer kam zunächst im Jahre 1850 als Assistent an das Gymnasium in Bamberg, wo ihm Rektor Gutenäcker in seiner eigenen Klasse einen Teil des Unterrichtes übertrug. Die Ernennung zum Studienlehrer am Maximiliansgymnasium am 12. November 1852 führte ihn wieder nach München zurück; an der gleichen Anstalt erfolgte am 1. Oktober 1858 seine Beförderung zum Gymnasialprofessor. Im folgenden Jahre schlofs er den Bund fürs Leben mit seiner in tiefem Schmerze ihn betrauernden Gattin Adelgunde, Tochter des Geheimrates und Direktors der K. Hof- und Staatsbibliothek Philipp von Lichtenthaler. Nachdem ihm schon am 19. April 1864 die Führung der Rektoratsgeschäfte an Stelle des erkrankten Rektors Beilhack übertragen worden war, wurde er am 5. Mai 1865 nach dem Tode des letzteren zum Rektor des Maximiliansgymnasiums ernannt. Durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Kl. des Verdienstordens vom hl. Michael am 29. Dezember 1872 wurde seinem Wirken die Allerhöchste Anerkennung zu teil. Einen Beweis besonderen Vertrauens gab ihm die K. Staatsregierung durch die Berufung in den obersten Schulrat, welcher mit dem Jahre 1873 ins Leben trat.

Linsmayer war ein Mann von ausnehmender Leistungsfähigkeit, der, wenn er sich auch vorzugsweise auf seinen Beruf konzentrierte, doch immer einen offenen Sinn für die Welt aufserhalb dieses Kreises behielt. In jüngeren Jahren wie im vorgerückten Alter wurde er im geselligen Verkehre als anregender Gesellschafter geschätzt. Arbeit schien ihm nie eine Plage, vielmehr blieb rastlose Thätigkeit ihm stets Bedürfnis und

Genufs. Sein ganzes Wesen belebte frische Schaffenslust, immerwährendes Streben nach dem Besseren; dies verlieh seinem Thun Zug und Schwung. Überall zeichnete ihn klares Urteil, die Gabe raschen Überblickes auch in verwickelten Dingen und hervorragendes praktisches Geschick aus. Besonders hervorstechend war an ihm eine Kraft des Willens von seltener Stärke und Nachhaltigkeit, welche sich im allgemeinen in grofser Bestimmtheit und Entschiedenheit des Auftretens kund gab. Die Lebhaftigkeit, mit der er sich um alles annahm, was ihm wichtig schien, liefs ihn bei etwaigem Widerstreit der Meinungen nicht immer ganz ruhig bleiben, ja er wurde durch sein hitziges Temperament leicht zu einer gewissen Heftigkeit fortgerissen. Dadurch erschwerte er sich manchmal die Dinge, welche erreicht werden sollten; denn die schroffe Form, in der er dann seine Anschauung vertrat, berührte manchen unangenehm. Allein diese Schwäche wurde wieder ausgeglichen durch die Objektivität, mit welcher er auch von Untergebenen eine mit ähnlichem Nachdruck erfolgende Erwiderung entgegennahm, wenn sie sich auf Überzeugung und gute Gründe stützte, und durch die Vornehmheit seiner Denkungsart, welche keinem derartige Konflikte nachtrug. Mit irgend einer Angelegenheit, die ihn lebhaft in anspruch nahm, beschäftigt, schien er, nur seinen Gedanken nachhängend, häufig wenig zugänglich, so dafs man bei oberflächlicher Bekanntschaft mit ihm Entgegenkommen vermissen konnte. Mit seinen inneren Empfindungen war er in Angelegenheiten, bei welchen an erster Stelle sachliche Erwägungen mafsgebend sein mufsten, absichtlich zurückhaltend. So trat häufig eine rauhe Aufsenseite zu tage; allein darunter barg sich ein treffliches Gemüt mit warmer Anteilnahme für das Wohl und Wehe anderer. Wie er für die hinterlassenen Kinder eines früh verstorbenen Bruders mit wahrhaft väterlicher Hingabe sorgte, so that er, wo es möglich war, gerne auch für andere etwas, am liebsten unbemerkt, ohne Dank zu beanspruchen oder zu erwarten. „Damals schon“ — so äufsert sich ein ehemaliger Schüler — „kam mir der Gedanke, dafs hinter Linsmayer doch mehr sein müsse als der scheinbar herzlose, scharf denkende Verstandesmensch. Das fühlte ich daraus, dafs er unbemittelten Schülern, wenn sie ihre Pflicht thaten, wo es nur sein konnte, helfend beisprang. Aber niemals hätte ich geglaubt, dafs er auch persönlich so liebenswürdig, ja so herzlich sein könnte, wie ich ihn später kennen lernte, als ich an seiner Anstalt Lehrer war.“

Von aktiver Beteiligung an den erregten politisch-kirchlichen Parteibestrebungen unserer Tage hielt er sich grundsätzlich ferne, da er glaubte, dafs dies für seine Berufsstellung besser sei. Mit entschieden deutscher Gesinnung verband er allezeit die stärkste Anhänglichkeit an sein engeres Heimatland Bayern. Festen Halt bot ihm seine auf Überzeugung beruhende Religiösität; er selbst hielt sich strenge an die Vorschriften seiner Kirche. Dabei vermied er es aber durchaus, Angehörige anderer Konfessionen irgendwie zu verletzen; auch bei seinem Unterrichte unterliefs er alles derartige grundsätzlich.

Zu erfolgreicher Wirksamkeit am Gymnasium befähigten Linsmayer vor allem gründliche und umfassende Fachkenntnisse; damit verband sich das Streben nach fortwährender Erweiterung und Vertiefung des Wissens sowie Neigung zu selbständiger wissenschaftlicher Thätigkeit. In den alten Autoren erwarb er sich eine nicht gewöhnliche Belesenheit. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit schätzte auch Karl Halm, seiner Zeit Rektor des Maximiliansgymnasiums, der ihn bei der Bearbeitung der rhetorischen Schriften Ciceros beizog. Das zweite Heft von Halms Analecta Tulliana

Variae lectiones ad Ciceronis libr. I de inventione verfaſste Linsmayer als Programm für das Jahr 1853. Das Programm Commentatio de vita excellentium ducum exterarum gentium schrieb er im Jahre 1858 als Festgabe zum 50jährigen Doktorjubiläum seines Lehrers Friedr. Thiersch; ein weiteres Programm Lectiones Livianae enthält kritische Bemerkungen zu verschiedenen Stellen der ersten Dekade des Livius. Lebhaftes patriotisches Gefühl leitete ihn neben dem wissenschaftlichen Interesse bei der überaus lebendig und anziehend geschriebenen Untersuchung Der Triumphzug des Germanicus, die er 1875 zur Enthüllungsfeier des Hermannsdenkmales im Teutoburgerwalde veröffentlichte; durch genaue Prüfung der Überlieferung suchte er hier darzuthun, daſs Strabos Bericht, nach welchem des Arminius Gemahlin und Sohn beim Triumph des Germanicus im J. 17 als Gefangene aufgeführt wurden, nicht als geschichtlich beglaubigt gelten könne. Einen schätzenswerten Beitrag zur Kritik des Curtius lieferte das Programm vom J. 1875 De Q. Curtii Rufi codice latino Monacensi n. 15739 insignito. Vor einigen Jahren übernahm er die Bearbeitung einer Schulausgabe des Curtius. Da ihn die bisher befolgten Grundsätze bei der Feststellung des Textes nicht in allen Punkten befriedigten, so betrachtete er es zunächst als seine Hauptaufgabe, durch umfassend angelegte Studien hiefür eine neue Grundlage zu schaffen. Mit jugendfrischer Arbeitslust verwendete er eine Reihe von Jahren hindurch seine kärglich bemessene freie Zeit auf vollständige Neuvergleichung der Haupthandschriften des Curtius und kritische Verwertung des so gewonnenen Materiales. Diese mühevollen Untersuchungen zum Abschluſs zu bringen war ihm selbst leider nicht mehr beschieden.

Übrigens richteten sich seine Studien nicht minder auf die sonstigen Gebiete des Gymnasialunterrichtes; so besaſs er unter anderem umfassende Belesenheit in der deutschen Litteratur. Stets galt ihm die Lehrthätigkeit am Gymnasium als Hauptsache und mit wahrem Feuereifer setzte er dabei die volle Kraft ein. In den ersten Jahren seines Wirkens wuſste er die unteren, damals wiederholt über 70 Schüler starken Lateinklassen energisch zusammenzuhalten und zu fördern, so daſs er sich bald den Ruf eines tüchtigen Lehrers erworben hatte. In höheren Klassen ging sein Bemühen besonders darauf, die Schüler zur Selbstthätigkeit zu bringen, sie daran zu gewöhnen, mit bewuſstem Denken und eigenem Urteil in die Gegenstände des Unterrichtes einzudringen. Äuſserlicher Aneignung des Lehrstoffes wirkte er möglichst entgegen und suchte stets das Grund und Folge überlegende Denken zu wecken. Nach diesem Gesichtspunkt verfuhr er auch bei der Behandlung der formalen Logik und der Grundlehren der Psychologie und zwar in fruchtbringender Weise, wie mehrere Mitteilungen früherer Schüler hervorheben. Bei dem Unterricht in den alten Sprachen betrachtete er die Klassikerlektüre als die Hauptsache. Wenn er es aber durchaus miſsbilligte, übermäſsig viel Zeit auf Einübung grammatischer Einzelheiten zu verwenden oder die Lehrbücher für den sprachlichen Unterricht in der Schule mit derartigen Dingen zu überhäufen, so hielt er andererseits an der Notwendigkeit tüchtiger Unterweisung in den Sprachgesetzen wegen deren Unerläſslichkeit für einen gesunden Betrieb der Lektüre fest; denn Gründlichkeit, welche durch vollständiges Erfassen aller Einzelheiten zu klarem Verständnis des Ganzen zu gelangen sucht, galt ihm als erstes Haupterfordernis. Er verlangte wortgetreue Übersetzung; oberflächliche, schöne Redensarten wies er konsequent zurück und nötigte dazu auf die Grundbedeutung der einzelnen Wörter zurückzugehen und so eine schlichte Übertragung des Vorliegenden zu liefern. Da er auch bei

der zusammenfassenden Wiederholung gewöhnlich an dieser oft harten Verdeutschung festhielt, so mochten dadurch manche weniger leicht das rechte Gefühl für die Schönheit der vollendeten Form des Originales bekommen, besonders bei dichterischen Werken. Er selbst entbehrte aber keineswegs eines lebhaften Sinnes für den eigentümlichen Reiz, der bei Werken der Dichtkunst in der Schönheit der Form an und für sich liegt; hatte er doch wie in den empfindungsvollen Jugendjahren so auch noch in reiferem Alter eine ausgesprochene Neigung, selbst den Musen zu opfern und, was er dachte und fühlte, in Gedichten niederzulegen. Im übrigen wollte er bei der Klassikerlektüre die Erklärung des Sprachlichen nicht ausschliefslich in den Vordergrund gestellt wissen; den Inhalt der gelesenen Schrift im ganzen und den Zusammenhang der einzelnen Teile den jungen Leuten möglichst anschaulich zum Bewufstsein zu bringen hielt er immer für das Wesentliche. In der That verstand er es, durch seine Interpretation die Lektüre zu beleben, namentlich bei Horatius.

Ebenso suchte er beim deutschen Unterrichte, den er in der Oberklasse selbst erteilte, ein möglichst eingehendes Verständnis ausgewählter Meisterwerke der deutschen Litteratur zu vermitteln und dadurch die Neigung zu eigener Beschäftigung mit den grofsen Schriftstellern unseres Volkes zu wecken; in erster Reihe standen da Lessing, Goethe, Schiller, vor allem der letztere. So bildete sich am Maximiliansgymnasium die Sitte, dafs jährlich um die Zeit von Schillers Geburtstag die Schüler der Oberklasse an einem schulfreien Nachmittage eine Schillerfeier mit Musik und Vortrag Schillerscher Dichtungen ins Werk setzten. Freilich fehlt dem Maximiliansgymnasium eine angemessene Räumlichkeit zu wirklich würdiger Ausstattung einer solchen Veranstaltung; ist ja doch der ärmliche und dunkle Raum des sogenannten Musikzimmers so beschränkt, dafs nur wenige Schüler zur Teilnahme beigezogen werden konnten. Allein um so mehr mufste das freiwillige Bemühen der Mitwirkenden anerkannt werden, welches trotz der ungünstigen äufseren Verhältnisse manche schöne und wohlgelungene Leistung bot. Jedenfalls hatte man einen Beweis dafür, dafs am humanistischen Gymnasium die Pflege der deutschen Litteratur gleichfalls ihre Stätte findet. Auch andere derartige Gedenktage wurden in ähnlicher Weise gefeiert, so Lessings 150 jähriger Geburtstag.

Linsmayer war es bei seiner Lehrthätigkeit nicht blofs darum zu thun, Latein, Griechisch oder andere Unterrichtsgegenstände möglichst gut zu behandeln, sondern er wollte auf die gesamte Entwicklung der Jugend fördernd einwirken, ihre Tüchtigkeit nach jeder Richtung hin heben. Alle zu möglichst ernster Auffassung ihrer Aufgabe zu bringen, darauf zielte sein ganzes Auftreten ab. Auf Geistesgegenwart, Entschiedenheit und Bestimmtheit im Antworten legte er viel Gewicht und er bemühte sich eifrig zaghafte Naturen zu gröfserer Energie zu bringen. Überall ein Feind des Lahmen und Halben suchte er Leben und Frische zu wecken. Wie es nach der Beschaffenheit der verschiedenen Jahrgänge oder einzelner Charaktere gerade notwendig war, konnte er sich auch rauh und scharf zeigen; bei manchen mag sich der bleibende Eindruck darnach bestimmt haben, für einen Schulmann kein seltenes Los. Doch auch jener schönste Lohn des Lehrers blieb dem Verewigten nicht vorenthalten: viele seiner Schüler gedenken als gereifte Männer mit dankbarer Anerkennung der ihnen einstens durch seinen Unterricht gewordenen Förderung. Aus den mir zugegangenen Mitteilungen möge eine Stelle hier Platz finden: „Er war zwei Jahre hindurch, in der zweiten Gymnasialklasse und in der Oberklasse, mein Ordinarius. Dafs er sich unsere geistige Ausbildung sehr angelegen sein

liefs, dafs er sich alle Mühe gab unseren Sinn für die Schönheit der klassischen Welt zu erschliefsen, darüber herrschte unter uns allen, die Trägen nicht ausgenommen, nur eine Stimme. Besonders wenn er den Homer, die Äneis oder den Horaz, seinen Lieblingsdichter, erklärte, kam er in solchen Feuereifer, dafs er uns alle mit sich fortrifs. Selbst das Bild unermüdeter Thätigkeit hielt er bei seinen Schülern auf Gründlichkeit und ernstes Streben und wollte sich mit einer Halbheit nicht begnügen. Er drang auf gewissenhaftes Präparieren; doch gab er sich mit diesem „von der Hand in den Mund leben" nicht zufrieden, und bei der Begeisterung, die er uns für die Klassiker einzupflanzen wufste, brachte er es auch bei mehreren von uns dahin, dafs wir aus eigenem Antriebe in die Lektüre der Alten uns vertieften und für uns selbst cursorisch vieles lasen. Dafs all dieses auf unsern Lebensgang von Einflufs war, dafs es in hohem Grade sittigend auf uns wirkte und uns die spätere Berufsthätigkeit, zunächst das Universitätsstudium, mit gewissenhaftem Ernste erfassen liefs, wer möchte das bezweifeln?"

Dafs aber die jüngere Generation den anregenden Unterricht des Verstorbenen ebenfalls zu schätzen weifs, lassen Äufserungen von Schülern der letzteren Zeit erkennen, aus welchen ich noch einiges anführe: „Mit grofser Liebe erteilte unser verehrter Rektor den deutschen Unterricht. In den deutschen Arbeiten konnten wir, was den Stoff anlangt, in ungezwungenster Weise mannigfache Kenntnisse verwerten; denn einerseits gab er Themen verschiedenster Gattung, oft mehrere zur Auswahl (z. B.: Ansicht des Horaz über das Verhältnis von Malerei und Dichtkunst oder Schillers und Homers Behandlung von Hektors Abschied oder dramatischer Aufbau in beliebigen Stücken deutscher Dichter; ferner Themen ethischer Art u. dgl.), andererseits liebte er freie, originelle Auffassung und selbständige Gruppierung des Stoffes. Hinsichtlich des Stiles schützte er die Individualität eines jeden; er erkannte den einfachen, schmucklosen wie den mehr blumenreichen Stil an, wenn beide nur nicht in Extremen sich bewegten. Viel lag ferner dem Verblichenen daran, in uns tieferes Verständnis für die dramatischen Kunstwerke zu wecken. Vornehmlich war es die ethische und ästhetische Seite, die er bei den Dramen betonte. Ich erinnere mich noch mit Freude an jene Stunden, in denen er mit geradezu jugendlicher Begeisterung unseren Gefühlen entgegenkam, wenn er uns Schiller als Vorbild hinstellte. Schiller wurde von ihm mit seltener Wärme als der Repräsentant des Hohen und Idealen uns empfohlen, und nicht nur seine Dramen sondern auch seine Schriften ästhetischen Inhalts waren lange Gegenstand der Erörterung. Er sprach dann mit Feuer und manche Unterrichtsstunde wurde verlängert, wenn er anläfslich dieser und anderer dichterischer Werke auf die höheren Seiten und Ziele des menschlichen Lebens zu sprechen kam, wenn er an die überirdische Bestimmung des Menschen mahnend uns zu erhebendem Gottvertrauen und zu geistiger und sittlicher Vollendung anfeuerte."

Dem Verstorbenen war Herzensangelegenheit, was sein Gymnasium irgendwie berührte. Auch die späteren Schritte seiner einstigen Schüler verfolgte er mit Aufmerksamkeit und Liebe; mancher strebsame junge Mann erhielt Beweise hievon nicht blofs in teilnahmsvollen Worten, sondern auch in thatkräftiger Empfehlung und Fürsprache. Lebhafte Freude empfand er, wenn ehemalige Schüler seiner Anstalt sich in tüchtigen Leistungen bewährten; insbesondere wies er mit grofser Befriedigung darauf hin, dafs eine verhältnismäfsig bedeutende Anzahl derselben sich auf der Universität durch Lösung von Preisaufgaben auszeichnete.

Bei der Leitung der ganzen Anstalt, welche sich infolge der Bevölkerungszunahme Münchens fortwährend vergröfserte — die Schülerzahl stieg von ungefähr 270 bei Linsmayers Rektoratsantritt allmählich auf ungefähr 670 — bewies er energische Arbeitskraft und raschen Überblick auch in gewandter und sicherer Behandlung der geschäftlichen Dinge. Die Überwindung mancher mit dieser Amtsstellung unvermeidlich verbundenen Schwierigkeiten erleichterte das Ansehen, das sich seine ganze Persönlichkeit innerhalb der Anstalt wie aufserhalb derselben errungen hatte, wesentlich. Für seine Lehrer trat er unberechtigten Klagen gegenüber mit dem entschiedensten Nachdruck ein. Auf einheitliches Zusammenwirken aller Kollegen legte er grofses Gewicht. Wenn es zweckmäfsig schien, veranlafste er eingehende Beratungen des Lehrerkollegiums über die Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände, wobei ein schriftliches Referat eines oder mehrerer Kollegen zu grunde gelegt wurde. Dafs die vollständige Durchführung des hiebei schliefslich Vereinbarten gegenwärtig oft schon äufsere Verhältnisse unmöglich machen, wie der zeitweilig so rasch sich wiederholende Lehrerwechsel, wufste er wohl; doch als das Wesentliche erachtete er die Anregung, wichtige Punkte der Methode in wechselseitigem Meinungsaustausch von verschiedenen Gesichtspunkten aus in Erwägung zu ziehen, woraus der Sache selbst sicher Förderung erwachse. Überhaupt erstrebte er nur im Notwendigen Einheitlichkeit des Unterrichtsbetriebes, ohne etwa schablonenmäfsige Gleichmacherei zu wünschen; im Gegenteile er bedauerte die Gleichförmigkeit, welche durch allgemeine Verordnungen in immer steigendem Grade herbeigeführt wird, so wenig er verkannte, dafs die ganze Zeitrichtung, insbesondere das Berechtigungswesen, eine für die praktischen Interessen der Familien äufserst wichtige Sache, mit Notwendigkeit diese Entwicklung herbeiführe und so den einzelnen Studienanstalten die Möglichkeit einer den besonderen Verhältnissen angemessenen eigenartigen Entfaltung mehr und mehr benehme. So äufserte er auf der zweiten Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereines im J. 1865, es sollten nicht alle Anstalten nach e i n e r Norm arbeiten müssen, sie sollten selbständiger sich in dem bewegen können, was dem Unterrichte frommt; Gleichförmigkeit der Studienanstalten sei nicht notwendig, sondern freie Bewegung müsse beim Lehren herrschen. Bei der nun einmal in vielen Dingen unvermeidlich gewordenen Gleichförmigkeit hielt er um so mehr daran fest, dafs der einzelne Lehrer nicht einfach nach einer äufseren Schablone arbeiten dürfe, sondern durch Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit dem Unterrichte Kraft und Frische und eigenartiges Gepräge verleihen solle. Daher beengte er die Selbständigkeit des einzelnen grundsätzlich nicht durch überflüssiges Einreden oder durch kleinliche Überwachung; erprobter Verlässigkeit schenkte er weitgehendes Vertrauen. Ein grofser Vorzug an ihm war rückhaltlose Offenheit bei allen Vorkommnissen. An die Kraft des einzelnen stellte er nicht geringe Anforderungen, vorzugsweise bei Erkrankung von Lehrern, eine Mifslichkeit, von der seine Anstalt zu mancher Zeit in empfindlicher Weise heimgesucht wurde; er glaubte nämlich die Beiziehung von Aushilfslehrern mitten im Schuljahre im Interesse der Sache möglichst vermeiden zu müssen. Allein er trat in solchen Fällen selbst mit ein und half häufig auch in den untersten Lateinklassen aus. Überhaupt schonte er sich im Amte nicht; übernahm er doch noch in den letzten Monaten seines Lebens, obwohl körperlich schon äufserst angegriffen, wiederholt Aushilfsstunden und zwar sogar mehrere unmittelbar nacheinander. Seltene Arbeitskraft und Gewandtheit entwickelte er oft gegen Ende des Schuljahres, wo sich für ihn wegen der

Inanspruchnahme im obersten Schulrate die Geschäfte in besonderem Grade häuften. Aber er blieb immer bis zur letzten Stunde arbeitsfrisch; beispielsweise wufste er beim Gymnasialabsolutorium die Charakteristik für das Zeugnis jedes einzelnen auch bei einer Zahl von 50 Abiturienten immer so zeitig zu entwerfen, dafs die endgiltige Feststellung des Wortlautes der Absolutorialzeugnisse durch die Prüfungskommission ohne fühlbaren Zeitaufwand möglich war.

Der Gesundheitspflege wandte er als Schulvorstand alle Sorgfalt zu. Verdienstlich waren in dieser Beziehung unter anderem seine erfolgreichen Bemühungen um Herstellung einer den hygienischen und pädagogisch-disziplinären Anforderungen entsprechenden Schulbank, wobei er sich, um die vom ärztlichen Standpunkt aus zu erhebenden Ansprüche berücksichtigen zu können, mit Prof. Dr. von Buhl in Verbindung setzte; die Ergebnisse veröffentlichte er in der Schrift Die Münchener Schulbank (Buhl-Linsmayersches System) 1876. Im übrigen konnte er freilich an der eigenen Anstalt, deren Gebäude für seine gegenwärtige Bestimmung nicht ursprünglich errichtet, sondern erst später soviel als möglich adaptiert wurde und daher grofsenteils ungünstig gelegene und mangelhaft ausgestattete Räume besitzt, in dieser Hinsicht nicht viel thun. Aber bei der Feststellung von Plänen für neue Gymnasialgebäude wiederholt als sachkundiger Fachmann zugezogen wirkte er nach Kräften für möglichst zweckmäfsige, reichlich Licht und Luft gewährende, auch auf Schaffung angemessener Räumlichkeiten für Zeichnen, Turnen, Schulfeste u. dgl. Bedacht nehmende Anlage derselben.

Mit aller Kraft vertrat er das humanistische Gymnasium an und für sich, von dessen Bedeutung er überzeugt war, ohne aber an demselben alles für vollkommen zu halten. Insbesondere schien ihm die Methode des gymnasialen Unterrichtes fortschreitender Vervollkommnung fähig und bedürftig; dafs hiefür verhältnismäfsig wenig geschehe und bei der Vorbildung zum Lehramte am Gymnasium den höheren Anforderungen der eigentlichen Berufsthätigkeit nicht Rechnung getragen werde, beklagte er in hohem Grade. Bei aller Wertschätzung der alten Sprachen verkannte er die Bedeutung des mathematischen Studiums und der neueren Sprachen keineswegs; wichtigen Schriften über den letztgenannten Unterrichtsgegenstand wandte er eingehende Aufmerksamkeit zu. In dem Bestreben dieses Lehrfach, welches auch infolge äufserlicher Schwierigkeiten oft nicht genügend zur Geltung kommen konnte, in fruchtbringenderer Weise in den gymnasialen Unterricht einzufügen, verfolgte er längere Zeit den Gedanken, dafs ein altphilologischer Lehrer der Anstalt oder deren zwei sich fachgemäfs für diesen Lehrzweig ausbilden und nach Ablegung der vorgeschriebenen Staatsprüfung den neusprachlichen Unterricht übernehmen sollten. Zwar lenkte er zwei Kollegen erfolgreich auf dieses Gebiet, allein die Verwirklichung seiner Hauptabsicht verhinderten äufsere Umstände. Bezüglich einer etwaigen Gymnasialreform hielt er die Gefahr für besonders bedenklich, dafs man eine Schule mit einem Vielerlei disparater Lehrgegenstände schaffe und die Zersplitterung durch Einführung des Fachlehrersystems vollende; mit dem letzteren würde nach seiner Überzeugung trotz der Vorteile, welche dasselbe, theoretisch betrachtet, zu bieten scheint, der eigentliche Zweck des Gymnasialunterrichtes am wenigsten erreicht, namentlich bei der Überfüllung, mit der gegenwärtig viele Anstalten zu kämpfen haben. Diese Überfüllung, vor allem in den oberen Klassen, ferner die oft eine Reihe von Jahren dauernde Besetzung zahlreicher Lehrstellen mit Verwesern und andere äufsere Umstände werden, so urteilte er,

bei den so gern erhobenen Klagen über die Leistungen der Gymnasien viel zu wenig in Anschlag gebracht.

Den allgemeinen Verhältnissen des Gymnasialschulwesens näher zu treten hatte Linsmayer als Mitglied des obersten Schulrates Gelegenheit. Bezeichnend für seine ganze Art ist die Antwort, die er einem gleichfalls beteiligten Freunde gab, welcher bei Errichtung dieser Behörde Bedenken über die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgaben äufserte. „Mein lieber Freund“, entgegnete er, „arbeiten! Darauf kommt es vor allem an, das andere giebt sich dann von selbst.“ Das einzelne seiner Wirksamkeit in dieser Stellung entzieht sich näherer Darlegung; aber soviel steht fest und kann offen ausgesprochen werden: er trat hier für alles, was nach seiner Anschauung im Interesse der Sache lag, mannhaft und mit entschiedenem Nachdruck ein; mit grofser Bestimmtheit hielt er dasjenige fest, wovon er überzeugt war, wenn er auch Widerstand fand; ja der feurige Eifer für die Sache liefs ihn auch hier manchmal hitzig werden. Unter anderem wirkte er nach Möglichkeit für die notwendige Selbständigkeit der Gymnasien; dafs die eigentlichen Fachmänner bei der Oberleitung der Gymnasien eine entscheidende Stimme haben, ferner die Vorstände der Studienanstalten eine den Vorständen anderer Beamtenkollegien ebenbürtige Stellung erhalten sollten, erachtete er für durchaus geboten. Stets verfocht er den Grundsatz, dafs zur Inspektion der Gymnasien die Professoren der Hochschule nicht als solche und an sich berufen seien, sondern nur insofern dies durch die besondere Stellung des einzelnen dem Gymnasialschulwesen gegenüber begründet sei, sowie dafs bei der Abordnung von Ministerialkommissären zum Gymnasialabsolutorium in analoger Weise verfahren werde. Für die Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen von Standesgenossen war er gerne thätig, doch sollte dabei das Interesse der Schule nicht zu kurz kommen; letzteres hatte er stets in erster Linie im Auge. Von diesem Standpunkte aus billigte er die Einrichtung des sogenannten Spezialexamens, wie es sich gegenwärtig entwickelt hat, nicht.

Auch wenn es galt, aufserhalb des engeren Wirkungskreises für die Sache des Gymnasialschulwesens thätig zu sein, fehlte der Verstorbene nicht. So gehörte er zu den Männern, welche in den J. 1863 und 1864 mit dem hochverdienten Rektor Wolfgang Bauer für die Gründung eines Vereines bayerischer Gymnasiallehrer wirkten. Als in der ersten Generalversammlung am 20. September 1864 zu München die wichtige Frage zur Beratung kam, ob der junge Verein zur Vertretung seiner Interessen eine eigene Zeitschrift gründen oder sich an die damals bestehende Eos entsprechend einem Anerbieten der Redaktion derselben anschliefsen solle und manche in Besorgnis vor dem Mifslingen des ersteren sich im letzteren Sinne äufserten, trat er energisch dafür ein, dafs sich der Verein Unabhängigkeit und Selbständigkeit sichere (vgl. das gedruckte Protokoll über die erste Generalv. S. 4). In der gleichen Versammlung wurde er zum Vorstand des Vereines gewählt; als solcher leitete er die zweite Generalversammlung am 23. Sept. 1865 zu Regensburg. Später beteiligte er sich noch häufig an den Versammlungen und Verhandlungen des Vereines. Wolfgang Bauer widmete ihm und H. Rektor Kurz, „zwei durch Freundschaft und Gleichheit der Bestrebungen seit einem Vierteljahrhundert mit ihm verbundenen Männern“, im J. 1878 zur Erinnerung an das 25jährige Dienstjubiläum seine Schrift: Aus dem Diarium gymnasii S. J. Monacensis. Auch an den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner nahm Linsmayer wiederholt teil, so in Augsburg, Würzburg und Leipzig.

Die treue Hingabe des Verewigten an seinen Beruf bestand insbesondere in der letzten Zeit seiner Wirksamkeit die Feuerprobe. Nachdem er am 31. Juli 1885 in gewohnter Frische der vorbereitenden Sitzung für die mündliche Prüfung des Gymnasialabsolutoriums beigewohnt hatte, befiel ihn während der folgenden Nacht heftiges Unwohlsein. In sehr angegriffenem Zustande hatte er nun eine Prüfung von 50 Abiturienten vor sich, welche bei durchschnittlicher Examinationszeit von täglich acht Stunden eine Woche in Anspruch nahm. Allein er glaubte, es sei seine Pflicht bis aufs äufserste auszuhalten, zumal die Prüfung unter dem Vorsitz eines Ministerialkommissärs stattfand und für dieselbe die vom Rektor behandelten Klassiker gewählt worden waren. Wiewohl körperlich so leidend, dafs er sich nach Beendigung der vormittägigen Prüfung bis zu deren Fortsetzung nachmittags immer zu Bett legen mufste und während der ganzen Woche fast nichts geniefsen konnte, machte er mit unbeugsamer Willenskraft die ganze Prüfung mit. Nach den Ferien vermochte er bei Beginn des neuen Schuljahres zunächst nur die Rektoratsgeschäfte zu übernehmen, schien sich aber während der ersten Hälfte des Wintersemesters mehr und mehr zu kräftigen, so dafs er wieder einige Wochenstunden in der Oberklasse geben konnte. Doch im Frühjahr trat eine rasch zunehmende Verschlimmerung ein. Ende März mufste er sich ganz von seiner Thätigkeit zurückziehen, und wenige Tage, nachdem für Bestellung eines Amtsverwesers Sorge getragen worden war, entschlief er sanft und ruhig am Morgen des 13 April. Ein Nierenleiden, zu welchem Störungen anderer Organe traten, hatte seine so unverwüstlich scheinende Lebenskraft untergraben. In den letzten Schmerzenstagen sprach er noch die Bitte aus, ihm ein Fenster zu öffnen, damit er seine fröhliche Jugend wenigstens höre. Ein Muster von Pflichttreue lebte und starb der Heimgegangene im vollen Sinne des Wortes für seinen Beruf.

München. Joh. Gerstenecker.

Litterarische Anzeigen.

Druck von H. Kutzner in München.

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER,
Kgl. Professor am Ludwigs-Gymnasium in München,
a. o. Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Zweiundzwanzigster Band.

10. Heft.

München, 1886.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des X. Heftes.

Diesem Hefte sind zwei Beilagen für die Vereinsmitglieder beigegeben.

An **Vereinsmitglieder** werden frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift (mit Ausnahme von Jahrg. I 1865, II 1866 und VI 1870) um den ermäfsigten Preis von à 2 ℳ abgegeben, soweit der Vorrat reicht. Aufträge, Geldsendungen oder Anfragen wolle man in dieser Angelegenheit an Adalb. Ipfelkofer, Ass. am Ludwigsgymn. in München (Jägerstr. 6/2) richten.

In diesem Hefte sind folgende 6 Beilagen enthalten:

Von Herrn Gustav Fischer in Jena.
„ „ Ferdinand Hirt in Breslau.
„ „ H. A. Pierer, Verlagshandlung Altenburg.
„ „ Ferd. Schöningh in Paderborn.
„ der Helwing'schen Verlagsbuchhandl. Hannover.
„ „ Rieger'schen Verlagsbuchhandl. in Stuttgart.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Ein unedierter Brief Wilibald Pirckheimers.

In seinem Erstlingswerke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535, Berlin 1824 [1]), bemerkt Leopold von Ranke, das Wichtigste für den Anfang der neueren Geschichte sei ohne Zweifel in Deutschland selbst zu thun. „Es sind über diese Zeit Acten, Briefe, Lebensbeschreibungen, Chroniken von der gröfsten Wichtigkeit vorhanden, für die es aber ist, als wäre die Buchdruckerkunst noch gar nicht erfunden." Der Unterzeichnete legt im folgenden einen solchen Brief vor. Der Verfasser ist Wilibald Pirckheimer; der Inhalt bezieht sich — von der Einleitung und dem Schlusse abgesehen — auf den Feldzug Karls VIII. gegen Neapel. Es waren nicht Studien zur italienischen Geschichte, sondern solche zum Leben Pirckheimers, die den Herausgeber auf diesen Beitrag zur Geschichte des Jahres 1494 führten. Das Verdienst indessen, dieses auch für eine Lebensbeschreibung Pirckheimers wertvolle Dokument der Vergessenheit entrissen zu haben, gehört Anton Ruland, der in einem Aufsatze: Zur Geschichte der Druckerei des Aldus Manutius nebst Beiträgen zur Litteraturgeschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts (Serapeum, 16. Jahrgang, Nr. 11), darauf aufmerksam machte und die Einleitung[2]) sowie den Schlufs[3]) mitteilte. Die Erhaltung des Briefes wird dem Sammeleifer und historischen Sinne Hartmann Schedels [4]) (1440—1514) verdankt, dessen handschriftlicher Nachlafs von dem bayerischen Herzoge Albrecht V. angekauft wurde und sich jetzt in der Münchener Staatsbibliothek befindet. Codex lat. Monacensis n. 428, in Quart-

[1]) In der Beilage: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 2. Auflage (Leipzig 1874) S. 147.

[2]) Bis zu den Worten: „Apud nos uero."

[3]) Von den Worten: „Haec habui, quae" an.

[4]) Vgl. W. Wattenbach in den Forschungen zur deutschen Geschichte 11. Band, S. 349 und Franz X. von Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus S. 50—60.

format, 276 Blätter umfassend, von Hartmann Schedel selbst geschrieben, enthält auf den Blättern 188—192 den genannten Brief. Die Umgebung, in der derselbe in dieser Sammelhandschrift auftritt, ist von Ruland a. a. O. ausführlich beschrieben. Ehe ich auf die Würdigung des Briefes eingehe, sei es gestattet, anstatt den geschichtskundigen Lesern dieser Blätter das Unternehmen Karls VIII. gegen Neapel zu erzählen, eine Inhaltsübersicht des Pirckheimer'schen Berichts zu geben. Von neuen Darstellungen jenes Feldzugs seien angeführt: J. C. L. Simonde de Sismondi, histoire des républiques italiennes du moyen âge, Paris 1818, 12. Band, Heinrich Leo, Geschichte der italienischen Staaten, 5. Theil, Hamburg 1832 und das schon genannte Werk von Leopold von Ranke.

Ludwig der Mohr, der seinem Neffen Johann Galeazzo die Herrschaft über Mailand vorenthielt, befürchtet eine Erhebung zu gunsten des rechtmäfsigen Herzogs. Der König von Neapel, der Schwiegervater Johann Galeazzos, rüstet sich zum Sturze des Usurpators. Der drohenden Gefahr begegnet der Mohr durch ein Bündnis mit Karl VIII. von Frankreich, dem er für den Feldzug gegen Neapel Geld, Truppen, seine Magazine und Schiffe zur Verfügung stellt. Diese Unterstützung, sowie die in Neapel herrschende Unzufriedenheit veranlassen endlich König Karl, seine Erbansprüche auf das neapolitanische Königreich zu verfolgen. Der Herzog von Orleans rüstet eine Flotte in Genua aus und schützt die Stadt gegen einen Handstreich der neapolitanischen Flotte und der genuesischen Verbannten durch die Vertreibung der gelandeten Neapolitaner aus Rapallo. Diese Stadt wird von den im französischen Solde stehenden Schweizern geplündert. Die Nachricht von den dabei verübten Grausamkeiten ruft in Genua eine aufrührerische Bewegung gegen die Schweizer und Franzosen hervor, deren Leben allenthalben bedroht ist. Der Herzog von Orleans wagt es nach seiner Rückkehr von Rapallo nicht, die Stadt zu betreten, sondern bleibt auf der Flotte. Da er der Stadt nicht sicher ist, nimmt er am folgenden Tage den ihm von der neapolitanischen Flotte angebotenen Kampf nicht an. Seine Landtruppen schickt er nach Parma zur Vereinigung mit den mailändischen Streitkräften. Ankunft Karls VIII. in Italien. Sein Aufenthalt in Pavia. Tod des Herzogs Johann Galeazzo. Ludwig der Mohr wird Herzog von Mailand. Florenz verweigert dem französischen Könige den Durchzug durch sein Gebiet. Karl eröffnet die Feindseligkeiten. Peter von Medici erscheint in seinem Lager und verspricht, ihm Pisa und andere florentinische Festungen zu übergeben. Peter kehrt nach Florenz zurück, mufs jedoch vor dem Ausbruche der entfesselten Volkswut fliehen. Die neue Regierung

öffnet König Karl die Thore der Stadt. Bis hieher reicht der Bericht; der Einzug Karls in Florenz ist nicht mehr mitgeteilt.

Für die Geschichte der neueren Zeit haben historiographische Arbeiten nicht dieselbe Bedeutung, wie für die des Mittelalters. Der Wert eines Berichts ist vor allem davon abhängig, ob der Verfasser Teilnehmer und Augenzeuge oder nur Zeitgenosse war. Pirckheimer hat selbst in jenem Werke, das ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Historiographie verschafft hat, in der Geschichte des Schweizer Krieges, diesen Unterschied hervorgehoben mit den Worten: Conscribam autem non solum ea, quae aliorum relatu aut fama tantum percepi, sed etiam quae coram uidi et aspexi, cum in hoc bello non paruis copiis, tam equestribus quam pedestribus praefuerim ac imperaverim.[1]) Als Pirckheimer den Zug Karls VIII. gegen Neapel beschrieb, im November 1494, war er, 24 Jahre alt, Student in Pavia. Thätigen Anteil, etwa als Truppenführer wie im Schweizerkriege, hat er an den Ereignissen in keiner Weise genommen. Es hat also sein Bericht, da er nicht auf dem Augenschein beruht, nicht urkundliche Bedeutung. Doch ist derselbe in der Nähe des Schauplatzes der Ereignisse, kurze Zeit nach denselben, zum Teil unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben niedergeschrieben, geht auf Erkundigung bei bewährten Leuten zurück und zeichnet sich aufserdem durch einige besondere wertvolle Züge und Nachrichten aus. Ja den Einzug Karls VIII. in Pavia hat Pirckheimer selbst gesehen. Während er aber den festlichen Empfang, der das wissenschaftliche Stillleben der Universitätsstadt unterbrach, gänzlich übergeht, ergänzt er durch seine Mitteilungen über den Aufenthalt König Karls in Pavia und dessen Verdacht gegen Ludwig den Mohren die Nachrichten Commynes' hierüber in dankenswerter Weise. Besonders gut ist er über die Vorgänge in Genua unterrichtet. In seinen Mitteilungen über die Rückkehr des Herzogs von Orleans nach Genua, dessen Aufnahme daselbst, dann über die Treulosigkeit der Genueser bietet er mehr als Senarega und Folieta. Vielleicht lagen ihm bei diesem Abschnitt schriftliche Mitteilungen aus Genua vor. Es dürfen hier die Beziehungen Pirckheimers zu gebildeten Italienern nicht vergessen werden. Nach seinem Biographen Rittershaus verkehrte er in Padua und Pavia vorzüglich mit ihnen, während er von den Deutschen sich zurückzog. Die Italiener erwiderten seine Zuneigung: Nec minus et ipse Italis carus et iucundus erat, non ideo solum, quod eorum sermonibus et ingeniis probe se accommodare posset, sed etiam quia ipsum tanta praeditum humanitate comitateque et faci-

[1]) In der Ausgabe der Werke Pirckheimers von Melchior Goldast, Frankfurt 1610, p. 64.

litate morum cernebant, quantam haud facile in aliis deprehenderant.[1]) — Seine Angaben über das Gefecht bei Rapallo sind um so schätzbarer, da die Darstellungen der Franzosen und Italiener mit Vorsicht aufzunehmen sind. Die verschiedenen Nachrichten hierüber hat schon Belcarius zusammengestellt. Nach Jovius begaben sich die Italiener auf dem Landwege nach Rapallo, die Schweizer auf Schiffen; die letzteren kamen gar nicht ins Gefecht; sie werden nur bei der Verfolgung und Plünderung erwähnt. Nach Pirckheimer sind es die Schweizer, welche den Landweg nach Rapallo einschlagen und ihnen kommt der Sieg zu, während die Italiener am Kampfe nicht beteiligt waren. Die Artillerie der französischen Flotte griff, wie Commynes, Florus und Guicciardini berichten, in den Kampf ein; nach Pirckheimer brachen die Aragonesen aus den Verschanzungen hervor, weil die feindliche Flotte so weit entfernt war, dafs sie voraussichtlich die Landtruppen nicht unterstützen konnte; der Befehlshaber der Flotte kommt erst nach dem Siege vor Rapallo an. Das Eingreifen der französischen Flotte in den Kampf steht fest und hierin ist der Bericht Pirckheimers ungenau. Dagegen verdienen seine anderen Angaben den Vorzug vor denen des Jovius. Auch nach Commynes benützen die Schweizer den Landweg nach Rapallo und sie allein führen die Entscheidung herbei. — Vollständigkeit ist in einem derartigen Briefe nicht zu erwarten, in diesem um so weniger, da er unmittelbar nach den geschilderten Ereignissen abgefafst wurde; auf letzteren Umstand ist auch die eine oder andere Ungenauigkeit zurückzuführen. Aber alles in allem genommen ist Pirckheimers Bericht ein wertvoller Beitrag für die Geschichte jenes denkwürdigen Unternehmens, das Frankreich in die Bahnen auswärtiger Eroberungen führte, — nicht zum wenigsten deshalb, weil er von einem Deutschen stammt; er hätte schon längst die Veröffentlichung durch den Druck verdient. Und auch dem zukünftigen Biographen Pirckheimers wird der Brief willkommen sein. Denn er zeigt uns den Verfasser der Beschreibung Germaniens, des Schweizerkrieges im Anfange seiner Entwicklung, nicht minder den Humanisten, der, den in seiner Familie herkömmlichen litterarischen Neigungen getreu, mit lebhaftem Interesse jenen klassischen Werken nachgeht, die in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts in so grofser Zahl durch den Buchdruck in weiteren Kreisen verbreitet und so vor dem Untergange geschützt wurden.

Das Datum des Briefes, nono kl. Nouembres, 24. Oktober, kann nicht richtig sein, da mehrere der in dem Briefe erwähnten

[1]) Rittershaus bei Goldast a. a. O. p. 5. Vgl. Belli Heluetici lib. II. p. 91: mecum perrexit legatus Mediol. Galeatius Uicecomes, cum quo mihi prius amicitia intercesserat.

Ereignisse später fielen. Die Begegnung zwischen König Karl und Peter von Medici fand am 28. Oktober statt (histoire de Charles VIII, 116); am 8. November kehrte Peter nach Florenz zurück, am 9. mufste er aus der Stadt fliehen. Das erste Geschäft der neuen Republik war die Abordnung von Gesandten an den französischen König — communi Florentinorum consensu Francus accersitur. Zur Zeit der Abfassung des Briefes hatte Pirckheimer die Nachricht von dem Einzuge der Franzosen in Florenz — derselbe war am Abend des 17. November erfolgt — noch nicht erhalten. Es konnten wohl sechs Tage vergehen, bis Pirckheimer in Pavia davon erfuhr. Der Brief wäre demnach am 23. November geschrieben und das überlieferte Nouembres im Text durch Decembres zu ersetzen. Die Verwechslung der Kalenden des laufenden Monats mit denen des nächsten ist nicht so selten.

Das Latein des Briefes ist keineswegs klassisch, ja nicht einmal frei von groben Verstöfsen gegen die Grammatik. Es wäre unkritisch, diese bei der Herausgabe zu tilgen.

In den historischen Anmerkungen unter dem Texte sind Parallelstellen aus den einschlägigen Geschichtschreibern gesammelt; Corios Geschichten von Mailand waren dem Herausgeber indessen nicht zugänglich. Mit Vorliebe wurden sprachliche Gleichheiten und Anklänge nachgewiesen. In den textkritischen Anmerkungen sind die Abweichungen der Handschrift vom Texte, nach wiederholter genauer Vergleichung, erschöpfend angeführt. Was die Orthographie anlangt, so wurde die Schreibweise der Handschrift zu Grunde gelegt, soweit dies mit dem gegenwärtigen Gebrauche vereinbar schien.

Clarissimo utriusque iuris doctori domino Johanni Pirckheymer
patri suo obseruandissimo Eystauiae (mittantur Nurenbergam)
Bilibaldus filius S. P. D.

Amantissime pater!

Si recte una cum sororibus totaque familia ualeretis, magna 5
afficerer laetitia. ingenti insuper liberarer metu ac dubio timore.
non possum equidem non sollicitus pro salute uestra esse, cum
quotidie totam ferme Germaniam pestilenti lue infectam esse audio,
quantoque longius a uobis absum, tanto pluris angor et crucior,
cum humanae mentis ratio sit, ut dilectis plus timeatur absentibus 10
per diuersas suspiciones. et quamuis praesens nihil ipse prodesse
possem, minori tamen essem in metu

Ut assidens implumibus pullis auis
Serpentium allapsus timet

6. leticia, cod. Mon. lat. n. 428. 10. humane. racio. 11. presens. 13. implumbus. 14. serpentum. alapsus.

Magis relictis, non ut adsit auxili
Latura plus praesentibus,

ut Flacci*) uerbis utar. deum igitur precor piissimum, qui nutu suo omnia disponit ac gubernat, omni a malo semper uos custo-
5 diat ac tueatur.

Apud nos uero ac per totam ferme Italiam tot bellorum sunt motus ac tumultus, tantae expeditiones, tot denique rerum mutationes singulis emergentes diebus, ut ad ipsas scribendum uix ordiri possim. causa tamen ac origo,[1]) ut communis fert fama,
10 Lodouicus, Barri dux[2]), est, Mediolanensium ducis[3]) patruus, qui, ut nouistis, pluribus iam gubernauit[4]) annis. cum uero dux uigesimum sextum iam attigisset aetatis annum, dubitare**) coepit princeps Ludouicus, ne propter odium[5]), quo ipsum nobiles populusque persequebantur, inmensas insuper exactiones regimine deturbaretur.[6])
15 eam suspicionem uehementer auxit Neapoli rex, qui superioribus annis. cum adhuc Calabriae dux[7]) appellaretur, Mediolanensium principi filiam[8]) in matrimonium collocarat.[9]) postquam uero mor-

1. auxilii. 2. presentibus. 7. tante. expediciones. 7. mutaciones. 12. etatem; wohl zu lesen: aetatis annum. cepit. 16. Calabrie. apellaretur. 17. colocarat.

---

*) Epod. I, 19—22.

[1]) Uberti Folietae hist. Genuensium libri XII. Genuae. a. 1585. fol. 266a: caput et origo horum malorum Ludouici ambitio fuit. Fr. Belcarius, rerum Gallicarum commentarii, Lugduni 1625, p. 135: Ludouicum Sfortiam belli totius authorem. Fr. Guicciardini, storia d'Italia, Milano 1843, p. 14 und p. 26: Lodovico Sforza, autore e motore di tutto il male.

[2]) Ludwig der Mohr hatte das Herzogtum Bari in Apulien nach dem Tode seines Bruders, Sforza Maria († am 29. Juli 1479), vom König von Neapel erhalten. Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1829, 3. Band p. 407 u. p. 426. Guicciardini l. c. p. 40. Simonde de Sismondi, histoire des républiques italiennes du moyen âge, Paris 1818, 12. Band p. 83.

[3]) Johann Galeazzo. Sein Hoflager war in Pavia.

[4]) Ludwig der Mohr hatte die höchste Gewalt an sich gerissen; sein Neffe, der rechtmäfsige Herzog Johann Galeazzo, hatte nicht die geringste Macht. Georgius Florus de expeditione Caroli VIII. in der histoire de Charles VIII (Paris 1684), p. 218: quod Ludouicus sub uelamento gubernationis eum imperio ditioneque priuaret. Pauli Iouii historiarum sui temporis libri XXXXV, Lugduni 1561, p. 34: Ceterum Ludouicus patruus . . . imperio potiebatur, uir singulari prudentia, sed profunda ambitione ad exitium Italiae natus.

[5]) Guicciardini l. c. p. 11.

[6]) Florus l. c. p. 218.

[7]) Guicciardini l. c. p. 42: duca di Calabria (era questo il titolo de' primogeniti de' re di Napoli). Barth. Senarega de rebus Genuensibus bei Muratori rerum Italicarum scriptt. Bd. 24 p. 538.

[8]) Isabella.

[9]) Mémoires de Philippe de Commynes, 2. Bd., Paris 1843, p. 306.

**) Ein Italianismus.

tuo[10]) patre rex appellatus est, generum regnare cupiens ducem Lodouicum gubernamine deicere[11]) conatus est. illum igitur princeps Lodouicus praeuenire[12]) cupiens, quem sibi timendum[13]) infensissimumque norat, talem adortus est rem. legatos[14]) ad Gallorum regem mittit eique persuadet, regnum Neapolitanum iure hereditario[15]) ad ipsum spectare. in Italiam descendat, hortatur; se toto exercitui commeatum[16]) affatim suppeditaturum, pecuniis copiisque[17]) suis auxilio se futurum promittit. insuper Genuam[18]), maritimam ciuitatem, sibi parere edocet, ex qua classem instruere hostemque terra marique pariter urgere queant. regem Neapolitanum subditis exosum[19]) cum propter patris crudelitatem[20]) tum ob immensas continuasque exactiones[21]); facile[22]) regno deturbari posse, dummodo[23]) descendat ac praesentia sua famam[24]) augeat. his aliisque[25]) amplissimis adductus Francorum rex promissionibus ad rem peragendam accingitur. ducem Oriliensem[26]) praemittit, principem Lodouicum conueniat iubet ac pacta[27]) confirmet. qui in Ast[28]) profectus, quae ciuitas in pede montium aut Gallia cisalpina sita quinquaginta milia passuum hinc distat. ubi colloquium[29])

1. apellatus. 6. toto (sic). 7. supeditaturum. 13. presencia. hiis. 17. que. 18. passus. passus ist durchstrichen. coloquium.
passuum

---

[10]) König Ferdinand starb am 25. Januar 1494.

[11]) Florus l. c. p. 218.

[12]) Jouius l. c. p. 43: praeuertendum sibi ratus.

[13]) Florus l. c. p. 218.

[14]) Commynes l. c. p. 311 u. p. 312: une grant ambassade devers le Roy.

[15]) Jouius l. c. p. 51, Commynes l. c. p. 311, Guicciardini l. c. p. 18: voi siete legittimo erede.

[16]) Jouius l. c. p. 78, Florus l. c. p. 217.

[17]) Florus l. c. p. 217 u. p. 219. Commynes l. c. p. 314.

[18]) Florus l. c. p. 217. Genua war im Jahre 1488 unter mailändische Herrschaft gekommen.

[19]) Belcarius l. c. p. 135: suorum in se odia agnoscens (von König Ferdinand). Florus l. c. p. 219.

[20]) Florus l. c. p. 217: saeuissimo patre. Belcarius l. c. p. 134 u. p. 135. Guicciardini l. c. p. 19.

[21]) Belcarius l. c. p. 135.

[22]) Guicciardini l. c. p. 18.

[23]) Florus l. c. p. 220: modo in Italiam descendere festinaret.

[24]) Guicciardini l. c. p. 18.

[25]) Florus l. c p. 220: his aut similibus Carolus commotus.

[26]) Commynes l. c. p. 327. Guicciardini l. c. p. 44. Florus l. c. p. 222: Ludouicum Aurelianensium . . . ducem praemisit.

[27]) Senarega l c. p. 538. Guicciardini l. c. p. 22.

[28]) Asti gehörte dem Herzog von Orleans. Jouius l. c. p. 86: ab Asta colonia suae ditionis Genuam peruenerat.

[29]) Die Zusammenkunft zwischen Ludwig von Orleans und Ludwig dem Mohren fand nicht in Asti, sondern in Alessandria statt. Vgl. Senarega l. c. p. 540, Guicciardini l. c. p. 44, Belcarius l. c. p. 129.

habuere. paulo post Gallorum equites simulque pedites contra opinionem omnium paulatim descendere incipiunt. dux Oriliensis Genuam[80]) proficiscitur, classem[81]) instruit, praesidia[82]) circum unde quaque locat, ut Genuensium agrum ab hostilibus defendat 5 incursionibus. nam Neapolitanus rex Gallorum expeditione haut segnius bellum terra marique nauare coepit, quinquaginta[83]) triremes, uiginti naues onerarias, nauigiaque minora quam plurima armauit Genuensiumque litus hostiliter infestare[84]) coepit. erat cum rege Neapolitano Genuensis quidam dominus Obietus de Flisco.[85]) propter 10 factiones a patria exulabat.[86]) oppidum Rapal non longe[87]) a Genua possidebat[88]), quo sex milia[89]) Neapolitanorum introduxit. Oriliensis dux audita re a Genua soluit[40]), Rapal nauigat[41]), ut praesidium Neapolitanum eiciat. tria milia peditum Alemannorum[42]) terra[43]) praemittit. nam Germani milites numquam induci potuere,

li

3. presidia. 4. hostibus. 5. expedicione. 6. cepit. 8. littus. cepit. 10. opidum. 13. alemanorum. 14. premittit.

[80]) Commynes l. c. p. 327. Senarega l. c. p. 540.

[81]) Folieta l. c. fol. 266a.

[82]) Florus l. c. p. 223. Senarega l. c. p. 541.

[83]) Sismondi l. c. p. 99 u. p. 114.

[84]) Guicciardini l. c. p. 52: Obietto dal Fiesco . . . cominciò a infestare il paese circostante.

[85]) Folieta l. c. fol. 266a: Paulus Fulgosius cardinalis et Ibletus Fliscus, mutabilis ingenii homo ac nemini unquam fidus, qui ad eum (regem Neapolitanum) se contulerant, persuadent, ut, quoniam classem Gallica superiorem paratam haberet, occupet ipse bellum facere atque oram Ligusticam inuadere.

[86]) Guicciardini l. c. p. 40: . . . con Obietto dal Fiesco . . . e con alcuni degli Adorni, tutti per diverse cagioni fuorusciti di Genova. Bernardi Oricellarii de bello Italico commentarius. Londini 1733, p. 19: Hibletus Fliscus aliique complures clari inter populares . . . qui . . . . plerique patria extorres novis imperiis studebant.

[87]) Commynes l. c. p. 334: à Rapalle, pres de Gennes. Jouius l. c. p. 87: id abest a Genua uiginti passuum millibus.

[88]) Folieta l. c. f. 266b. Florus l. c. p. 223. Histoire de Charles VIII p. 99. Belcarius l. c. p. 130.

[89]) Senarega l. c. p. 541: expositis quatuor millibus militum Rapalli.

[40]) Jouius l. c. p. 87. Senarega l. c. p. 541. Folieta l. c. f. 266b.

[41]) Commynes l. c. p. 335.

[42]) Guicciardini l. c. p. 44: era già entrato in Genova il Bagli di Digiuno con duemila svizzeri, soldati del re di Francia.

[43]) Commynes l. c. p. 335: et par la terre venoient de Gennes, où estoit l'armee, ung nombre de Suisses que menoit le bailly de Digeon. Dagegen Senarega l. c. p. 541: classem ducebat Aurelianus dux cum mille fere Eluetiis. Guicciardini l. c. p. 53: il duca d'Orliens con mille Svizzeri sull' armata di mare. Belcarius l. c. p. 130: Bessaius Heluetiis partim lembis partim terrestri itinere perductis aggressus. Jouius l. c. p. 87: Itali ferme omnes terrestri itinere, Heluetii lembis actuariisque nauigiis. Folieta l. c. f. 266b: Cum Aurelianus dux cum mille Heluetiis classem conscendisset.

ut naues conscenderent. qui citius[44]) quam opinabatur Rapal applicuere.[45]) quos ubi hostes inermes[46]) (ut moris eorum est) et paucos aspexere, facile contempserunt eosque aggredi constituunt. nam Gallorum naues quam longe in alto abesse[47]) nec in tempore auxilio futuras aspiciebant. ex oppido igitur erumpentes[48]) 5 Alemannos lacessunt. qui fugam simulantes[49]) longe a moeniis hostem abduxere; tandem congrediuntur. ubi paululum[50]) pugnatum est; Itali namque, ut moris eorum est, bellum non diu sustinuere, sed terga uerterunt. quos usque ad oppidum Alemanni sequentes trucidarunt[51]), cum ipsis in oppidum irrupere idque popularunt[52]) 10 necatis oppidanis, qui contra nitebantur.[53]) Neapolitanorum ultra sexcentum[54]) desiderati sunt; capti quam plures nobiliores.[55]) Alemannorum octo cecidere; pauci saucii relati sunt. interim dux Oriliensis aduentat exultans tam egregia uictoria; nam fortiores Neapolitani regis milites in illo proelio caesi aut fugati fuere resque 15 ante oculos ducis in litore maris gesta erat. praesidio oppidum

1. opinabatur (sic). 5. futuros. 6. meniis (sic). 9. opidum. alemani. 10. opidum. 11. opidanis. Nach ultra steht, jedoch durchstrichen, sex mia. 12. sexcentum (sic). 13. alemanorum. rebati. 15. prelio. cesi. 16. littore. opidum.

---

44) Florus l. c. p. 223: Terrestre agmen paulo post incedere. Senarega l. c. p. 541: iussis terrestribus copiis sequi.

45) applicuere von der Ankunft auf dem Landwege gebraucht, wie auch appellere also steht, z. B. bei Belcarius l. c. p. 135 u. p. 139.

46) Vgl. der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft fünften Teils erste Abteilung. Durch Johann von Müller. p. 73 Anm. 346 und dagegen in der näml. Abteil. p. 50 Anm. 242. Die Schweizer hatten die Waffen abgelegt und ruhten vom Marsche aus. Ähnlich in Pirckheimers bell. Heluet. II. p. 87,46: depositis armis otiosi obambulabant .... (Zeile 54) At ueterani quidam perpauci et inermes fere.

47) Dagegen Senarega l. c. p. 541: Galli quam maxime poterant classem terrae appropinquabant.

48) Florus l. c. p. 223: Alfonsiani milites ex oppido erumpentes.

49) Florus l. c. p. 223: Heluetiorum cohorte ... ad primum certamen aliquantulum repulsa.

50) Dagegen Senarega l. c. p. 541: Pugnatur ab utraque parte acriter. Jouius l. c. p. 90: diu maxima contentione dimicatum.

51) Jouius l. c. p. 90: Heluetii stratos a praetorianis et uulneratos barbara crudelitate mactabant.

52) Jouius l. c p. 91: totumque oppidum nullo discrimine amicae partis ab Heluetiis direptum. Folieta l. c. fol. 267a: At Heluetii uictores Rapallum oppidum captum diripiunt. Senarega l. c. p. 541: Diripiuntur oppidani a barbaris.

53) Dagegen Florus l. c. p. 224: uicum nemine repugnante ingressi Heluetii quasi hostium esset diripuerunt.

54) Guicciardini l. c. p. 53: morti di loro più di cento uomini. Florus l. c. p. 224: ex hostibus circiter quingenti cecidere. Belcarius l. c. p. 130: centum aut paulo plures cecidit.

55) Jouius l. c. p. 91. Commynes l. c. p. 335. Florus l. c p. 224. Folieta l. c. fol. 266b. Belcarius l. c. p. 130. Senarega l. c. p. 541.

munit, naues spoliis captiuisque onerat, Genuam uersus nauigat. interim Rapalenses quidam Genuam profecti flentes ac clamantes, indigna se pati, Rapalque coloniam[56]) Genuensium esse; se coactos[57]) intra moenia Neapolitanos recepisse; ob id eorum oppidum dirui
5 non deberi ac ipsos in captiuitatem abduci. addebant insuper Alemannos omne genus[58]) crudelitatis exercuisse, infantes trucidasse, uirgines stuprasse, seque omnia nefanda passos quae ciuitatibus captiuis accidere solent. commouere hi faciliter populum natura mobilem[59]) ac perfidum. ad arma igitur conclamatur, Alemanni
10 undique per uicos trucidantur[60]), qui alios praecedentes in urbem aduentarant.[61]) dux Oriliensis interim applicat. seditionem audiens perfidiam Genuensium ueritus in terram descendere noluit; naues parumper in anchoris continuit[62]) Alemannos expectans. quibus cum se coniunxisset, castra extra ciuitatem locat[63]) urbem ingredi
15 non ausus, quamuis iusto exercitu circumseptus. Genua namque adeo fortissimis ac altis exornata est aedificiis[64]), ut quaelibet domus castelli formam prae se ferat. accedit uiarum angustia facileque intrantes desuper saxis obrui possunt, cum habitantes minime laedi queant; nec ignis subici potest, cum omnia lapidea
20 cernas. sequenti die Neapolitana classis usque ad Genuensium quasi

4. menia. opidum. 5. alemanos. 7. que. 8. solet. Der Strich über dem e konnte leicht übersehen werden. 11 Das letzte a in aduentarant ist von u kaum zu unterscheiden. aplicat. sedicionem. 16. edificiis. quelibet. 17. pre. 19. ledi.

---

56) Folieta l. c. fol. 267 a: homines sui generis ac sanguinis.

57) Florus l. c. p. 223: siue quod Ibleti auctoritate et praesentia deterriti portas occludere non auderent. Senarega l. c. p. 541: nec ipsi in culpa essent.

58) Folieta l. c. fol. 267 a: quorum rabies eo prouecta est, ut ualetudinarium ingressi circiter quinquaginta homines in lecto aegrotos cubantes innoxios quique nullam belli partem attigissent, misericordiam suppliciter implorantes crudelissime iugularint.

59) Oricellarius l. c. p. 19: gentem mobilem auidamque rerum nouarum (von den Genuesern).

60) Folieta l. c. fol. 267 a: haud exiguum Heluetiorum numerum ... interficiunt. Senarega l. c. p. 542: perquisiti per uarias institorias tabernas Eluetii sunt et eo impetu uiginti trucidati. Commynes l. c. p. 336: et tuerent aucuns Allemans en la ville.

61) Florus l. c. p. 224: Heluetii rerum ignari qui disgregatim descenderant, aut in urbem redierant, tamquam hostes trucidabantur.

62) Florus l. c. p. 224: Nam ea die classis tota supra portum in ancoris stetit. Senarega l. c. p. 542: Erat Gallica classis in anchoris supra portum, in quam multi proceres Gallici timentes se receperant.

63) Florus l. c. p. 224: non longe a Genua duobus millibus passuum consedere, ibique uelut castra posuere, donec renuntiatum est, omnia Genuae quieta esse.

64) Über die festgebauten Häuser und engen Strafsen Genuas vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1829, 3. Bd. p. 527.

portam adnauigat confligere parata.[65]) sed Oriliensis dux, et quia classis, quam ex Narbonensi Gallia praestolabatur, nondum aderat, et quia Genuensibus ut inconstantibus parum fidebat, bello abstinuit. comperit postea Genuenses pridie contra se quoque coniurasse; + Gallos Alemannosque simul interfecturi in ciuitate se abstinuissent. 5 plenus igitur irae ac indignationis in Ast reuertitur[66]) militibus Parmam missis, ubi Gallorum ducisque Mediolani copiae castra posuerant prohibentes excursiones ducis Calabriae[67]), qui cum quadraginta milibus[68]) hominum Ferrariam[69]) usque processerat. Neapolitani insuper dominio maris libere potiti sunt.[70]) interim Gallorum 10 rex aduentat milia multa mortalium secum adducens colloquioque cum principe Lodouico habito[71]) Papiam[72]) uenit. ubi per triduum moratus non minori cura quam si in medio hostium ageret castellum[73]) intrare nolens nisi clauibus ante sibi traditis. quo cum peruenit[74]), nocte nullum admitti Italum voluit parum (ut Gallo- 15 rum moris est[75]) de ipsis ac principe Lodouico fidens singulisque noctibus permaximae[76]) actae sunt excubiae. tandem Parmam pro-

2. prestolabatur. 5. Die Stelle ist verdorben; es ist wohl neque vor Gallos einzuschalten. Dafs das Leben des Herzogs von Orleans bedroht war, ergibt sich aus dem chronicon Uenetum bei Muratori rer. Ital. scriptt., tom. XXIV p. 7: dubitò della sua vita .... In effetto quando il Popolo di Genova si levò a rumore, avrebbon tagliato a pezzi il detto Duca con tutto il resto. — alemanosque. 6. ire. indignacionis. Vor reuertitur steht ausgestrichen: reuert. 7. copie. 8. Calabrie. 10. Intrrum. 14. nollens. 17. permaxime acte. excubie.

---

[65]) Histoire de Charles VIII p. 99 u. p. 100. Die hier (hist. d. Ch.) erwähnte Angriffsbewegung der neapolitan. Flotte erfolgte jedoch nicht vor Genua.

[66]) Belcarius l. c. p. 130. Senarega l. c. p. 543.

[67]) Ferdinand, der Sohn des Königs Alfons von Neapel.

[68]) Siehe dagegen Guicciardini l. c. p. 42.

[69]) Commynes l. c. p. 333: Le roy Alfonse avoit deux armees par pays, l'une en la Rommaigne uers Ferrare.

[70]) Siehe dagegen Belcarius l. c. p. 138.

[71]) In Asti. Commynes l. c. p. 333.

[72]) Florus l. c. p. 225. Commynes l. c. p. 343. Jouius l. c. p. 98. Belcarius l. c. p. 135. Histoire de Charles VIII. p. 115: Ensuite il alla à Pauie, où il fût receû par tous les Corps et par l'Université, entr' autres avec des acclamations, triomphes et magnificences comme incroyables.

[73]) Jouius l. c. p. 98: Ibi .... a Ludouico in arce susceptus est. Guicciardini l. c. p. 58.

[74]) Commynes l. c. p. 343: Apres que le Roy fut arrivé à Pauie, commencea ja quelque peu de suspection: car on vouloit qu' il logeast en la ville et non point au chasteau, et il y vouloit logier et y logea.

[75]) Senarega l. c. p. 541: Gallis, ut mos illis est, timentibus et parum Italis omnibus fidentibus. Jouius l. c. p. 74: ut sunt Galli ferme omnes ... de alio facile suspicaces.

[76]) Commynes l. c. p. 343: et fut renforcé le guet de ceste nuict (gens me le dirent, de ceulx qui estoient pres audict seigneur), dont se

fectus ceterum adiunxit exercitum. triduo post dux Mediolanensis, cum aliquantulum febricitasset, non sine ueneni suspicione[77]) cum maximo subditorum dolore[78]) moritur. princeps Lodouicus Mediolanum[79]) profectus sine alicuius contradictione ducem se constituit.[80]) rex Gallorum uniuerso coniuncto exercitu Florentinos aggreditur, quod sibi transitum negauerant.[81]) horum agrum late igni ferroque depopulatur. Petrus de Medicis, qui urbis principatum tenebat ac partium Neapolitanorum fuerat[82]), sibi obuiam fit[83]), Pisas ac plura alia iniussus[84]) tradidit oppida.[85]) qui cum Florentiam reuersus fuisset[86]), proditionis insimulatur.[87]) fit impetus populi in eum[88]), aliqui ex satellitibus suis caeduntur, ipse fuga salutem sibi quaerit.[89]) furit*) animis ignobile uulgus.[90]) interim

8. parcium. 9. opida. Florenciam. 10. prodicionis. insimmulatur. Nach fit sind drei Wörter durchstrichen. 11. ceduntur. 12. querit. Zwischen animis und ignobile standen zwei Wörter, die nun ausgestrichen sind; offenbar lag eine Verschreibung vor.

esbahit le seigneur Ludovic, et en parla au Roy, demandant s'il se souspesonnoit de luy. Ferronus de rebus gestis Gallorum libri IV, Parisiis 1549, fol. 10: eoque factum est, ut duplicarentur apud Gallos nocturnae excubiae. Belcarius l. c. p. 135: Ticini excubiae conduplicatae fuerunt.

77) Guicciardini l. c. p. 59. Florus l. c. p. 226 u. p. 227. Belcarius l. c. p. 135. Senarega p. 543: Cum Parmam peruenisset, eum exspirasse non sine ueneni suspicione nuntiatum est.

78) Guicciardini l. c. p. 11: per la compassione che ciascuno aveva di Giovan Galeazzo, legittimo Signore.

79) Senarega l. c. p. 543. Commynes l. c. p. 345. Belcarius l. c. p. 136.

80) Senarega l. c. p. 543: . . . seque ducem constituit. Commynes l. c. p. 345: il se feit recevoir pour seigneur.

81) Sismondi l. c. p. 144: en refusant au roi le passage par la Toscane.

82) Senarega l. c. 543: Uenit in eodem oppido obuiam Petrus Medices, quamuis cum Alphonso foedere iunctus esset.

83) Jouius l. c. p. 100. Belcarius l. c. p. 137.

84) Belcarius l. c. p. 138: magistratibus primariisque ciuibus non consultis. Nardi, le storie della città di Firenze, 1584, p. 18: senza alcuna commessio ne della Signoria.

85) Belcarius l. c. p. 137. Commynes l. c. p. 351. Senarega l. c. p. 543. Jouius l. c. p. 101.

86) Jouius l. c. p. 102. Belcarius l. c. p. 138.

87) Machiavelli, frammenti istorici (Firenze — Roma, 1874) p. 80: et già per tutti i cerchi si diceva che la città era tradita et venduta da lui. Commynes l. c. p. 357.

88) Belcarius l. c. p. 139. Jouius l. c. p. 103: perculsus inter fremitum rebellantis populi et saxa uolantia domum se proripuit.

89) Belcarius l. c. p. 139: trepidus urbe cessit. Jouius l. c. p. 104: ut salutis quam imperii . . . curam potiorem duceret, suadentibus . . . urbe profugit. Commynes l. c. p. 358: Et ainsi partit le dict Pierre de la ville. Guicciardini l. c. p. 66: si fuggì con grandissima celerità.

90) Jouius l. c. p. 104: saeuientis plebis auaritiae . . . grassantis populi iniuriam. Commynes l. c. p. 362: le peuple pilla tout.

*) Eine Vergilische Reminiscenz Aeneis. I. 149 saevitque animis ignobile vulgus.

tandem communi Florentinorum consensu Francus accersitur.[91]) qui illac quam pluribus missis militibus usque in praesens[92]) ingressum distulit.

Haec habui, quae ad uos scriberem noua. apud nos uero, et quia sterilis fuit annus, et quia quotidie hinc Gallis commeatus 5 submittitur, tanta est rerum penuria, ut magna populi pars inedia coacta hinc abire cogatur. Capitel Petri de Bat, negotiorum gestor uester, ducentas mihi libras Mediolanenses dedit (faciunt sexaginta Rhenenses et aliquos solidos), quas pecunias soluere uelitis oro*). Uenit nuper, cum inter bibliopolas uersarer, in manus liber noui- 10 ter impressus[93]), cuius erat titulus: Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque, de legibus, de natura deorum, de diuinatione, academicorum fragmenta, de mundo. quem titulum cum auide legissem, aperto libro quinque tantum de finibus bonorum et malorum libros repperi. asserebant tamen bibliopolae, reliquos 15 quoque imprimi libros. quam primum ad nos uenient, ut saepe scripsistis, emam. ualete felix cum sororibus totaque familia ac me commendatum habeatis! ex Ticino.[94]) nono kl. Decembres anno domini 1494.

München. Karl Rück.

2. Zwischen qui und illac ist ein unleserliches Wort durchstrichen, ebenso zwischen pluribus und missis. Zwischen missis und militibus steht durchstrichen: milibus. presens. 4. hec. que. 5. quottidie. 6. submititur. 7. negociorum. 8. 200. 60. 9. renenses. 12 u. 13. diuinacione. achademicorum. 15. reperi. bibliopolle. 16. sepe. 17. felix (sic). totoque. 18. Nouembres. Vgl. die Einleitung!

---

[91]) Histoire de Charles VIII p. 117: en le priant que son bon plaisir fût de les venir voir et honorer de sa presence. Guicciardini l. c. p. 69: avevano eletto per meno pericoloso consiglio il riceverlo nella città. Nardi l. c. p. 23: Fece la Signoria nuovi ambasciadori ad esso Re di Francia.

[92]) Der Einzug Karls VIII. erfolgte am 17. November. Histoire de Charles VIII p. 118.

[93]) Im index editionum scriptorum M. Tulli Ciceronis (onomasticon Tullianum von Orelli u. Baiter) stehen zwei Ausgaben der Schrift de finibus bonorum et malorum aus dem Jahre 1494 verzeichnet, die eine: „Venetiis, per Christoph. de Pensis 1494. 15. cal. April. Fol. f. 140. vv. 45", und die andere: „— de natura deorum, de finibus bonorum et malorum, de legibus. Bononiae. Benedict. Hectoris 1494. 4 idus Decembris. Fol."

[94]) Oben dafür: Papia.

*) Was in Studentenbriefen auf Klagen über die Theuernis im Studienorte zu folgen pflegt, ist bekannt. Der reiche Nürnberger Patrizierssohn bildet da keine Ausnahme von der Regel.

Des Herakleitos „Problemata“ Homerica und ein angebliches „Summarium“ derselben.

Justus Rycquius erwähnt in einem an Marcus Welser gerichteten Briefe (von Fabricius, Bibl. Gr. XIII, p. 643, angeführt), er habe in der Bibliothek des Ludovicus Saregus aufser andern Handschriften auch *„Sallustii philosophi in Heracliti problemata Homerica summarium“* gesehen. Was es mit dieser meines Wissens bisher nicht beachteten Notiz und den beiden in ihr genannten Werken auf sich hat, hat mich die in diesem Frühjahr zu anderem Zwecke vorgenommene Collation des codex Ambros. B 99 sup. gelehrt.

Die ihrem Hauptinhalte nach (die Odyssee, bis φ 134, mit Scholien) nicht, wie Dindorf, schol. Graec. in Homeri Odysseam, p. XII, behauptet, dem 15., sondern dem 14. Jahrhundert und zwar dem Anfang desselben angehörige Bombycin-Handschrift enthält auf den ersten 13 Blättern von verschiedenen, jedoch abgesehen von wenigen später hinzugefügten Notizen ebenfalls dem 14., wenn nicht zum Teil noch dem Ende des 13. Jahrhunderts angehörigen Händen aufser der Europe des Moschos verschiedene kürzere Traktate philosophischen und grammatischen Inhalts, die im Zusammenhange mit Mitteilungen über die beiden andern für die Odyssee-Scholien wichtigen Ambrosiani (E und Q) an einem andern Orte ausführlich erörtert werden sollen. Unter ihnen findet sich auf der ersten Seite der Handschrift eine die Blätter bis 6[b] füllende Abhandlung, die σαλουστίου φιλοσόφου κεφάλαια τοῦ βιβλίου überschrieben ist, und oberhalb dieser einige durchstrichene Zeilen, die mit den Worten μίαν δ' εὐχὴν πεποίηται anfangen. Es ist der Schlufs der homerischen Allegorieen des Herakleitos, dessen Name auch in der sogleich zu besprechenden subscriptio erwähnt ist.

Es ist nun nicht wohl zu bezweifeln, dafs Rycquius eine dieser sehr ähnliche Handschrift (vgl. w. u.) vor Augen gehabt hat, als er — wie ich annehme, durch den Titel κεφάλαια τοῦ βιβλίου bewogen — dem Sallustius ein Summarium der unmittelbar vorhergehenden Schrift zuschrieb; auch wäre es denkbar, dafs, wenn wir eine Copie des Ambros. anzunehmen hätten, schon der Schreiber dieser den Titel in diesem Sinne umänderte. Die κεφάλαια τοῦ βιβλίου sind jedoch weiter nichts als die Inhaltsangaben des kurzen Traktats περὶ θεῶν καὶ κόσμου, der unter dem Namen des Philosophen Sallustius auf uns gekommen und u. a. in den Gale'schen Opuscula mythologica, physica et ethica, Amsterd. 1688, p. 243—280, sowie von Orelli, Zürich 1821, edirt ist: als erstes

der, nicht numerierten, κεφάλαια ist οἷον δεῖ εἶναι τὸν ἀκ[ού]οντα καὶ περὶ κοινῆς ἐννοίας, als letztes ὅτι καὶ ζῶντες καὶ τελευτήσαντες εὐδαίμονες οἱ ἀγαθοί angegeben, hierauf folgt ohne neue Überschrift die Abhandlung des Sallustius selbst: τοὺς περὶ θεῶν ἀκούειν ἐθέλοντας κτλ. bis zu den Schlufsworten τοὺς κατ' ἀρετὴν ζῆν προελομένους καὶ δυνηθέντας.

Ist somit kein Grund vorhanden, die Existenz einer, wenn auch noch so kurzen, dem Sallustius zuzuschreibenden Inhaltsangabe der Herakliteischen Schrift anzunehmen, so ist andrerseits der von Rycquius dieser gegebene Titel Heracliti problemata nicht auf einen Irrtum zurückzuführen; denn in der vorher erwähnten Subscriptio ist diese Bezeichnung klar und deutlich zu lesen, während einiges sich daran anschliefsende allerdings corrupt und nicht ohne Weiteres verständlich ist. Habe ich daselbst richtig ἡρακλείτου ὁμηρικῶν προβλημάτων αξ ἃ περὶ θεῶν ὀν (das Folgende ist teils abgerieben teils nicht mehr zu entziffern[1]) gelesen — neben dem αξ habe ich mir als ebenfalls möglich ein εξ notiert, worüber Bast zu Gregor. Cor. ed. Schäfer, p. 768, zu vergleichen ist —, so dürfte die Vermutung, dafs statt dessen dem Schreiber ein undeutliches von ihm in seinen Resten mechanisch nachgeschriebenes ἡρακλείτου ὁμηρικῶν προβλημάτων τὰ ξ' ἃ περὶ θεῶν ὀνομάζεται vorlag, nahe liegen. Die Zahl wird schwerlich zu bedeutend erscheinen, wenn man bedenkt, dafs die Schrift in der Mehler'schen Ausgabe 75 Abschnitte enthält.

Es würde verfehlt sein, aus der Form der Subscriptio, selbst wenn die Konstituierung derselben über allen Zweifel erhaben wäre, den Schlufs zu ziehen, dafs Heraklit aufser den hier τὰ ξ' ἃ κτλ. benannten Problematen auch noch andere, für uns spurlos verschwundene geschrieben hätte; denn im besten Falle würde die für den Titel eines Werkes ja viel zu weitläufige Bezeichnung immerhin nur die Ansicht, die sich der mittelalterliche Skribent über das von ihm abgeschriebene Werk gebildet hatte, enthalten können; aber die Thatsache, dafs die Schrift des Heraklit hier nicht ἀλληγορίαι Ὁμηρικαί, sondern Ὁμηρικὰ προβλήματα heifst, verdient in mehr als einer Hinsicht Beachtung.

[1]) Während des Drucks geht mir von Ceriani auf meine Bitte um Auskunft über nach dem ὀν etwa noch zu entziffernde Buchstaben die gütige Mitteilung zu, dafs nach dem ὀμ . . . . . (mit weit nach rechts gezogenem Spiritus, woraus sich die Differenz leicht erklärt) etwa 5 Buchstaben völlig abgerieben sind, und dann bis ganz an den Rand des Blattes etwa 9 (bis auf ein ὀμ an 3. und 4. Stelle, und ganz am Ende ein εν) nicht zu entziffernde Charaktere folgen. Hierdurch würde anstatt des ὀνομάζεται etwa ein Ὁμήρου oder Ὁμηρικῶν mit folgendem Verbum zu vermuten sein.

Es ist nämlich die Frage aufzuwerfen, ob diese Bezeichnung nicht handschriftlich mindestens ebenso gut, wenn nicht gar besser beglaubigt ist, als die herkömmliche. Im cod. Vaticanus 305 schliefsen sich die Worte θεῖναι θαλάττῃ καὶ ταρτάρῳ (cap. 41, p. 86 Mehl.), mit denen in demselbem das Werk des Heraklit anfängt, nur durch einen etwa 2 Zeilen breiten Zwischenraum getrennt, ohne neuen Titel, an die vorhergehenden Zetemata des Porphyrios an; auch in der dem Codex von derselben Hand vorausgeschickten Inhaltsangabe ist dieses Stück nicht erwähnt. Im cod. Vatic. 871 ist nach Matranga, An. Gr. I, 17, der Titel *„pene abrasus"*, so dafs selbst die Form des Namens des Verfassers nicht bestimmt angegeben wird. In dem von Thom. Gale benutzten codex (Angl.) ist der Titel: Ἡρακλείτου οὐχὶ τοῦ σκοτεινοῦ, πρὸς τοὺς κατὰ Ὁμήρου βλασφημήσαντας ἀλληγορίαι φυσικαί, σοφώταται καὶ ἀναγκαιόταται, nach der Amsterdamer Ausgabe (1688, p. 408) *„recenti manu scriptus"*. Der von Arth. Ludwich (Rh. Mus. XXXVII, p. 434 ff. = Aristarch's hom. Textkr. II, p. 642 ff.) verglichene, mit Gale's Manuskript nicht identische cod. Oxoniensis (die ersten 28 Kapitel enthaltend) hat als Titel προλεγόμενα τῶν ἀλληγοριῶν τῆς Ἰλιάδος καὶ τῆς Ὀδυσσείας, ohne den Namen des Verfassers. Ob in der Escurial-Handschrift Σ I 20 (Ende des 15. Jahrh.), die nach Miller, p. 73, auf fol. 1 ff. „Allegories homériques, Ἀλληγορίαι Ὁμηρικαί, par Héraclite" enthält, dieser Titel genau so und von derselben Hand, die das Werk selbst geschrieben, steht, würde noch zu konstatieren sein, ebenso, ob in dem die ersten 15 Kapitel enthaltenden cod. Vatic. 951, über den Mehler, p. VI, nichts Näheres anzuführen weifs, sich ein Titel findet, und welcher. Der Titel der editio princeps (hinter dem Aesopus und Gabrias der Aldina, Venet. 1505, fol., p. 96): Ἡρακλείτου τοῦ Ποντικοῦ, ἀλληγορίαι σοφώταται, καὶ εἰδικόταται, εἰς τὰ τοῦ Ὁμήρου περὶ θεῶν εἰρημένα, καὶ ἀντιρρήσεις τῶν καταυτοῦ βλασφημησάντων[1]) kann, selbst wenn er auf handschriftlicher Grundlage beruhen sollte, schon wegen des Heraclitus Ponticus keine Autorität beanspruchen.

Da nun aus dem, was Holstenius im 9. Kapitel seiner Schrift de vita et scriptis Porphyrii (Fabric. Bibl. Gr. IV, p. 257) über die fünf von ihm in verschiedenen Bibliotheken eingesehenen Manuskripte mitteilt, nur folgt, dafs diese als Verfasser desselben

[1]) Gesner's Ausgabe (Heraclidis Pontici qui Aristotelis aetate vixit Allegoriae, Basil. 1544), die sich auf keine Handschrift beruft, hat den Titel in: Ἡρακλείδου τοῦ Ποντικοῦ ἀλληγορίαι σοφώταται καὶ εἰδικόταται εἰς τὰ τοῦ Ὁμήρου περὶ θεῶν εἰρημένα καὶ ἀντιρρήσεις τῶν κατ' αὐτοῦ βλασφημησάντων, umgeändert.

einen Heraclitus und nicht Heraclides nennen, und auch das Citat bei Eusthathios zu A, p. 40, 11: ζητητέον ἐν τοῖς Ἡρακλείτου εἰς τὸν Ὅμηρον, besser zu einem so allgemein gehaltenen Titel wie προβλήματα als zu dem speziellen und selteneren ἀλληγορίαι pafst, so scheint nach dem bis jetzt vorliegenden Material die Folgerung, dafs ersterer besser als letzterer beglaubigt ist, nicht abzuweisen zu sein. Die Berechtigung einer solchen Bezeichnung geht ohne Weiteres aus der Thatsache hervor, dafs auch der Stoiker Zeno 5 Bücher προβλημάτων Ὁμηρικῶν geschrieben hatte (vgl. Porphyr. Q. Hom. rel., p. 386. 89).

Vielleicht bieten diese Zeilen die Anregung zu einer Nachforschung, ob der Titel ἀλληγορίαι Ὁμηρικαί überhaupt handschriftlich gestützt ist; jedenfalls aber, auch wenn dieses der Fall ist, wird sich nicht läugnen lassen, dafs neben ihm die andere Bezeichnung geläufig gewesen ist. Hierdurch wird die enge Beziehung, welche die Überlieferung der Herakliteïschen Schrift zu den ζητήματα des Porphyrios gehabt zu haben scheint (vgl. Porphyr. l. c. p. 342. 407)[2], auch äufserlich ohne Weiteres verständlich.

Dafs die von Rycquius erwähnte Handschrift mit dem Ambrosianus identisch gewesen ist, scheint aus chronologischen Gründen ausgeschlossen zu sein; denn dieser ist im Besitz von Johannes Vincentius Pinelli gewesen (vgl. A. Mai, Iliad. antiqu. fragm., p. V), von dessen Hand am oberen Rande des ersten Blattes, über der ersten Reihe des Heraklit (schon damals war also das Vorhergehende abgerissen) als Inhalts-Angabe steht:

Sallustii Platonici libellus philosophicus
quaedam Moschi et Theocriti
Homeri Odyssea usq. ad 3am partem lrae Φ.

Wichtiger ist folgende Frage: Nach Mehler, p. 152, 1, bricht cod. Vatic. 871 bald nach der Mitte von cap. 75 mit den Worten ἃ δὴ παρὰ τοῖς ὑποδεξαμένοις ἐνομίζετο τίμια τούτοις ἐξ ἀνάγκης συγκαταινεῖ ab; das ambrosianische Fragment fängt mit μίαν δ' εὐχὴν πεποίηται κτλ. an, also im unmittelbaren Anschlufs an das Ende des Vat. (im Vat. 305, der allein den Schlufs vollständig hat, steht: ἃ δὴ παρὰ τοῖς δεξαμένοις ἐνομίζετο τίμια, τούτοις ἐξάδων συγκαταινεῖ μίαν εὐχὴν πεποιημένος κτλ.). Kann dies Zufall sein? Ergibt sich nicht von selbst die Folgerung, dafs die jetzt der Odyssee vorausgehenden Blätter, mindestens die 6 ersten, bis zum Ende des Tractats des Sallust (denn mit f. 7 beginnt eine andere Hand), früher mit Vatic. 871 zusammenhingen? Leider ist mir,

---

[2]) Hinzuzufügen ist das von mir in Hermes XX, S. 395, Beigebrachte, wodurch einiges modificiert wird.

bis jetzt wenigstens, über diese Handschrift nichts Näheres bekannt, so dafs ich auch nicht entscheiden kann, ob die gegen den Zusammenhang sprechende Angabe Cobet's (bei Mehler, p. V), der Vatic. wäre „formae VIII atque saeculi XV“ (der Ambros. ist in Quarto, ca. 0,250 hoch und 0,165 breit), genau ist.

Was den Inhalt des kurzen Abschnittes des ambrosianischen Fragmentes betrifft, so sind die dadurch gewonnenen Lesarten ohne erhebliche Bedeutung, auch ist manches durch die ziemlich dick darüber gezogenen Striche und dadurch, dafs einige Buchstaben abgerieben und fast erloschen sind, nicht mit Sicherheit zu lesen. In der jetzt folgenden Mitteilung bezeichnet das Zeichen * den aus dem einen oder dem andern dieser beiden Gründe vorhandenen Defekt; aus denselben erklärt sich auch ein häufiger als wünschenswert wiederkehrendes Fragezeichen. Das Fragment lautet also:

μίαν δ' εὐχὴν πεποίηται, ἣν ἀτυχῶς ἐπηλᾶται (?)· δός μ' ἐς Φαίηκας φίλον ἐλθεῖν * δ' ἐλεεινόν. ἃ δὴ πραττόμενα φαύλως οὐκ * * * * διδάσκοντα βελτίω πο * * * τούτου διὰ τὸ χρεὼ δ' ἠναγκάσθη μαρτυρεῖν. ἀλλ' ὅδε κ * * * ρ' (?) ἀμαθί * τὴν * δυσσέως πρὸς καιρὸν ἀνάγκην βίου κατεβάλλετο δόξαν παρὰ Φαιη * * * ἐκεῖνος ἀπεφήνατο κάλλιστα ταῦτα τοῖς ἀέργοις (?) κήποις ἐν * * * * * σαν. Ἐπίκουρος μὲν οὖν οἰχέσθω (?) πλέονας οἶμαι τὴν περὶ τὴν ψυχὴν ἔσχηκε νόσους ἢ περὶ τὸ σῶμα. τὴν δὲ Ὁμήρου σοφίαν ἐκτεθείακεν αἰὼν ὁ σύμπας, καὶ προιόντες * * * * * * * * * * * * * * * * * * ἐκείνου χάριτες. οὐδὲ εἷς δ' ἐστίν, ὃς οὐκ εὔφημον ὑπὲρ αὐτοῦ γλῶτταν ἀνέωξεν. ἱερεῖς δὲ καὶ ζάκοροι τῶν δαιμόνων ἔπι τῶν αὐτοῦ πάντες ἐσμὲν ἐξ ἴσου. τοὺς δὲ ἔα φθινύθειν ἕνα καὶ δύο. τοί κεν Ἀχαιῶν νόσφι βουλεύωσ᾽. ἄνυσις δ' οὐκ ἔσσεται αὐτῶν.

Endlich möge noch, zugleich als ein neuer Beweis, in wie traurigem Zustande uns die Odyssee-Scholien bei Dindorf überliefert sind, mitgeteilt werden, dafs das schol. E M δ 384 u. a. von Mehler, p. IX, in verkehrter Weise als eine Stütze der im Übrigen ja freilich zur Genüge gesicherten Form des Namens Heraclitus angeführt wird. Das uns bei Dindorf angeblich aus beiden Handschriften Gebotene (nur mit der Bemerkung, die einleitenden Worte ἠλληγόρηται παρὰ τῷ Ἡρακλείτῳ οὕτως wären aus M hinzugefügt) entspricht nämlich keineswegs dem Inhalte der Herakliteischen Kapitel 64 ff., sondern vielmehr der Art und Weise, wie die Mythen von dem gleichnamigen Verfasser der Schrift περὶ ἀπίστων behandelt worden sind, so dafs es höchstens einen Beleg für die Autorität dieses Namens abgeben könnte. Nun ist in Wirklichkeit aber das allein sich in der angegebenen Weise auf Herakleitos berufende M-Scholium, das zweimal mit geringen Abweichungen, von den von Ludwich mit M[1] und M[a] bezeichneten Schreibern, in der Hand-

schrift steht, gänzlich von E verschieden. Beide Redaktionen mögen hier, weil sie bis jetzt inedita sind, nach der von mir in diesem Frühjahr in Venedig vorgenommenen Collation ihren Platz finden:

M[1] f. 51[a]

(ohne Lemma oder Zeichen, aber, wie es scheint, zu δ 450 gehörig):

ἠλληγόρηται παρὰ τῷ Ἡρακλητῷ τὰ περὶ τὸν Πρωτέα οὕτως· ὁ μὲν Πρωτεὺς εἰς τὴν προϋποκειμένην ὕλην, παρόσον ἐκείνη προῆν πάντων τῶν εἰδῶν, πάντα μὲν ἐνεργοῦσα μηδὲν οὖσα. ἀφ' ἧς καὶ πάντα θεία προνοία γενέσθαι, ὡς τοῖς ἀθέοις δοκεῖ Ἕλλησιν. ἡ δὲ Εἰδοθέα τῇ προνοίᾳ. παρόσον διὰ ταύτῃ πάντα εἰδοποιήθη. ἐκ γοῦν τῆς προρρηθείσης προϋποκειμένης ὕλης καὶ τὰ τέσσαρα στοιχεῖα ἐδόξαζον εἶναι. διὰ γοῦν τοῦτο καὶ Ὅμηρος ἐκ τοῦ Πρωτέως παρίστησι καὶ εἶδος λέοντος, ὃς εἰς τὸ πῦρ ἀλληγορεῖται διὰ τὸ θερμότατον, καὶ δράκοντος, ὃς εἰς τὴν γῆν ἀλληγορεῖται, παρ' ὅσον ὑπόγαιος, καὶ δένδρον ὑψηπέτηλον, ὃ καὶ αὐτὸ εἰς τὸν ἀέρα: —

M[a] f. 58[b]

(Zeichen zu σὺ δέ κεν, δ 547):

τάφου τοῦ δείπνου τοῦ ἐν τῇ ταφῇ. ἠλληγόρηται παρὰ τῷ Ἡρακλίτῳ τὰ περὶ τὸν Πρωτέα οὕτως· ὁ μὲν Πρωτεὺς εἰς τὴν προϋπροκειμένην (sic) ὕλην, παρόσον ἐκείνη προῆν πάντων εἰδῶν κτλ.

γενέσθαι, ὡς τοῖς θεοῖς δοκεῖ Ἕλλησιν. ἡ δὲ Εἰδοθέα προνοία, παρόσον διὰ ταῦτα πάντα εἰδοποιήθη· ἐκ γοῦν τῆς προρρηθείσης κτλ. bis zu Ende.

Dafs auch dieses Scholium kein getreues Bild des Originals des Herakleitos wiedergibt, zeigen schon die den christlichen Excerpenten verratenden ἄθεοι Ἕλληνες. Doch läfst sich nicht verkennen, dafs demselben das 66. Kapitel unserer — sei es nun Problemata sei es Allegorieen zu nennenden — Schrift unter dem Namen des Herakleitos bekannt war, während also das bisher edierte, an die Schrift περὶ ἀπίστων anklingende schol. E keinen Gewährsmann anführt.

Nachtrag. Durch eine gütige Mitteilung A. Mau's bin ich jetzt im Stande, dem oben Angeführten hinzuzufügen, dafs im cod. Vat. 871 über dem auf f. 138 beginnenden Text

κλ'

des Heraklit nur ein ἡρα als Überschrift steht; die Überschrift des Vat. 951 lautet: Ἡρακλείδου τοῦ ποντικοῦ ἀλληγορίαι εἰς τὰ τοῦ ὁμήρου περὶ θεῶν εἰρημένα. rührt jedoch von anderer, jüngerer

Hand her als die, übrigens nur die ersten 15 Kapitel umfassende Abhandlung selbst, die im 14. Jahrhundert geschrieben ist.

Wird hierdurch die Autorität des Titels προβλήματα Ὁμηρικά nicht unerheblich gestützt, so ist andrerseits die oben S. 549 geäufserte Vermutung, dafs Ambr. B. und Vat. 871 ursprünglich zusammenhingen, hinfällig: letztere Handschrift hat thatsächlich als Format Octav und ist im 14/15. Jahrhundert geschrieben; dagegen wird sich die Annahme, dafs sie aus den Blättern, die dem jetzt im Ambr. noch vorhandenen dürftigen Rest ursprünglich vorausgingen, abgeschrieben ist, nicht wohl zurückweisen lassen.

Hamburg. Hermann Schrader.

Zur Kritik der Iphigenia Aulidensis des Euripides.

(Vers 610—629 N.)

Klytämnestra begrüfst bei ihrer Ankunft vor Agamemnons Zelt die Frauen von Chalkis; dann trifft sie folgende Anordnungen (v. 610—629):

ἀλλ' ὀχημάτων 610
ἔξω πορεύεθ' ἃς φέρω φερνὰς κόρῃ
καὶ πέμπετ' εἰς μέλαθρον εὐλαβούμενοι.
σὺ δ' ὦ τέκνον μοι λεῖπε πωλικοὺς ὄχους,
ἁβρὸν τιθεῖσα κῶλον ἀσθενές θ' ἅμα.
ὑμεῖς δὲ νεάνιδές νιν ἀγκάλαις ἔπι 615
δέξασθε καὶ πορεύσατ' ἐξ ὀχημάτων.
καί μοι χερός τις ἐνδότω στηρίγματα,
θάκους ἀπήνης ὡς ἂν ἐκλίπω καλῶς.
αἱ δ' εἰς τὸ πρόσθεν στῆτε πωλικῶν ζυγῶν.
φοβερὸν γὰρ ἀπαράμυθον ὄμμα πωλικόν. 620
καὶ παῖδα τόνδε τὸν Ἀγαμέμνονος γόνον
λάζυσθ', Ὀρέστην. ἔτι γὰρ ἐστι νήπιος.
τέκνον, καθεύδεις πωλικῷ δαμεὶς ὄχῳ;
ἔγειρ' ἀδελφῆς ἐφ' ὑμέναιον εὐτυχῶς·
ἀνδρὸς γὰρ ἀγαθοῦ κῆδος αὐτὸς ἐσθλὸς ὢν 625
λήψει, τὸ τῆς Νηρῇδος ἰσόθεον γένος.
ἑξῆς κάθησο δεῦρό μου ποδός, τέκνον
πρὸς μητέρ', Ἰφιγένεια, μακαρίαν δέ με
ξέναισι ταῖσδε πλησία σταθεῖσα δός.

W. Dindorf verwirft die ganze Stelle, andere (Nauck, Kirchhoff) streichen v. 619 bis zu Ende, mehrere blos einzelne Verse

(Hermann 615 f., Matthiä 627—629), auch für lückenhaft hat man die Stelle gehalten (Hennig de Iphig. Aulid. p. 87 f.). Folgendes ist meine Ansicht über die Punkte, auf die es ankommt.

1) v. 615 ist Pierson's νεάνιδές νιν richtig; man hat in letzter Zeit Lobeck's νεανίαις νιν befürwortet. Euripides sagt von dem widerspenstigen Stier, der sich sträubt in das Schiff zu treten Hel. 1561 οὐχ εἶ' ἀναρπάσαντες — νεανίαις ὤμοισι ταύρειον δέμας εἰς πρῷραν ἐμβαλεῖτε und von Herakles Herc. fur. 1095 νεανίαν θώρακα καὶ βραχίονα: ist es darnach glaublich, dafs er den Ausdruck νεανίαις ἀγκάλαις von Dienerinnen gebraucht, welche einem Mädchen beim Aussteigen aus dem Wagen behilflich sein sollen?

2) Ich stimme denen bei, welche unter νεάνιδες (v. 615) nicht die Frauen von Chalkis, sondern das weibliche Gefolge der Klytämnestra verstehen. Man hat mit Recht auf die in Eur. Electra 998—1007 geschilderte Szene hingewiesen. Die andere Auffassung verdankt ihre Entstehung lediglich den Schlufsanapästen des vorhergehenden Chorliedes, welche anerkanntermafsen unächt sind. (Übrigens ändere ich in diesem v. 603 τέκνον in γέννημ'; dann lautet die Stelle mit Aufnahme von Hermanns τό und Marklands Ἀγαμεμνόνιον folgendermafsen: μὴ ταρβήσῃ τὸ νεωστὶ μολὸν | κλεινὸν γέννημ' Ἀγαμεμνόνιον.)

3) v. 614 ist ἀσθενές θ' ἅμα nicht möglich; ich finde keinen Gewinn in Hennigs ἀσθενὲς ποδός. Vitelli schreibt mit Hermann ἀσφαλῶς χαμαί (ohne mit demselben die beiden folgenden Verse zu streichen). Hermann ist zu χαμαί wohl nur durch seine Athetese bestimmt worden, welche allerdings einen derartigen Zusatz notwendig machte. Das richtige ist nach meiner Meinung ἁβρὸν τιθεῖσα κῶλον ἀσφαλές θ' ἅμα ‚mit weichem, zartem und zugleich sicherem Fufs hintretend'; ἀσφαλές (cfr. Alexis 3, 435: ἀσφαλῆ βάσιν στήσας) ist mit ἁβρόν, zu welchem es einen gewissen Gegensatz bildet, durch θ' ἅμα verbunden: eine dem Euripides sehr geläufige Verbindungsweise, man vgl. z. B. καλὸν — σοφόν θ' ἅμα Phoen. 499, ὁ νόμος ἡ φύσις θ' ἅμα Jon 643, νεανίας — σοφός θ' ἅμα fr. 248 (D.), ἀμαθία δειλόν θ' ἅμα fr. 237. Regelmäfsig steht auch hier θ' ἅμα am Ende des Trimeters.

4) Unnötiger Weise hat man v. 624 ἐφ' ὑμέναιον εὐτυχῶς in ἐφ' ὑ. εὐτυχῆ oder in ἐφ' ὑμεναίους εὐτυχεῖς geändert; das nur hier intransitiv gebrauchte ἔγειρε hat man nicht beanstandet; ein Hinweis auf ἔπειγε (Or. 799) oder ἀνακάλυπτε (Or. 294) genügt nicht. Es ist nach meiner Meinung für ἔγειρε der Optativ ἔγροιο zu schreiben: ἔγροι' ἀδελφῆς ἐφ' ὑμέναιον εὐτυχῶς. Der Aorist ἠγρόμην findet sich in attischer Prosa und Poesie so gut wie bei Homer und den Epikern, z. B. Rhes. 532 ἔγρεσθε,

Aristoph. Vesp. 774 ἔγρῃ, Plato conv. 223 C ἐξεγρέσθαι. Eine Optativform liest man z. B. ζ 113 ἔγροιτο.

5) Unmöglich ist κάθησο in v. 627. Dafs in dieser Szene Klytämnestra solches nicht der Iphigenie sagen kann, begreift Jedermann; die Annahme aber, dafs die Worte κάθησο τέκνον an Orest gerichtet seien, dafs dieser (ἐπιμαστίδιον ἔτι βρέφος Iph. T. 231) während der Begrüfsung des Vaters zu Füfsen der Mutter sitze, ist ebenso verkehrt, auch wenn dieselbe noch immer Verfechter findet. Hermann schrieb καθεῖσα in dem Sinne, dafs Iphigenie den Knaben vom Wagen herabreiche; wie Hermann so erklären konnte, ohne die vorhergehenden Verse zu tilgen, in welchen Iphigenie aufgefordert ist, den Wagen zu verlassen und in welchen Orest anderer Obhut übergeben wird, ist mir nicht begreiflich. Allerdings sieht man sich bei der Verbesserung von κάθησο zunächst nach einer Form von καθιέναι um. Nach Bacch. 706 ἄλλη δὲ νάρθηκ' εἰς πέδον καθῆκε γῆς wollte ich früher den Vers so gestalten: ἑξῆς κάθες σὸν δεῦρό μου πόδ' εἰς πέδον. Ich mufste dann aber nicht blos 615 f. mit Hermann streichen, sondern auch die beiden Verse 613 f. unmittelbar vor 627 stellen, so dafs nach den zu Orest gesprochenen Worten alles kommt was hier Klytämnestra der Tochter zu sagen hat, also:

ἀνδρὸς γὰρ ἀγαθοῦ κῆδος αὐτὸς ἐσθλὸς ὢν	625
λήψει, τὸ τῆς Νηρῇδος ἰσόθεον γένος.	626
σὺ δ' ὦ τέκνον μοι λεῖπε πωλικοὺς ὄχους	613
ἁβρὸν τιθεῖσα κῶλον ἀσφαλές θ' ἅμα·	614
ἑξῆς κάθες σὸν δεῦρό μου πόδ' εἰς πέδον	627
πρὸς μητέρ', Ἰφιγένεια.	

Nachher erschien mir jedoch dies Verfahren als ein zu gewaltsames. — Einfacher ist jedenfalls Markland's καθίστω, zu dem ich mich endlich verstehen kann: Iphigenie ist bereits aus dem Wagen gehoben; in mütterlichem Stolze verlangt nun Klytämnestra, dafs „die Tochter neben die Mutter" (τέκνον πρὸς μητέρ') trete und so, indem sie zugleich dem Chore den vollen Anblick ihrer Schönheit gewährt (πλησία σταθεῖσα 629), den Vater begrüfse. Wer an der Verbindung von καθίστω mit ἑξῆς δεῦρό μου ποδός (statt des einfachen ἑξῆς δεῦρ' ἐμοῦ) Anstofs nimmt, verrät geringe Vertrautheit mit euripideischem Sprachgebrauch. Euripides liebt gerade, in einer für den ersten Blick wohl befremdlichen Genauigkeit, die Anwendung von πούς u. ä. namentlich bei Verben der Bewegung, um Ausgangspunkt, Akt oder Ziel der Bewegung in malender Weise zu veranschaulichen. Man verweist auf Hipp. 661 σὺν πατρὸς μολὼν ποδί, so heifst es Herc. fur. 336 ὁμαρτεῖτ' ἀθλίῳ

μητρὸς ποδί, Hec. 977 τί χρῆμ' ἐπέμψω τὸν ἐμὸν ἐκ δόμων πόδα, Or. 1217 δόμων | πάρος μένουσα παρθένου δέχου πόδα u. s. f.

6) Die folgenden Worte: μακαρίαν δέ με ξέναισι ταῖσδε πλησία σταθεῖσα θές (so schreibe ich mit Camper, Weil u. a. für δός) sind von mehreren Herausgebern verworfen. Der Dativ gehört nicht blos zu μακαρίαν με θές (mache mich für sie, d. i. in ihren Augen zu einer beneidenswerten), sondern auch zu πλησία σταθεῖσα (cfr. v. 1551): die Bedeutung dieses Zusatzes ist schon oben angegeben. Man hat wohl namentlich an der Überschwänglichkeit des Ausdruckes Anstofs genommen: mit der Tilgung der Stelle aber wird die Tragödie eines feinen Zuges beraubt. Dafs dem Dichter das homerische τρισμάκαρες μὲν σοί γε πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ (ζ 154) vorschwebte, möchte ich nicht mit Bestimmtheit behaupten; sicher aber hat Euripides in der aulischen Iphigenie mehr und wirkungsvoller als irgend sonst das zur Anwendung gebracht, was man tragische Ironie und tragischen Kontrast zu nennen pflegt. Klytämnestra erwartet hier, dafs sie ihrer Tochter wegen von denen glücklich gepriesen werde, welche sie eben dieser Tochter wegen für die unglückseligste halten; der mütterliche Stolz, der eben den höchsten Ausdruck gefunden, erfährt bald — in der ersten Unterredung mit Achill — die empfindlichste Demütigung; in dem an Überhebung grenzenden Gefühl des Glückes aber liegt ein Moment der Schuld, das den Verlust der Tochter als ein nicht ganz unverdientes Schicksal Klytämnestras erscheinen läfst. Wer also jene Verse streicht, hat, meine ich, in einem sehr wichtigen Punkt die Intention des Dichters nicht erfafst.

7) Da der Halbvers ἔτι γάρ ἐστι νήπιος (v. 622) schon früher vorkommt (v. 466), so schreibt Hermann dafür ἀγκάλαις νεάνιδες, indem er diese Worte dem von ihm verworfenen Verse ὑμεῖς δὲ νεάνιδές νιν ἀγκάλαις ἔπι entnimmt. Athetierte Stellen derart auszubeuten, ist jedenfalls unzulässig. Will man mit Hermann v. 614 χαμαί lesen oder hält man eine Herstellung für möglich, wie ich sie oben unter 5. versucht habe, so liefse sich etwa denken, dafs v. 615 und 616 sich ursprünglich auf Orests Beförderung aus dem Wagen bezogen, dafs erst, nachdem diese Verse an anderer Stelle Verwendung gefunden, 621 und 622 hinzu kamen, dafs also mit Tilgung dieser 615 u. 616 vor 627 einzufügen seien. Indefs bedarf es nach meiner Meinung solcher Mittel nicht. Ist denn die Möglichkeit ganz ausgeschlossen, dafs der Halbvers an der früheren Stelle unächt ist? Aber Dindorf mag mit Unrecht v. 466 ausgeschieden haben: eine derartige Wiederholung kann, meine ich, in unserer Tragödie nicht befremden; wie man auch über die Entstehung der aulischen Iphigenie denken mag (ich werde meine

Ansicht darüber an anderem Orte darlegen), jedenfalls hat das Drama eine letzte Vollendung durch Euripides nicht gefunden.

8) Boeckh hat, um seine Annahme einer doppelten Rezension des Stückes zu begründen, auch den Einwand erhoben, dafs mit Klytämnestras späterem Wunsche (696), näheres über Achills Abkunft zu vernehmen, ihre frühere Bezeichnung desselben als eines Enkels des Nereus im Widerspruch stehe. Da könnte Jemand, der in den nicht streng grammatisch anschliefsenden Worten τὸ τῆς Νηρῇδος ἰσόθεον γένος (v. 626) die Spuren einer ursprünglichen Erklärung zu ἀγαθοῦ κῆδος erkennen will, auf die Vermutung kommen, dafs aus den 2 Versen (625 u. 626) der eine zu bilden sei: λήψει γὰρ ἀγαθοῦ κῆδος αὐτὸς ἐσθλὸς ὤν. Das wäre jedoch ganz verkehrt. Nach dem, was oben über die Bedeutung der Worte: μακαρίαν δέ με ξένοισι παῖσδε π. στ. θὲς gesagt ist, wird man verstehen, warum Klytämnestra das ἰσόθεον γένος ihres vermeintlichen Eidams betont. Dafs man aber jenes Bedenken Boeckhs auch jetzt noch unter den Gründen aufführt, welche die Unächtheit der Stelle beweisen sollen, begreife ich nicht recht. Wer das Gespräch zwischen Agamemnon und Klytämnestra v. 696—713 nur einmal aufmerksam liest, mufs finden, dafs die dortigen Angaben über Achills Abkunft, nach Art und Umfang, gerade auf der Voraussetzung beruhen, dafs Klytämnestra den Achill als den Sohn der Nereide kennt. Im andern Fall könnte sie nach den Bemerkungen über die Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis nicht sogleich fragen (v. 708): Θέτις δ' ἔθρεψεν ἢ πατὴρ Ἀχιλλέα, sondern es müfste vorher Achill als Sohn der Thetis ausdrücklich bezeichnet sein (cfr. Hennig l. l. p. 98).

9) Nach der überlieferten Reihenfolge der Verse trifft Klytämnestra die Anordnung, dafs Iphigenie zuerst den Wagen verläfst; nachdem sie der Tochter gefolgt, läfst sie dafür sorgen, dafs die Thiere nicht scheu und unruhig werden; sie ist schon aufserhalb des Wagens, wenn sie die auf Orest bezügliche Weisung erteilt und zu dem schlafenden Kind redet: zuletzt wendet sie sich wieder an Iphigenie. Hier frägt man nun: warum wird diejenige Mafsregel, welche dem Scheuen der Pferde, einem störenden, ominösen Vorkommnis derart vorbeugen soll, erst dann getroffen, wenn sich die Frauen nicht mehr im Wagen befinden? Mufs nicht gerade Iphigeniens wegen alles geschehen, um das möglichst zu verhüten, was als schlimme Vorbedeutung anzusehen wäre, ein Straucheln z. B. beim Verlassen des Wagens? Ich meine, dafs die Verse 619—626 αἱ δ' εἰς τὸ πρόσθεν στῆτε πωλικῶν ζυγῶν — ἰσόθεον γένος ursprünglich vor v. 613 σὺ δ' ὦ τέκνον μοι λεῖπε πωλικοὺς ὄχους standen; möglich, dafs der ähnliche Versausgang in 613 u.

619 (πωλικοὺς ὄχους — πωλικῶν ζυγῶν) die Verwirrung veranlaſst hat. Es ist jedoch v. 619 mit Dobree οἱ δ' εἰς für αἱ δ' εἰς zu schreiben; es wäre in der That unnatürlich, wenn Mädchen mit der Sorge um das Gespann betraut würden, während Klytämnestra auch über männliche Dienerschaft zu verfügen hatte. Allgemeine Aufnahme hat Dobrees Emendation wohl nur darum nicht gefunden, weil bei der bisherigen Aufeinanderfolge der Verse mit οἱ δέ eine Weisung an die Diener mitten zwischen solche zu stehen kommt, welche dem weiblichen Gefolge gelten. Nach meiner Anordnung erhalten zuerst die Diener den doppelten Befehl: die einen sollen die φερναί aus dem Wagen schaffen (610—612), die andern das Gespann in Ordnung halten (619—620); Klytämnestras nächste Sorge gilt dem kleinen Orest, den sie noch im Wagen befindlich anredet (621—626); jetzt erst steigt Iphigenie aus (613—616), welche nach der überlieferten Ordnung der Verse mehrere Momente unbeachtet vor dem Wagen steht; Klytämnestra verläſst denselben als die letzte (617 f.). — Der erste Befehl an die Diener (πορεύετε — πέμπετε 611 f.) enthält keine nähere Subjektsbezeichnung, ebenso nicht der erste Befehl an die Dienerinnen (λάζυσθε 622), natürlich: denn in dieser Szene ist das Wort nur der Kommentar der vor dem Auge des Zuschauers sich vollziehenden Handlung; die zweite Weisung, welche an die männliche Dienerschaft gerichtet ist, folgt mit οἱ δέ (619), in entsprechender Form wird die zweite dem weiblichen Gefolge geltende Aufforderung durch ὑμεῖς δὲ νεάνιδες eingeleitet.

Nach diesen Erörterungen bringe ich folgende Fassung der ganzen Stelle (610—629) in Vorschlag:

ἀλλ' ὀχημάτων — 610
ἔξω πορεύεσθ' ἃς φέρω φερνὰς κόρῃ
καὶ πέμπετ' εἰς μέλαθρον εὐλαβούμενοι.
οἱ δ' εἰς τὸ πρόσθεν στῆτε πωλικῶν*) ζυγῶν. — 619
φοβερὸν γὰρ ἀπαράμυθον ὄμμα πωλικόν. — — 620
καὶ παῖδα τόνδε, τὸν Ἀγαμέμνονος γόνον,
λάζυσθ', Ὀρέστην· ἔτι γάρ ἐστι νήπιος.
τέκνον, καθεύδεις πωλικῷ δαμεὶς ὄχῳ*);

*) πωλικῶν. Daſs das adj. πωλικός viermal in dieser Szene vorkommt, hat ebenfalls Anstoſs erregt. Nach homerischen Stellen wie Δ 366 ἅρμασι κολλητοῖσι und nach Hippolyt 1225 οὔθ' ἱπποδέσμων οὔτε κολλητῶν ὄχων wollte ich früher v. 613 κολλητοὺς ὄχους für πωλικοὺς ὄχους setzen. Allein man weiſs, daſs antike und moderne Schreibweise hinsichtlich der Wiederholungen nicht nach gleichem Maſsstabe zu beurteilen sind. Dazu kommt die Rücksicht auf den Grad der Vollendung, welcher unserer Tragödie durch die Hand des Dichters geworden ist. Höchstens könnte man annehmen, daſs aus v. 620 das Adjektiv πωλ. durch Versehen in die

ἔ γ ρ ο ι' ἀδελφῆς ἐφ' ὑμέναιον εὐτυχῶς·
ἀνδρὸς γὰρ ἀγαθοῦ κῆδος αὐτὸς ἐσθλὸς ὢν 625
λήψει, τὸ τῆς Νηρῆδος ἰσόθεον γένος.
  σὺ δ' ὦ τέκνον μοι λεῖπε πωλικοὺς ὄχους, 613
ἁβρὸν τιθεῖσα κῶλον ἀ σ φ α λ έ ς θ' ἅμα.
  ὑμεῖς δὲ νεάνιδές νιν ἀγκάλαις ἔπι 615
δέξασθε καὶ πορεύσατ' ἐξ ὀχημάτων.
  κἀμοὶ χερός τις ἐνδότω στηρίγματα,
θάκους ἀπήνης ὡς ἂν ἐκλίπω καλῶς.
  ἑξῆς καθίστω**) δεῦρό μου ποδός, τέκνον 627
πρὸς μητέρ', Ἰφιγένεια· μακαρίαν δέ με
ξέναισι ταῖσδε πλησία σταθεῖσα θές.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

II. Abteilung.

Recensionen.

Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero. Erklärt von Friedrich Hofmann. Zweiter Band, bearbeitet von Georg Andresen. Zweite Auflage. Berlin. Weidmann. 1885. VI und 228 S. ℳ 2.10.

Ein Blick in die Kataloge, welche die bayerischen Studienanstalten in den letzten Jahren ausgegeben, zeigt, dafs die Briefe Ciceros von der Primanerlektüre an nahezu allen humanistischen Gymnasien ausgeschlossen sind. Wir Bayern sind also zum allerwenigsten schuld daran, dafs im Jahre 1884 der 65 Nummern umfassende erste Band von Friedrich Hofmanns A. Br. C.s in fünfter, im Jahre 1885 der zweite mit 49 Briefen in zweiter Bearbeitung erschienen ist. Die Abnehmer des Werkes sind der überwiegenden Mehrzahl nach nördlich vom Main zu suchen. Was es wohl sein mag, das uns abhält, in die altherkömmliche Lektüre philo-

---

vorhergehende Zeile kam. Ich würde für v. 619 μ ω ν ό χ ω ν vorschlagen, wenn man sich bei Herstellung eines euripideischen Verses auf Iph. Aul. 250 (μωνόχοις — ἅρμασιν) berufen dürfte. — In v. 623 mufs ὄχος „Das Fahren im Wagen" oder „die Bewegung des Wagens" bedeuten; da sich das Wort in dieser Gebrauchsweise sonst nicht findet, ist vielleicht πωλικῷ δαμεὶς τ ρ ό χ ῳ zu schreiben, τρόχος in ähnlichem Sinne wie Soph. Ant. 1065 und in ἐκ τρόχων πεπαυμένοι Med 46 (vgl. Weckleins Bemerkung zu dieser Stelle).

**) καθίστω. Oder sollte nicht vielmehr κάθησο δεῦρο in β ά δ ι ζ ε δεῦρο zu ändern sein? Auf diese Vermutung brachte mich namentlich folgende Aristophanesstelle, welche am gleichen Ort des Trimeters den Ausdruck βάδιζε δεῦρο enthält, Ran. 272 ἰαῦ. βάδιζε δεῦρο. χαῖρ', ὦ δέσποτα: vergl. ferner Thesmoph. 25 βάδιζε δευρὶ καὶ πρόσεχε τὸν νοῦν. Eccles 1054.

sophischer Schriften und Reden — für die rhetorischen Schriften habe ich, allerdings Cassandrae quoddam instar, wie ein Freund brieflich meinte, jüngst geworben — eine Abwechslung zu bringen? 'Pädagogische Erwägungen', sagte ein erfahrener Schulmann, mit dem ich im letzten Sommer, gelegentlich einer statistischen Kompilation über den Lehrstoff unserer Oberklassen, darüber zu sprechen kam. Gewifs: die Eitelkeit und Selbstlobhudelei des Menschen, der Parteiwankelmut und die in gewissen Zeitläufen unaufhörlich zwischen Triumphgeschrei und Verzweiflung hin und herschwankende Art des Politikers, dazu mancherlei häusliche und öffentliche ἀκοινώνητα des Briefschreibers urkundlich der Jugend zu vermitteln, das heifst vom Bilde des alten Schulheiligen Cicero jeden Schimmer Idealismus unbarmherzig wegwischen. Die Eigenart des Briefstiles in Wortschatz und Wortfügung, zahlreiche Dunkelheiten in Realien und Chronologie, verderbte Überlieferung könnte man weiter anführen, um die Briefe von der Mittelschule fern zu halten; Ref. wüfste dagegen blos zu sagen: erstens haben wir es mit einer Auswahl von Briefen zu thun, die durch einen Berliner Gymnasialdirektor von anerkannt schulmännischem Takt nicht ohne Kenntnis und Würdigung jener alten Einwände geschehen ist; zweitens: was Lexikographie und Kritik, Chronologie und Interpretation zur Hebung der zuletzt angedeuteten Schwierigkeiten überhaupt leisten können, ist längst unternommen und gerade in diesen Jahren tüchtig gefördert worden. Den pädagogisch bedenklichen Eigentümlichkeiten der Briefe aber stehen gegenüber die menschlich liebenswürdige und sittlich edle Persönlichkeit des Cicero, seine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, seine Hingabe an den lateinischen Namen und die republikanische Freiheit, welche in den Briefen so glänzend hervortreten und dem 'Schwätzer' und 'Schwächling' von keinem Nörgler abdisputiert werden können. Wie nun die Lesung eines Teiles dieser Briefauswahl, die keinesfalls nach dem Vorbild einiger norddeutscher Gymnasien, über 3 oder 2 Trimester sich erstrecken soll, mit einer Durchschnittsklasse in Wirklichkeit sich gestalte, mag mich eine ferne Zukunft lehren; bisher fand ich weder selbst hiezu Gelegenheit noch auch die Möglichkeit, mit einem ältern Kollegen über den Verlauf derartiger Unterrichtsstunden mich zu unterhalten. Jedenfalls könnte es von uns Jüngern nur mit Dank aufgenommen werden, die diesbezüglichen pädagogischen Wahrnehmungen und Beobachtungen eines kundigen Alten in dieser Zeitschrift kurz kennen zu lernen.

Der Text der Andresenischen Neubearbeitung erfuhr an 23 Stellen nennenswerte Änderungen; mehrere sind den 3 Handschriften (= Y) entnommen, welche O. Streicher in den Comment. Jenens. vol. III 1884 herausgegeben: cod. Harleian. 2773, Parisinus und Turonensis. Wie schon an anderer Stelle ausgesprochen, konnte Ref. sich nicht überzeugen, dafs Y von der Mediceischen Haupthandschrift unabhängig oder nicht durchkorrigiert sei. Zu den in der DLZ 1886 No. 11, Sp. 368 angeführten Stellen füge ich fam. VI 1, 5 dolebam pilis et gladiis, non consiliis neque auctoritatibus nostris de iure publico disceptari. Y läfst (wie später H. A. Koch) nostris weg, ohne die Entstehung des Zusatzes in M zu erklären. Da nostro, so leicht die Änderung äufserlich ist, sachlich bedenklich bleibt, so erübrigt die Erklärung: nostris = a nostris (von der Pompeianischen Partei), die, dem Zusammenhang angemessen, formell durch Hofmann I[3] 184 geschützt ist. Ein paar vorzügliche Emendationen wurden C. A. Lehmanns Quaestiones Tullianae (Prag und Leipzig, bei Tempsky u. Freytag, 1886) entnommen, besonders fam. IV 5,4 hoc item (idem M) si tibi videtur, fac ante oculos tibi proponas (Lehmann S. 57); fam. XII 2, 2 intellegit populus Romanus tres esse consulares, qui, quia de rep. bene

senserint ⟨quaeque senserint⟩ libere locuti sint, tuto in senatum venire non possint; fam. IX 14,1 sunt permulti optimi viri, qui valetudinis causa in haec loca veniant; conveniunt praeterea ex municipiis frequentes necessarii mei . . . aus der Abschrift Att. XIV 17a: . . . in his locis conveniunt praeterea . , . und fam. IX 14,1 in haec loca veniant praeterea . . . zusammengestellt, ähnlich wie fam. II 9,2 das eine Exemplar des Briefes laetitiis hat, das andere (zwischen fam. VIII 5 und VIII 6 eingeschobene) laetus, während die volle Form laetitiis laetus fin. II 13 erhalten ist.

Att. XIV 10,3 verteidigt Ref. mit Lehmann S. 44 κικόθεμεν durch Hinweis auf facteon Att. I 16,13 und tocullio II 1,12; auch fam. IV 12,17 visum est faciendum „es schien thunlich" (angezeigt) mit Schmelz (Lehmann S. 7). fam XI 1,2 braucht haec, nachdem Lehmann S. 76—78 dessen Gleichwertigkeit mit hoc im Briefstil nachgewiesen, nicht geändert zu werden; ebenso wenig fam. IV 12,1 casus et natura dominatur. Denn einerseits ist durch Cic. Brut. § 33 und Orat. § 177 natura als Hauptbegriff erwiesen, anderseits gibt Anz. Programm von Quedlinburg 1883, zahlreiche Parallelen für die Beziehung des nachfolgenden Prädikates auf das nächststehende von mehreren Subjekten: fam. IX 14,3 dürfte dein (A) dem deinde vorzuziehen, fam. X 30,5 Res bene gestast als Ennianische Reminiszenz (vgl. de or. III 168 etc.) in , ' zu setzen sein. Att. XV 11,4 habent liberae legationes definitum tempus lege Julia nec facile addi potest. Aveo genus legationis, ut, cum velis, introire exire liceat, quod nunc mihi additum est hält Ref. die zweite Form des Verbums addere verderbt aus addictum.

Belehrend waren mir in grammatischer Beziehung besonders die Anmerkungen:

S. 9 dum, für de or. I 191.

S. 143 aut ne, für Orat. 149.

S. 150 tuam vicem doleo, für Brut. 21. 329.

S. 175 tamen nach einem Kondizionalsatz, für Brut. 75. de or. I 241. II 213. Orat. 237.

S. 197 omni omnium sollicitatione, für Brut. 301,

welche fünf Stellen in der von mir verteidigten Lesung durch Andresen mittelbar bestätigt werden. Die Vorzüge des Kommentares in Allem was Antiquitäten und Historie, Linguistik und Logik betrifft, sind durch frühere Berichte längst bekannt Hier ein paar Notizen, deren Berücksichtigung Andresen bei einer dritten Ausgabe erwägen mag:

S. 5 cupidus] Tac. dial. 31 infestos-cupidos.

S. 39 ut et blandiri suppliciter iis a quibus esset petendum lautet de or. I 90 der reinste Text.

S. 58 a dis imm. ereptus] de or. III 8. Brut. 4.

S. 65 quantum tu intellegis] Brut. 328.

S. 102 succurrit] de or. II 313 (occurrit Variante).

S. 111 utrisque] Tac. dial. 2 quos ego utrosque.

S. 116 transfuderim] de or. II 212. 300.

Auch der treffliche Index wird nicht belastet durch Zusätze wie: aveo 123. capio dolorem 56 (Brut. 1). communico = berate, 45 (de or. I 66. 67. 250. Brut. 3. Orat. 144). coram 13. curae cogitationesque 154. eo-redeo 123 (Orat. 135?). Futur (fatebor) st. d. deutschen Praesens 190. gratulor de eo 5. iam nunc 113. iam-etiam 39 (Lehmann S. 108. Brut 232. 292). Kakophonie, vermeintliche (adhuc hic) 197 (Lehmann S. 105). minaciter (-suppliciter) 129 (de or. I 90). tute 79. turba 75 (Brut. 251. 332). tuus vel potius noster 45 (Brut. 20). frui atque uti 96.

M. Tullii Ciceronis Somnium Scipionis. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Carl Meissner. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig. Teubner. 1886. IV u. 38 S.

Die verhältnismäfsig rasche Aufeinanderfolge der Auflagen (1869 erschien die erste) ist ein Beweis für das Bedürfnis, sowie für die Trefflichkeit vorstehender, zur Privatlektüre sehr geeigneten Ausgabe (vgl. A. Eufsner VI 259 in diesen Blättern). An zahlreichen Stellen der Einleitung wie des Kommentars merkt man im Vergleich zu den früheren Auflagen die bessernde Hand des Herrn Verfassers. In der Textgestaltung schliefst sich derselbe mit Recht jetzt an C. F. W. Müller an, weicht jedoch, abgesehen von Kleinigkeiten, von demselben ab: § 10 pro rata parte [ratione], § 16 <ita>, quandoque (wohl nicht nötig), § 17 [quid de te alii loquantur, ipsi videant, sed loquentur tamen] (viderint ist nicht Fut. II [vgl. S. 35], sondern Con. Perf., vgl. z. B. Sorof zu de or. II 235, § 21 idque <eo> ocius. Herrn Prof. Iwan Müllers Besprechung der 2. Auflage, Bursians Jahresberichte 1878 S. 228, scheint dem Herausgeber nicht bekannt geworden zu sein, wenigstens lesen wir den dort erwähnten Druckfehler τελευτήσομεν st. τελευτήσωμεν noch auf S. 5 der neuen Auflage und zu § 18 mens cuiusque is est quisque (= „Der Geist ist der Mensch") vermifst man noch eine Bemerkung über quisque. Aus Naegelsbach-Müllers lateinischer Stilistik, auf die a. a. O. Prof. Müller verweist, könnten auch noch zu anderen Stellen Bemerkungen entnommen werden (vergl. das Stellenregister der 7. Auflage). Erklärung und Übersetzung einiger Stellen förderte wohl auch die Benützung von Radtkes Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische (2. Auflage. Leipzig. Teubner. 1884), z. B. § 2 ex ipso „nach seiner persönlichen Erscheinung" st. „von seiner Person"; bes. § 7 ut Africanum audio dicere „wie ich Afrikanus eben habe sagen hören." Die gewöhnlichen Grammatiken lehren über die Konstruktion von audio Unzuverlässiges (vgl. Kobilinski Z. f. G. 38 S. 440; Harnecker: Cic. de or. I 99.). Noch einige Bemerkungen. § 1 Zu ille nobis est consumptus dies sind wohl noch ein paar Worte nötig, der Dativus graecus ist dem Schüler nicht so geläufig. — § 2 Die zu artior angeführte Stelle aus de inv. II 14 (nicht 4) heifst nach P[1]HS: artius iam ut ex lassitudine dormire (vgl. des Rf. Abhandlung: Die ältesten Handschriften zu Ciceros Jugendwerk de inventione, Philologus XLV. S. 498). — § 4 Zur Bedeutung „schwankend" für ancipitem pafst de or. III 145 nicht, da dort ancipites „doppelt, zweifach" heifst, vgl. de or. III 59 propter ancipitem.. faciendi dicendique sapientiam. — § 5 Zu alacrior ist Auct. ad Her. II 48 angeführt, hier liest Friedrich jetzt mit Recht multo alacriores. — quod quidem „insofern, insoweit". — Rep. I 39 heifst est res publica res populi. — § 8 ita mihi parva visa est. Zu ita liefse sich wohl zusammen mit tam § 18 nach Seyffert-Müller Laelius S. 257[2] eine Bemerkung machen. — § 9 Nat. d. II 47 heifst interpretari placet. — luce lustret vgl. § 8 die figura etymologica luce lucebat. — § 11 oppletae . . obsurduerunt Allitteration. — capere non possint: nicht „wie", sondern wohl „weil wir von Geburt an dasselbe gewöhnt sind." — § 12 quam celebritatem.. potes? „wie kannst du eine Verherrlichung?" — § 13 Zu ex utraque parte dieselbe Bemerkung wie zu § 16 ab eadem parte. — § 16 Rep. II 17 soll heifsen: regnavisset annos... tantum. — exstingui, § 17 extinguitur. Verdiente nicht eine einheitliche Schreibweise den Vorzug? — § 17. Tusc. I 118 heifst plane

in nostram domum. — § 18 Cat. m. 78 heifst sic persuasi mihi. — § 21 cum erit inclusus „da er noch eingeschlossen ist." — S. 9 stehen die beiden letzten Citate: § 6 und § 12. — S. 35 ist § 14 Ipsi autem, qui de vobis loquuntur angeführt, während im Text sich jetzt nobis findet.

Zweibrücken. Ed. Stroebel.

Catulli Veronensis liber. Recensuit et interpretatus est Aemilius Baehrens. Vol. alterum. Lipsiae. 1885, B. G. Teubner. XVI, 619 S. gr. 8. ℳ 12.40.

Der vorliegende Kommentar zu Katulls Gedichten bildet die Ergänzung zu der im Jahre 1876 erschienenen kritischen Textausgabe des Dichters. Hat Bährens sich damals durch die richtige Würdigung des codex Oxoniensis (O) und durch die Mitteilung seiner Lesarten ein wesentliches Verdienst erworben, so verdient auch der exegetische Teil alle Beachtung, da er die Forschung in mannigfacher Beziehung fördert.

Sehr umfassend sind die Prolegomena (S. 1—66), welche die Entwicklung und Bedeutung der römischen Lyrik überhaupt, besonders die Nachahmung der Alexandriner, das Leben Katulls, die Würdigung seiner Poesie und ihre Technik, die Metrik, die Herausgabe und philologische Behandlung in eingehender Weise erörtern.

Bei der Bearbeitung des Kommentars lag dem V. bereits ein sehr umfangreiches litterarisches Material vor, bestehend sowohl in vielen kritischen und exegetischen Spezialuntersuchungen als auch in zusammenhängenden Kommentaren, welche in jüngster Zeit erschienen sind. Zu den letzteren gehört vor allem der reichhaltige und schätzenswerte Kommentar von R. Ellis vom Jahre 1876, dann der Kommentar von E. Benoist zur ersten Hälfte der Gedichte, endlich der deutsche Kommentar von Alexander Riese, welch letzterer aber erst im Sept. 1884 veröffentlicht wurde. Dies reiche Material hat der Verfasser mit grofsem Fleifs zur Anfertigung seines Werkes herangezogen und die verschiedenen Anschauungen zu ergänzen, zu widerlegen oder genauer zu beleuchten gesucht.

Auffallend ist vor allem die grofse Weitläufigkeit des Kommentars. Daran ist allerdings die eingehende Würdigung der bisherigen exegetischen Ausführungen hauptsächlich schuld; aber eine nicht geringe unnütze Belastung bildet auch die grofse Anzahl völlig überflüssiger Erklärungen, die oft nur in leeren Paraphrasen bestehen, wie c. 10,7 quo modo se haberet erklärt wird durch „in quo statu (bonone an malo) illa versaretur." Dazu rechne ich ferner viele Citate aus anderen Autoren, welche wohl jeder Leser gerne vermissen dürfte. Dafs sich auch sehr viele ermüdend weitschweifige Erörterungen finden, die in bündigerer Fassung wirkungsvoller wären, ist ebenfalls nicht zweifelhaft.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Exegese liegt darin, dafs Verf. sich zu sehr von dem Bestreben beherrschen läfst, an die Stelle des Alten Neues zu setzen oder die herkömmlichen Ansichten wenigstens durch neue Zuthaten zu bereichern, die oft nur in einer spitzfindigen Auffassung ihren Grund haben. Dies tritt am meisten bei jenen Stellen zu Tage, bei denen Bährens Konjekturen zu machen sucht. Da er nämlich seiner Neigung zur Konjekturmacherei nicht widerstehen kann, so laufen seine meist sehr weitschweifigen Erörterungen oft auf einen mit mehr oder weniger Sicherheit vorgebrachten Vorschlag zu einer Textveränderung hinaus, indem die früher in der kritischen Ausgabe aufgestellten Konjekturen weitläufig erörtert

und begründet, sehr häufig aber umgestofsen und durch neue ersetzt werden. Diese tumultuarische Kritik ist die dunkelste Seite des Buches. Zum Beweise hiefür möge es genügen, auf einige Stellen hinzuweisen.

Gleich im Widmungsgedicht an Kornelius Nepos findet sich ein Muster seiner willkürlichen Konjekturalkritik. Nämlich 1, 8, 9 heifst die gewöhnliche Lesart:

Quare habe tibi quicquid hoc libelli,
Qualecunque, quod o patrona virgo,
Plus uno maneat perenne saeclo.

Nachdem B. in seiner kritischen Ausgabe konjiziert hatte:
Quare tu tibi habe mei hoc libelli
Qualecumque; quod, o patrona virgo, etc.

kommt er jetzt durch seine weitläufige Exegese zu folgendem Vorschlag:
Quare, mel, tibi habe quidem hoc libelli;
Qualecumque quod est, patrona virgo.

Vor allem erscheint hier ,mel' als Anrede an den an Jahren älteren Kornelius als lächerlich, abgesehen davon, dafs die Überlieferung ganz unberücksichtigt bleibt. Ferner ist quidem ein nichtssagender Ersatz für quicquid; endlich ist die Wortstellung in V. 9 höchst gezwungen, ja geradezu unzulässig. Wer wollte gegenüber solcher Willkür nicht lieber an der allerdings etwas schwierigen bisherigen Lesart festhalten, zumal da das handschriftliche Asyndeton bei Katull nicht auffällig und zahlreich belegt ist, also: „wie klein und wie geringwertig es auch sei."

c. 11,21 fafst B. respectare falsch gleich sperare; es ist vielmehr rein sinnlich zu nehmen, ein wiederholtes respicere = immer nach einem umsehen, der nachkommen will.

Eine höchst willkürliche Konjektur macht B. zu c. 10,3 (ut mihi tunc repente visum est), indem er statt visum est schreiben will ,dixit'. Aber soll etwa Varus, als er den Katull müssig auf dem Forum traf, diesem viel von seiner Geliebten gesagt haben, um ihn zu bestimmen, ihm zu folgen? Dazu würde ,repente' wohl schlecht passen. Es ist aber ganz natürlich, dafs Katull sofort (repente) den guten Eindruck gewann (visum est), als er in das Haus trat.

c. 31,11: hoc est quod unum est pro laboribus tantis.

Aus dem Zusammenhang dieses Gedichtes, in dem Katull das heimatliche Sirmio begrüfst, geht deutlich hervor, dafs unter ,hoc est quod' nur die Ruhe in der Heimat zu verstehen ist = das ist's, was allein mich entschädigt für solche Mühen.

B. sieht aber darin eine ,recordatio sat mira et hinc aliena crumenae inanis, „quam ex Bithynia domum rettulit', und konjiziert „hoc expetitumst pro . . . Aber abgesehen davon, dafs dies die Überlieferung völlig ignoriert, widerspricht es ganz der Situation. c. 36,5 „iambos"; dazu wäre die Ansicht Mommsens zu erwähnen, welcher es auf politische Spottgedichte bezieht, was der Zeit nach nicht stimmt, da die politischen Gedichte in das letzte Jahr Kat. gehören. Es waren jedenfalls Gedichte gegen Lesbia gemeint, sonst hätte dieser keine Kenntnis davon, so c. 37 u. 42,8. — Zu c. 42,4 will B. vestra statt nostra schreiben, was jedoch beizubehalten ist. — 36,6 ist es mir nicht begreiflich, wie er unter pessimus poeta Katull selbst verstehen kann. — c. 55,9 schreibt er willkürlich „lustrans" statt ,a vel'. — c. 64,2 schreibt B. ,devocat', indem er mit der Lesart des cod. Veronensis („sed vocat') das d rechtfertigt. Aber devocare hat meist die Bedeutung ,von der Pflicht abziehen zum ,Vergnügen', wie devocare aliquem ad cenam, ad voluptatem, ad praedam, dies pafst jedoch an unserer Stelle

nicht, der Bruder ruft ihn von seiner Lieblingsbeschäftigung zum Schmerze: daher ist sevocat zu lesen.

c. 65,5—8 lautet nach der gewöhnlichen Lesart:

Namque mei nuper Lethaeo gurgite fratris
Pallidulum manans alluit unda pedem,
Troia Rhoeteo quem subter litore tellus
Ereptum nostris obterit ex oculis.

Da B. am ganzen Bilde der Stelle Anstofs nimmt (!), indem er sich nicht erinnert, ‚pes pallidus' gelesen zu haben (!), so sucht er durch mehrfache höchst gewaltsame Änderungen ein anderes seiner poetischen Auffassung entsprechendes Bild zu schaffen. Vorerst bezieht er ‚pallidulum' zu ‚manans' in der Bedeutung eines Adverbs. Da er aber jetzt mit dem folgenden pedem in Verlegenheit kommt, will er unter Hinweis auf ein paar ähnliche, hier aber nichts beweisende Stellen ‚pedes' schreiben und glaubt dadurch die richtige Beziehung von quem in V. 7 zu gewinnen, während doch quem nach allgemeiner Annahme sich auf fratris zurückbezieht. Ferner stöfst er sich an alluit, weil es ungewöhnlich sei, dafs die Welle die Füfse bespült, da ja Meere und Flüsse Gegenden und Stadtmauern bespülen und macht die Konjektur ‚alligat'. Dann fafst er Lethaeo im weiteren Sinne statt Stygio. Damit ist nun sein Bild fertig. Wahrlich das heifst denn doch den Dichter ganz nach subjectivem Ermessen korrigieren! Das ist doch eine verspätete Anfrage, wie es Katull eigentlich nach der Meinung von Bährens hätte machen sollen. Zur Stelle selbst möchte ich noch bemerken, dafs die lat. Dichter Lethe nur als Strom kennen, aus dem die Toten Vergessenheit der Freuden und Leiden trinken. Bei Katull kommt nichts von L. bibere vor, bei ihm ist also die mythologische Vorstellung eine andere. Das Meerwasser, mit dem sein Bruder in Berührung kam, sei kein Meerwasser, sondern Lethewasser, eine Welle nicht von gewöhnlichem Seewasser, sondern eine, die aus der Lethe kam. Der vom Lethewasser bespülte Fufs heifst pallidulus (leichenblafs, totenblafs), weil sein Besitzer tot wurde. Der Abl. ist zu manans (woher?) und zu alluit (abl. instr.) zu beziehen. Petron. 52,4 hat die Stelle nachgeahmt: adluit unda pedes.

c. 66,11. statt novo auctus liest B. wegen des Hiatus mactus. Indes pafst auctus = glücklich gemacht hier sehr gut (cf. 64,25). Desgleichen finden sich auch (107,1) bei Katull die O-Laute (o, u, au) beieinander: cupido optant. Daraus ist zu schliefsen, dafs nichts zu emendieren ist. Mactus würde wohl passen, aber diese Form ist meist im Vocativ, nicht im Nom. gebraucht.

Die lateinische Ausdrucksweise ist gewandt und fliefsend. Dafs bei einer so umfangreichen Arbeit manche Verstöfse unterlaufen, ist natürlich, so z. B. S. 42: ad eum perfectionis gradum pervenisse quam in lyricis; S. 109 rediet statt redibit; S. 502 recepturus fuisset.

Schliefslich möchte ich jenen gehässigen Ausfall gegen Alexander Riese am Schlusse der Praefatio S. XIII nicht unerwähnt lassen, in welchem der V. über die Grenzen ruhiger und objektiver Kritik in brutaler Weise hinwegschreitet. Er schreibt nämlich: „Vellem Riesius manus abstinuisset ab eo poeta, cui nec recensendo nec explanando ullo modo par erat .... qui sedulo quidem in locis difficilioribus varias doctorum (recentium maxime) sententias attulit, sed in his ita ut oportuit proba a pravis discernere nequiit, iudicii et acumine et subtilitate et elegantia aeque ac facultate critica omni miserandum in modum destitutus. sic ad sexcentas quae supererant sive in explicatione sive in emendatione difficultates dissolvendas nihil ille attulit, mira et perversitate et infelicitate ubique insignis."

Dieses mafslose Urteil über eine gute Leistung eines allgemein als tüchtig anerkannten Gelehrten kann nur als der Ausflufs von Einbildung und Selbstüberhebung betrachtet werden, welche die Verdienste anderer herabsetzt, um den Wert der eigenen höher zu stellen. Es ist aber eine komische Naivität, wenn B. von seinen eigenen Arbeiten schreibt: ,etiam in emendatione me plane adaequasse Lachmanni merita probi simulque prudentes iudices candide agnoverunt, inimici omni modo negavere atque dissimulavere' (S. IX).

München. Dr. J. Haas.

Catulli, Tibulli, Propertii carmina a Mauritio Hauptio recognita. Editio quinta ab Johanne Vahleno curata. Lipsiae apud S. Hirzelium 1885. 12. 372 pp.

Die exegetische Thätigkeit der Philologen erfreut sich, wie männiglich bekannt, in weiteren Kreisen keiner sonderlichen Beliebtheit. Die wissenschaftliche Feldausrüstung — Prolegomena, kritischer Apparat, Indices — wird mit ungeheucheltem Entsetzen angestarrt, und über einen dickleibigen commentarius perpetuus wird, zumal wenn er einem dünnleibigen Autor beigegeben ist, nur allzuoft mit einem bekannten, der culinarischen Sphäre entnommenen Kraftausdrucke abgeurteilt. Ja — ein begabter Dichter hat vor kurzem der lebendigen Sprache die tötlichen Erläuterungen gegenübergestellt. —

Wie freudig mufs aber nun ein Büchlein empfangen werden, welches reizend ausgestattet und frei von jeglichem gelehrten Beiwerk den reinen Text der „Triumvirn" darbietet und seine Bestimmung, den Freund des Altertums überhaupt und der römischen Elegie im besonderen auf einsamen Spaziergängen durch Wald und Wiese zu begleiten, schon durch seine niedliche Kleinheit — nequaquam[1]) tacitus — verräth. Und gleichwohl haben wir es mit einer streng philologischen Leistung ersten Ranges zu thun! Seit dem Jahre 1878, in welchem die Abhandlung über drei Elegien des Tibullus erschien, hat Johannes Vahlen die Kritik und Erklärung der römischen Elegiker in einer Reihe trefflicher Arbeiten gefördert. Schon im folgenden Jahre (1879) besorgte er die 4. Ausgabe von M. Haupts Textrecension, die Jahre 1881—1883 brachten Beiträge zur Berichtigung des Propertius, wozu sich 1882 die dem Lektionsverzeichnis für das Sommersemester vorausgeschickte Erörterung über zwei Catullstellen gesellte, im vorigen Jahre endlich ist die fünfte Auflage von Haupts Ausgabe erschienen, auf welche wir die Aufmerksamkeit der philologischen Collegen durch einige Bemerkungen lenken möchten. Vahlens textkritische Grundsätze sind bekannt. Er hält an der handschriftlichen Überlieferung, so lange es angeht, fest und erblickt in der sorgfältigen Beobachtung des Sprachgebrauchs und der eingehenden Berücksichtigung der Individualität des betreffenden Schriftstellers mit vollem Rechte die erste Pflicht eines Herausgebers. (Vgl. z. B. Aristot. poet. ed. III praef. p. XIX) Er mag in der Respektierung der handschriftlichen Lesarten hie und da zu weit gehen und das zweite Gebot in Lehrs philologischem Dekaloge

[1]) Ref. zieht nämlich Cat. VI, 7 mit Riese die Conj. des Statius nequaquam tacitum cubile dem überlieferten nequiquam vor, indem er sich auf den häufigen Gebrauch der Litotes „non tacitus" bei den lat. Dichtern beruft. Vgl. J. J, Suppl. XV, 535.

„Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen“ (O. Ribbeck: F. W. Ritsch[1]) II. S. 450 bisweilen übertreten (vgl. C. Meiser in dieser Zeitschr. XX. S. 400), er mag sich aus Furcht, „den Schein statt der Wahrheit zu ergreifen“ (Monatsber. d. preufs. Akad. 1881, S. 346) sowohl fremden als eigenen Konjekturen gegenüber oft allzu skeptisch verhalten, im allgemeinen mufs seiner kritischen Methode gerade in unseren Tagen, in denen die „imperiti“, welche „dum librariorum insectari volunt inscientiam, suam confitentur“, gewifs nicht minder zahlreich sind, als zu Quintilians Zeiten, alle Anerkennung gezollt werden (Vgl. A. Roemer Arist. rhet. praef p. XXXV. M. Wallies Berl. philol. Wochenschr. 1886, Sp. 555). Es wird nach dem Gesagten niemand durch die Mitteilung überrascht werden, dafs in der vorliegenden Neubearbeitung der Elegiker an so und so vielen Stellen wieder zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt worden ist, — besonders fand der von Baehrens unterschätzte cod. N (Neapolitanus) des Propertius (vgl über ihn neuerdings: Fr. Plessis: Études critiques sur Properce) gebührende Berücksichtigung — dafs nur sehr wenige Besserungsvorschläge des strengen Herausgebers Aufnahme gefunden haben (s. u.), und dafs schwerkranke oder richtiger unheilbare Verse (wie Catull LXVI, 59; LXVIII, 157; Prop. III, 32, 35; 34. 39; V, 7, 57) unter Abweisung aller conjekturalen Linderungsmittel mit dem unerbittlich-starren Totenkreuze gezeichnet sind. Die sämtlichen in der neuen Auflage enthaltenen Änderungen aufzuzählen, darf ich um so eher unterlassen, als K. P. Schulze, selbst ein gründlicher Kenner der lateinischen Poesie, in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1886, Sp. 41ff. eine sorgfältige Zusammenstellung derselben gegeben hat. Ich begnüge mich daher mit der Hervorhebung von Einzelheiten.

Cat. LXVII, 12 schreibt Vahlen „verum istis populis ianua quicque facit.“ Allerdings schliefst sich bei dieser Lesung, wie Schulze bemerkt, das folgende „qui . . . clamant“ sehr gut an, allein es ist die Frage, ob der in der späteren Latinität sehr häufige Gebrauch von „populi“ in der Bedeutung „Leute“ (vgl. bes. K. Sittl: d. loc. Versch. d. lat. Spr. S. 108 f.) schon dem Catull zugetraut werden darf. Eher könnte man „populis“ als dichterischen, dem Singular gleichwertigen Plural sich gefallen lassen, wofür auch die von H. Peter zu fast. I, 38 angeführten Ovidstellen sprechen.

Tib. I, 9, 31 ist die Änderung „non ullo divitis auri | pondere“ unbedingt aufzunehmen. Man weifs, wie gerne die Dichter von dieser volleren, nachdrücklicheren Art der Negation Gebrauch machen. Vgl. F. J. Hildenbrand ad Prop. I, 1, 17 (Progr. von Frankenthal 1885). Bei dem nämlichen Dichter II, 1, 47 empfiehlt sich die Conjektur „rure terunt messes“ im Hinblick auf I, 5, 22.

Dagegen kann ich nicht billigen, dafs Cat. XXXVII, 10 aus den interpolierten Handschriften „scorpionibus“ aufgenommen wurde (vgl. Riese und Baehrens z. St.), dafs Cat. LI, 11 der „nonsens“ (Monse im Waldenburger Progr. 1884 S. 13) „gemina — nocte“ im Texte geblieben, und dafs Tib. I, 10, 46 das seltene, durch den cod. Guelf und die Exc. Par. überlieferte und durch die Imitationen des Ovidius und Orientius geschützte „panda“ (juga) dem „curva“ der italienischen Handschriften wieder hat weichen müssen. Vgl. Woelfflin Archiv f. Lexicogr. I, S. 330 f. Auch die Rücksichtnahme auf die Handschriften in orthographischen Fragen —

[1]) Dafs Lehrs allein der Verfasser ist, teilt Friedländer in der allgem. deutsch. Biogr. Band XVIII S. 158 mit, worauf mich A. Roemer freundlich aufmerksam macht.

Cat. LV, 22 schreibt V. vestri, an zwei anderen Stellen beläfst er die archaische Form — scheint mir nicht gerechtfertigt. Vgl. die Bemerkung von Riese in der Berl. philol. Wochenschr. 1885 Sp. 1556. Allein das sind Einzelnheiten, die den Gesamtwert der Ausgabe durchaus nicht beeinträchtigen; wir danken dem hochverdienten Gelehrten für diese neue Probe seiner erfolgreichen Beschäftigung mit den römischen Dichtern und wünschen dem reizenden Büchlein gebührende Verbreitung.

München. Carl Weyman.

Dr. Tegge, Studien zur lateinischen Synonymik. Ein Beitrag zur Methodik des Gymnasialunterrichts. Berlin Weidmann. 1886. 439 S.

Gewifs hat jeder Lehrer des lateinischen Stiles an den oberen Klassen unserer Gymnasien schon die Erfahrung gemacht, dafs die Kenntnisse der Schüler in diesem Zweige der lat. Grammatik und Stilistik sehr geringe sind. Was sie darüber wissen, geht zurück auf einzelne Mitteilungen, die ihnen gelegentlich der Klassikerlektüre oder bei Besprechung einer stilistischen Arbeit von Seite des Lehrers gemacht wurden. Nach einer bestimmten Methode jedoch, oder im Anschlufs an einen bestimmten Leitfaden wurde meines Wissens dieser Gegenstand bis in die neueste Zeit herein bei uns sehr wenig betrieben[1]). Und doch ist eine gewisse Kenntnis von synonymischen Unterschieden unentbehrlich für richtige Übersetzung sowohl aus dem Deutschen ins Lateinische wie umgekehrt. Aufserdem ist nicht zu verkennen, dafs ein mafsvoller Betrieb der Synonymik die Schüler zu einem schärferen und logischeren Denken hinführt

Dieser letztere Gesichtspunkt, „Hauptzweck der Synonymik ist praktische Logik“ ist es, welchen H. Tegge als den leitenden an die Spitze seiner interessanten Studien zur lat. Synonymik stellt. Das ganze Buch soll, um das gleich hier vorauszuschicken, den Prodromus zu einer lateinischen Schulsynonymik bilden. Seine wissenschaftliche wie didaktische Befähigung zu einer solchen Arbeit hat der Verf. in vorliegender Schrift hinlänglich dokumentiert. Und um im Voraus etwaige Befürchtungen vor einer demnächst erscheinenden dickleibigen Synonymik, deren spitzfindige und künstliche Haarspaltereien und bis zum Tod gehetzte Distinktionen Lehrer und Schüler in Verzweiflung bringen können, abzuschneiden, sei zur Beruhigung mitgeteilt, dafs der von T. für acht Klassen der Gymnasien aufgestellte Kanon summa summarum 170 Synonyma umfafst, welche in verständiger Weise auf die Klassen Sexta bis Unterprima verteilt sind. Im Einzelnen wird man an dieser Verteilung manches geändert wünschen, aber im grofsen und ganzen ist die Auswahl als eine durchaus gelungene zu bezeichnen.

Was wir im Vorstehenden mitgeteilt haben, ist das praktische Resultat der von T. in diesem Buche angestellten Studien über lat. Synonymik. Es ist nun auch meine Pflicht, dem wissenschaftlichen Teile des Buches näher zu treten. Wie Verf. in der Vorrede bemerkt, hat er sich bei dieser

[1]) Ich benütze die Gelegenheit, um die verehrten Herrn Kollegen auf das treffliche Büchlein des Herrn Prof. Sepp, „Lateinische Synonyma“ Augsburg 1886 hinzuweisen, das auf 23 Seiten in 50 Kategorien das unbedingt Wissenswerte zusammengestellt hat. Ref. kann versichern, dafs diese Auslese vollständig genügt; vermifst hat er nur Weniges, wie z. B. die Synonyma mens, animus, ingenium; nex und mors; pueri und liberi.

Arbeit von etymologischen und historischen Prinzipien leiten lassen. Das wird gewifs jeder Einsichtige loben, aber während der Verf. auf der einen Seite das etymologische Moment zu sehr vorwalten läfst, ist das historische — zum Nachtheil vieler Partien des Buches — allzusehr in den Hintergrund getreten. Aber gerade die historische Betrachtungsweise ist das natürliche Korrektiv gegen allzu gesuchte und subtile Distinktionen, wie sie eben dem Synonymiker, der wie H. Tegge seiner Sache mit Leib und Seele ergeben ist, nur zu leicht unterlaufen können. Ein drastisches Beispiel bietet uns der auf S. 134 im Anschlusse an Kühner und andere Grammatiker und Synonymiker dargelegte Unterschied zwischen ob und propter. Prüfen wir nämlich den Gebrauch dieser Praep. bei den einzelnen Schriftstellern, so ergiebt sich, „dafs ein synonymischer Unterschied zwischen beiden nicht für die gesamte Latinität durchzuführen ist, sondern höchstens bei denjenigen Autoren, welche beide Praep. in kausalem Sinne nebeneinander gebrauchen, nicht aber bei denjenigen — und es sind deren sehr viele, wie Tacitus, Pomp. Mela, Velleius, Florus, Amm. Marcell. — welche sich ganz oder doch mit Vorliebe für die eine oder andere entschieden haben“ Wölfflin im Archiv f. lat. Lexicogr. I. p. 165. Dieselbe Betrachtungsweise führt zu dem Resultate, dafs ein wesentlicher Bedeutungs-Unterschied zwischen frustra und nequiquam, wie ihn Tegge p. 239 zu statuieren versucht, nicht bestanden hat, so dafs z. B. Livius ohne Unterschied mit beiden wechselt, vgl. Wölfflin im Archiv II p. 10. Wir meinen also, es mufs die geschichtliche Entwicklung jedes Wortes auch für die Synonymik im erhöhten Grade fruchtbar gemacht werden; man mufs sich von dem Vorurteile befreien, als ob die betreffenden Synonyma ruhig neben einander gelebt hätten, durch festgesteckte Grenzen in ihrer Gebrauchssphäre scharf auseinander gehalten; es mufs sich der Gedanke Eingang verschaffen, dafs auch in der Sprache der Kampf ums Dasein geführt wird, dafs auch hier nach heifsem Kampfe das eine Wort dem andern weicht und an dessen Stelle wieder ein anderes tritt — dann wird von selbst auch der viele unnötige Ballast, den die Synonymiken noch immer mit sich führen, allmählich zusammenschrumpfen.

Wir werden im Folgenden einen kurzen Gang durch das Buch machen und dabei Gelegenheit finden, unsere gemachten Ausstellungen noch weiter zu erhärten.

In dem Kapitel „Synonymik und Etymologie“ werden u. a. S. 27 die steigernden Adverbia valde, admodum, perquam u. s. w. ihrem etymologischen Ursprung nach geprüft und daraus ihre Bedeutung entwickelt. Wie leicht wäre es hier gewesen, im Anschlufs an Wölfflins bekannte Abhandlung „Latein. und roman. Comparation“ p. 9 ff. auch das historische Moment beizuziehen, die faktische Anwendung, welche gewissermafsen die Probe auf das gemachte etymologische Rechenexempel ist. Wie ganz anders würde dieser Abschnitt lauten! — Einer der besten Abschnitte des Buches ist der über die suffixa und praefixa, aber auch hier vermissen wir den historischen Gesichtspunkt. So ist nicht erwähnt p. 77, dafs das Suffix — tudo das Kennzeichen der archaischen Latinität ist, für welches in der klassischen Latinität — tas eintritt; ich verweise hier der Kürze halber auf die Sammlungen bei Stünkel, de Varroniana verborum formatione Strafsburg 1875 p. 31 und Guericke de linguae vulgaris reliquiis apud Petronium. Königsberg. 1875 p. 30 f. — S. 81 wird nicht erwähnt, dafs die Verba auf -are von Adjektiven auf us abgeleitet ursprünglich intransitiv waren, dafs also durare noch bei Plautus und Lucrez bedeutet hart sein, vgl. H. Müller de generibus verbi Greifswald 1864 p. 37 ff. und Biese, de obiecto interno apud

Plautum et Ter. Kiel, 1878 p. 10 ff. — Bei den mit de zusammengesetzten Verben p. 98 mufste erwähnt werden, wie de bes. im Altlatein die Bedeutung des Verbums verstärkt (vgl. bei Cicero demirari), dafs aber oft diese Kraft der Praep. bereits erlahmt scheint, vgl. Lorenz in der Einleitung zum Pseud. p. 38. Im Zusammenhang damit war hinzuweisen auf die gleiche Erscheinung bei den Compositis mit con- (z. B. concredere), ad (z. B. adaugere), ex (z. B. exaugere), endlich auf die Kraft des Suffixes dis- zur Steigerung des Begriffes wie in disperdere und discruciare. Desgleichen hätte die nur gestreifte (p. 145) Zusammensetzung von Adjektiven und Verben mit dem steigernden per, die bes. in Ciceros Briefen so beliebt ist, weiter ausgeführt und der abschwächenden mit sub (S. 155) gegenüber gestellt werden sollen; vgl. hierüber meinen Aufsatz in diesen Blättern 1880 p. 321 f. — S. 164 wäre zu ad hunc modum (nicht hunc ad modum, welche Stellung selten ist) zu bemerken, dafs diese Ausdrucksweise mehr dem sermo vulgaris und familiaris angehöre, daher bei Plautus und Terenz häufig ist, dagegen von Cicero nur in den Erstlingsschriften gebraucht wird; es trat dafür die Praep. in ein.

An einzelnen Zusätzen und Berichtigungen habe ich mir notiert:

S. 4. pater patratus ist eine etymologische Figur, vgl. Act. Erlang. II. p. 68 „fetialis ad deditionem perpetrandam pater rei factus est indeque nomen patris patrati accepit“. — S. 52. Zu der Erklärung von servus ist zu vergl. der offizielle Ausdruck „qui servitutem servit“, wie es z B. bei Quintil. 7, 3, 26 heifst „qui in servitute est eo iure quo servi aut ut antiqui dixerunt „qui servitutem servit“. — S 59. Die Erklärung „ignoscere = nicht kennen lernen wollen“ wird von Neueren als sprachlich unmöglich verworfen; es ist soviel als: ein Einsehen thun, haben, ähnlich dem griech. συγγιγνώσκειν; vgl. Prantl, über die Sprachmittel der Negation, Sitzungsber. d. bayr. Akad d. Wiss. 1869, Bücheler in Jahns Jahrbb. 105, 119, Wölfflin im Archiv I. p. 385. — S. 104. Schöne Beispiele für die Bedeutung der Praep. ex in Kompositis gibt Schüfsler, Progr. Hannover, 1880 p. 14 ff., wie rem latentem explicare, obscuram explanare Cic. Brut § 152. — S. 107. Die Unrichtigkeit der Schreibart und Ableitung promunturium von mons hat nachgewiesen Roensch, Berl. Philol. Woch. 1886 Nr. 3 und 4; es ist vielmehr zu schreiben promuntorium, weil ursprüngl. promunctorium, abzuleiten von mungere, also = Vorschnauze. — S. 109. Eine etymologische Spielerei mit den Worten confutare und effutire erlaubt sich Cic. Tuscul. V, § 88, s. dazu Meifsner. — S. 116 dispicere heifst „mit Anstrengung durchblicken“, s. m. Note zu Cic. p. Sull. § 40. — S. 117 war zu erwähnen der eigentümliche Gebrauch der Praep. cum statt a in der Umgangssprache bei Begriffen, die eine Wechselseitigkeit in sich schliefsen, selbst wenn diese auf einem Gegensatze beruht, wie discrepare, differre, dissentire cum aliquo selbst bei Cicero; vgl. Lorenz zu Plaut. Most. 1035, Pseud. 361, Langen, Beitr. z. Plaut. p. 241, Dziatzko zu Ter. Phorm. 512, Reisig-Haase N. 574 und meinen Zusatz. — S. 118 bei sermo von serere konnte auf die etymolog Figuren sermones inter se serentium circuli Liv. 28, 25, 5 und occultis sermonibus serere Liv. 7, 39, 6 verwiesen werden. — S. 121 wird noch aus Quintil. 8, 2, 20 secus viam citiert, wo seit Halm secundum vitam gelesen wird; dafs die im Bibel- und Ekklesiastenlatein beliebte Redensart (cf Roensch It. p. 399) durch die Hand eines Schreibers in den Text kam, habe ich zu Reisig-Haase Nr. 573a nachgewiesen. — S. 125. Wie Caesar polliceri gebraucht und nicht promittere, so auch pollicitatio statt promissio; umgekehrt vermeidet Cicero pollicitatio und sagt dafür promissio und promissum. — S. 130 hätte ich des Verf.

Ansicht gerne gehört, wie und ob er einen Unterschied macht zwischen praecedere und antecedere, praeponere und anteponere; vgl. Reisig p. 734, Hand Turs. IV. p. 522. — S. 145 hätte über die Bedeutung von per in den Kompositis perendie, perfuga, perfidus, perurus im Zusammenhang und im Anschlufs an Usener Jahns Jahrbb. 117, 74 f. gehandelt werden sollen; vgl. auch Stolz im Archiv f. lat. Lex. II, p. 503 ff. — S 239 nequiquam findet sich bei Cic. nicht nur p. Quinct § 79 sondern auch ep. Att. 4, 6, 2. Dagegen steht jetzt actutum (S. 243) an keiner Stelle mehr bei Cicero, denn Phil. XII § 26 wird es von Halm mit Recht verworfen; vgl. Jordan Krit. Beitr. p. 352 und Schmalz in d. 6. Aufl. des Antib. s. v. — Das Buch ist sehr korrekt gedruckt: an Druckfehlern entdeckte ich nur S 87 arbritari, S. 111 camparare, S. 200 Akkomodation, S. 274 fellit, S 300 volutate.

Ref. empfiehlt das Buch wegen seines reichen didaktischen wie wissenschaftlichen Inhaltes aufs Wärmste den Gymnasialbibliotheken zur Anschaffung.

München. G. Landgraf.

Keller Otto, der saturnische Vers, zweite Abhandlung. Prag 1886. Dominicus.

Über die Beschaffenheit des altrömischen Versmafses gingen die Ansichten schon in der Kaiserzeit diametral auseinander und doch hatten die damaligen Metriker ein ganz anderes Material als wir. Die Grammatiker haben uns nicht gar viele Verse überliefert und von diesen sind die meisten heillos verdorben, bei den Inschriften aber wissen wir weder, ob und welches Versmafs der Poet meinte, noch hat ein solcher penny-a-liner das Recht die Norm des Versmafses abzugeben. Ist somit eine sichere Bestimmung der Versgesetze nicht mehr möglich, so besteht doch gewifs die Möglichkeit, festzustellen, ob Accent oder Quantität das geltende Prinzip war. Otto Keller hat in der Schrift „der saturnische Vers als rythmisch erwiesen (Leipzig und Prag 1883)“ das erstere behauptet. Diese zweite Schrift wendet sich nicht etwa gegen die ablehnenden Kritiken — Lucian Müllers Buch „der saturnische Vers und seine Denkmäler“ (Leipzig 1885) wird nur gestreift —, sondern beschäftigt sich vielmehr mit den Bedenken, welche Thurneysen und andere demselben Prinzip wie Keller anhängende Kritiker im einzelnen erhoben haben. Neue Beweise bringt sie nicht; es ist nur zu erwähnen, dafs Otto Keller die angebliche historische Stufenfolge der verschiedenen Arten seines Saturniers nun eingehender ausführt. Ref. hat im philologischen Anzeiger 1883 S. 423 ff. seine Ansicht über den Saturnier auseinandergesetzt[1]) und dabei nachzuweisen gesucht, dafs der Saturnier quantitierend war, immerhin aber dem Accent ein gewisses Gebiet einräumte. Die Spott- und Triumphlieder (deren Beispiele die vorliegende Schrift S. 41 f. abermals vermehrt) lehren doch unstreitig, dafs die quantitierende Metrik nicht aus Griechenland importiert, sondern altrömisch war; auf der andern Seite zeigen sie freilich auch, was von der Hypothese zu halten sei, die Römer hätten das accentuierende Prinzip aus Syrien holen müssen.

München. Karl Sittl.

[1]) Statt inerant (S. 428) möchte ich aber jetzt lieber ind(u-)erant (wie indipisci) vorschlagen.

H. Bonitz, Platonische Studien. 3. Auflage. Berlin 1886. Franz Vahlen. 323 S.

Die rühmlichst bekannten „Platonischen Studien“ von Bonitz haben nach 10½ Jahren Zwischenzeit nun die 3. Auflage erhalten. Der Umfang derselben übertrifft die 2. Auflage von 1875 um 32 S. Diese Erweiterung hat hauptsächlich ihren Grund in der Herbeiziehung der inzwischen erschienenen Litteratur. Den 10 Abhandlungen der vorigen Auflage ist aufserdem noch eine 11. beigefügt worden mit der Überschrift „Zur Erklärung von Platons Phädon p. 62 A.“ Eine sachliche Änderung des Textes ist nur an 2 Stellen vorgenommen, im Theätet S. 56 und im Sophistes S. 174, auf die der V. im Vorwort kurz verweist. Nur an wenigen Stellen ist die Polemik entweder etwas gemildert oder als gegenstandslos weggelassen. Es ist hier nicht nötig, nochmals den Wert dieser Studien, die Bündigkeit und Klarheit ihrer Darstellung, die ungekünstelte und scharfsinnige Art der Erörterungen zu zeigen. Die Gliederung der Dialoge sucht der V. mit ungesuchter Natürlichkeit den von Plato selbst deutlich gekennzeichneten Abschnitten gemäfs zu konstruieren; die Einzelheiten des Inhalts sind meist zur vollen Überzeugung dargelegt.

Diese allgemeine Zustimmung findet Bonitz jedoch nicht, wo es sich um die Bestimmung des einheitlichen Zweckes, um den philosophischen Grundgedanken handelt, den der einzelne Dialog als Ziel verfolgt. Um dies zu zeigen, beziehe ich mich an dieser Stelle auf diejenigen Dialoge, die für das Gymnasium von Belang sind.

Was zuerst den Gorgias betrifft, so bezeichnet der V. S. 33 „die Philosophie als sittliche Lebensaufgabe“ für den Kern des Dialoges. Steinhart erklärt (Müllers Übersetz Platos Einl. II. S 346) die ethisch-politische Lebenskunst als den Grundgedanken, was Susemihl (Gen. Entw. d. pl. Phil. p. 99) anerkennt. K. Fr. Hermann meint (Gesch. u. Syst. p. 478) in Übereinstimmung mit Schleiermacher, dafs die Unterscheidung zwischen angenehm und gut als Hauptsache zu betrachten sei. Ich sehe den schriftstellerischen Zweck des Gorgias in der Darstellung der δικαιοσύνη in ihrer Ausübung und in ihrem Wesen; das Endergebnis ist wie im Prot. Laches u. a. die Identität aller Tugenden. Vgl. Gorg. 507 C. Zur Aufklärung sei kurz folgendes angeführt: Plato definiert im Euthyphron, den ich (Inh. u. Reihenf. von 7. pl. Dial. p. 33) unmittelbar vor den Gorgias stellte, die δικαιοσύνη als eine θεραπεία τῶν θεῶν = ὁσιότης und als θεραπεία τῶν ἀνθρώπων als die menschliche δικαιοσύνη (Euthyphr. 12 E). Mit dieser Gliederung des Begriffes stimmt 507 B des Gorgias ausdrücklich überein. Wenn im Gorgias die Rhetorik und Politik in ihren Bestrebungen dargestellt sind, so kann dies nur als θεραπεία ἀνθρώπων im platonischen Sinne aufgefafst werden. Von ihr wird im 3. Teile des Gorgias gezeigt, dafs sie auf Erkenntnis des Guten gegründet sein müsse, wodurch die δικαιοσύνη mit den anderen Tugenden identisch wird.

Im Laches hat Bonitz gegen Zeller seine Erklärung der Tapferkeit als „die auf sittlicher Einsicht beruhende Beharrlichkeit“ mit guten Gründen festgehalten. Ich stimme hier dem V. bei, soweit es sich um die Definition der Tapferkeit handelt. Zeller dagegen kann nur folgendes als positives Ergebnis des Laches finden: Die Tapferkeit führt, wie alle Tugend, auf ein Wissen, auf die Erkenntnis des Guten zurück. Zeller und mit ihm Cron (Sitz. d. k. b. Ak. 1881 phil.-hist. Kl. 2) glauben, dafs der Begriff Beharrlichkeit (καρτερία) im Laufe des Dialogs abgelehnt sei. Beide Teile haben von ihrem Standpunkte aus richtig geschlossen, nur haben die Vertreter der beiden Ansichten ihren Standpunkt nicht

scharf geschieden. Der Begriff καρτερία ist im Laches thatsächlich nicht als falsch bezeichnet worden. Andere Dialoge beweisen überdies, dafs Plato den Begriff des Beharrlichen als einen Bestandteil der ἀνδρεία aufgefafst hat. Im Gorgias nämlich 507 B wird die ἀνδρεία bezeichnet mit καρτερεῖν ὅπου δεῖ, in der Politeia 429 C heifst sie δύναμις, ἣ διὰ παντὸς σώσει τὴν περὶ τῶν δεινῶν δόξαν. Andrerseits aber spricht für die Ansicht Zellers der Umstand, dafs am Schlusse des Gesprächs mit Nikias die Tapferkeit ausschliefslich als Erkenntnis des Guten bezeichnet wird; von καρτερία ist bei der endlichen Definition (199 C) keine Rede. Eine Kombinierung der beiden Ansichten wird meines Erachtens das richtige Urteil über den Dialog Laches ergeben. Dabei ist aber die Erklärung von Bonitz der Zellerschen Ansicht unterzuordnen; denn Zeller bezeichnet den eigentlichen Zweck des Dialoges, Bonitz stellt die aus dem ganzen Verlaufe sich entwickelnde Frucht der Lektüre dar. Der Zweck des Dialoges ist aber, die Identität der ἀνδρεία mit der Tugend überhaupt zu beweisen. Zu diesem Zwecke konnte der Schriftsteller den Artbegriff καρτερία nicht brauchen, sondern nur den Gattungsbegriff φρόνησις. Andererseits hat aber die Vereinigung beider Begriffe in der von Sokrates gebilligten Definition φρόνιμος καρτερία die wahre Erklärung von ἀνδρεία ergeben. Das ist die aus dem Zusammenhang gewonnene Frucht. Plato geht von dem Artbegriff ἀνδρεία dialektisch über auf den Gattungsbegriff ἀρετή.

Diesen Plan der Induktion bezeichnet Plato selbst im Eingange des Laches (190 B) mit deutlichen Worten: „Mufs also nicht wenigstens (zum Zwecke einer guten Erziehung) die Kenntnis vorhanden sein, was eigentlich Tugend ist? Ja. Jedoch wollen wir nicht sofort über die Tugend im allgemeinen nachforschen — das wäre wohl ein zu grofses Unternehmen — sondern wir wollen über einen Teil derselben (die ἀνδρεία) vorerst Betrachtungen anstellen; diese Art der Untersuchung wird für uns natürlich leichter sein.“ Sowohl der Artbegriff ἀνδρεία als auch der Gattungsbegriff ἀρετή wird im Laufe des Gespräches bestimmt; aber das schriftstellerische Ziel ist der Nachweis der Indentität der ἀνδρεία mit ἀρετή, indem beide den Begriff ἐπιστήμη τοῦ ἀγαθοῦ enthalten Dieses Resultat stimmt mit jenem Plane überein, den Plato schon im Protagoras mit weniger gründlichen Beweisen auszuführen suchte, dafs alle Einzeltugenden nur verschiedene Bezeichnungen (ὀνόματα) seien für das einheitliche Wesen der Tugend selbst. Prot. 329 C.

Im Dialoge Euthyphron hat Bonitz im Widerspruche mit Wohlrab seine Erklärung von ὁσιότης als „vollendete Sittlichkeit“ im Dienste der Götter unverändert beibehalten. Es kann an der Richtigkeit dieser Definition nicht gezweifelt werden, wenn man die Bemerkung im Gorgias liest 507 C: καὶ μὴν περὶ μὲν ἀνθρώπους τὰ προσήκοντα πράττων δίκαι' ἂν πράττοι, περὶ δὲ θεοὺς ὅσια. Mir scheint jedoch Plato, abgesehen von der Polemik mehr als dies beabsichtigt zu haben Dies schliefse ich aus der nicht beantworteten Frage (13 E): τί ποτ' ἐστὶν ἐκεῖνο τὸ πάγκαλον ἔργον, ὃ οἱ θεοὶ ἀπεργάζονται ἡμῖν ὑπηρέταις χρώμενοι; worauf Euthyphron allgemein antwortet: πολλὰ καὶ καλά. Darauf erwidert Sokrates 14 C: Du warst bereits auf dem Punkte (das Richtige zu sagen) und bist wieder abgewichen.

Die Erörterungen über Protagoras im einzelnen verdienen unsere volle Zustimmung. Die 3 verschiedenen Seiten des Dialoges, die Polemik gegen die Sophisten, die methodologische Bedeutung und die platonische Ethik sind vortrefflich gewürdigt. Welches aber von den 3 Momenten der von Plato gewollte Zweck sei, darüber hat Bonitz nicht zur vollen Überzeugung entschieden. Er verlegt nämlich den Zweck des Ganzen in die

polemisch-methodologische Tendenz, nebenbei lasse sich auch Aufschlufs über die plat. Ethik gewinnen. (S. 268). Susemihl dagegen hält an seiner Ansicht fest (Bursian, Jahresb. II. 1877. S. 302 f), dafs die Polemik und die Dialektik blofs Mittel seien zur Darstellung der plat. Tugendlehre. Ich pflichte Susemihl bei, weil der Schlufs des Dialoges einen nachdrucksvollen Hinweis auf den Gang und das Resultat der erörterten Tugendlehre enthält und den Wunsch zum Ausdruck bringt, dafs die unerledigte Frage nochmals zur Erörterung und Entscheidung gebracht werden möge.

Im 11. Abschnitte seiner Studien sucht Bonitz die vielbesprochene Stelle in Phädon 62 A ἴσως μέντοι κτλ. gegen die Annahme einer Verderbnis der Überlieferung zu schützen. Ich beabsichtige hier nicht, auf eine nähere Besprechung dieses Falles mich einzulassen und verweise nur auf die ausführliche Darstellung dieser kritischen Frage in den bayer. Gymnasial-Blättern Jahrg. 1885 S. 227. Es sei jedoch bemerkt, dafs ohne die Annahme einer, wenn auch kleinen Textesänderung der Satz nur mit gewaltsamen Mitteln ausgelegt und übersetzt werden kann. Bonitz gibt übrigens S. 320 von seiner Konstruktion des strittigen Satzes selbst zu, dafs dadurch eine gewisse grammatische Inconcinnität entstehe, die er mit dem Hinweis auf die Ähnlichkeit mit der gesprochenen Rede zu erklären sucht.

Würzburg. Nusser.

Sophokles' Tragödien. Erklärt von C. Schmelzer. Zweiter Band: Ajax. Dritter Band: Antigone. Vierter Band: Electra. Fünfter Band: Oedipus in Kolonos. Berlin. Habel. 1885.

Der Ausgabe des Oedipus Rex, welche ich im vorigen Jahrgang d. Bl. S. 515 f. besprochen habe, läfst der V. seiner Zusage gemäfs rasch drei weitere Stücke in gleicher Behandlung folgen.

Wenn ich das Urteil fällte, dafs diese Art der Erklärung wohl nicht für einen Gymnasialschüler, sondern für einen angehenden Philologen oder einen Freund des klassischen Altertums überhaupt passend sei, so kann ich nach Durchlesung des fortlaufenden Kommentars zu den obenbezeichneten Dramen nur erklären, dafs ich in der gefafsten Meinung bestärkt worden bin und mir die Erklärung ähnlich anziehend erscheint, wie die eines modernen deutschen Dramas.

Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, will ich im folgenden nur auf dasjenige eingehen, was der V. als eigentümliche Auffassung besonders hervorhebt.

I. Ajax v. 10 ist ξιφοκτόνους nur als Veranlassung des Schweifses gefafst; v. 420 εὔφρονες als „angenehm, erfreulich;" v. 570 γηροβοσκός als „das Alter erfrischend, erfreuend;" v. 476 ergänzt der V. zu den part. κακόν τι, macht vor τοῦ γε κατθανεῖν eine Pause und nimmt dieses in komparativem Sinne; v. 1281 erklärt er: „von dem du sagst, niemals sei sein Fufs auch nur an deiner Seite gewandelt," wogegen v. 1237 bedeuten soll: „Ajax hat nichts gethan aufser unter meiner Oberleitung."

v. 379 ist geschrieben: ἰὼ πᾶν τελῶν; v. 405 f. εἰ τὰ μὲν (der Götter Hilfe) φθίνει, φίλοις δὲ τοῖσδ' ὁμοῦ τάλας; v. 648 φύσει τὰ δῆλα; v. 868 γε μαρτυρεῖν.

v. 812 u. 841 f. sind, der erste verändert, die letzteren unverändert beibehalten; v. 1031 mit Annahme einer Anakoluthie eingeklammert; v. 979, 981, 982, 983, 985 sind der Tekmessa zugeteilt.

Mit Bezug auf die Streitreden sagt der V., man dürfe das Drama nicht zu weit zurückdatieren, weist aber die Annahme der Arbeit des Jophon nicht ganz ab.

An einigen Stellen möchte der V. das Richtige gefunden haben; in den meisten Fällen aber glaube ich die gewöhnliche Auffassung vorziehen zu müssen.

Nur weniges kann ich auch annehmen von

II. Antigone. Hier erklärt der V. v. 2 κοινόν als gewählter und stärker wie ἐμόν, und zieht v. 2 f. τῶν ἀπ' Οἰδίπου zu νῶν ἔτι ζώσαιν, was meine Annahme, dafs μοῦνον statt κοινόν zu schreiben sei, eigentlich nur bekräftigt; v. 20 macht er ἔπος von δηλοῖς abhängig; übersetzt v. 23 ὡς λέγουσι: „wie man es nennt;" v. 536 εἴπερ ἥδ' · ὁμορροθεῖ: „es steht mit uns beiden gleich;" v. 1096 f. ἀντιστάντα ἄτῃ: „wenn man an der Verblendung festhält;" hier halte ich für das wahrscheinlichste μάτην.

Konjekturen sind eingesetzt: v. 4 ἀτερπὲς ἔτ' (stimmend zu der meinigen), v. 130 ὑπέροπτον; v. 138 εἶχε δ' ἄλλα τὸ σῆμ' nach Aesch. Sept. 431; v. 279 τόδ' ᾖ; v. 351 ζεύγνυται (gegen das Metrum) — ich vermute ἐπίσχεται; v. 362 ἐπίσταται; v. 466 παρ' οὐδέν· ἄλγος; v. 552 ἄλλα für ἀλλά; v. 605 f. τίς ἂν ἐρῶν ὑπερβασία und πάντα γηρῶν; v. 1344 κεύθω für καὶ θῶ; vermutet ist v. 872 σέβοι μὲν εὐσεβῆ τις ἄν, v. 1035 τῶν δ' ὑπ' ἐκ γένους.

In Klammern gesetzt sind aufser v. 904—929 auch v. 817—822, 834—836, 853—856, 871—875: diese Verse aber sind, weil der letzte Gedanke fortgesetzt wird, eine Streichung also nicht möglich ist, vermutungsweise dem Führer der Wachen zugewiesen.

III. Electra. Auch in der Erklärung dieses Stückes, die mit besonderer Lebhaftigkeit beginnt, tritt der V. mehrfach in starken Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung. Recht gebe ich ihm bei v. 86 f., wo er den auffallenden Ausdruck erklärt: „du Luft, Schwester der Erde," weil ich mir denke, dafs der Dichter sagen wolle, er, resp. Elektra habe das Recht, neben dem gewöhnlich angerufenen αἰθήρ und der ebenso oft angerufenen γῆ auch den ἀήρ anzurufen, weil die Luft hier gerade am wohlthuendsten war. Dagegen kann ich v. 193 eine Beziehung auf die Νόστοι nicht finden; und zweifelhaft ist mir die Erklärung von v. 226 f.: „Ich will mich niemand fügen; denn ich kann mich keinem fügen, da keiner in meiner Familie richtig redet oder denkt;" und v. 336: „und nicht den Schein zu erwecken, als betreibe sie etwas und wolle schädigen", wobei zu dem zweiten μή nochmals δοκεῖν ergänzt wird. Ebenso wendet sich der V. scharf gegen die herrschende Meinung bei der Erklärung des zweiten Stasimon v. 1058 ff.; der Chor soll nicht gegen Chrysothemis sprechen und δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι bedeuten: „bald ohne ὄνησις, mit dem ersten Racheversuche verloren." v. 1413 f. bezeichnet der V. in der jetzigen Fassung als unverständlich; πόλις ist allerdings unrichtig, für φθίνει mufs vielleicht φθίσει geschrieben werden, aber der Gedanke hat mir nichts anstöfsiges. v. 363 ist statt μόνον gesetzt γόνον, was hier „Vater" bedeuten mufs; ich halte für richtig μόρον, so dafs der Sinn derselbe wie von v. 354 wäre.

Eingeklammert sind v. 62—66 und v. 1343—45, welche Stellen allerdings besser fehlen dürften; angezweifelt und mit Recht v. 1329 f.

Die Ausgabe hat einen grofsen, kräftigen Druck; eine Anzahl von Druckfehlern, welche wohl durch das rasche Erscheinen der Hefte veranlafst sind, läfst sich leicht berichtigen.

IV. Die Behandlung des Oedipus in Kolonos unterscheidet sich von der der vier andern insofern wesentlich, als der Herausgeber annimmt, die

Tragödie habe eine förmliche Überarbeitung und grofse Erweiterung erfahren.

Er klammert im ersten Epeisodion 115, im zweiten 14, im dritten 20, im vierten 28 Verse ein, nimmt noch bei verschiedenen andern Interpolation an und erklärt bezüglich der Exodos, dieser Teil sei zwar nicht gerade überflüssig, aber unnötig. Mit Wecklein stimmt er in dieser Beziehung nur bei v. 631—637, 658—660, 1190, 1525 überein; acht andere Stellen habe ich als mir verdächtig früher bezeichnet; über die vielen andern ist es schwer, etwas zu sagen. Allerdings erscheint die dramatische Durchführung etwas gedehnt, und könnte manche Rede, manche Szene kürzer sein; andererseits gibt so mancher Ausdruck Anlafs zu Anstofs; wie weit aber die Grenze zu stecken und wie weit der Überlieferung zu trauen ist, hängt eben vielfach vom Geschmack ab; und dafs dieser verschieden ist, zeigt der V. selbst, indem er einige Stellen hält, die von andern ausgeschieden werden.

Bei mehreren Stellen bringt der V. abweichende Erklärungen; so v. 63, wo er zu ξυνουσίᾳ ergänzt: des Poseidon, Prometheus, Kolonos und der Eumeniden; v. 87, wo er trotz v. 94 sich am Imperfektum stofsend erklärt: „Als die Fülle des Unglücks anfing auszuweichen;“ v. 360, wo er übersetzt: „Möchtest du ja nicht mit einer Schreckenskunde kommen!“; und v. 487, wo er κατορθοῦντος φρένα deutet: „sein (des Theseus) Herz erfreuen.“ Ich kann diese Erklärungen nicht für richtig halten, ebensowenig auch diejenigen, durch welche an mehreren Stellen die handschriftliche Lesart geschützt werden soll; sehr ansprechend ist mir dagegen die Auslegung von ἐχέγγυος v. 284: „wie du einen Bürgen gewonnen hast für das Glück deines Vaterlandes.“

Mit besonderem Eifer verteidigt der V. seine abweichende Auffassung von εὔιππος, εὔπωλος im ersten Stasimon. Dafs εὐίππου zu Anfang mit Beziehung auf den Κολωνὸς ἵππιος (v. 59) gesagt sei, gebe ich zu; dafs aber, weil Attika kein besonderes Rosseland war, jene Ausdrücke in der zweiten Gegenstrophe nicht auf den Besitz und die Zucht von Rossen, sondern bildlich auf die grofsen und kleinen Schiffe gehen sollen, diesen Gedanken konnte ein Zuhörer unmöglich durch εὐθάλασσος bekommen, wenn dieses nachgesetzt war und dann ἵπποις und πλάτα sich gegenüber trat; überdies zeigt v. 1065—1070, welcher Wert den „Reisigen“ beigelegt wurde; erscheint ja hier nach dem Kolonos und Poseidon auch noch Athene als ἱππία.

Konjekturen anderer Kritiker sind nur wenige in den Text gesetzt; eigene hat, wenn ich nicht irre, der V. nur zwei aufgenommen: v. 35 τῶν ἀδήλων μοι φράσαι und v. 531 δύο δ' ἄτα, dem Sinne nach richtig.

Eine Anzahl von Druckversehen sind auch hier leicht zu berichtigen.

Das Urteil, das seither auch von anderer Seite gefällt wurde, dafs diese Art der Erklärung nur für einen sehr gut geschulten Leser passend sei, wird durch vorliegende Arbeit bestätigt.

Schweinfurt. K. Metzger.

Schelmuffsky von Christian Reuter. Abdruck der vollständigen Ausgabe 1696/97. XIV u. 129 S. Abdruck der ersten Fassung 1696. IV u. 57 S. 8⁰. Halle a./S. bei M. Niemeyer. 1885 (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 57/58 und 59, 1.20 *M.* und 0.60 *M.*

Der Abenteuer- und Lügenroman des Leipziger Studenten Chr. Reuter ist seit seinem ersten Erscheinen (1696) ein gerne gelesenes Buch gewesen.

Bietet uns der Simplicissimus ein meist getreues Bild seiner Zeit, so läfst uns Reuter seine Zeitgenossen wie durch einen Hohlspiegel verzerrt auftreten. Schelmuffsky ist trotz der uns roh erscheinenden Form ein Kunstwerk, zumal in der zweiten Redaktion. Die erste, die nur den ersten Teil enthalten zu haben scheint, war bis vor kurzem unbekannt und darf deshalb besonders willkommen geheifsen werden. Nicht blos für litterarhistorische Untersuchungen, sondern zum Verständnis der vollständigen Ausgabe wird sie nötig sein, da an einzelnen Stellen die Überarbeitung etwas flüchtig war. So sind wir z. B. völlig im Unklaren, wie und warum Sch.'s Geliebte in Amsterdam plötzlich verschwand. S. 93 von A ist in B weggefallen.

Die Ausgabe ist besorgt von A. Schullerus. Sie enthält die nötigen bibliographischen Mitteilungen und Rechenschaft über die gebesserten Druckfehler des Originales und die aufgelösten Abkürzungen. Ich glaube Schullerus hat ein paarmal Druckfehler vermutet wo keine vorliegen. So wenn er 'Endschefft' beseitigt oder Patzend in Patzen wandelt; Büsgen ist wohl eher in Bürsgen als in Bübchen zu ändern.

Wort- und Sacherklärungen sind der Ausgabe leider nicht beigegeben und doch sind beide zum Verständnis dringend nötig.

Hans Sachs, Fastnachtspiele. Herausgegeben von E. Goetze. (Je 11—13 in einem Doppelhefte der Neudrucke d. Litteraturdenkmale des XVI. und XVII. Jahrh.) 6 Hefte. Halle bei M. Niemeyer. 1880 -86 à 1.20 ℳ.

Die Frage: wie betreibt man an Gymnasien Litteraturgeschichte? ist theoretisch schon längst gelöst worden: an der Hand der Litteraturwerke selbst. Erst in neuester Zeit wird es durch die verschiedenen „Neudrucke", „Sammlungen", „Bibliotheken" möglich, diese Forderung zu erfüllen. Erst jetzt wird auch Hans Sachs aus seinen Werken in Schule und Haus kennen gelernt werden können, nachdem uns ein so wichtiger Zweig seiner dichterischen Erzeugnisse in einer so handlichen, billigen Ausgabe (die Hefte sind einzeln käuflich) vorliegt. Noch stehen zwei Hefte aus, das Erschienene läfst aber genugsam erkennen, wie sorgsam der Neudruck herausgegeben ist. Die Anordnung ist chronologisch. Wenn Scherer in seiner Litteraturgeschichte der Goetzeschen Ausgabe als einziges Prädikat die Bemerkung „mit falscher Chronologie" zu Teil werden läfst, so ist dies insofern richtig, als z. B. die beiden frühesten Spiele (1. Buch) in der von H. Sachs selbst in einem Register über seine Werke gewählten Ordnung gegeben werden, wodurch allerdings das Stück von 1518 vor das von 1517 zu stehen kam. Nun scheint Goetze die Data der Folioausgabe von 1560 ff für ungenau zu halten. Dies würde erst kontrollierbar, wenn G. die Data der Handschriften mit denen der Ausgabe zusammengestellt und über Abweichungen in beiden in den Vorbemerkungen berichtet hätte. Vielleicht bringt das letzte Bändchen darüber noch Aufschlufs. In den Spielen des 3. Foliobandes ist nur einmal eine Abweichung von der Hs. in den Daten zu finden, nämlich in 'S. petter mit sein freunden' steht dort 28. April, in der Hs. 28. August (1554). Lassen sich keine gröberen Fehler in Bezug auf die Datierung in den Folianten auffinden, dann ist es doch bedenklich, angesichts der Daten derselben die Reihenfolge in H.-S.s Register vorzuziehen. Dafs die Beiziehung der Hss., die Goetzes grofses Verdienst ist, einen Wendepunkt in der Sachs-Litteratur bezeichnet, wird Niemand leugnen. Nun wird auch die Textkritik für die nicht handschriftlich überlieferten Stücke auf sicherem Grunde sich aufbauen, und sie hat noch ein weites Feld vor sich. Goetze selbst ist sparsam mit Besserungen. Seine Heraus-

geberthätigkeit ist vor allem den Einleitungen zu gute gekommen, die von Heft zu Heft an Gehalt zunehmen. Aufser den „Vorlagen“ für den Neudruck der einzelnen Stücke werden die mutmafslichen Quellen des Dichters und die nötigen Besserungen des Herausgebers mitgeteilt. — Wer nicht nach den verschiedensten Seiten etwa wie C. M. Frommann nach der grammatischen,[1]) Sachs's Werke durchgearbeitet hat, wird sich hüten müssen, mit Besserungsvorschlägen an die Öffentlichkeit zu treten.[2]) So läge es an vielen Stellen nahe, metrische Ungenauigkeiten der Folioausgabe zu korrigieren; aber die Hss. wie die sorgfältigen Einzeldrucke bieten ebenfalls zahlreiche (nach der schriftlichen Wiedergabe scheinbar) unrichtige Verse; so dafs man sich meist darauf beschränken mufs, etwa zu bemerken, dafs 'du es' 'du's' zu lesen, 'ewr' = 'ewer' sei u. s. w., natürlich sind metrische Besserungen nicht ganz ausgeschlossen, etwa 'wer' einzusetzen, wo 'welcher' nicht pafst u. dgl. G. hat hierauf vielleicht mit Unrecht verzichtet.

Am meisten fehlt es noch an Wort- und Sacherklärungen zu Hans Sachs. Auch G. hat hiefür in seinen Neudrucken nichts gethan. Mögen seine Sachsstudien auch in dieser Richtung uns einmal so Erfreuliches bringen wie die hier besprochene Ausgabe der Fastnachtspiele.

München. O. Brenner.

Foerster, W., Li Sermon Saint Bernart. Älteste französische Übersetzung der lateinischen Predigten Bernhards von Clairvaux. Veröffentlicht als II. Band, 1. Heft der Romanischen Forschungen. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Erlangen. Deichert. 1885. gr. 8⁰. S. 210. ℳ 6.

Tüchtige Leitung und eine nicht geringe Zahl bekannter Gelehrter als Mitarbeiter, haben schon den ersten Band der „Romanischen Forschungen“ dem Romanisten höchst wertvoll gemacht. Während jener nur kleinere Aufsätze enthielt, bietet das zur Besprechung vorgelegte 1. Heft des II. Bandes eine umfangreiche Arbeit eines unserer bedeutendsten jüngeren Meister. Prof. Foerster, welcher sich nicht einzig durch Herausgabe sehr wichtiger altfranzösischer Sprachdenkmäler längst grofse Verdienste um die romanische Philologie erworben hat, bereichert den Schatz mustergültiger Ausgaben durch Veröffentlichung der hier zuerst vollständig abgedruckten Pariser Handschrift der litterarisch und sprachlich wertvollen: Li Sermont Saint Bernart.

Auf den Text der 44 in franz. Übersetzung erhaltenen Predigten folgen die Varianten (S. 179—189), auf diese ein längerer Exkurs, in dem sich der Herausgeber eingehend über alle die Handschrift berührenden Fragen verbreitet. Es wird überzeugend nachgewiesen, dafs wir es nicht mit einem Original, sondern mit einer Übersetzung zu thun haben, und zwar meist mit einer recht ungeschickten; der Dialekt wird übereinstimmend mit Suchier als der von Metz angenommen.

---

[1]) Nürnberger Gymnasialprogramm 1878. Leider ist eine Fortsetzung der verdienstvollen Studien nicht erschienen.

[2]) Eine Reihe sehr beachtenswerter Emendationen lieferte Muncker in Behaghel-Neumanns Litteraturblatt. 1883. Nr. 10.

Le Misanthrope von Molière. Erklärt von H. Fritsche. Berlin. Weidmann. 1885.

Mit diesem Stücke findet die Serie von Molièreschen Lustspielen, die Direktor Fritsche für die Weidmannsche Buchhandlung herauszugeben übernommen hat, nahezu ihren Abschlufs; es fehlt nur noch der Avare, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt ist. Diese Ausgabe des Misanthrope hat alle Vorzüge der früher von demselben Herausgeber veröffentlichten Stücke; auch hier ist die gesamte, überreiche Litteratur durchstudiert und in ihren überzeugenden Resultaten sorgfältig benützt worden, nicht nur für die einleitenden Exkurse über des Dichters Leben und Werke, speziell den Misanthrope, sondern auch für den Kommentar, der sich wieder als Muster gewissenhafter und geschickter Interpretation erweist.[1]) Fritsche bemerkt, dafs er mit Rücksicht auf den Umfang des Bändchens die Spezialeinleitung viel kürzer gehalten habe als ihm lieb war; gerade durch die Kürze der Auseinandersetzung zeigte er sich als gewandter Erklärer und gründlicher Kenner Molières. Wenn es ihm möglich sein sollte, dem Avare, wie er es beabsichtigt, eine gedrängte Darstellung der Molièreschen Szene, der Bühneneinrichtung, der Kostüme und Theatersitten voranzuschicken, so wäre dies eine höchst dankenswerte Bereicherung der Ausgabe. Der Band „Misanthrope“ darf Lehrern und Studierenden aufs beste empfohlen werden.

Augsburg. Wolpert.

Max Duncker, Geschichte des Altertums. Neunter Band. Neue Folge: Zweiter Band. Leipzig, Dunker und Humblot. 1886. 8 ℳ

Während Dunckers Geschichtswerk früher eine lange Reihe von Jahren hindurch nur vier Bände umfafste, die lediglich den alten Orient behandelten, sind in den letzten Jahren in rascher Aufeinanderfolge fünf weitere Bände hinzugekommen, die aus der vollständigen Umarbeitung und Wiederaufnahme eines früher von demselben Verfasser unternommenen und beinahe der Vergessenheit anheimgefallenen Werkes hervorgingen. Diese fünf neuen Bände haben fast noch höheren Wert als die vorangegangenen, denen eigentlich der Verfasser seinen Ruhm verdankte. Der vierbändigen „Geschichte des Altertums“, wie sie in vier Auflagen weite Verbreitung fand, eignet das hervorragende Verdienst, dafs sie zum ersten Male auf Grund der neueren Entdeckungen und Forschungen eine umfassende, anschauliche und anregende Darstellung der ältesten Zeiten zu geben versuchte. Es wäre Aufgabe der Orientalisten gewesen, ein derartiges zusammenfassendes Werk zu liefern, um dem weiteren Kreise des Publikums, das den orientalischen Forschungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte, die Ergebnisse dieser jungen Wissenschaft mitzuteilen. Aber bis zur Stunde hat in Deutschland kein einziger Orientalist von Fach ein solches höchst wünschenswertes Werk in gröfserem Mafsstabe unternommen, was wohl in der weitgehenden Spezialisierung der Forschung und in der Unvollständigkeit und Unsicherheit gar vieler Ergebnisse seinen Grund hat. In Frankreich dagegen ist schon frühzeitig von einem hervorragenden Orientalisten, Lenormant, der Versuch einer Zusammenstellung und Verwertung der orientalischen Forschungen gemacht worden. Aber

[1]) Man lese als Beleg für die Richtigkeit meines Urteils z. B. die vortreffliche Anmerkung zu Akt I, Sz. II. 376 über das oft falsch erklärte cabinet.

Lenormants Werk, das viele Auflagen erlebte und auch ins Deutsche übersetzt wurde, gilt bei uns schon längst als fast ganz unbrauchbar, da es überreich an Irrtümern und willkürlichen Vermutungen ist. Ein besseres Werk lieferte in neuerer Zeit der bekannte französische Ägyptologe Maspero in seiner „Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum“. Doch auch diesem Werke gegenüber behauptete sich Dunckers „Geschichte des Altertums“ als das bei weitem gründlichere und vollständigere. Dies erreichte Duncker, der nicht Orientalist war, durch den aufserordentlichen Fleifs, mit welchem er drei Jahrzehnte hindurch die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der orientalischen Altertumswissenschaft verfolgte und in jede neue Auflage seines Werkes die jüngsten bewährten Ergebnisse eintrug, wobei er nicht wenige Kapitel wiederholt völlig umarbeitete. Zugleich behielt Duncker auch die höheren Anforderungen der Geschichtschreibung im Auge, so dafs sein Werk stets eine Zierde der deutschen Geschichtswissenschaft bleiben wird.

Dafs Dunckers „Geschichte des Altertums“ mit dem Perserkönige Dareios abschlofs und nicht einmal die frühere griechische Geschichte umfafste, ist oftmals, auch in diesen Blättern, bedauert worden, und erst im Jahre 1881 erschien ein neuer Band, der das alte Griechenland behandelte. Dieser Band, der fünfte, sowie alle folgenden zeigen jedoch einen wesentlich anderen Charakter als die vorangegangenen. Es war deutlich zu bemerken, dafs es jetzt dem V. immer weniger darum zu thun war, die Resultate zahlreicher und weit auseinander liegender Detailuntersuchungen übersichtlich zusammenzufassen, zu ordnen und unter gewisse Gesichtspunkte zu bringen, als vielmehr durch eigene Spezialforschung die Wissenschaft zu fördern und in ausgedehnten Untersuchungen neue Ergebnisse zu erzielen. Schon in den ersten vier Bänden waren derartige Versuche zu Tage getreten, namentlich bei den Punkten, wo die Berichte klassischer Autoren ebenso in Betracht gezogen werden mufsten wie die neuen Entdeckungen und Entzifferungen; und infolge dieser selbständigen Erörterungen und Aufstellungen hat der Verfasser aus dem Kreise der Orientalisten manches herbe, oft ungerechte Urteil erfahren müssen. Aber dieser Anspruch auf Selbständigkeit tritt doch im ganzen bei den früheren Bänden zurück, und erst bei der Behandlung der griechischen Geschichte wird er zum hervorstechenden Merkmale des Werkes. Hier bildet er in der That den besten Vorzug desselben. Denn hier brauchte der Verfasser nicht mehr, wie früher, aus Quellen zweiter und dritter Hand zu schöpfen, hier war er nicht mehr Dilettant, hier stand er keinem an Kenntnis und Beherrschung des gesamten in Betracht kommenden Materials nach. So richtete er seine ganze Kraft auf das Bestreben, die volle Selbständigkeit seiner Forschung zu zeigen. Er entwickelte eine bewundernswerte Arbeitskraft: in fünf Jahren erschienen ebenso viele Bände von ziemlich grofsem Umfang, jeder voll von interessanten, neue Gesichtspunkte eröffnenden Untersuchungen. Doch ist nicht zu leugnen, dafs unter der Fülle der Erörterungen die Komposition des Ganzen litt und dem grofsen Gewinn an wissenschaftlicher Originalität und Gründlichkeit ein nicht unbeträchtlicher Verlust an künstlerischer Abrundung und Schönheit zur Seite ging.

Der vorliegende neunte Band enthält das sechzehnte Buch des Werkes und hat zur Überschrift: „Die Staatsleitung des Perikles.“ Er umfafst einen Zeitraum von nur etwa zwanzig Jahren. Schon hieraus ersieht man, dafs des V.s Neigung zur breiten Darstellung und zur Detailuntersuchung mit dem Fortgang des Werkes immer mehr anwuchs. In den Zeiten seit Perikles beginnen die Quellen reichlicher zu fliefsen, aber der

V. beharrte bei seiner Methode, zum Zwecke der Erschöpfung des Gegenstandes jede, auch die geringwertige Überlieferung oder Notiz zur Besprechung zu bringen. Würde nach dieser Methode das durch den jüngst erfolgten plötzlichen Tod des V.s abgebrochene Werk fortgesetzt werden, so würden in anbetracht des Umstandes, dafs in den folgenden Zeiten das Quellenmaterial immer reichhaltiger wird, wohl fünfzig Bände nicht hinreichen, die „Geschichte des Altertums" zum Abschlufs zu bringen. Nicht blofs die politischen Begebenheiten und Zustände sind mit dieser Ausführlichkeit behandelt, sondern auch der griechischen Litteratur, insbesondere der Philosophie sind längere Exkurse gewidmet. So wichtig die Behandlung der allgemeinen Kulturzustände in einer gröfseren Geschichtsdarstellung ist, ebenso bedenklich ist ein breites Eingehen auf dieselben, wobei man sich stets der Gefahr einer unverhältnismäfsigen Hervorhebung der einen oder anderen Seite des Kulturlebens aussetzt. Die ausführliche Darlegung der sophistischen Lehre des Protagoras und der spitzfindigen Deduktionen des Gorgias sucht der Leser nicht in einem allgemeinen Geschichtswerke. Hier können geistige Strömungen, solange sie nicht gewaltige Umwälzungen herbeiführen, nur gestreift werden, da sie meist in dem Flusse der Begebenheiten fast ganz verschwinden. Viel wichtiger ist die Darstellung der materiellen und moralischen Verhältnisse der Volksmasse, kurz der sogenannten Altertümer. Aber nach dieser Richtung hin enthält das Buch so geringfügige Andeutungen, dafs sich vielleicht annehmen läfst, der V. habe sich die Behandlung der Altertümer auf einen späteren Band versparen wollen.

In der Heranziehung der neueren Litteratur besteht zwischen dem neunten Bande und den vorangehenden Bänden über die griechische Geschichte kein Unterschied. Unter die vielen Citate der Quellen mischen sich nur wenige Hinweise auf neuere Schriften. Mehrere anerkannt bedeutende Monographien sind gar nicht erwähnt, obwohl sich im Texte die Rücksichtnahme auf dieselben deutlich bemerkbar macht. So sind, um ein einziges Beispiel zu erwähnen, viele Bemerkungen im Texte offenbar gegen die Auffassungen Grotes gerichtet, ohne dafs dessen Geschichtswerk von unvergänglichem Werte ein einziges Mal citiert wird. Dagegen werden die gehaltlosen Schriften eines Müller-Strübing öfters angeführt, ja der V. läfst sich manchmal in eine bald zustimmende, bald abfällige Kritik der waghalsigen Hypothesen dieses Autors ein. Die Forscher, welche dem Zeitalter des Perikles ein längeres Studium gewidmet haben, werden überhaupt nicht wenige Anlässe zu Ausstellungen im einzelnen finden, was übrigens jedem derartigen, so tief in das Detail gehenden Werke widerfahren mufs.

Die Aufmerksamkeit des Lesers konzentriert sich natürlich auf Dunckers Auffassung des Perikles. Dieser Staatsmann und Feldherr hat in jüngster Zeit eine verschiedenartige Beurteilung erfahren. Auch Duncker schliefst sich denen an, die an Perikles mehr zu tadeln als zu loben wissen; allerdings vermeidet er es in den ersten Kapiteln, ein lobendes oder tadelndes Urteil auszusprechen, doch läfst er dadurch, dafs er fast alle Mifserfolge der athenischen Politik und Kriegsführung auf Perikles zurückführt, wenig Zweifel über seine Auffassung. Auf S. 132 beginnt ein neues Kapitel über die Reformpläne des Perikles mit der Rekapitulierung der „Reihe von Mifserfolgen, welche die ersten Jahre der Staatsleitung des Perikles Athen eingetragen," nämlich das Scheitern der Unterhandlungen mit Persien, die Aufrichtung der Obmacht Thebens in Böotien, der Verlust von Megara, die Einbufse der Stützpunkte Athens auf der Nordküste des Peloponnes, das Scheitern des panhellenischen Kongresses.

Im Anschlusse hieran sagt der V.: „Was seinem (des Perikles) bisherigen Walten an Erfolgen abging, mufste er demgemäfs durch Stärkung der Partei, in deren Reihen er emporgekommen war, auf die er sich stützte und allein weiter stützen konnte, zu ersetzen suchen.“ Dies ist nun eine vollständige Umkehrung des gewöhnlichen Verlaufs der Dinge: in Republiken haben erfahrungsgemäfs schon kleine Mifserfolge den Sturz oder wenigstens die Schwächung der herrschenden Partei zur Folge, und nur die zurückgedrängten Parteien gewinnen Stärkung, indem sie mit verdoppelter Kraftanstrengung die Niederlagen der Gegner im eigenen Interesse auszubeuten suchen. Auf diese Art werden sich auch in der athenischen Republik die Dinge gestaltet haben, und wenn Perikles neue grofse Reformen in Angriff nehmen konnte, so werden wir schliefsen müssen, dafs seine Schuld an den vorangegangenen Mifserfolgen gegen die deutlichen Erfolge seiner Staatsleitung gewaltig zurücktrat. Man darf sich nicht dem Irrtum hingeben, dafs die mächtige Persönlichkeit und besonders die Redegewalt des Perikles die Athener über seine Fehler und Mifserfolge hinwegsehen liefs; an den gehässigsten Angriffen seiner Gegner gegen ihn hat es wahrlich nicht gefehlt. Duncker hält jedoch an seiner der Erfahrung widersprechenden Vermutung konsequent fest und stempelt Perikles zu einem gewandten, ränkevollen Demagogen, der vor allem die Befriedigung seines Ehrgeizes im Auge hat. Das ganze Bild des Perikles ist daher mit einer gewissen Kälte gezeichnet, aber auffälliger Weise ist dessen Parteigegner Thukydides nicht mit gröfserer Wärme geschildert, wie uns der V. überhaupt in seinem ganzen Werke über seine politischen Grundanschauungen im Unklaren läfst. Im allgemeinen hat allerdings Athen des V.s Sympathien, während er über Sparta scharfe Urteile fällt, indem er von der „harten Einseitigkeit“, von dem „zähen Konservatismus“, von dem „militärischen Drill des am Eurotas regierenden Bauerntums“ spricht. Wenn auch auf S. 244 Plutarchs lebendige und aus aufrichtiger Bewunderung fliefsende Charakterisierung des aus dem Parteikampf eben als Sieger hervorgegangenen Perikles wörtlich wiedergegeben wird. so kann sich der V. doch nicht enthalten, ein überaus nüchternes Räsonnement unmittelbar folgen zu lassen, in welchem von Plutarchs Schilderung eben der Kernpunkt, das edle, patriotische, stets „auf das Beste gerichtete Streben“ des Perikles, geflissentlich bei seite gelassen wird. Und dennoch stützt sich Plutarchs Auffassung auf das gewichtigste zeitgenössische Zeugnis, nämlich das des Geschichtschreibers Thukydides, der doch wahrlich nicht einem ehrsüchtigen Demagogen anerkennende Worte zu widmen pflegte. Dieses Gewährsmannes Lobeserhebung wird von dem V. gleichfalls in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben, aber keineswegs für vollständig richtig erklärt (S. 247). Insbesondere wird der Ausspruch des Thukydides, Athen sei unter Perikles' Leitung am gröfsten gewesen, als unzutreffend bezeichnet; denn „zweifellos war Athen unter Kimons Leitung stärker als unter der des Perikles“ und „nach des Polybios Meinung war Athen unter Themistokles' Führung am stärksten.“ Hier ist aber Dunckers Auffassung die zweifellos irrige; ganz abgesehen davon, dafs des Thukydides Aussage über diese ihm nahe liegenden und von ihm reiflichst erwogenen Verhältnisse ungleich gewichtiger ist als die des Polybios, hat der letztere in der bezüglichen Stelle (VI, 44) auch nur sagen wollen, dafs Athen unter Themistokles am ruhmreichsten dastand; es ist aber unbestreitbar, dafs unter Perikles' Leitung der athenische Staat, wenn auch der Ruhm grofser, über eine auswärtige Macht errungener Siege fehlte, einen ungeheuren Aufschwung nahm und die Zeiten des Themistokles und des Kimon weit überholt wurden.

In der zweiten Hälfte des Buches tritt des V.s Stellungnahme gegen Perikles noch stärker hervor. Mehr als einmal wird jene Ansicht wiederholt, dafs Perikles vornehmlich „um seinetwillen“ die Führung des Staates erstrebte und seiner Politik die ihr eigentümliche Richtung gab. Hinsichtlich dieser Politik werden ihm viele Vorwürfe gemacht, wobei ihm jedoch auch häufig Milderungsgründe zuerkannt werden. Manchmal wird in eigentümlicher Weise Lob und Tadel verschmolzen, so S. 318: „In diesem Sinne hat Perikles als Vorsitzender des Strategenkollegiums im Interesse Athens wie in seinem eigenen, umsichtig und klug genug, wenn auch nicht weitsichtig, gehandelt.“ Mit aufserordentlicher Ausführlichkeit wird die Politik des Perikles besprochen, doch hat es oft den Anschein, als ob sich der V. in seiner Auffassung nicht sicher fühle, und auf S. 398 spricht er, um die Kompliziertheit seiner Auffassung zu rechtfertigen, den Satz aus: „Des Perikles Politik war eigener Art und nicht leicht zu verstehen.“ Auf den nun folgenden Seiten, in welchen die Anfänge des peloponnesischen Krieges bis zu Perikles' Tod behandelt werden, wird völlig der Stab über den berühmten Staatsmann gebrochen; sein ganzer Kriegsplan wird als verfehlt bezeichnet. Perikles soll namentlich den groben Fehler gemacht haben, dafs er „den Stofs in das Herz Spartas“ versäumte. Manchmal wird ihm Mangel an Energie, Mut, militärischer Befähigung vorgeworfen. Wie ganz anders stellt sich aber der Anfang des peloponnesischen Krieges bei Thukydides dar! Bei diesem wird die rasch fortschreitende Erzählung der Ereignisse selten durch solche kritische Betrachtungen unterbrochen, wie sie bei Duncker überwiegen. Die kritischen Urteile des Thukydides, dessen besonnene Ruhe und genaue Kenntnis der Verhältnisse über allem Zweifel steht, sollten schon wegen ihrer Seltenheit unsere besondere Beachtung und volle Zustimmung finden. Nach des Thukydides Urteil nun war nicht blofs der Kriegsplan des Perikles vortrefflich, sondern auch seine ganze Berechnung über den Verlauf und Ausgang des Krieges konnte für richtig gelten, und Thukydides zweifelt nicht, dafs Athen den Sieg hätte davon tragen müssen, wenn es eben nicht schon gleich anfangs von so unberechenbaren Schicksalsschlägen, wie die Pest und Perikles' plötzlicher Tod waren, getroffen worden wäre. Diese Unfälle, überhaupt die im peloponnesischen Kriege besonders stark hervortretenden Launen des Schicksals werden von Duncker nicht gebührend betont.

Die Polemik gegen Thukydides zeigt sich insbesondere bei der Beurteilung der Reden, welcher dieser Geschichtsschreiber seinem Werke eingeflochten hat. Von der perikleischen Leichenrede wird zugestanden, dafs sie in der Fassung gehalten wurde, wie wir sie bei Thukydides lesen. Bei anderen Reden jedoch wird an der schon öfter aufgetauchten Annahme festgehalten, dafs nicht blofs ihre Form, sondern auch ein grofser Teil ihres Inhalts freie Erfindung des Geschichtsschreibers sei; manche Rede sei ein recht schwaches Machwerk des letzteren. Wenn man in dieser Weise die Kritik dieses gröfsten griechischen Geschichtsschreibers fortsetzt, wird man bald dazu gelangen, ihm alle und jede Glaubwürdigkeit abzusprechen. Doch genug der Ausstellungen! Dunckers griechische Geschichte hat mit Mommsens römischer Geschichte dies gemeinsam, dafs sie grofse Schwächen, aber noch gröfsere Vorzüge besitzt. Es sei daher nochmals betont, dafs der letzte Band des Dunckerschen Geschichtswerkes den früheren Bänden an bleibendem Werte durchaus nicht nachsteht.

München. Heinrich Welzhofer.

III. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Wilh. Winter z. Gymn.-Prof. für Mathematik und Physik am alten Gymnasium in Regensburg; Jul. Noder, Ass. in Landshut, z. Stdl. daselbst; Eugen Brand, Ass. in Bamberg, z. Stdl. in Neustadt a./H.; Herm. Hoffmann, Ass. bei St. Anna in Augsburg, z. Stdl. in Bayreuth; Joh. Fried. Schinnerer, Ass. in Wunsiedel, z. Stdl. in Hof; Friedr. Horn, Ass. am Realgymn. in Würzburg, z. Stdl. in Landstuhl; Christ Adam, k. Studienrektor und Gymn.-Prof am Wilhelmsgymnasium zu M., zum Mitgliede des obersten Schulrates; Friedr. Uebel, Ass. in Nürnberg, z. Stdl. in Hersbruck; Dr. Sigm. Günther, Gymn.-Prof. für Mathematik in Ansbach, z. ordentl Prof. der Erdkunde am Polytechnikum in M.; Jos. Pistner, Stdl. am Wilhelmsgymnasium in M., z. Gymn.-Prof. am Maxgymnasium in M.; Eberh. Holland, Ass. in Hafsfurt, z. Stdl. in Ingolstadt; Dr. Joh. Winter, Stdl. am Maxgymnasium in M., z. Direktor der höheren Töchterschule in M.; Beda Löhr, Präfekt in Aschaffenburg, z. Gymn.-Prof. und Religionslehrer am alten Gymnasium in Würzburg; Ferd. Vogelgsang, Ass zu St. Stephan in Augsburg, z. Stdl. in Münnerstadt; Ant. Weninger, Ass. am alten Gymnasium in Regensburg, z. Stdl. in Lindau; Jos. Kühnlein, Ass. zu Kempten, z. Stdl. in Lindau; Karl Kern, Ass. in Erlangen, z. Stdl. in Nördlingen; Wilh. Meyer, Stdl. in Nördlingen, zum Subrektor daselbst; Jos. Groll, Stdl. in Bamberg, z. Gymn.-Prof. für Mathematik in Amberg; Georg Kainz, Ass in Münnerstadt, z. Stdl. für Arithmetik und Mathematik in Bamberg; Dr. Remig. Stölzle, Stdl. in Würzburg, zum aufserordentl. Prof. an der Universität Würzburg.

Versetzt: Stdl. Dr. Heinr. Wilh. Reich von Nürnberg an das Wilhelmsgymnasium in M.; Stdl Karl Michal von Zweibrücken nach Nürnberg; Stdl. Jos. Schmaderer von Ingolstadt nach Zweibrücken; Dr. Timoth. Oechsner, Religionslehrer und Gymn.-Prof. vom alten Gymnasium an das neue Gymnasium in Würzburg; Stdl. Seb. Roeckl von Lindau an das Maxgymnasium nach M.; Stdl. und Subrektor Karl Roth von Wunsiedel in gleicher Eigenschaft nach Kasel.

Quiesziert: Seb. Zehetmayr, Gymn.-Prof. in Freising, für immer; Mich. Fefsler, Stdl. in Münnerstadt, auf ein Jahr; Heinr. Gebhardt, Gymn.-Prof. u. Studienrektor in Burghausen, für immer.

Gestorben: Phil. Sieber, quiesz. Stdl. in Edenkoben; Andr. Söldner, quiesz. Stdl. in Freising; Joh. Bapt. Zrenner, quiesz. Gymn.-Prof. in M.; Martin Piller, Gymn.-Prof. für Mathem. in Dillingen.

Litterarische Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geistbeck, Dr. M., Methodik des Unterrichts in Geographie, Geschichte und deutscher Sprache für Volks- und Mittelschulen. gr. 8⁰. (VIII u. 217 S.) ℳ 3.

Sehr praktisch für das Freiwilligen-Examen. 

Taschenbuch

für

Gymnasiasten und Realschüler.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Enthaltend

Tabellen, Jahreszahlen und Formeln

aus der

Welt-, Kirchen-, Litteratur- und Kunstgeschichte, der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Naturkunde und Geographie,

nebst einer Übersicht der **Maass-, Gewichts-** und **Münz-Systeme** und **Chronologie.**

Es enthält **keinen Kalender** und bleibt daher für **lange Zeit** brauchbar.

kart. 2 M. — eleg. geb. 2 M. 25 Pfge.

Wegweiser bei der Berufswahl.

Zusammenstellung der Berufszweige rücksichtlich der **Berechtigungen** der **Zeugnisse** sämtlicher **höherer Lehranstalten.** Beigegeben sind: a) die Anforderungen beim **Abiturientenexamen,** b) beim **Kommissionsexamen** für **einjähr. Freiwillige,** c) ein **alphabet. Register** der **Berufszweige.** 2. Ausgabe. Preis 60 Pfg.

Verlag von **Wilhelm Violet** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Carl Steyer, Antiquariat in Cannstatt bei Stuttgart

versendet **gratis** und **franko Antiquarkataloge: XXII. Sprachwissenschaft u. ausländ. Litteratur.** 1446 Nummern. **XXIII. Griech. u. röm. Philosophie nebst Erläuterungsschr.** 1038 Nrn. **XXV. Klass. Philologie.** II. **Altertumskunde.** 1582 Nrn. **XXVII. Naturwissensch. Exakte Wissensch. Medizin.** 1483 Nrn. **XXVIII. Philosophie. Pädagogik. Schul- u. Universitätsw.** 1166 Nrn. **XXIX. Klass. Philologie. I. Autoren.** 2437 Nrn. **XXX. Deutsche Sprache u. Litteratur.** 1441 Nrn.

Ankäufe aus obigen Wissenschaften jederzeit zu hohen Preisen. 2(1

Druck von H. Kutzner in München.

Druck von H. Kutzner in München.



